. Jahrg. 1874 Heft 1

Illustrierte Monatschrift
ür alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 1. Heftes:

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg.

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch. Von Hofapotheker K. Wrede, Wertheim.

Rothenburg o. T. Gedicht von Dr. August Sperl.

Briefe Scheffels an Alexander Kaufmann. Mitgeteilt von Archivrat Dr. Josef Kaufmann in Danzig.

Zur Pflege der Volkskunde in „Frankenland". Von Professor E. Volz, Wertheim.

Wie die Bürger von Amorbach anno 1525 in der Abtei daselbst gehaust haben. Von Dr. Franz J. Bendel, Würzburg.

Das deutsche Dorf. Von Dr. Fl. H. Haug, Wertheim.

Johannes Butzbach. Ein fahrender Schüler aus Franken. Von Gustav Klingenstein, Wertheim.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Aus Archiven und Museen.

Rundschau.

Büchertisch.

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst
Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde
und Heimatschutz in Franken.

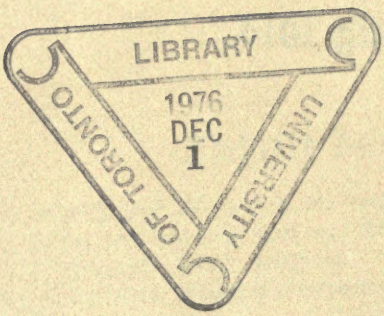
1. Jahrgang 1914.

Herausgegeben von

Dr. Hans Walter
fürstl. Archivar
Kreuzwertheim.

Alois John
Schriftsteller
EGER

Dettelbach a. M.
Druck und Verlag: Konrad Triltsch.
1914.



DC
1
F66
Jg.1

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 1.

Seite

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg 6

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch. Von Hofapotheker K. Wrede, Wertheim . . 11

Rothenburg o. T. Von August Sperl . 17

Briefe Scheffels an Alexander Kaufmann. Mitgeteilt von Archivrat Dr. Josef Kaufmann in Danzig 18

Zur Pflege der Volkskunde in „Frankenland" Von Professor E. Bolz, Wertheim . . 25

Wie die Bürger von Amorbach anno 1525 in der Abtei daselbst gehaust haben. Von Dr. Franz J. Bendel, Würzburg 33

Das deutsche Dorf. Von Dr. Fl. H. Haug, Wertheim 37

Johannes Butzbach. Ein fahrender Schüler aus Franken. Von Gustav Klingenstein, Wertheim 39

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken 43

Aus Archiven und Museen. Rundschau . . 44

Büchertisch 45

Doppelheft 2/3.

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg. (Fortsetzung) . . . 49

Die Flurnamen von Urphar am Main. Von Gustav Rommel, Karlsruhe 66

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch. Von Hofapotheker K. Wrede, Wertheim (Schluß) 79

Ein mittelalterliches Dorfbild aus Franken. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg. . 89

Streifzüge auf dem Gebiet der Münzkunde mit besonderer Berücksichtigung Frankens. Von Dr. Will, Erlangen 100

Franken. Gedicht von Max Alfred Vogel 105

Seite

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach 105

Im Taubertal. Gedicht von Max Alfred Vogel 110

Was Unteraltertheim von den Napoleonischen Kriegszügen erlebte und erlitt. Von Pfarrer Friedrich Hauck, Unteraltertheim . . 110

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken. Von Dr. Fridolin Solleder, München 115

Der Wonseeser Humanist in seinen Beziehungen zu Franken. Von Professor Dr. Chr. Beck in Bamberg 127

Funde und Ausgrabungen 133

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken 135

Lesefrüchte 136

Wirtschaftsgeschichte 137

Büchertisch 138

Heft 4.

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg. (Schluß) 145

Bau- und Handwerkskunst in Unterfranken im 18. und 19. Jahrhundert. Von Professor F. Moser, Würzburg 156

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach. (Fortsetzung) . . 168

Auf der Ehrenbürg. Gedicht von Aug. Gräf 175

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken. Von Dr. Fridolin Solleder, München. (Schluß) 176

Die Wandmalerei des Hospitals zu Mosbach. Von Zeichenlehrer Fritz Landes, Mosbach 184

Rundschau 187

Büchertisch 188

Heft 5.

Seite

Dekorative Fayencen der Ansbacher Fayencefabrik. Von Konservator August Stöhr, Würzburg 193

Alexander Kaufmann. Von Archivar Dr. Haug, Wertheim 205

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach. (Schluß) . . . 214

Nr. 503. Von Dr. Aug. Gebhardt, Erlangen 221

Zur Frage nach der Herkunft des Kruzifixus in der Schwabacher Stadtkirche. Von Pfarrer Hermann Clauß, Schwabach 227

Auf eine alte Stadt. Gedicht von Max Alfred Vogel 234

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken 235

Rundschau 235

Büchertisch 236

Heft 6.

Huldigung an Se. Majestät König Ludwig III. 241

Unsere Heimat vor 3000 Jahren. Von Konservator Dr. Hock, Würzburg 243

Würzburgs Werdegang. Von Dr. Hans Ring, München 262

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich v. Furtenbach, Major a. D. 276

Die Würzburger Truppen in den Kriegen Napoleons I. (1806–1815). Von August Eichelsbacher, Würzburg 284

Würzburger Infanterie in bayerischen Diensten nach 1815. Von Major z. D. Schleicher, München 294

König Ludwig I. von Bayern und die Rhein-Seeschiffahrt. Vom Geh. Regierungsrat, Universitäts-Professor Dr. Gottfr. Zoepfl, Berlin 298

Heimkehr. Ein Freudengruß an Frankens Musenstadt. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg 303

Die Universitätskirche in Würzburg. Von Dr. Felix Mader, k. Konservator 308

St. Kolumbans Haus zu Kells, aus dem St. Kilian hervorgegangen ist. Von Dr. Will, Erlangen 315

Der Grafen-Eckhardturm zu Würzburg. Von August Sieghardt-Nürnberg (Kufstein) 317

Altwürzburger Sitt' und Art. Von Dr. Leo Wilz, Würzburg 320

Kleine Bausteine zur Geschichte der Bevölkerungsbewegung in Franken. Von Dr. Otto Riedner, München 324

Aus Archiven und Museen 326

Aus dem Frankenland 331

Erinnerungsblätter 331

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken 333

Büchertisch 333

Heft 7.

Seite

Würzburgs Werdegang. Von Dr. Hans Ring, München 337

Das Gold im Stein. Gedicht von Alexander Kaufmann 349

Würzburger Infanterie in bayerischen Diensten. Von Major z. D. Schleicher, München 350

Johann Heinrich Witschel und Johann Konrad Grübel. Von A. Kaeppel, Nürnberg . 360

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich v. Furtenbach, Major a. D. (Fortsetzung) 367

Die Cyriakus-Schlacht. Von Bezirksamtmann a. D. Lippert 371

Eine wenig bekannte Arbeit des Hofschlossers Georg Oegg in Würzburg. Von Professor F. Moser in Würzburg 374

Die Schanzen von Faulbach und Mondfeld. Von Gymnasialdirektor Dr. O. Kienitz in Wertheim 375

Auß Archiven und Museen 376

Erinnerungsblätter 378

Büchertisch 379

Heft 8.

Die feurigen Männer in Franken. Von K. Spiegel 386

Vom ältesten Mergentheim. Von Professor Dr. Goeßler, Stuttgart 391

Ludwig Bauer. Von Heinrich Kühnlein in Würzburg 398

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich v. Furtenbach, Major a. D. (Fortsetzung) 405

Franken marschiert! Gedicht von Heinrich Weigl, Würzburg 410

Zur Geschichte von Faulbach a. Main. Von Dr. O. Kienitz, Gymnasialdirektor, Wertheim 411

Heft 9.

Vom ältesten Mergentheim. Von Professor Dr. Goeßler. (Schluß) 418

Die feurigen Männer in Franken. Von K. Spiegel. (Schluß) 426

Noch klingt ein Lied. Gedicht von Aug. Gräf 436

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedr. v. Furtenbach, Major a. D. (Schluß) 437

Die Ortsnamenforschung und die Slavenfrage in Franken. Von Dr. Chr. Beck, Bamberg 442

Im Himmelreich. Von H. Vogt, Frankfurt a. M. 445

Chronika eine Pfarrherrn aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Albrecht Seifert 446

Von den Vereinen aus Württembergisch-Franken 448

Heft 10.

Professor Ernst Volz gefallen! Nachruf von O. Kienitz, Wertheim 449

General von der Tann. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg 451

Seite

Die Namen der am Main zwischen Lohr und Wertheim gelegenen Orte. Von Joseph Schnetz, K. Gymnasialprofessor in Lohr 463

Deutschlands Fluch. Gedicht von H. Weigl 473

Wörter und Namen. Von Dr. Christoph Beck, Bamberg 474

Ins württembergische Franken. Von Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T. . . . 476

Heft 11.

Major Hermann Helmes gefallen! Nachruf von Dr. Hans Walter 481

Zur Biographie eines fränkischen Philologen und Schulmannes (Johann Mathias Gesner, Professor zu Göttingen, † 1761). Von Albert Gümbel, k. Kreisarchivar, Nürnberg 482

„Trommler, schlag' an . . ." Aus der neueren deutschen Kriegslyrik. Von Dr. Carl Busse, Berlin 491

„Und die Haubitzen brummen". Ein Landwehrlied. Von Hugo Vogt 496

Aus einer Familienchronik. Von Dr. Leo Wilz, Würzburg 497

Des Kaisers Kriegsfreiwillige. Gedicht von E. Will, Posen 507

Lied eines Eingerückten. Lied eines Untauglichen. Gedichte von Heinrich Weigl . 508

Seite

Die dunkle Herkunft der Wasserschöpfräder in der Rednitz. Von Dr. ing. Hans Gießberger, Erlangen 509

Heft 12.

Aus einer Familienchronik. Von Dr. Leo Wilz, Würzburg 513

Zur Geschichte der mittelfränkischen Dekanate. Von Pfarrer H. Clauß, Schwabach . . 523

Das Wertheimer Gesangbuch. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach 531

Gruß aus dem Felde. Gedicht von Karl Albrecht Seifert 545

Standesbewußtsein der Jugend in Schelten Versen. Von Aug. Gebhardt, Erlangen 546

Altes und Neues über Weihnachtsgebräuche und die zwölf Nächte Ein Beitrag zur Volkskunde im protestantischen Mittelfranken. Von A. Ney-Kreiselmeyer, München 549

Von den Regenbogenschüsselchen. Von Prof. Dr. Goeßler, Stuttgart 555

Eine Stunde beim Antiquitätenhändler. Von Julia Alice Windmüller, Hamburg . 557

Aus dem Frankenland 559

Erinnerungsblätter 559

Büchertisch 559

S. M. König Ludwig III. im Speffart

Aufnahme bei den Königlichen Hofjagden Ende November 1913.

1. Jahrg. Heft 1.

Frankenland

Illustrierte Monatschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken

Publikations-Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim (750 Mitgl.)

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Verlags-Vorwort

Die von allen Gebildeten unseres lieben Frankenlandes anerkannte Notwendigkeit der Entstehung einer wirklich befriedigenden Zeitschrift fränkischen Charakters hat schon zu mancherlei Versuchen nach dieser Richtung geführt. Immer jedoch mußten diese Bestrebungen aus irgend einem Grunde scheitern. = Unter Hinweis auf übenstehendes Programm haben sich der Leitung des Unternehmens Männer zur Verfügung gestellt, deren Rat und Mitarbeit beste Gewähr für gedeihliche Entwickelung der Zeitschrift bietet. Schon aus diesem Grunde wird der Verlag nichts scheuen, um dem Äußeren des Werkes eine möglichst vollendete Form zu geben. = Einer Dankespflicht hat sich der Verlag im Voraus zu entledigen. Otto Rückert arbeitet mit. Da große Lobsprüche nicht nach dem Geschmack dieses Künstlers sind, müssen wir uns mit dem Ausdruck aufrichtigen Dankes begnügen, dürfen aber damit wohl den Wunsch verbinden, daß wir uns dauernd der Unterstützung durch Otto Rückerts fränkischer Kunst und Eigenart zu erfreuen haben.

K. Triltsch Verlag.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 6 Kreuzwertheim. Verlag Nr. 25 Dettelbach.

Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Programm.
Berater und Mitarbeiter.

Vereine für Erforschung und Erkenntnis der heimatlichen Geschichte, Sprache, Kunst, der Volks- und Altertumskunde sind schon lange in Franken tätig, die Ziele der Heimatschutzbewegung zu verwirklichen. Mühsame Sammelarbeit wird von gelehrten und ungelehrten Forschern jahraus jahrein geleistet. Manches Ergebnis gelangt an beachtenswerter Stelle zur Kenntnis der Öffentlichkeit und wird ein Baustein im Getriebe der Wissenschaft. Manches erfreut im kleineren oder größeren Kreis die Freunde und Genossen am Werk und wird vergessen. Das Meiste findet nicht den Weg zu weiterer Verbreitung und verkommt ungenutzt.

Hier will **„Frankenland"** helfend eingreifen. Indem wir allen nach wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeiteten Beiträgen zur **fränkischen Geschichte, Kultur, Kunst, Volkskunde und Literatur** einen großen Leserkreis und die Kritik der Fachgenossen vermitteln, hoffen wir manche wertvolle Arbeit nutzbar zu machen für Belebung und Vertiefung heimatgeschichtlicher Forschungen.

Regelmäßige Nachrichten aus den Vereinen für fränkische Geschichte und Volkskunde, sowie aus unseren Museen und Sammlungen sollen die Wünsche und Erfolge dieser Institute bekannt geben. Wir erhoffen davon eine engere Verbindung zwischen gleichartigen Unternehmungen zum Nutzen aller.

Wir sehen **„Frankenland"** überall da, wo das Bewußtsein fränkischer Art noch lebendig ist, also neben den **drei bayerischen Frankenkreisen** auch im **württembergischen und badischen Franken.**

Doch nicht nur der Erforschung und Erkenntnis Frankens großer Vergangenheit, auch der Stärkung fränkischer Eigenart in unseren Tagen wollen wir dienen. Wir werden uns daher bemühen, die Führer der **modernen fränkischen Literatur** und die Vorkämpfer eines wieder erwachenden **fränkischen Kunstgewerbes** als Mitarbeiter zu gewinnen.

Auf unparteiisch wissenschaftliche **Bücherbesprechungen** in weitestem Umfange wird dauernd Wert gelegt. Eine gründliche Zeitschriftenschau wird Kunde geben von verwandten Bestrebungen in den Nachbargebieten.

Wenn wir Wissenschaftlichkeit als unbedingte Basis der Monatsschrift „Frankenland" betonen, so ist damit nicht gesagt, daß wir für Fachgelehrte schreiben. Im Gegenteil — aber nur auf dieser Grundlage ist es möglich, **allen geistig weiterstrebenden Franken** jeden Standes und Berufes, daheim und in der Fremde, Anregung und Förderung in **einwandfreier Form** zu geben.

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Universitäts-Prof. **Dr. Gebhardt** in Erlangen.
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Gymnasial-Prof. **Bolz** in Wertheim.

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberseider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München, z. Zeit in Ferrara (Italien).

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Regierungsassessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Kurzer Auszug aus unserer Mitarbeiterliste.

Beck, Professor Dr. in Bamberg.
Bendel, Dr. in Würzburg.
Buchner, Pfarrer in Sulzbürg.
Conrad, Hauptlehrer in Kitzingen.
Eichelsbacher, Volksschullehrer in Würzburg.
Fink, Dr. Hülfsarchivar in Darmstadt.
Fleck, Postkassier in Mergentheim.
Flex, Dr. in Storchnest.
Gräf in Würzburg.
Günther, Bahnverwalter in Aschaffenburg.
Hartmann, Postsekretär in Aschaffenburg.
Hein, Dr. Assistent der Monumenta Germaniae hist. in Berlin.
Kaufmann, Dr. Archivrat in Danzig.
Kittel, Dr. Handelskammer-Syndikus, Würzburg.
Klingenstein, Lehramtspraktikant in Wertheim.
Knab, Dr. Amtsrichter in Rothenburg o. T.
Kühnlein, Professor in Würzburg.
Richter, Dr. in München.
Rinneberg, Kunstmaler in München.
Rückert, Kunstmaler in Würzburg.
Rommel, Betriebssekretär in Karlsruhe.
Schmitt, Seminarlehrer in Würzburg.
Schnetz, Professor in Lohr.
Schornbaum, D. Pfarrer in Alfeld.
Schotte, Dr. in Danzig.
Solleder, Dr. in München.
Urff, Rektor a. D. in Hanau.
Wilke, lic. Dr. Professor in Hof.
Wrede, Hofapotheker in Wertheim.

Dank dieser von allen Seiten gütigst gewährten Unterstützung wird „Frankenland" seinen Weg gehen, der schönen, altehrwürdigen Heimat zu Nutz und Ehr.

Der Herausgeber.

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn.

Von

Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg.

Die vorliegende Arbeit war im Jahre 1909 Gegenstand eines Vortrags im Historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg. Sie stützt sich durchweg auf bisher unbenutztes Material des Gräflich Schönbornschen Familienarchives zu Wiesentheid (Akten des Bestandes „Melchior Friedrich von Schönborn"). Für die gütigst gewährte Erlaubnis zur Bearbeitung und Veröffentlichung spreche ich auch an dieser Stelle nochmals Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Arthur von Schönborn-Wiesentheid ergebensten Dank aus.

Lediglich zu Erklärungen und Erläuterungen wurde die einschlägige Literatur beigezogen; so namentlich für Abschnitt II: Wegele, Fr., Geschichte der Universität Würzburg; Braun, C., Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg; Amrhein, Reihenfolge der Mitglieder des adeligen Domstifts Würzburg; – für Abschnitt III: Joannis, G. Ch., Scriptores rerum Moguntiacarum; – für Abschnitt IV: Spiringer, Fr., Das Aschaffenburger Gymnasium unter Leitung des Jesuitenordens 1620–1773; – für Abschnitt V: Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanicum in Rom.

* * *

Kulturgeschichtliche Skizzen sollen die folgenden Ausführungen sein. Und doch können sie Anspruch auf erhöhte Bedeutsamkeit auch in der politischen Geschichte machen. Denn wenn, wie Alexander von Gleichen-Rußwurm sagt, Kulturgeschichte sich in jedem Leben spiegelt, auch im geringsten, so stehen im Mittelpunkte gerade der vorliegenden Betrachtungen zwei Männer, die selbst wieder für weite Kreise ihrer Zeit Richtung gebend geworden und die selbst ein gut Stück der so herrlichen kunsterfüllten Kultur rings um uns in Franken schufen und förderten. Ich meine die Erbauer der Würzburger Residenz: Johann Philipp Franz von Schönborn und seinen Bruder Friedrich Karl von Schönborn. Als Bischöfe von Würzburg lenkten sie die Geschicke unserer fränkischen Lande von 1719–1724 bezw. von 1729–1746.

Insbesondere der letztere, Friedrich Karl, erfreut sich in der politischen Geschichte des beginnenden und mittleren 18. Jahrhunderts eines klangvollen Namens. Als Reichsvizekanzler zu Wien hatte er 30 Jahre lang (1705–1734) die Fäden der ganzen damaligen Politik in Händen, in jener so bewegten Zeit, da der spanische Erbfolgekrieg, der nordische Krieg, die pragmatische Sanktion die Diplomaten aller Höfe in ständiger, aufregender Tätigkeit hielt. Als Landesherr der beiden fränkischen Bistümer Würzburg und Bamberg hatte er in der Verwaltung der ihm anvertrauten Gebiete eine politische Weitschau und einen wirtschaftlichen Blick bekundet, der in späteren Darstellungen bis auf die neueste Zeit Anerkennung und Bewunderung fand. Seinen Zeitgenossen galt er infolge

seiner eminenten Begabung, seines Wissens und seiner Gewandheit als miraculum mundi, als ein Weltwunder.

All das ist bekannt von ihm. Nicht bekannt und kaum irgendwo erwähnt, aber nicht minder reizvoll zu schauen ist, wie dieser Mann heranwuchs, wo er die frühesten Grundlagen seiner später so angestaunten Bildung, seiner politischen und diplomatischen Geschäftsgewandtheit legte, all' die vielgepriesenen Eigenschaften erwarb, die auf der Höhe seines Lebens ihm Namen, Ruhm und Glanz verschafften.

So werden wir ihn und seinen Bruder kurz in ihren Lehr- und Wanderjahren geleiten, denn die beiden späteren Bischöfe sind unzertrennlich in ihrer Studienzeit. Sie gingen zusammen ins Gymnasium, wurden zusammen auf die hohen Schulen gesandt, wie es überhaupt in der Familie Schönborn Sitte war, womöglich stets zwei Söhne miteinander zum Studium hinauszuschicken.

1.

Haus und Familie.

Die Grundlage der Erziehung geschieht in der Familie.

Die Familie der damaligen Freiherrn, späteren Grafen von Schönborn, entstammt dem Westerwald. Im Kur-Trierischen Gebiet lagen die ersten Besitzungen und im Dienste der Kurfürsten von Trier verrichteten die Ahnen ihre ersten Taten. Im deutschen Ritter-Orden (Balleien: Lothringen und Hessen), in den Kapiteln von Trier und Mainz, in den Stiften Bleidenstadt und Sankt Alban in Mainz finden wir schon in früher Zeit Angehörige des Hauses. In Johann Philipp von Schönborn sandte das Geschlecht seinen ersten Vertreter auf einen bischöflichen Stuhl (zu Würzburg 1642) und in das Kollegium der Kurfürsten (als Erzbischof von Mainz 1647). 1663 wurde die Familie durch Leopold I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Zur Zeit, von der wir sprechen, war das Hauptbetätigungsfeld der Familienangehörigen das Mainzer Gebiet. Zu Mainz, Frankfurt und Aschaffenburg existierten Schönborn'sche Höfe. Schloß Heusenstamm bei Offenbach — seit 1661 im Besitz der Familie — war ein beliebter Aufenthaltsort.

Der Vater der beiden späteren Würzburger Bischöfe war Melchior Friedrich von Schönborn. Am 16. März 1644 geboren, war er seit 1669 Obermarschall von Mainz und Würzburg, seit 1672 Vizedom zu Aschaffenburg. Am 25. Juli 1668 hatte er sich mit Sophia von Boineburg, der Tochter des bekannten Mainzer Obermarschalls Johann Christian von Boineburg, vermählt.

Innige Liebe verband die beiden Ehegatten zeitlebens. Das traulichste Familienleben spiegelt sich wieder in der Unzahl von Briefen, die von der Hand Sophias an ihren Gemahl erhalten sind. So oft Melchior Friedrich auch nur auf kurze Zeit vom Hause abwesend war — bei seiner vielfachen Verwendung in Mainzer Regierungssachen und diplomatischen Sendungen geschah dies häufig —

eilten ihm die Briefe der Gattin nach und hielten ihn fast täglich in sicherer Kenntnis über die kleinen, häuslichen Angelegenheiten, über das Betragen der Kinder, die Sorgen des Haushaltes und anderes. „Herzallerliebstes einziges Leben" ist meist die Anrede, „meines Herzallerliebsten Schatz treueste Dienerin" oder „meines Engels treugehorsamste Sophia" der Schluß des Briefes.

Hochaltarbild in der Pfarrkirche zu Gaibach. Weihebild der Gräfl. Schönborn'schen Familie.

Die Porträts stellen dar (von links nach rechts) obere Reihe: **1. Marquard Wilhelm von Schönborn**, Dompropst zu Bamberg, **2. Lothar Franz**, Bischof v. Bamberg, Kurfürst zu Mainz, **3. Franz Georg**, Kurfürst zu Trier, Bischof von Worms, Gefürsteter Propst zu Ellwangen, **4. Hugo Damian**, Bischof von Speyer und Konstanz, Kardinal, **5. Johann Philipp Franz**, Bischof zu Würzburg, **6. Anselm Franz**, Kaiserlicher General, **7. Rudolf Franz Erwein**, Mainzer Oberhofmarschall und Vizedom, Kaiserl. Geh. Rat. Untere Reihe (von links nach rechts): **1. Friedrich Karl**, Bischof von Bamberg u. Würzburg, Reichsvizekanzler, **2. Johann Philipp**, Kurfürst von Mainz, Bischof zu Würzburg und Worms, **3. Melchior Friedrich**, Mainzer Vizedom, Mainzer u. Würzburger Obermarschall, Reichshofrat u. Kaiserl. Geh. Rat, **4. Johann Erwein**, Mainzer Obermarschall und Oberamtmann, Reichshofrat.

Melchior Friedrich war ein vielseitig gebildeter Mann. Auf weiten Reisen, meist diplomatischen Missionen, hatte er sich Weitblick, Kenntnisse und Welterfahrung gesammelt. Schon mit 20 Jahren war er 1664 in Begleitung seiner Brüder Franz Georg (gestorben als Domkustos von Mainz) und Johann Philipp (später Malteserritter und Mainzer Stadtkommandant) nach Rom gekommen, 1667 finden wir ihn als Mainzer Gesandten in Lüttich und im Haag, 1670 in Brandenburg und Sachsen, 1672 in Wien. Erwähnenswert und wohl auch für ihn bedeutungsvoll mag jene Gesandtschaftsreise sein, die er im April 1672 zusammen mit dem Philosophen Leibniz nach Paris tat.

Auch die Mutter besaß neben ihren trefflichen häuslichen Eigenschaften wohl eine Bildung, die das Durchschnittsmaß jener Zeit überragen mochte. War ja doch ihres Vaters Haus damals bekannt als Mittelpunkt eines gelehrten Kreises.

Der Geist des Hauses, in dem Melchior Friedrich und Sophia die Häupter waren, war ein streng patriarchalischer. Die Kinder mußten Respekt und Achtung haben, auch vor den älteren Dienstboten. Und aus erhaltenen Briefen ersehen wir, wie das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten ein wirkliches Vertrauensverhältnis war. „Mein lieber Gevatter xx" heißt's da oft als Anrede bei einem alten Diener des Hauses, wenn die Frau Obermarschalkin einen Auftrag brieflich erteilte.

Vor den Eltern selbst hatten die Kinder die größte Ehrfurcht. Nicht allein der an und für sich schwülstige und devote Stil des ausgehenden 17. Jahrhunderts ist es, der uns scheinen läßt, als wagten die Kinder dem Vater nur mit Zittern und Zagen sich schriftlich zu nahen. Es liegt tatsächlich ein tiefer Respekt im Inhalt dieser kindlichen Briefe, mögen sie nun lateinisch, französisch, italienisch, holländisch oder spanisch abgefaßt sein. Denn deutsch schrieben sie nur der Mutter; und nur da kamen all die kleinen Bitten und Wünsche des kindlichen Sehnens zum Vorschein. Bald ist's ein neues Kamisol, bald sind es Musikalien, dann wieder Kravatten, die sie geschickt haben wollen, so daß ihnen der Vater eines Tages kurz und bündig einen der wenigen Briefe, zu denen er sich herbeiließ, mit den Worten schloß: „Schließlich erübrigt mir nur noch, Euch zu sagen, daß ich es nicht liebe zu hören, daß ihr in jedem Eurer Briefe tausend Sachen wünscht, die man Euch von hier schicken soll, mit denen ihr doch nichts zu tun habt und an die niemand anders denkt als Ihr allein. Ich bin genau unterrichtet, daß Ihr Euch an einem Platz befindet, wo Ihr an nichts Mangel leidet, und daß das, was Ihr wünscht, bloß Überfluß ist."

Daß der Vater den Fortgang der Studien seiner Söhne gern kontrollierte, konnte man schon an den vorhin erwähnten verschieden-sprachigen Briefen sehen. Diese sollten dem Vater gewissermaßen Probsteine für die Fortschritte der Kinder in fremden Sprachen sein.

Melchior Friedrich kümmerte sich überhaupt persönlich um die Art und Weise des Unterrichts, schrieb den Erziehern bis ins einzelne die „Reguln" ihres Dienstes und ihrer Obliegenheiten vor; half zuweilen durch einen scharfen Brief nach, oder sandte, wenn er selbst längere Zeit dienstlich verhindert war, einen seiner Brüder (Johann Philipp, den Malteserritter oder Lothar Franz, den Domherrn von Mainz, Bamberg und Würzburg), um nach den Söhnen zu schauen, ihnen „das Evangelium zu verlesen", d. h, wenn nötig eine Mahn- und Strafpredigt zu halten.

Über die Erziehungsgrundsätze des Vaters unterrichtet am Besten ein allerdings für seine jüngsten Söhne (nicht für Johann Philipp Franz und Friedrich Karl) bestimmtes

„Reglement
„wie meines Sohn zeit am nutzlichsten ahnzuwenden seye.

1.

„Alle morgen solle er nach 5 uhr auffstehen undt seine vorigen tag gehabte „lection repetiren undt sich zur newen biß 9 uhr praepariren.

2.

„Von 9 biß halber 11 sollen ihme auß denen digestis von einem erfahrenen „mann lection gehalten werden.

3.

„Nach gehalltener dieser lection solle Er die heylige meß hören nach welcher „mit französisch discouriren Er seine Zeit biß auff daß mittageßen passiren „kann.

4.

„Nach dem essen kann er wohl sich mit der lauthen oder quittar divertiren „biß sein spragmeister der französischen sprag kombt, worauff er sich mit allem „fleiß legen, und solche mit fundament schreiben und reden erlernen soll.

5.

„Umb 3 uhr solle er sich wieder zu dem studio juridico begeben, den rest aber „übriger zeith mit honesten discoursen oder was ihme sonsten ahnständig, „mit lesen zubringen; welches alles ich observirt . . . . . haben will."

Man kann nicht sagen, daß dieses Reglement von sentimentaler Rücksichtnahme auf Arbeitsüberbürdung diktiert sei, noch daß die Zöglinge überflüssig viel freie Zeit gehabt hätten.

Daß sie alle, auch die anderen Brüder, tüchtig studierten, davon zeugen die im Wiesentheider Archiv heute noch teilweise vorhandenen Kollegienhefte, die in ihrer Größe und Dickleibigkeit ein moderner Student kaum mehr über die Straße schleppen möchte.

Ein hervorstechender Charakterzug des Vaters, der als Einfluß und Richtung gebender Faktor bei der Erziehung wohl zu beachten ist, war die Sparsamkeit und Genauigkeit. Mehr als Bände spricht dafür die erschreckend große Anzahl der heute noch vorhandenen Rechnungsbelege aus der Zeit Melchior Friedrichs. Jeder Zettel wurde sorgsamst aufgehoben, die kleinste Ausgabe notiert. Und doch war er kein karger Mann, nicht knauserig, wo es galt für die Erziehung der Söhne Mittel aufzuwenden. Bewegten Herzens klagt der Vater in einem Schreiben an die beiden Söhne nach Rom (1691), wie die Mittel bei den schlechten Zeiten geringer werden, solcher gestalt, daß er beim Aufstehen und Schlafengehen nicht ohne Sorge und Kümmernis sein kann; da inzwischen der Geschwister gar viele geworden sind, die er alle in gleicher Weise liebt und für alle gleichmäßig sorgen muß, „Wornach ihr euch zu achten und zu richten, auch Ewere mesuren darnach so zu „nehmen habt, daß ihr nit mehr ahn euch zu wenden von mihr praetendiret, „als ich vermag und ohne nachtheil meiner beschwehrlichen subsistenz mit euren „vielen Geschwistern bey diesen warhaftig calamitösen zeithen, wo krieg und „mißjahr umb die wett miteinander eyffern, nit geschehen kann."

Und es war diese weise Sparsamkeit nicht unnötig. Man bedenke nur, daß dem Ehepaar Melchior Friedrich und Sophia von 18 Kindern 14 am Leben geblieben waren, darunter 7 Söhne, die sämtlich hervorragende Stellungen erreichten. Johann Philipp Franz, der älteste, ward Bischof von Würzburg; Friedrich Karl

Reichsvizekanzler und Bischof von Würzburg und Bamberg; Damian Hugo Kardinal und Bischof von Speyer und Konstanz; Rudolf Franz Erwein, der Standesherr von Wiesentheid ward zugleich Vizedom in Aschaffenburg; Franz Georg Kurfürst von Trier; Marquardt Wilhelm Dompropst von Eichstätt und Bamberg; Anselm Franz, kaiserlicher General, der Begleiter Prinz Eugens in den Türkenkriegen. Die Töchter waren mit Männern aus hochgestellten und bekannten Familien vermählt. Von der Leyen, Stadion, Ostein, Orsbeck, Nostiz-Rieneck, Limburg-Styrum und Öttingen sind die Namen derer, die uns als Melchior Friedrichs Schwiegersöhne begegnen.

Es ist charakteristisch für die Pflege des Zusammenhalts und für den ausgeprägten Familiensinn, daß all diese Familienmitglieder ständig durch die regste Korrespondenz unter sich und mit dem Haupte der Familie verbunden blieben.

Johann Philipp Franz und Friedrich Karl waren die ältesten Söhne, die diesem eben gezeichneten Milieu entsprossen. Johann Philipp Franz war am 5. Februar 1673 zu Würzburg geboren, Friedrich Karl am 3. März 1674 zu Mainz. Der erstere wurde 1682, der andere 1683 Domizellar am Domstift zu Würzburg, also beide bereits im Alter von 9 Jahren.

Den Anfangsunterricht genossen sie wohl im Hause der Eltern, also teils zu Aschaffenburg, teils vielleicht auch zu Heusenstamm. Auf welche Fächer sich dieser erste Unterricht erstreckte, läßt sich nur vermuten; jedenfalls lernten sie vor allem die höfischen Künste des Reitens, Fechtens, Tanzens usw. Vielleicht ward ihnen auch eine Art Elementarunterricht zuteil; doch mag derselbe kaum besonders weit vorgedrungen sein, da wir hören, daß 1687 bei Antritt ihrer Domizellarenzeit in Würzburg zunächst ein Schreibmeister für beide gesucht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch.

Von

Hofapotheker **K. Wrede**, Wertheim [1]).

Ein altes handschriftliches Arzneibuch aus dem Fürstlich Löwenstein-Freudenbergischen Archiv giebt uns Aufschluß über eine Menge von Arzneivorschriften und über den Gebrauch von Medikamenten vor ungefähr 300 bis 400 Jahren. Dem Leser von heute, in der Zeit der hochentwickelten medizinisch-pharmazeutischen Chemie, Bakteriologie und Serumtherapie wird ja der Inhalt eines solchen Arzneibuches manches Lächeln und Kopfschütteln auslösen, denn manche recht merkwürdige und ungeheuerliche Arzneivorschriften wurden damals zur Krankenbehandlung gebraucht.

[1]) Es sei mir gestattet, Sr. Durchlaucht Fürst Ernst zu Löwenstein für die gütigst gewährte Benutzungserlaubnis ergebenst zu danken.

Suggestion und Mystizismus finden neben harmlosen oder drastischen Mitteln Anwendung zur Heilung von Krankheiten.

Das uns vorliegende Arzneibuch stammt aus dem 16. und 17. Jahrhundert und besteht aus zwei Teilen. Die dem älteren Teil vorgesetzte Jahreszahl 1611 wurde erst nachträglich eingeschrieben und dürfte die Zeit der Niederschrift nicht richtig angeben; dieser Teil des Buches muß entschieden früher und dem Schriftcharakter nach schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sein, vielleicht aber noch früher, wie z. B. die Überschrift eines neuen Kapitels zeigt:

„hie hebt sich an von den Wassern die man brennet aus den Kreuttern und Blumen das hat betracht Meisster Gabriel von Lubenstein. Dr. Theologie u. in der Erznei von Parys anno 1442".

Das Arzneibuch ist sehr gut erhalten, hat einen geschmackvoll gepreßten Schweinsledereinband mit hübschen ziselierten Metallschließen, auf denen die Buchstaben P. B., wohl die Initialen des Buchbinders, eingeprägt sind. Vorangebunden ist der jüngere Teil des Werkes, der sich der Mitarbeit der Gräfin Anna Maria von Hohenlohe, geb. Gräfin von Solms-Sonnenwalde, rühmen kann. Durch Erbgang ist dann das Buch auf die Enkelin der Gräfin Susanna Sophie Luise von Hohenlohe Waldenburg und durch deren Ehe mit Graf Friedrich Eberhard zu Löwenstein nach Wertheim gekommen. Der Titel lautet:

„Artzneybuch inn zwei Theil. Der erste Theil. Darinnen allerlei gute und nutzliche Artzneyen vor alle Zufall, Krankheiten, Gebrechlichkeiten und Anliegen des menschlichen Leibes dienlich zu gebrauchen.

Und in 35 Jahren wie sie nacheinander seind gefolgt und mir zur hand gangen, beschrieben und verricht worden und nichtes wollen vergessen.

Das bei vielen Stücken stehet von meiner gnädigen Grävin und frawen, die ist gewesenn die Hochgeborne Grävin und fraw, fraw Anna Maria Grävin von Hohenloe und fraw zu Langenburg und Cranichfeld, geborne Graevin von Solms und Sonnenwald, von Ihr hochgr: gn: Ich alle solche Stuck erfahren und beschriben.

Durch Jacob Hoffmann 35jährigen Hofapothekern 1667."

Die Niederschrift dieses Arzneibuches ist also während des dreißigjährigen Krieges um 1632 begonnen worden, und eine Unmasse von Vorschriften, speziell zur Wundbehandlung dürften auf die kriegerischen Zeiten zurückzuführen sein.

Ein Register gibt Aufschluß über den Inhalt:

„folget ein ordentlich Register über den ersten Theil dieses Artzneybuchs in 9 Classen abgetheilet, da dann in jeder Classe zu lesen, was in selbiger vor Gebrechen des menschlichen Leibs beschriben und wo ein jedes zu finden".

Register
Der ersten Classen

Vor Gebrechen gesetzt des haubt u. halses einige Recepte darin sin betitelt:
heißerigkeit u. rauhe Kehle;
Zu erwärmen das kalte Hirn;
Pulver oor den Schwindel;
Kayser Caroli flußpulver u. andere flußpulver;
Vor vielsährig haubtweh etc. etc.;
dann folgen Recepte für die Augen;
vor Fell u. Flecken der Augen u. den Stahren;
die Augen hell zu halten, vor hitzige u. rothe Augen etc.;
für Breune.

Register der andern Classf vor allerlei gebrechen, der Lung, Leber, alten husten, geschwer, zum hertzen, Apostemen, Keichen, schweren und kurzen Athem, Seittenstechen u. hertzgestär:

einige Überschriften heißen:
Lungen zu erwärmen; Wider alle Gebrechen der Brust; Vor alle Gebrechen der Brust und Lungen so von Kelt ihren Ursprung hat; ein erwärmet Brühlein für die Brust; wider das Keichen; eine edle Artzney vor die Brust; Versehrte Brust und Lungenröhrlein zu heilen; Entzündung der Lungen; Fenchelmeth, Pflaster vor Enge der Brust; Verstopfte Leber öffnen; Gute Leberkühlung; Pulver vor das Stechen zum Hertzen; vors hertzklopfen

Register der 3. Classen vor Allerley gebrechen des Bauchs, Gedärm, Nieren, blaßen, Weibergebrechen, durchlauff, Ruhr, harngrimmen, Stein, Gries, Stuhlgang, Magen, Würm, vor den Alp.

Hier auf die einzelnen Titel näher einzugehen, verbietet unser derzeitiges ästhetisches Empfinden, da sie für die damalige Kultur zeitgemäß, für uns aber etwas zu drastisch wirken würden.

Register der 4. Classen
vor allerley Gebrechen der jungen Kinder.

Es werden hier Mittel für den Husten, für das Abnehmen und „Darre", für Schwäche, „wann ein Kind neu geboren schwach und kraftlos ist", Verstopfung, „vors heftig erschrecken", vor Darmgicht und vor den „Fluch" aufgeführt.

„Register der 5. Classen"
behandelt „allerhand Purgationen, Fiber, Rothlauf, Gelbsucht, Geschwulst, Wassersucht, verstopfte Kräßäderlein, geronnen Blut, Blutstillen u. wehr im Leib etwas zerbrochen".

„Register der 6. Classen"
enthält die Mittel zur Reinigung deß Gebluts, allerhand Schäden u. andere Gebrechen, z. B. „für hitzig und entzündte Schäden; zu alten und neuen

Wunden ein bewährt Wasser da hitz u. groß Schmerzen ist; Pfeil, Reyser u. holz aus dem Leib zihn; vors Reißen der Glieder, Gicht; Salb für giftige Plattern; für Hasenscharte; so ein Mensch mit einer Büchsenkugel geschossen ward; Pulver vor die Arbeit, vor böse Träume, vor Zauberey etc. etc.

„Register der 7. Classen"

beschäftigt sich ausschließlich mit der Pestilenz, der „großen krankheit", „was man gebrauchen u. wie man sich halten soll." Dieses Kapitel ist sehr ausführlich behandelt und gibt einen guten Rückblick in die schreckliche Zeit, speziell in das Jahr 1634, welches in Bezug auf Wetterverhältnisse ein ganz anormales gewesen sein muß. Zur Einleitung heißt es dort: „So nun diese pestilenzische Seuch kommen, kann sie auß Vergiftung und Änderung des Luftalls als durch große Änderung der Zeit im Jahr, so der Winter sein Natur nit behält, wie auch der Frühling, der Sommer u. Herbst u. in großem hitzigen Regenwetter, wie dann dies Jahr 34 auch gewesen, daß erheben sich böse Schwülung in den Lüften, darum die Gäst des herzens vergiftet werden und daraus böse hizige pestilenzische Fieber u. Trüßen verweichet werden, wo man nicht mit Vernunft lebet; wird also von nöten sein" etc.

Dieses Kapitel einmal vollständig zur Kenntnis zu bringen, dürfte bei Manchen großes Interesse erwecken.

Register der 8. Classen

beschreibt die herstellung von „Wassern, Getranken u. Kreutterweinen".

Register der 9. Classen

gibt die Vorschriften „zu Allerlei Öhlen zu bereitten".

Der II. Teil des Arzneibuches (das älteste Buch) hat auch ein Inhaltsverzeichnis, aber nur anfangs eine systematische Ordnung eingehalten, es beginnt mit dem Haupt des Menschen, behandelt dann das Angesicht, die Augen, die Ohren, Nase Mund, Hals, Brust, Leib und verliert sich dann im Allgemeinen.

Dieser ältere Teil dürfte wohl der interessantere sein. Wir finden darin u. a. sogar Arzneivorschriften nach Ärzten aus dem Altertum: Hippokrates ca. 400 v. Chr., Diokles ein heidnischer Meister und Arzt ca. 350 v. Chr., Dioscorides ca. 50 v. Chr., Plinius der ältere im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Viele Rezepte sind mit der lakonischen Überschrift bezeichnet wie: „Der Meister Avicenna spricht, Der Meister Serapio spricht, Der Meister Platearius, Der Meister Rabi Moyses, Der Meister Ysaac oder Serapio u. Dioscorides sprechen", es folgt hierauf das Rezept mit dem Hinweis, für welche Krankheit es zu gebrauchen sei. Dem Leser wird sich die Frage aufdrängen, wie kommen diese griechischen und arabischen Ärzte- und Philosophennamen aus dem Altertum und dem frühen Mittelalter in ein deutsches Arzneibuch des 16. oder 17. Jahrhundert.

Ein kurzer Hinweis auf die Geschichte der Entwicklung der Heilkunst wird dies erklärlich erscheinen lassen.

Im Altertum war die Heilkunst mit dem religiösen Kultus in Zusammenhang und wurde von den Tempelpriestern ausgeübt. Bäder in den heiligen Quellen, Opferungen, Gebete, heilige Gesänge, Salbungen und Streichungen, Tänze gezähmter Schlangen (Äsculap-Schlangen) und ein fester Glauben des Kranken waren damals die Mittel zur Heilung von Krankheiten. Religiöse und magische Mittel erhöhten die Suggestibilität der Leidenden und der eigentliche Heilgott Asklepios war — Suggestion.

Hippokrates, ca. 400 Jahre v. Chr., der Vater der Heilkunst, brachte hierin eine Umwälzung; scharfe Beobachtung über die Wirkung der Mittel und genaue Bestimmung über deren Anwendung bei einem erkannten Übel oder Leiden führte er in die Krankenbehandlung ein und seine Lehren sind maßgebend bis in unsere Zeit geblieben. Durch die Verbreitung des Christentums mußten die heidnisch-griechischen Gottheiten weichen, aber da auch nach dem christlichen Glauben dieser Zeit gewisse Arten von Krankheiten auf das Treiben teuflischer Dämonen zurückgeführt wurden, so blieb die Suggestion bei den meisten, die nur durch Worte und Gebete heilten, noch lange in Übung.

Galenos aus Pergamon in Kleinasien, im 2. Jahrhundert n. Chr. baute die Hippokratischen Lehren weiter aus und er dürfte nächst Hyppokrates als der bedeutendste Arzt und Philosoph der antiken Medizin angesehen werden; in erster Linie forderte er für den Arzt eine weitgehende allgemeine Bildung. Galenos legte in seiner Pharmakologie hauptsächlich Wert darauf, die Heilmittel aus möglichst vielen Stoffen zusammenzusetzen, solche Composita wurden als galenische Mittel bezeichnet und führen diesen Namen zum Unterschied der Simplicia heute noch.

Die Lehren und Schriften des Galenos gaben die Quellen ab, aus denen Morgen- und Abendland über ein Jahrtausend das medizinische Wissen schöpften. Von den Griechen gelangten dann die Lehren der Heilkunst über Persien und Ägypten zu den Arabern, den Sarazenen und es ist interessant in unserm Arzneibuch auf die bedeutendsten arabischen und syrischen Ärztenamen zu stoßen, wie Avicenna (980—1037), dessen „Kanon" bis ins 16. Jahrhundert galt, ferner Isaak = der gelehrte Abu Jusuf Jacub ben Izhak el Kindi (Alkindus), Rabi Moyses, ein Armenier, Serapio, ein syrisch-arabischer Arzt, sämtliche im 10.—11. Jahrhundert. Mit dem Vordringen der Mauren (Araber) kam auch die Arzneikunde nach Spanien, und die arabischen medizinischen Lehren und Vorschriften blieben auch nach der Niederwerfung der Mauren in Spanien bestehen und wurden durch die darauffolgende Machtepoche Spaniens auch über Frankreich und Deutschland weiterverbreitet.

Die Arzneibücher des Mittelalters wurden aus Vorschriften von überallher zusammengeschrieben, die Schreiber der Bücher waren wenig wählerisch und nicht skeptisch, was ihnen zugetragen wurde, wurde notiert; durch die kriegerischen Zeiten wurden auch Arzneivorschriften aus diesen oder jenen Ländern hin- oder

heimgebracht; Furcht, Aberglauben und Zauberei waren damals in der Heilkunde ein mächtiger Faktor. So ist es leicht erklärlich, daß die Arzneibücher der damaligen Zeit für uns ein Kunterbunt von vielleicht oft mehr schädlichen als nützlichen Arzneivorschriften aus den verschiedensten Ländern und den verschiedensten Zeiten vorstellen.

Von Ärzten, die zur ungefähren Zeit der Niederschreibung unseres Arzneibuches gelebt haben, sind mit Namen aufgeführt: Dr. Johann Schoner von Karlstadt, Dr. Jakob Theodor, Tabernaemontanus (Bergzabern), Dr. Martin Kettner von Ulm, Dr. Eynhart, kgl. Meister und Leibarzt, Mainz, Dr. Cleinhausen, Meister Georgien von Innsbruck, Dr. Birkamer, Dr. Peter May, Albrecht de Gays, oberster Wundarzt des Herzogs von Lothringen, Meister Gabriel von Lobenstein, Dr. theol. und der Arznei, Dr. Martinus Pansa, Dr. Mayer, Crailsheim. Neben diesen Ärztenamen werden auch Laien mit Namen angeführt. Es sind spezielle Arzneivorschriften eingeschrieben, wie sie der oder jener berühmte Fürst und Herr gebraucht hat. Auch das Wertheimer Grafengeschlecht findet einen Ahnen darunter, die Überschrift zu einem Rezept heißt:

„Ein senffte Purgation one sorg wie sie gebraucht hat der alt Graue Ludwig von Lewenstein",

eine andere Überschrift lautet:

Salman Jude zu Regenspurg k. h. ht Leibarzt hat nachfolgens gebraucht Kayſſer Friderichen zu seinen Augen.

Merke das allerbest Pulver für die Pestilenz wie es gebraucht hat Doctor Conradt des alten Pfalzgraven Philippb Leibarzet

ferner sind Rezepte benannt für Kaiser Maximilian, Herzog Albrecht, Bischoff Friedrich, den Gardian von Heidelberg, Ritter Georg von Rosenberg, Ritter Georg von Uettingen, Ritter Hans von Wallerfels. (Fortsetzung folgt.)

Rothenburg o. T.

Grasbedeckte Weingelände,
Trotzigsteile Felsenhänge,
Langgestreckte Mauergänge,
Gassen, Gäßlein ohne Ende,
Altersgraue Häusergiebel,
Leise hallende Arkaden,
Dämmerige Kolonnaden,
Wappenbunte Balkendecken,
Schattenkühle Gartenecken —
Das bist du, o Rothenburg!

Immergrüne Epheuranken,
Hochgewölbte Kirchenräume,
Steingewordene Gedanken,
Schmale Fenster, farbenglühend,
Bildgewordne Künstlerträume,
Glockenklingklang, tönesprühend,
Märchen, die aus dunkeln Ecken
Ihre klugen Köpflein recken
Und an mondbeglänzten Mauern
In der Abendkühle kauern;
Heerhornrufe, halbverklungen,
Sagen, die im Zwielicht wandern,
Heldenlieder, oft gesungen,
Ein Geheimnis aus dem andern —
Das bist du, o Rothenburg!

Die Zeit hat ausgespannt auf ihrer Reise
Und blickt aus dunkeln Augen, aus verträumten,
Die ruhelosen Rosse scharren leise
Und kauen am Gebisse, am beschäumten;
Zu Boden hängen tief die starken Zügel,
Die Brunnen murmeln ihre Melodien,
Und hoch am güldnen Abendhimmel ziehen
Die weißen Wolken über Stadt und Hügel.
Nun schließen sich die Lider, müd vom Sehen,
Die tiefsten Quellen rauschen,
Und alle Sinne lauschen
Dem hohen Lied vom Werden und Vergehen.
— Sei mir gegrüßt, o Rothenburg!

1911. August Sperl.

Briefe Scheffels an Alexander Kaufmann.

Mitgeteilt von

Archivrat **Dr. Josef Kaufmann** in Danzig[1]).

Aus dem für die Literatur- und Gelehrtengeschichte der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleich wichtigen Briefwechsel meines Vaters veröffentliche ich im Folgenden einige Briefe Scheffels, von denen bisher nur der eine, der vom 19. Juli 1856, und auch dieser nur zum Teil von Johannes Proelß, dem verdienten Scheffelbiographen und Herausgeber seiner Werke, in einem Aufsatze: Scheffels Schwester und Irene di Spilimbergo (Über Land und Meer, Jahrgang 1890, Nr. 52) verwendet ist, die anderen aber meines Wissens ganz unbekannt sind.

Der erste Anlaß zu der Korrespondenz wie überhaupt der Bekanntschaft beider Männer, die wie später Scheffel meinte, auf dem Gebiete der Poesie und des Archivalischen sich mannigfach begegneten und berührten, war naturgemäß ein literarischer. Alexander Kaufmann plante die Herausgabe eines großen Prachtwerkes über Kunst und Literatur, das bei Arez in Düsseldorf erscheinen sollte. Dafür wollte er Scheffel als Mitarbeiter gewinnen. Der Gedanke einer Verbindung zwischen Malerei und Poesie, der dem Werke zu Grunde lag, fand bei Scheffel lebhaften Anklang, da er seinen eigenen Anschauungen ganz entsprach. Daß er gleichwohl nichts beisteuerte, lag an besonderen in den Briefen klargestellten Verhältnissen.

Waren die ersten Beziehungen angeknüpft, so führten gleichartige Studien auf anderen literarischen Gebieten z. B. über Olympia Morata, von selbst zur Weiterpflege des Verkehrs, und die Vorliebe Scheffels für das idyllische Tauber- und Maintal brachte schließlich auch die persönliche Bekanntschaft der beiden Dichter, die dann in gegenseitigen Besuchen und angeregtem Gedankenaustausch eine engere wurde. Wertheim mit seinen vielen landschaftlichen und historisch-künstlerischen Reizen ist in späteren Jahren für Scheffel ein noch oft und gerne besuchter Ruheplatz geblieben; und ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß ich manchmal mit meinem Vater zur alten Burgruine hinaufstieg, wo ihn Scheffel erwartete, der von Karlsruhe kommend, Halt machte und die Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ, mit dem alten Bekannten und Freunde, der in dem Städtchen ein schönes Gelehrten und Dichterleben führte, beim Glase Mainwein unter den herrlichen Bäumen auf der Burgterasse einige Stunden zu verbringen.

Die Briefe mögen für sich selbst reden. Nur auf einige Punkte sei noch im Einzelnen hingewiesen.

Besonderes Interesse verdient die für Scheffels künstlerischen Ernst sehr charakteristische Stelle aus dem Briefe vom 19. November 1855, in der er seiner

[1]) Es sei darauf hingewiesen, daß Herr Archivrat Dr. Kaufmann mit der Vorbereitung eines Werkes zur Lebensgeschichte seines verewigten Vaters beschäftigt ist. Zweckdienliche Mitteilungen, Überlassung von Briefen und Manuskripten vermittelt gern der Herausgeber.

Besorgnis wegen des Ekkehard Ausdruck gibt, von dem er selber noch nicht weiß, ob er „durch diese Verbindung von historischem Ernst und schweifender Phantasie nicht einen ästhetischen Wechselbalg zu Tage gefördert" habe. Die Akten über diese Frage sind längst geschlossen und Scheffel durfte selbst erleben, daß seine Besorgnis ganz unbegründet war und welchen Wiederhall dieses sein schönstes Werk in ganz Deutschland fand. Es wäre sicher interessant zu hören, was Kaufmann auf diese Gewissensfrage Scheffels antwortete. Die Antwort kann nur ermunternd gewesen sein, wenigstens erinnere ich mich noch deutlich, von meinem Vater unter Anspielung auf diesen Brief gehört zu haben, daß er Scheffels Zweifel zerstreute.

Bedeutungsvoll sind auch die Bemerkungen über Italien und seinen Einfluß auf Scheffels Gemütsstimmung. Wie ihn ein glücklicher Herbst in der herrlichen Sabina zu fröhlichem Sange im Kreise deutscher Künstler begeistert, so stimmt ihn ein anderes Mal die Cholera, die er miterlebt, traurig und er bringt statt Heiterkeit nur ernste, melancholische Eindrücke mit heim. Und doch zieht es ihn immer wieder wie jeden Deutschen nach dem sonnigen Süden, um sich trübe Gedanken und Krankheit dort zu vertreiben, wenn er auch, wie er sich drastisch ausdrückt, jedesmal einen Denkzettel erhält „gleich einem Bauernjüngling, der auf dem Heimwege von der Geliebten durchgeprügelt wird".

Daß ihm der lachende Süden aber nicht nur Erholung und Fröhlichkeit sondern auch zu ernster wissenschaftlicher Arbeit Gelegenheit bot, zeigen die Briefe, und es klingt wie heimliche Wehmut durch, wenn er von seinem stillen Winkel in der Markusbibliothek berichtet, aus dem er durch die Cholera vertrieben wurde. Es ist zu bedauern, daß er dadurch die Studien über das künstlerische und belletristische Getriebe in Venedig und Italien im 16. Jahrhundert und über die gelehrten und kunstbegabten Damen, von denen er berichtet, nicht zu Ende führen konnte.

Einige Worte über die im letzten Briefe genannten Frauen dürften erwünscht sein. Gerade das Frankenland interessiert besonders der Name der Olympia Fulvia Morata, die aus Ferrara stammend, sich mit einem an der dortigen Universität studierenden Deutschen Andreas Gündler verheiratete und ihm 1548 nach Schweinfurt, seiner Heimat, als 23jährige junge Frau folgte. Die von Scheffel erwähnte Flucht von Schweinfurt nach Heidelberg bezieht sich auf das schwere Unglück, das sie und ihren Mann bei der Eroberung Schweinfurts betraf. Moratas wertvolle Bibliothek verbrannte, der ganze Hausrat wurde geplündert, und von allen Mitteln entblößt floh das Ehepaar zum Grafen von Erbach, wo sie als eifrige Protestanten gut aufgenommen wurden. 1554 folgte sie ihrem Manne, der einen Ruf als Professor nach Heidelberg erhalten hatte. Aber nicht lange war ihr der Genuß des stillen Lebens dort beschieden, denn schon 1556 am 26. Oktober raffte sie jedenfalls in Folge der schweren körperlichen und seelischen Leiden der Tod hin. Außer Gedichten und Briefen sind auch gelehrte Abhandlungen in lateinischer Sprache, die sie wie die griechische ganz beherrschte, schon bald nach ihrem Tode herausgegeben worden. Eine erste Ausgabe ihrer Werke besorgte schon 1558 Secundus Curio.

Sofonisbe Anguisciola, die 1530 oder 1535 zu Cremona geboren wurde und 1623 starb, war eine in der Mitte des 16. Jahrhunderts viel gefeierte Porträtmalerin, die namentlich am spanischen Hofe seit 1559 eine einflußreiche Stellung einnahm und außer der Malerei Musik und humanistische Studien pflegte.

Irene di Spilimbergo — Spielberg ist, wie Proelß ausführt, eine Rückübersetzung Scheffels in's Deutsche — war auf dem Castell Spilimbergo nicht allzuweit von der Heimat Tizians geboren und starb kaum 20jährig an den Folgen einer Erkältung beim Arbeiten in ungeheizten Räumen. Sie war Schülerin des großen Venezianers, von dessen Hand auch ein Bildnis von ihr erhalten ist. Eine leider nicht gerade sehr gute Wiedergabe dieses Bildes ist dem Aufsatze von Proelß beigefügt.

Mögen die Briefe, die auch interessante Blicke in die Werkstatt des Künstlers werfen lassen, den zahlreichen Verehrern der Muse Scheffels im Frankenlande Freude bereiten.

* * *

Verehrter Herr Archivrath!

Ihre freundliche Zuschrift vom 2. d. M. habe ich empfangen und mit Vergnügen daraus ersehen, daß Sie mir das Vertrauen schenken, Arbeiten meiner Feder dem neuen Düsseldorfer Unternehmen einzureihen. Ich würde mich selber von Herzen freuen, wenn ich Ihnen sofort mit einer literarischen Zusendung antworten könnte, denn ich halte viel darauf, Dichtung und bildende Kunst vereint zu sehen und glaube, daß alle Unternehmungen, die auf die Illustrirung der Poesie hinstreben, eines Erfolges sicher sein dürfen. Leider aber sitze ich seit Jahr und Tag in historische Studien vertieft und habe zur Zeit keine Arbeit zur Verfügung, die für Ihre Zwecke passen würde; ich habe in der Überzeugung, daß unsere deutsche Dichtung wieder stofflicher, umfassender und praktischer werden muß, wenn sie nicht der Selbstvernichtung verfallen soll, mich auf das Gebiet des historischen Romans begeben und bin eben im Begriff, die letzte Hand an einen solchen zu legen, der ein kulturhistorisches Bild des zehnten Jahrhunderts entwerfen soll. In diesem ist auch das Einzige einverwebt, was ich seit dem Trompeter poetisch gethan oder gesündigt, eine freie Übertragung des Heldengedichts Waltharius von Aquitanien. Dieses würdige alte Epos hat viel Stoff zu bildlicher Darstellung in sich, aber da es schon durch andere Übertragungen bekannt ist und binnen zwei oder drei Monaten als Theil eines anderen Werkes erscheinen wird, so wird Ihnen damit wohl kaum gedient sein.

Sonst glaube ich, daß mein Verleger gern seine Zustimmung ertheilen würde, dieses Poem behufs künstlerischer Ausstattung und unbeschadet seiner Eigenthumsrechte, der Arezschen Kunsthandlung zur Verfügung zu stellen, da die Illustration jedenfalls zum größeren Bekanntwerden dieses Beachtung verdienenden Stoffes dienen würde.

Ich hoffe übrigens, daß ich nach der resignirten historischen Arbeit auch wieder einmal so viel unbefangene und kecke Laune in mir verspüren werde, um einen neuen größeren Ritt ins gelobte Land der Dichtung zu thun, und dann werde ich mich jedenfalls Ihres freundlichen Anerbietens erinnern. Ich darf Sie, verehrter Herr Archivrath, wohl ersuchen, den Ihrem Schreiben eingefügten Gruß des Hauses Stolz in meinem Namen freundlichst zu erwiedern, ich gedenke noch mit Freuden an die schönen Maitage, in denen ich Ihr anmuthiges Mainthal kennen lernte, und bedaure daß mir damals nicht das Vergnügen wurde, persönlich mit Ihnen zusammenzutreffen, wir würden uns auf dem Gebiet der Poesie wie des Archivalischen, für welch Letzteres ich eine besondere Vorliebe habe, mannigfach begegnet und berührt haben.

Mit der Versicherung vollkommener Hochachtung Ihr ergebener

Heidelberg, den 22. März 1855 Dr. J. Scheffel.

* * *

Verehrter Herr Archivrath.

Erst heute kann ich Ihre freundliche Zuschrift vom 25. März d. J. beantworten, denn erst itzt erfahre ich erst das Nähere über den Zeitpunkt und die Art, wie mein historischer Roman in die Welt gehen wird. Wie ich zur Zeit, da Sie so freundlich waren, mir die Ausscheidung eines Fragments für Ihr Unternehmen vorzuschlagen, noch im Besitz des Manuskripts gewesen, so hätte ich Ihnen sofort eine Episode zugeschickt, ich dachte aber die Druckbogen thun es auch, denn das Buch sollte nach des Verlegers Projekt erst zwei oder drei Monate nach vollendetem Druck ausgegeben werden und da wäre immer noch Zeit gewesen, ein Kapitel zu illustriren.

Jetzt aber ist mein Vordermann in der Reihe der deutschen Bibliothek nicht rechtzeitig fertig geworden und mein Verleger schreibt mir, daß er Hals über Kopf drucke, um es längstens bis 1. Juni auszugeben.

Unter diesen Umständen wird es wohl die Zeit nicht mehr gestatten, ein Stück aus dem Ekkehard vorbereitend abzudrucken. Auch habe ich erst den ersten Aushängebogen zu Handen und kann Ihnen leider nur diesen, als Probe und erstes Kapitel übersenden. Können Sie damit etwas anfangen, was ich indeß bezweifle, so steht er Ihnen zur Verfügung, und wenn ich in den nächsten Tagen, was ich erwarte, ein paar weitere Bogen erhalte, werde ich mir erlauben, sie Ihnen nachzusenden.

Ende Mai gehe ich nach Italien. Wenn dort an Liedern oder anderweiter Poesie Etwas Schönes aufwächst, werde ich Ihrer gedenken.

Mit der Bitte, mich gelegentlich dem Hause Stolz grüßend zu empfehlen, verbleibe ich Ihr ergebenster

Heidelberg 1. Mai 55 J. Scheffel.

(Adresse: auf dem alten Schloß, abzugeben bei Bierbrauer Diemer).

* * *

Verehrter Herr und Freund.

Seit wenig Tagen bin ich aus welschen Landen wieder heimgekehrt und werde den Winter in Carlsruhe verbringen. Italien war mir diesmal unerquicklich und traurig, weil überall von Cholera verheert; ich habe statt Heiterkeit nur ernste melancholische Eindrücke mit heimgenommen und muß mich erst wieder sammeln. Darum ist auch für Ihre Düsseldorfer Unternehmung nichts Passendes bei mir erwachsen. Dagegen finde ich beim Durchmustern alter Papiere zwei Stücke, die sich vielleicht zu Ihren Zwecken eignen. Das eine, Abschied von Olevano[1]), wurde von mir im Kreis deutscher Künstler, die dort in den Sabinerbergen einen glückseligen Herbst verlebt hatten, am letzten Abend, der uns bei der trefflichen Regina für jenes Jahr zu Theil ward, vorgetragen und ist, weil an Ort und Stelle, unter den Eindrücken eines glücklichen Landschafterlebens entstanden, jedenfalls ächt. Von den Düsseldorfer Malern O. Achenbach oder Flamm hat sicher einer oder der andere eine Olevaneser Studie in seiner Mappe, die sich als direkte oder indirekte Illustration des Poems eignen wird. Die Natur ist dort ebenso prächtig wie das Menschenleben.

Das andere, Altetruriſche, ist ein Scherz, der sich durch sein fremdartiges, alterthümliches Gewand gut ausnehmen könnte, wenn von sachkundiger Künstlerhand eine Reihe Illustrationen in griechischem Vasenstyl dazu kämen, die ebenfalls ernst und streng, das Schicksal des Helden versinnlichten, der in der goldenen Chimäre zu Populonia sein Geld vertrunken und im Jammer des anderen Tags zum Äußersten .. zur Anpumpung eines Nebenmenschen schreitet[2]).

Sollte es Ihnen nicht passen (ich habe noch kein Blatt oder Probeblatt des Unternehmens zu Gesicht bekomme), so haben Sie wohl die Güte, es direkt an die Fliegenden Blätter zu befördern, für die es auch taugen könnte.

Nehmen Sie auch Prosa — kurze Schilderungen? Ich bin begierig, Näheres über das Werk zu hören und empfehle die übersandten Stücke Ihrer Sorge. Wenn Sie mir gelegentlich als Historiker und Poet Ihr Urtheil über den Ekkehard mittheilen wollen, natürlich offen und ungeschminkt, so werden Sie mir eine große Freude machen . . . ich traue mir selber noch nicht recht, ob ich durch diese Verbindung von historischem Ernst und schweifender Phantasie nicht einen ästhetischen Wechselbalg zu Tage gefördert.

Mit herzlichem Gruß, dem ich meine freundlichen Empfehlungen an das Haus Stolz mit der Bitte um gelegentliche Ausrichtung beifüge,

Ihr ergebener

Carlsruhe 19. November 55 Dr. J. Scheffel.

Stephanienstraße 18.

* * *

[1]) Gesammelte Werke von Scheffel herausgegeben von Proelß: Bd. 6 Gaudeamus S. 238 ff.

[2]) Ebenda. S. 186 Pumpus von Perusia.

Verehrter Herr und Freund.

Sie werden mich für den ungezogensten Menschen des Erdkreises halten, das ich Ihre eine sofortige Antwort erheischende Zuschrift vom 6. Juni noch nicht beantwortet.

Zum Glück für mein Gewissen bin ich aber gänzlich unschuldig. Um mir nämlich die trüben Gedanken und Krankheitsreste (ich habe einen schauerlichen fieberigen Winter verlebt) zu verjagen, bin ich mit beginnendem Frühling auf eine große Fahrt durch Frankreich ausgezogen — habe viel Schönes und Trübes geschaut und erlebt — die Reste großartiger römischer Kultur in Nimes, Arles, Frejus 2c. inmitten der furchtbaren Überschwemmungen heimgesucht, hab' mich am ewig jungen, farbenreichen Mittelmeer zwischen Marseille und Genua sozusagen in jedem Seehafen herumgetrieben und komme eben erst heim. Die Meinigen hatten — aus Mangel ganz sicherer Adresse — sämtliche eingelaufene Briefe hier aufbewahrt, und so bin ich mit meiner Korrespondenz in einen schrecklichen Rückstand gekommen. Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich zum Andenken an den Süden (ich bekomme jedesmal meinen Denkzettel, gleich einem Bauernjüngling, der auf dem Heimweg von der Geliebten durchgeprügelt wird) diesmal ein solides Wechselfieber mitgebracht, und daß ich einen der fieberfreien Tage benutze, um Ihnen sofort zu schreiben, so werden Sie mir nicht länger ob der Verzögerung zürnen, jedenfalls sie mir zurechnen.

Was nun die Olympia Morata betrifft, so beruht Ihre Aschaffenburger Nachricht[1]) auf einem vollständigen Irrthum. Ich habe zwar alle mögliche Verehrung für diese gelehrte und feingebildete Ferrareserin, bin aber niemals so nah mit ihr bekannt geworden, daß ich mir erlauben könnte, sie als Gestalt eines Romans aufzustellen oder gar Briefe und Gedichte von ihr herauszugeben. Dagegen weiß ich, daß Otto Müller in Frankfurt sich vielfach mit ihrem Leben beschäftigt, auch bereits begonnen hat, sie zu einem Roman gleichen Namens zu verarbeiten . . . er hat jedoch durch das Frankfurter Museum und andere Zwischenfälle veranlaßt, soviel mir bekannt, seine Arbeiten wieder abgebrochen. Jedenfalls würde diese nicht nach eignen archivalischen und bibliografischen Studien, mehr mit der Phantasie begonnene Arbeit mit Ihrem Quellenmäßigen Werke nicht kollidiren, und ich glaube Sie im Voraus auffordern zu dürfen, mit dieser interessanten Publikation nicht lange mehr zu zögern. Wenn Sie übrigens Otto Müller selbst befragen, wird er Ihnen bereitwilligst Auskunft über den Stand seiner Beziehungen zu der berühmten Olympia geben.

Ich selber habe mir im vorigen Jahr einen ähnlichen Stoff ins Auge gefaßt — das künstlerische und belletristische Getriebe zu Venedig in der Mitte des XVI. Jahrhunderts — wobei wie überall damals in Italien — auch die

[1]) Die Nachricht stammte von dem Verlagsbuchhändler Krebs in Aschaffenburg, der sie von Meidinger erhalten hatte.

dichtenden Damen nicht fehlen, und habe mich bei jener Gelegenheit gewundert, daß man dieser Epoche, worin Italien zweifelsohne den Höhepunkt künstlerischer und literarischer Kultur in Europa einnimmt, verhältnißmäßig so wenig Aufmerksamkeit im Detail schenkt. Die Damen jener Zeit insbesondere, Vittoria Colonna, Veronica Gambara, die spanische Hofmalerin Sofonisbe Anguisciola und meine liebliche Schülerin Titians, die frühentschlafene Irene von Spielberg 2c. würden insgesamt verdienen, der neugierigen, der Barbarei entgegengehenden Welt des XIX. Jahrhunderts wieder nahe gerückt zu werden. Durch die Cholera von meinem stillen Winkel in der Markusbibliothek vertrieben, habe ich aber seither nichts zur Vervollständigung jener Studien thun können und bin noch lang nicht orientirt genug, um etwas Abgerundetes der Welt mitzutheilen. Ihre Olympia betreffend, erinnere ich mich in einem Büchlein von Gamba, lettere di donne italiane del secolo XVI, etliche Briefe von ihr gelesen zu haben, worin sie einer Freundin in Ferrara die abentheuerlichen Schicksale und Nöthe schildert, die sie auf der Flucht von Schweinfurt nach Heidelberg durchzumachen hatte, und worin sie sich — ein unicum bei einer Italienerin — als spröde, bibelfeste, in der Schrift bewanderte Protestantin zu erkennen gibt. — Jene Probe macht mich sehr begierig, einmal das Gesamtbild der Briefstellerin aus ihren eigenen Werken zu erhalten — und ich melde mich daher im Voraus als Subskribent für Ihre wertvolle Publikation. — Ist denn auch die Sache wahr, daß damals Calvin in der Maske eines französischen Edelmanns in sehr abenteuerlichen Verhältnissen am Hof zu Ferrara gelebt haben soll?

Meine Krankheit und gänzliche strenge geistige Hungerkur haben mich verhindert, dem Fortgang von Kunst und Leben mit theilnehmendem Auge zu folgen. Wie ist es diesem Unternehmen seither ergangen?

Herr v. Leutrum befindet sich frisch und wohl und lebt in glücklicher Muße und vergnügtem — freilich unlängst durch den Tod eines Kindes getrübtem Ehestand. Ich selber bin noch immer leidend — hoffe zwar, aber schwach, daß mein armer Leichnam wieder geflickt werde — und sehne mich aus dieser künstlichen Stadt Karlsruhe hinweg in größere, anregendere, künstlerisch weniger vernagelte Verhältnisse!

Meinen liebenswürdigen Cousinen, von denen ich neulich eine Spur in Saeckingen vorgefunden, und sehr bedauert habe, sie nicht persönlich begrüßen zu können, bitte ich mich zu empfehlen.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr ergebener
J. Scheffel.

Karlsruhe 19. Juli 1856.

Zur Pflege der Volkskunde in „Frankenland".

Von

Professor **E. Volz**, Wertheim.

I.

Die Aufklärungszeit, das anschließende riesenhafte Vorwärtsschreiten unserer Erkenntnisse und unseres technischen Könnens und am meisten vielleicht der atemraubende wirtschaftliche Aufschwung seit den achtziger Jahren führte zu einer Epoche internationaler und großstädtischer Zersetzung, die durch schablonenhaftes Gleichmachen und Einschätzung lediglich von Gegenwartswerten unsere Generation zu einer wurzellosen zu machen droht, und die den Einzelnen sich entweder in maßloser Überschätzung als einen Weltenmittelpunkt oder in dumpfer Unterschätzung als eine Eintagsfliege erscheinen läßt. Dem gegenüber sind die Zeichen einer beginnenden Wiederbesinnung auf die Gebundenheit des Individuums nach der Breite und nach der Tiefe, innerhalb Stammes- und Volkstum und innerhalb der Geschichte, doppelt zu begrüßen. Und diese Anzeichen mehren sich in den letzten Jahren in herzerfreuender Weise. Allenthalben entstehen Organisationen und erscheinen Veröffentlichungen, die sich mit der Erforschung und Pflege der Geschichte, des Volkstums und der Eigenart enger begrenzter Teile unseres großen Volksgebietes befassen, die wir eben wegen ihrer engeren Umgrenzung als Einheit fühlen, in denen wir uns heimisch fühlen — Heimat. Heimatkunde, Heimatpflege, Volkskunde, so hörte man's erst schüchtern und bespöttelt, jetzt aber zielklar und arbeitsfroh.

In der Pflege dieser Dinge werden die religiösen Äußerungen des Volkslebens im Vordergrund stehen müssen. Aus zwei Gründen. Zunächst weil eben für alle, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, das klar steht, daß die religiösen Fragen und Kämpfe und Probleme es sind, die immer der Angelpunkt des geistigen Lebens der Menschheit gewesen sind, und daß dieses Problem gerade in der letzten Zeit, gerade in Reaktion gegenüber der einseitigen Pflege sozialer und wirtschaftlicher Fragen — oder vielleicht vielmehr als deren letzte versöhnende Lösungsmöglichkeit — wieder besonders heischend bei uns anzuklopfen beginnen.

Vor allem aber darum, weil für den Menschen primitiver Denkweise alles Empfinden und alles Vorstellen und damit auch fast alles nicht rein vitale Handeln zunächst religiösen Charakter hat. Was er an Vorgängen in der Außen-

welt wahrnimmt, das Quellen und Fließen des Wassers, das Rauschen des Windes und Waldes, das Fallen des Steines, das Niederbrechen des Menschen im Tod, ist Wirkung außermenschlicher, göttlicher Macht, eines göttlichen Wesens. Und auch was er in seinem Innern erlebt: Der Sänger, der Dichter, der Prophet ist im Zustand des Enthusiasmus, des „Gottdrin"seins, der Besessenheit, geradeso wie der Kranke von einem Dämon, einem göttlichen Wesen „besessen" ist, das ausgetrieben werden muß. Erst wenn mit der Wiederholung der Ereignisse ihr Eindruck auf das Gemüt stumpfer wird, bemächtigt sich das Erkennen ihrer, werden sie aus Objekten des empfindenden Gemütes zu solchen des erkennenden Verstandes. Mit der fortschreitenden Entwicklung des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes treten immer mehr Vorgänge aus dem Zustande des gefühlsmäßig Aufgenommenwerdens in den des verstandesmäßig Erkanntwerdens [1]). — Diese Scheidung der verschiedenen Auffassungsweisen geht nicht ruckweise vor sich, die Grenzlinie verschiebt sich ganz leise zugunsten der Reflexion und zieht in jedem Alter, Geschlecht und Individuum, bei jedem Volk, jeder Klasse, auf jeder Kulturstufe und in jedem Jahrhundert verschieden: Kinder, Frauen, die mit der Natur Zusammenlebenden, also namentlich die bäuerliche Schicht des Volkes, primitive Völker gewähren diesem empfindungsgemäßen, religiös-mythischen (Usener), assoziativen (Mogk), mehr passiven Erfassen daher am ehesten Raum neben und oft vor dem erkennenden, logischen, kategorisierenden Betrachten; sie sind daher in erster Linie geeignet als Quellen volkskundlicher Forschung.

Diesen grundlegenden und ungeheuer tief greifenden Unterschied der Denkweise des „primitiven" und des „gebildeten" Menschen soll sich jeder vergegenwärtigen, der sich mit der Erforschung der Produkte dieser Auffassungsweise, eben mit „Volkskunde" beschäftigt; und sollten sich auch alle die vor Augen halten, die sich in aufklärender Arbeit an ihre einfacheren Volksgenossen wenden. Sie ahnen oft nicht, wieviel sie niederreißen, ohne die Möglichkeit zu haben, beim Neuaufrichten zu helfen. Wer in der Volkskunde mitarbeiten will, für den ist es erste Pflicht, sich in diese Denkweise hineinzuleben, und ihre Produkte als etwas ihm gegenüber unabänderlich Feststehendes, als etwas Sakrosanktes zu betrachten, an dem zu bessern, zu feilen, zu retuschieren, verständlicher zu machen, zu kombinieren mit andern Produkten eine Fälschung und zugleich eine Verschlechterung ist. Denn die meisten dieser Schöpfungen sind von typischer Gestaltung und von einer derartigen Geschlossenheit, daß sie als in ihrer Art vollkommen bezeichnet werden müssen, und daß nur die wahren Dichter es wagen können, sie zu bearbeiten.

So liegt der praktische Wert volkskundlicher Forschung in der Mehrung historischer Erkenntnis, in der Gewinnung eines gerechten Urteils über Volksschichten, denen der Gebildete vielfach verständnislos, ja ablehnend und spottend

[1]) Um nicht falsch verstanden zu werden: Damit ist nicht gesagt, daß mit zunehmender Erkenntnis die Menge des Unerkannten vermindert werde. Jede neue Erkenntnis bringt neue ungelöste Fragen, die Zahl der Rätsel steigt für den Gebildeten. Aus jedem abgeschlagenen Kopf der Hydra der Daseinsrätsel wachsen zwei neue hervor.

gegenübersteht, und vor allem in der Wiederverankerung weiter entwurzelter Volksschichten in unserem Volkstum und unserer Geschichte. Für den einzelnen Mitforschenden aber gewährt sie die Befriedigung gesteigerter Erkenntnis und geleisteter Arbeit für die Gesamtheit und den stillen Genuß eines Schauens in den meisten fremde stille Schönheiten und in ungeahnte Tiefen einer tiefen Volksseele.

2.

Anstatt einer weitschichtigen Erörterung über Wesen und Ziel und Methode der Volkskunde sei versucht, an ein paar praktischen Fällen die Nutzanwendung dieser Gedankengänge zu ziehen, in der Hoffnung, daß daraus einer oder der andere von den vielen, die „Frankenland" als Mitarbeiter erbittet und erhofft, eine Anregung zum Mittun erhält.

Gerade eben hat die volkskundliche Forschung im Frankenland einen großen, und um das gleich vorweg zu sagen, einen wertvollen und erfreulichen Zuwachs erhalten in dem zweiten Band der Spessartsagen[1]). Die Entstehungsgeschichte dieser Sammlungen möge zeigen, wieviel ungehobene Schätze hier noch auf Schürfer harren: Sie sind ausgegangen von den Sammlungen des hochverdienten Adalbert von Herrlein[2]); dieser veröffentlichte 1851 die von ihm in treuer und sorgfältiger Arbeit im Spessart gesammelten Sagen; eine zweite Auflage erschien 1885, besorgt von Schober. Dieser hatte weitere 130 Sagen dazu gebracht und konnte seine Sammlung für die jetzige Ausgabe auf 400 vermehren. — Welche Arbeit in solchen Sammlungen und vor allem in deren Sichtung liegt, mag man daraus erkennen, daß der 2. Band 1906 für das „nächste Jahr" in Aussicht gestellt wurde, aber das Druckjahr 1912 trägt.

Durch einen schönen Akt der Pietät ist der so wichtigen, wenn auch meist vernachlässigten Forderung der geschichtlichen Verfolgung der Sagen wenigstens einigermaßen Möglichkeit geschaffen: die von A. v. Herrlein gesammelten Sagen sind im 1. Band vereinigt durch seine Enkelin, Frl. A. H. Häcker. Da Schober einige dieser Sagen in der von ihm vorgefundenen Form veröffentlicht, so läßt sich mancher interessante Vergleich ziehen, so z. B. in der öfters behandelten Sage vom Schimmel(reiter?) in Kreuzwertheim (I $143_{,14}$ u. II $243_{,18}$): wir erkennen dadurch, daß diese Sage zusammengeflossen ist aus zwei oder gar drei Bestandteilen: der verbreiteten Vorstellung von einem Riesen auf einem Spessartberg (vielleicht auch der vom wilden Jäger) und der legendarischen Erklärung des Namens „Gaulsgasse", die nur die ältere Fassung bietet; wichtig ist auch die Differenz, daß einmal der Schimmel selbst, das andere mal das Hufeisen die Heilwirkung vollbringt. Ähnlich zeigt die Sage von dem verwunschenen Schloß

[1]) Sagen des Spessart, 2. Band von Johann Schober (dem bekannten Spessartforscher und Spessartförderer, kgl. Oberlehrer am Lehrerinnenseminar Aschaffenburg), Aschaffenburg 1912, Verlag von Dr. Werbrunn, für den Buchhandel: C. Krebs'sche Buchhandlung. 387 S. 4.80 M.; 1. Band gesammelt von Adalbert von Herrlein, ebd. 1906, 271 S. 4.00 M.

[2]) 1798–1870, von 1835–1864 Bürgermeister der Stadt Aschaffenburg.

auf dem Bettingberg, der Wettenburg (so die richtige Form, nicht Wetterburg) in ihrer Fassung I, 133 noch das höchstinteressante, weitverbreitete Märchenmotiv des wider Willen zurückerhaltenen Ringes (Polykrates). Die Burg ist in der hierfür fast gesetzmäßigen Frist von 7 Jahren für die Sonntagskinder wieder sichtbar; in der jüngeren Fassung II, 238 fehlt das Ringmotiv und die typische Fristsetzung ist verloren („alljährlich"). — NB. Die genaue Wiedergabe solcher Zahlenangaben ist von großer Bedeutung und kann zu wichtigen stammes- und kulturgeschichtlichen Erkenntnissen führen[1]); man hat sie z. B. auch bei Angaben von Zeiten, Wochentagen, Mondphasen usw. zu erstreben, weil daraus wichtige Schlüsse, z. B. für die bis jetzt unbekannten und vernachlässigten Kultuszeiten gewonnen werden können[2]).

Neben zeitlicher Verfolgung ist auch die Berücksichtigung der räumlichen Verbreitung nötig und damit der Vergleich paralleler Fassungen. Z. B. das bekannte Märchen vom „Gevatter Tod" („Der Weber und der Tod") erscheint II 131 in einer Gestaltung, die manche Erweiterung und Abweichung zeigt gegenüber der uns geläufigen der Brüder Grimm (drei Krankenbesuche, nicht der Kranke, sondern das Bett wird umgedreht, der Tod zerdrückt das Lebensstümpflein nicht absichtlich, sondern aus Versehen). Schober hätte deshalb dem Beispiel seines Vorgängers folgend etwas freigibiger mit Verweisungen sein sollen. Ganz besonders hätte die Benutzbarkeit des Buches durch ein allerdings nicht leicht herzustellendes, aber für solche Sammlungen eben unumgängliches Register gefördert werden können. Auch eine, wenn auch noch so primitive Karte wäre dringend erwünscht, nicht nur dem wissenschaftlichen Benützer, sondern auch dem genießend Lesenden.

Sie würde übrigens zeigen, daß die Sammlung geographisch reichlich weit greift: was linksmainisch ist, gehört doch höchstens bei strafferem, historischem Zusammenhang mitaufgenommen, z. B. die historischen Sagen von Wertheim, nicht die anderen, und keinesfalls Dinge aus Amorbach im Odenwald, auch Hanau dürfte zu Unrecht einbezogen sein. — Ähnlich ist auch der stoffliche Rahmen recht weit gespannt. Wenn auch die Grenzen gegen die Gebiete des Märchens und des Volksbrauches fließend sind und der Herausgeber wohl auch mit Bewußtsein solche Dinge nicht ausschließen wollte, so geraten doch Schilderungen der Reize einer Stadt (II 221_{11}, auch II 214_{46}), ganz allgemein gehaltene Aufsätze über das Wesen der Frau Holle (II 207_{38}) und gar stofflich und ästhetisch zu verwerfende Dichtwerke wie die „Zigeunerromantik" (II 208_{40}) gar zu sehr in Widerspruch mit dem Titel des Buches.

Nun aber noch ein ganz besonders dringender Wunsch: Quellenangaben. In diesem Punkt bedeutet der 2. Band gegen den ersten, der darin schon sehr spärlich ist, einen unverkennbaren Rückschritt. Namentlich bei Verwendung bereits

[1]) Bestes Beispiel: Roschers Untersuchungen zur Sieben- und Neunzahl in den Abhandlungen der sächs. Ges. d. Wiss.

[2]) Ich hoffe darüber demnächst einiges veröffentlichen zu können.

gedruckten Materials[1]) ist das eigentlich selbstverständlich; ein paarmal begegnen allerdings die erfreulichen Namen Kaufmann und Fries, im 1. Band auch noch Schöppner und Panzer. Sonst ist leider oft nur schwer zu erkennen, ob eine getreue Wiedergabe des Stoffes oder eine Überarbeitung — und das scheint doch recht häufig der Fall zu sein — vorliegt. Wie erwünscht wären z. B. derartig exakte Angaben in der Geschichte von der Königin der Elfen und des Waldsees (II $1_{,45}$): hier ist der Märchenton in der wundervollsten Weise getroffen, und doch weist sie daneben wieder ganz fremdartig anmutende Elemente auf, die ihren Ursprung aus literarischer Bildung nicht verleugnen können, vor allem in den Namen: Woglinde heißt die Fee, ferner erscheinen Diethelm und Valeria, der Gaugraf Siegfried, Wotan, die Wassermädchen gar als Sirenen: Auch Schilderungen wie II, 17: „das Köpfchen ruhte auf einem weißen Hals, unter welchem der kräftige Busen schön gewölbte Formen zeigte" sind absolut unvolksgemäß. — Viel wäre schon gewonnen, wenn die Zusätze der Sammler und des Herausgebers, die vielen einleitenden Bemerkungen, namentlich dann auch die Erläuterungen durch unterscheidenden Druck kenntlich gemacht wären; das brächte dann auch den künstlerischen Gewinn, daß die Erzählungen dem Leser viel einheitlicher und geschlossener entgegenträten. Musterhaft sind in dieser Hinsicht die mit Dr. Brenner gezeichneten Beiträge. — Auch das über die Verwendung von Gedichten oben Angedeutete findet seine Bestätigung in der Sammlung. In vielen Fällen, wo die mündliche Tradition und die gebundene Gestaltung verglichen werden können, zeigt sich, daß diese vieles von dem alten Volksgut aufgegeben oder entstellt hat, und ferner, daß das ursprüngliche Gebilde auch künstlerisch weit mehr befriedigt. Wie ist z. B. II, $34_{,25}$ indem folgenden Gedicht verwässert (Nationalisierung des Sagenmotives, sentimentale Einleitung, zum Schluß gar die „Moral"!)

Doch all das sind Einzelausstellungen, die als Wünsche des wissenschaftlichen Benützers für künftige Bearbeitungen zu betrachten sind, und die daher den innern Wert und Gehalt des Werkes nicht schmälern können. Zusammenfassend wird man sagen müssen, daß auf die wissenschaftliche Verwendbarkeit des Buches in manchen Punkten zu wenig Rücksicht genommen ist, daß es aber seinen Hauptzweck, ein Buch des Volkes zu sein im besten Sinne des Wortes, äußerst glücklich erfüllt. Und so muß man wünschen und darf man hoffen, daß es in alle Häuser des schönen Waldgebirges Unterhaltung und Frohsinn und die Liebe zur überkommenen Scholle tragen wird.

Was die den Sagen zugrunde liegenden Stoffe anlangt, so sei betont, daß auch im Spessart die Überreste der höher entwickelten Göttergestalten der germa-

[1]) Hauptliteratur für die Sagen des Spessarts und der nächsten Umgebung: Schöppners Sagenbuch d. bayr. L. (3 Bd.). Panzer, bayr. Sagen. Fries, Sagen aus Unterfranken in Zeitschr. f. d. Myth. u. Sittenkunde von J. W. Wolf, Bd. I. Fries wiederholt in Feierstunde, Beiblatt des Main- und Tauberboten, Wertheim 1859 ff. Kaufmann, Mainsagen. Aschaffenbg. 1853 (Gedichte). E. Hartmann, Aus dem Spessart, Aschaffenburg, 2. Aufl. 1911. K. Hofmann, Sagen des bad. Frankenlandes. Programmbeilage des Realgymn. (Humboldtschule), Karlsruhe 1911. 2. Aufl. Buchen 1912.

nischen Religion verhältnismäßig schwach sind. Wotan lebt weiter in der abgeschliffenen Form des wilden Jägers, ein Name scheint nicht mehr bekannt, ein Weiterleben in Michael läßt sich nicht nachweisen; wichtig für die Frage wäre eine genaue Verfolgung der Sage vom Bettingberg (II 239). Dagegen lebt noch der Name der Frau Holle und der Nornen. Letztere als Nunnen, Nünnercher; von ihrer ursprünglichen mythologischen Gestaltung ist noch lebendig die Verbindung mit dem zukunftkündenden Quellwasser (oft abgeschliffen zu „Brunnen") und die Verbindung mit dem Spinnen, allerdings nur der Besuch der Spinnstuben, während die Vorstellung der Schicksalsweberinnen wenigstens in den Sagen nicht zu finden ist; es wäre wichtig festzustellen, ob irgendwo das bekannte Motiv von den drei Schloßfrauen sich findet (etwa in einem Volksliede).

Dagegen sind die niederen Geister des altgermanischen Glaubens noch recht wirksam: Die Bergriesen „Heunen", die Hexen (mehrere Hexentanzplätze!), die Elementargeister von Wasser und Wald, Nixen und Elfen (vgl. besonders II 145), dann die Heinzelmännchen und Zwerge (einmal unter dem mir unverständlichen Namen „Ameditchen" (= Amme-dittchen?) und die gespenstischen Seelengeister (Mar: II 245), namentlich die außerordentlich charakteristischen „Totenweibchen" (I 65 f.: unzählbare Menge Weiblein, erdfahle kleine Ungeheuer mit unförmlichen Köpfen und Affengesichtern, kneipen, beißen und zerkratzen den Angefallenen bis zum Hahnenschrei). Schließlich die primitivsten Gestaltungen dämonengläubiger verängstigter Fantasie: schwarze Männer, feurige Männer, nebelhafte Tiere (besonders Hunde, Kalb), auch das mir aus dem alemannischen Gebiet geläufige Dorftier.

Alle diese Dinge sind am zahlreichsten und lebendigsten in den aus dem flachen Land beigebrachten Sagen, während die städtischen Sagen außerordentlich stark durch die geschichtlichen Erinnerungen beeinflußt sind und zudem vielfach deutlich den Stempel literarischer Bildung tragen, auch das eine Bestätigung des oben über die Bedeutung der bäuerlichen Schichten für die Volkskunde Erkannten. Es sind namentlich die geschichtlichen Gestalten Karls des Großen (Gegend von Seligenstadt) und Friederich Barbarossas (bei Gelnhausen; der „Kyffhäusergedanke" findet sich nicht), ferner die einheimischen Geschlechter der Grafen von Wertheim, der Herren von Rieneck und Echter von Mespelbrunn. Auch in den einfacheren Schichten lebendig ist die Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg, die Schwedenzeit, an die Pest, gelegentlich an Napoleon und merkwürdigerweise öfters auch an die Anwesenheit englischer Truppen im österreichischen Erbfolgekrieg (der „rote Engländer").

Einen ganz breiten Raum nehmen christlich-kirchliche Stoffe ein. Jeder der sich mit Religionsgeschichte beschäftigt, namentlich mit antiker, sollte einmal ein paar Dutzend solcher Geschichten überlesen, um in sich lebendig werden zu lassen, wie stark das Bedürfnis des Volkes ist, alle sinnfälligen Erzeugnisse religiösen Lebens, Kirchen und Kapellen, Bildstöcke und Kreuze, Reliquien usw. in den Mittelpunkt eines Vorganges, einer Geschichte zu stellen und diese wieder miteinander zu verbinden, und um zu verstehen, mit welcher urwaldmäßigen

Üppigkeit und Naschheit die Legende wuchert und wie sehr sie oft das Produkt freischöpfender Fantasie ist.

Im Gebiet der heiligen, bedeutungsvollen Zeiten überwiegt das Christliche sehr stark das Heidnische: Die Zwölften spielen eine weit geringere Rolle als die Adventszeit, Neujahr verschwindet fast ganz gegenüber Weihnachten, der altheidnische heilige Wochentag, der Donnerstag, ist restlos vom Sonntag verdrängt. Besonders hervorheben möchte ich den Elfentanz in der Johannisnacht (II 145) und den Zug des wilden Heeres an Petri Stuhlfeier (I 123), einem religionsgeschichtlich außerordentlich interessanten Tag. — Unter den typischen Zahlen tritt natürlich die Siebenzahl alles überragend hervor (besonders charakteristisch der Zwerg mit sieben Augen, II 238), daneben 3 und — nach meinem Empfinden stärker als gewöhnlich — 100. Wichtig ist, daß die 9 eine ganz ungewohnt geringe Rolle spielt.

3.

Man sieht, eine gewaltige Masse von Aufgaben und Problemen bietet die Volkssage, und dabei ist sie nur ein kleines Gebiet der Volkskunde, stehen neben ihr noch die ebenso umfassenden Gebiete des Volksaberglaubens, des Volksbrauches, des Volksliedes, des Kinderliedes, des Kinderspieles usw. Über der erdrückenden Fülle dieses Stoffes vernachlässigt man meist die erst zu richtigen Resultaten führenden Kleinarbeiten: vor allem die genaue örtliche und zeitliche Verfolgung eines in sich abgeschlossenen, möglichst kleinen Problems. Welches von solchen Gebieten man herausgreift — namentlich zur Zeit, wo wir noch ganz im Anfang dieser Untersuchungen stehen — ist ganz gleichgiltig. Und so möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf Folgendes richten:

Es ist vielfach Sitte, zu bestimmten Zeiten des Jahres Feuer abzubrennen, auch brennende Scheiben zu Tal zu schleudern. Diese Sitte scheint ursprünglich angeknüpft an die vier Wendepunkte des Sonnenjahres, wenigstens ist das für beide Sonnenwenden so gut wie sich er (Sonnwend-, Subend-, Sibend-, Simmets-, Zimmetfeuer), das Feuer der Wintersonnenwende gewöhnlich begangen an Neujahr, das der Sommerwende an Johannis, 24. Juni, bisweilen auch an St. Veit, 15. Juli (gerade in Franken vermute ich aus bestimmten Gründen gelegentlich auch Veitsfeuer). Daneben begegnen solche Feuer namentlich noch im Frühjahr, meist an Fastnacht oder dem Sonntag nach Fastnacht („Funkensonntag"), ausnahmsweise auch im Herbst, an Michaelis, 29. September. Auch hier scheinen ursprünglich an die Nachtgleichen angeknüpfte Feiern von den in der Nähe liegenden Kirchenfesten angezogen zu sein.

Zu diesen Feuern sammelt die Jugend vielfach am Tage und mehrere Tage vorher durch den Ort umherziehend alles mögliche Brennmaterial. Dazu singen sie ein Heischeliedchen, das einer näheren Untersuchung wohl wert wäre[1].) Die typische Form dieser Liedchen, wenigstens der zum Johannisfeuer, scheint enthalten

[1]) Vgl. die Erläuterung der Heischelieder zum „Sommertag" von Albrecht Dietrich, zum Martinstag von Simrock.

zu haben: Ankündigung des Feuers, Nennung von oft sehr verstümmelten Heiligennamen, Bitte um Gaben (von Holz oder Geld, „Steuer"), Segensspruch bezw. Verwünschung. Natürlich ist meist einer oder der andere dieser Teile bereits verwittert, so in dem mir augenblicklich einzigen aus Frankenland zugänglichen Liedlein in Veitshöchheim:

„Kommet herbei, ihr jungen Knaben,
Helft das Holz zusammentragen
Zum G'hannsfeuer,
Der Haber ist teuer;
Wer kein Holz zum Feuer git (gibt),
Lebt das heurige Jahr auch nit."

Die wesentlichste Aufgabe wäre nun die Erlangung von möglichst vielen und möglichst genauen Texten

(genaue dialekttreue Wiedergabe, namentlich auch der unverständlichen Worte, ferner der etwa vorkommenden Varianten, möglichst auch Angabe der musikalischen Form, eventuell mit Noten);

daneben wären erwünscht genaue Angaben über das Sammeln des Brennstoffes

(wann, wie oft, nur am Vortag oder längere Zeit vorher, wann zum erstenmal, zu welcher Tageszeit; in welcher Weise, z. B. mit Wagen, nur Knaben oder auch Mädchen, bestimmte Altersgrenze, Bildung mehrerer Parteien für die einzelnen Ortsquartiere, ev. Benennung dieser Parteien. Was wird gesammelt, ev. besondere Bezeichnungen für diese Dinge wie Scheit, Welle, Wiede),

ferner über das Feuer selbst

(ortsübliche Bezeichnung, wie viel Feuer, an welchen Plätzen; Gebräuche dabei, wie Umwandeln oder Sprung durchs Feuer; paarweise; begrenzt auf bestimmte Altersstufen, Sprechen von Gebeten oder Zauberformeln; Schlagen von Scheiben, Rufe dabei usw.).

Besonders wertvoll wäre auch die Mitteilung von früher anders gearteten Begehungen, untergegangenen Textwerten usw. und die Verfolgung durch benachbarte Ortschaften.

Sehr zweckmäßig wäre es, die Mitteilungen über das Johannisfest möglichst jetzt schon zu machen, damit bis zu diesem Tag das Material sich einigermaßen übersehen läßt und dann durch eine erneute Anfrage die noch bestehenden Fragen gelöst und Einzelheiten festgestellt werden können; es wird angezeigt sein, den mitgeteilten Text aufzubewahren, um dann eine genaue Nachkontrolle üben zu können. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß eben in diese Tage die Fastnachtfeuer und das Scheibenschlagen fiel, daß also gerade darüber jetzt Feststellungen noch leicht zu machen sind.

In Franken sind die Johannisfeuer heute noch besonders verbreitet, im Frankenjura und im Haßgebirge[1]), ferner in Würzburg und der Nachbarschaft (Margetshöchheim, Veitshöchheim), im Fürstbistum Würzburg z. B. durch Landverordnung vom 9. Juni 1780 verboten[2]), in Nürnberg einmal schon 1653. Als Muster der Heischeliedchen sei zum Schluß noch ein bayerisches genannt:

[1]) Vgl. Stubenvoll, Heidentum im Christentum S. 120.
[2]) Landmandate III 196.

„St. Florian! zünd den Mädeln den Rocken an!
Ist ein guter Herr (Frau) im Haus,
Lang er uns ein Scheitlein raus!
Heiliger Sankt Six, gib uns fein a dicks!
Heiliger Sankt Hans, gib uns fein a langs!
Heiliger Sankt Thoma, laß a Scheitl komma!"

und ein besonders interessantes aus alemannischem Gebiet, Ettenheim:

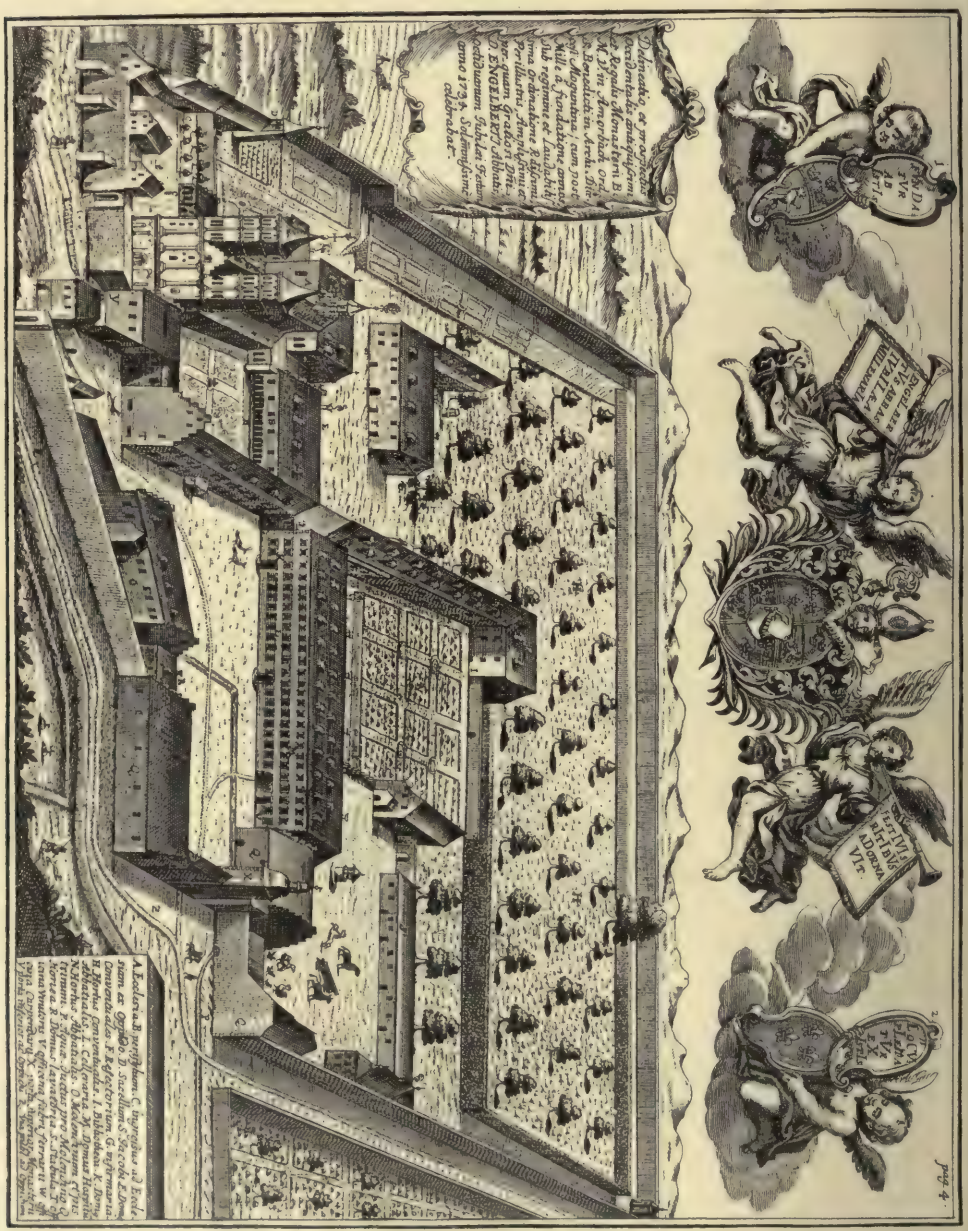
[Zuem] Vit, zuem Vit, zuem Häfili, [früher: Häfili Vit]
zuem Dume, [dumme; auch „fam" statt „zuem"]
['s] Schitli wurd bald kumme
zuem dewere, zuem dewere [Trewere]
stell[t] d'r böse Maidle noh
[auch: M'r stelle die böse Maidle a].
Glück ins Hus! Unglück rus! [drus!]
Keie au e großi Well' obe 'rus!
D'r Michel und d'r Vit,
sie 'bitte um e Schit,
sie bitte um e Wid',
daß 's ganz Johr im Hus
kei Unglück g'schieht.

Wie die Bürger von Amorbach anno 1525 in der Abtei daselbst gehaust haben.

Von
Dr. Franz J. Bendel, Würzburg.

Die Benediktinerabtei Amorbach wurde im Bauernkriege besonders hart mitgenommen. Zwar entging sie der vollständigen Zerstörung, aber das ist weder ein Verdienst des Bauernhaufens, noch der Amorbacher Bürgerschaft. Als der Odenwälder Haufe am zweiten Sonntag nach Ostern, den 30. April 1525, in die Abtei einfiel, hatte er es hauptsächlich auf Geld, Wertgegenstände, Vieh

und Getreide abgesehen. Da von ersterem nichts vorhanden war, hielt er sich umsomehr an letztere. Mancherlei war ihm aber doch entgangen, weil es die



Ansicht der Abtei Amorbach aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Mönche in die Erde vergraben hatten. Nach dem Abzuge der Bauern sollte die Abtei auf Befehl der Hauptleute angezündet werden. Die Bürgerschaft

fürchtete indes für ihre eigenen Häuser und erwirkte eine Abänderung des Befehles: Die Abtei solle nicht verbrannt, aber zerstört werden. Inzwischen hatten sich bereits zahlreiche Bürger an das Zerstörungswerk gemacht; denn eine Plünderung kann man das nicht mehr nennen, wo Türpfosten herausgerissen, Fußböden herausgehoben, Dächer abgedeckt werden usw.

Wir sind über diese Vorgänge durch gleichzeitige Aufzeichnungen des damaligen Abtes Jakob Zweifel gut unterrichtet. Dieselben sind über jeden Verdacht der einseitigen Übertreibung erhaben; im Gegenteil übergeht der Abt manche Tat der Bürger mit Schweigen, oder er begnügt sich mit einer zurückhaltenden Andeutung. Nachstehende zwei Berichte des Abtes sind nur ein kleiner Ausschnitt aus jenen Aufzeichnungen und aus einer größeren Arbeit, die ich demnächst über diese Ereignisse zu veröffentlichen gedenke. Wir erfahren aus ihnen die Namrn einer ganzen Reihe von Bürgern, die sich an dem Zerstörungswerke beteiligt haben; doch macht weder die Liste der Missetäter, noch das Sündenregister, das ihnen vorgehalten wird, Anspruch auf Vollständigkeit.

In den Aufzeichnungen des Abtes Jakob wird auch mehrfach hergehoben, daß schon lange vor der Ankunft des Bauernhaufens jeder Versuch der Mönche, das Kloster zu verlassen und ihre Person sowie die Wertsachen in Sicherheit zu bringen, von den Bürgern mit dem Bürgermeister Hans Berner an der Spitze, gewaltsam verhindert wurde, ein Beweis, daß die Plünderung eine lange vorher abgekartete Sache war und die Bürgerschaft nicht erst durch das Beispiel der Bauern dazu verleitet wurde. Und worauf es den Bürgern nicht in letzter Linie ankam, läßt die Verbrennung des klösterlichen Urbars und Zinsbuches deutlich genug erkennen.

Nachstehend die Berichte.

1.

Klag vber etlich Burger zu Amorbach vom Cloſter.

Lange Zeit vor der Zukunfft der Bawerschafft haben vnß verhüt tag vnd nacht: Conradt Stumpff, Niclas Groe Schlosser, Bendern Hanß Burgermeister, Kilian Zimmermann, der Klein Schlosser, Bernhard Schreiner, vnd ander mehr, Stephan Mohr, Andreas Mohr.

Item die ochsen haben die gemain nit wöllen lassen volgen.

Item im Cloſter haben abgebrochen allenthalben Hoffmathes, Bernhard Schreiner, Drünck Lentz, Kilian Zimmermarn, Bopp Lentz, Melchior Zimmermann vnd andere mehr.

Item die Orgel haben vollen zerbrochen Peter Hetzer, Jerg des Statschreibers Vetter, Weygant Bintzhanßen Sohn vnd andere mehr.

Item in vnßer Bäch gefischt; haben gethan Stirhanß, Michel Maürer vnd andere mehr, sonderlich die Bauren zu Schneeberg.

Item im Cloſter bey nacht vnd tag gegraben Deutel Lenhard, Michel Maürer, Stephan Mohr, Kilian Zimmermann, Lenhard Maürer ꝛc. Hoffmathes Sohn, Amors Sohn in der Schenckelgassen.

Item das Zinsbuch verbrandt; haben gethan: Conradt Stumpff, Kilian Zimmermann, Michel Mäurer, Bernhard Schreiner vnd andere mehr.

Item die Zaün abgebrochen: Conrad Stumpff, Weygand Bintzhanßen Sohn ꝛc.

Item des heiligen Creutz Altar violirt; waß Hanß Schreiner darum zu sagen.

Item von dem Gottharts Berg getragen Heintz Roedt, Hanß Schreiner ꝛc.

2.

Diese werden angezeigt, welche noch sollen des Closters Guth haben, aber nit überantworten vnd lauth des Gebottes, von Bundt ꝛc. beschehen, halten.

Der Becker auff dem graben soll noch haben 3 Zinnene Schissel, ein gut weinfaß vnd 2 gute Bandt zu einer Thier.

Item Belten Schumacher ein guten feinen hoffen vnd etlich zinene Schießlein.

Item Hanß Trunck soll haben die Küchen thier, aber dieselbe verbrandt; noch auch etlich hawen vnd Schaufel etc.

Item Bopp Heintz hat noch viel Thiel, so er auß dem Closter hatt getragen.

Item Jeger Henßen der Jung soll haben zwo sew, etlich gloßfenster, Bethladen, Kachel zum offen, ein gut halfüderig faß zu wein, ein tisch vnd vnd ein Narten in die Küchen.

Item Hanß Weyßmüllers fraw hat noch ein guten Narten.

Item des Messer Schmidts Tochter hatt noch ein Beth vnd anderes.

Item Hanß Hecht hatt noch fünff Schar vnd etlich Schänck zu bezahlen.

Item Hanß im Hof hatt viel Steinen Blatten, ein guten lederen püluen vnd andere ding mehr, wills noch mannigfältig forderen nit geben.

Item Jerg Mopf hatt ein Schanck in der mühl, der in der mauren ist gestanden vnd mehr dings.

Item Büdel Barb hatt 3 gute Küssen etc.

Item Michel Meurer, Lenhard Meurer, Amors Sohn in der Schenckelgassen vnd Hoffmathes Sohn haben noch nit alles überantwortet, das sie im Closter an Zien, Meßß, würtzen vnd anders haben ausgegraben.

Item Müff Catharin hatt ein Beth vnd pfannen in die Küchen; wan mann es hatt geheischt, will sies Getzen von Berlingen klagen.

Item Lör Henßen hatt ein Saw; soll kein Mensch vermögen, wider zu geben

Item noch viel dings mehr, das noch zu Amorbach ist, will aber nit gefallen

Item etlich viel Schaf seint auch noch zu Amorbach, vnd etlich verander vnd geflohet, wollen auch nit widerumb gefallen.

Item Hetzer Peter soll auch noch viel dings haben, das in das Closter gehert; welcher vor andern den größten Muthwillen in der Closterkirchen mi der Rüden Biltnuß vndt anderen, wie wisslich, hat getrieben, sonderlich auch auf der Orgel, vnd mit leütten auff dem Thurn, vnd allwegen die geistlich verspottet vnd veracht.

Das deutsche Dorf[1]).

Von

Dr. Fl. H. Haug, Wertheim.

Als Gegenstück zu der im gleichen Verlag erschienenen Publikationsreihe: „Die schöne, deutsche Stadt", behandelt H. Rebensburg unter obigem Titel das deutsche Dorf, vorerst für Süddeutschland. Das norddeutsche Gebiet soll in diesem Jahre bearbeitet und publiziert werden. Man muß es mit Freuden begrüßen, daß endlich der Baucharakter des Dorfes mehr Beachtung findet. Denn wie weit unsere besten Architekten noch davon entfernt sind, den Charakter des Dorfes zu erfassen, zeigt Gmindersdorf, erbaut von Theodor Fischer (Abb. 8). Mit Recht betont hier Rebensburg, daß diese Anlage nicht aus dem Boden herausgewachsen ist, wie es beim Dorf der Fall sein muß. Aber er übersieht noch ein Moment, das uns sehr wichtig erscheint. Wer das Bild von Gmindersdorf betrachtet, wird finden, daß es unruhig wirkt. Wie friedlich liegt dagegen Dürers Dörflein (Abb. 3) da; der feine Hauch des Dorffriedens und des stillen Glückes ruht hier auf dem Ganzen. Der moderne Architekt will zu sehr sein Können zeigen, er will abwechselnd wirken und das will eben der Bauer nicht. Schlicht und einfach setzt er ein Haus ohne große Abwechslung neben das andere, das Dorf ist einheitlich gebaut. Wer aber Gmindersdorf betrachtet, findet schon in den Dächern sämtliche süddeutsche Arten vertreten. Es fehlt hier „die edle Einfalt und stille Größe", die wir an den aus dem Bauernstand herausgewachsenen, antiken Völkern bewundern. Wer je in Süddeutschland moderne „Bauernhäuser" gesehen hat, wird Rebensburg Recht geben, wenn er betont, daß sich unsere Architekten der Landschaft nicht anzupassen wissen. Da finden wir in einer vom Schnee stark heimgesuchten Gegend auf einem modernen Bauernhaus ein Grabendach, da sehen wir einen reizenden Bauernsitz, aber nicht auf halbem Hang, der Sonne und der Aussicht zugerichtet, wie ihn der Bauer baut, sondern oben auf der Spitze, Wind und Wetter ausgesetzt oder gar auf

[1]) Süddeutschland. Mit 194 Abbildungen. 11.–20. Tausend. München. R. Piper & Co. 1913. VII, 203 S. Mk. 1.80.

dem rückwärtigen Hang, versteckt hinter alten Linden, die natürlich nach kurzer Zeit auffrisiert werden müssen, da sie ja die Aussicht verdecken. Oder wir finden „Bauernhäuser" mit der Front nach Westen oder einer Bergwand zugekehrt, weil dort zufällig eine Straße vorbeiführt. Das nur einige Fehler hervorragender Architekten, wie man sie allenthalben beobachten kann. Wir greifen sie heraus, um zu zeigen, daß es hoch an der Zeit ist, das Dorf näher ins Auge zu fassen. Es wäre zu wünschen, daß Rebensburg sich mit der Zeit noch mehr in seinen Stoff vertiefte und ein größeres Werk in die Öffentlichkeit brächte. Er ist ja auf dem denkbar besten Weg. Wenn auch die Abschnitte „Das Dorf in alter und neuer Zeit" und „Die Siedlungsarten" noch nicht ganz den modernen Forschungsergebnissen entsprechen, so hat er doch „Die Dorfkirche" in geradezu mustergiltiger Weise gegeben. Was der bedeutende badische Kunsthistoriker Sauer 1911 in „Archiv der Erzdiözese Freiburg" angedeutet hat, ist hier eingehend behandelt. Diese Partie der Publikation wäre jedem Pfarrherrn zu empfehlen, der in die schwierige Lage kommt, seine Pfarrkirche zu vergrößern.

Von der Dorfkirche ziehen wir mit dem Verfasser durch die einzelnen Gehöfte, zu den Gemeindebauten, zum Wirtshaus und den technischen und gewerblichen Bauten. Hiezu einige kleine Anregungen: Die liebe, alte Dorfschmiede, das einzige Haus, in dem in alter Zeit im Dorf ein handwerksmäßiges Gewerbe ausgeübt wurde, ist doch zu dürftig behandelt. Hier versagen auch die so reichlichen und wirklich ganz hervorragend guten Abbildungen. Abbildung 136 stellt keine Schmiede dar, in diesem Haus sucht man eher einen Wagner. Die Schmiede ist meist eines der ältesten Häuser im Dorf und schon deshalb beachtenswert. Auch das Hausgärtlein beim Bauernhaus, mit schlichtem Zaun eingefaßt und von der Bäuerin mit Liebe gepflegt, verdient Beachtung. Hier wachsen ganz bestimmte Blumensorten, aber nicht in teppichartig angelegten Beeten. Der ruhige, zufriedene Sinn des Landvolkes schafft hier seine schönsten Idyllen. Nach dem Simplicissimus und den Fliegenden Blättern darf aber der Verfasser unser Landvolk nicht beurteilen, wie er es auf Seite 106 tut.

Wer den nüchternen fränkischen Häcker, den fast schwermütig veranlagten Älpler kennt, muß derartige Verallgemeinerungen abweisen. Auch zahlt man in Süddeutschland für Automobile Pflasterzoll, nicht „Malterzoll"; der Verfasser hat da das ihm eingesandte Klischee falsch entziffert (pag. 105 und Abb 96). Die Abschnitte „Der Baum im „Dorfbild", „Dorfstraße und Dorfkern", „Dorf und Landschaft" hat der Verfasser ganz hervorragend durchgeführt.

Jedem, der einmal in die Lage kommt, ein Haus einem Dorfganzen anzugliedern, überhaupt jedem, der unser Volk liebt und an ihm hängt, können wir das Schriftchen wärmstens empfehlen.

Johannes Butzbach.

Ein fahrender Schüler aus Franken.

Von
Gustav Klingenstein, Wertheim.

Die Gestalt des fahrenden Schülers tritt schon früh im deutschen Mittelalter charakteristisch hervor. Sie heißen clerici, was ursprünglich den Studenten überhaupt bezeichnet, noch Jahrhunderte später ist clerc in Frankreich ungefähr unser „Studierter Herr" gelegentlich mit der besonderen Bedeutung des „Assessors".

Wenig hat die Geschichte derer unter ihnen gedacht, die auf ebener Bahn bald in das bürgerliche Leben einliefen, wenn nicht irgend eine Einzeltat sie über den Kreis der Menschen emporhob; genauerer Kenntnis erfreuten sich nur diejenigen, die von dem schmalen Weg eines geordneten Lebens auf die breite Straße sich verirrten, die zur Hölle führen soll. Und in der Tat wurden die Verkommenen unter ihnen von der Kirche als die eigentlichen Kinder des Satans bezeichnet.

Erlaucht waren diese „clerici vagabundi" freilich nicht. Unruhige Köpfe meist, mit wildem Blute, verkommene Genies aller Art, die sich auf den Landstraßen von Ort zu Ort herumtrieben, gelegentlich in Gesellschaft gleichsinnter Nonnen. Trotz ihrer höheren Bildung sanken sie meist bald auf die unterste soziale Stufe; aber selbst in der tiefsten Verkommenheit trugen sie einen unversiegbaren reinen Quell mit sich: Das deutsche Volkslied. In den sogenannten „Carmina burana", einer Liedersammlung aus dem XIII. Jahrhundert, haben wir jene zum Teil schlechte Poesie, die aus dem freien Wanderleben dieser Kleriker sich erzeugte, oft in eigentümlicher Form: halb lateinisch, halb deutsch, sodaß der Klang deutschen Volksempfindens sich oft aus dem pedantischen Latein der Zeit herauswinden mußte, wie die Blüte, die die Kelchblätter durchbricht.

Gern gaben sich die Herrn ein besonderes Aussehen, indem sie mit ihrer „Sünden Maienblüten" auftrumpften und behaupteten, sie kämen geraden Weges aus dem Venusberg. Dann trieben sie gerne allerhand Zauberkünste, beschworen den Hagel, enthexten das Vieh und beschworen die Geister. Wenige werden darunter gewesen sein, die dergleichen als „betrogene Betrüger" unternahmen, sondern sie suchten ihren Lebensunterhalt aus allem zu schlagen, wo es nur immer möglich war, in der Überzeugung, daß Dummheit und Aberglaube für sie die ergiebigsten Erwerbsquellen seien; aber immer trägt er zugleich das deutsche Lied auf den Lippen.

So ist also schon im Anfang der Student „der fahrende Schüler, der wüste Gesell", als welcher er noch heute gern im Kommersbuch figuriert, freilich harmloser als seine mittelalterlichen Vorfahren.

Inzwischen verfiel im 13. und 14. Jahrhundert der gelehrte Lehrbetrieb immer mehr. Aber bald trieb sich in der neuen humanistischen Wissenschaft im 15. Jahrhundert (in Italien 100 Jahre früher) ein Keil zwischen die alte scholastisch-spitzfindige und rein paukmäßig betriebene Lehrweise, der diese bald sprengte. Neues Leben kam in die gelehrten Schulen und zahlreiche Neugründungen von Lateinschulen erfolgten, die heute noch in den älteren Gymnasien fortleben.

Damit änderte sich auch das Studententum. Der allgemeine Zug der Zeit trieb die jungen Leute vom flachen Lande in die Lateinschulen, an denen unter ihnen ein buntbewegtes Leben sich entwickelte, im wesentlichen die Formen unserer „alten Burschenherrlichkeit".

In diese Zeit des Wiederaufblühens fällt das Leben des Humanisten Butzbach aus Miltenberg[1]).

In seinem „Wanderbüchlein" hat er uns sein Leben beschrieben von dem Beginn des gelehrten Studiums bis zu seinem Eintritt ins Kloster Laach; er führt uns hier das eigentümliche Leben des damaligen fahrenden Schülers vor mit allen Kämpfen und Entbehrungen eines solchen Menschen, dem es darauf ankommt, an sein Ziel zu gelangen. Seine Darstellung ist die erste; diejenige, die für unsere Kenntnis des Scholarentumes die grundlegende ist, die des Schweizers Thomas Platter, wurde erst 72 Jahre später geschrieben; diese letztere ist die Grundlage auch für Freytags Darstellung in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" geworden.

Das Buch Butzbachs steht an kulturgeschichtlichem Gehalt der Lebensbeschreibung Thomas Platters erheblich nach, aber es übertrifft diese an Anmut der Darstellung in hohem Maße.

Das ganze Buch Butzbachs ist durchsogen vom Kampf eines edeln und gläubigen Menschen gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens und vor allem gegen die Roheiten des Scholarentums, die schon in dieser frühesten Zeit die Kehrseite der vielgerühmten akademischen Freiheit waren; Roheiten und Verwilderung,

[1]) Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein. Chronika eines fahrenden Schülers, übersetzt u. herausg. v. O. J. Becker. Inselbücherei N. 26.

in deren Darstellung eine in letzter Zeit bekannt gewordene Selbstbiographie mit Behagen schwelgt, die des Magister Lauckhardt am Ende des 18. Jahrhunderts.

Von seinem anmutigen Buch machte Butzbach selbst wenig Aufhebens, es war nur gedacht als private Mitteilung seiner Erlebnisse an seinen Stiefbruder Philipp Drunck.

Mit 6 Jahren kommt er auf die Schule, in der er in erster Linie ein Mittel zum Fernhalten des Bösen sieht. Anfangs gefällt es ihm gut, besonders wegen der Belohnung in Bretzeln, aber später fängt er das Schwänzen an; doch werden durch drastische häusliche Mittel allzugroße Abirrungen verhindert.

Im Großen und Ganzen aber ist es eine fröhliche Kinderzeit, die er erlebt, „auf allen seinen Pfaden sproßten Rosen". Später wird er dann einem Bacchanten (älterer Schüler) auf die Wanderschaft mitgegeben, und er ist außer sich vor Freude, daß nun das Leben des fahrenden Scholaren für ihn beginnt, weil er glaubt, „daß anderwärts die Zäune aus Bratwürsten geflochten und allenthalben die Dächer der Häuser mit Kuchen bedeckt sind.

Wohl ausstaffiert mit guten Ratschlägen und vor allem Geld, macht er sich als Schütze (junger Schüler) mit seinem Begleiter auf die Reise. Aber bald muß er einsehen, daß es mit seinen Luftschlössern eine eigene Bewandtnis hat, und die rosigen Farben, mit denen der Bacchant sein neues Dasein ihm ausgemalt hatte, eitel Lügen seien.

Das achte Kapitel trägt die vielsagende Überschrift: „Wie der Schüler (gemeint ist sein Begleiter) anfing den Schafspelz abzuwerfen". Je weiter er von der Heimat weg ist, desto härter werden die Worte seines Führers. Müde und traurigen Herzens, niedergedrückt durch das Gefühl der Heimatlosigkeit, kommt er in Külshein an. Und dort wird ihm ein neues Licht aufgesteckt. Der Schüler läßt es sich mit seinen dortigen Verwandten in der Herberge auf Butzbachs Kosten gut gehen, er selbst muß sich hungrig hinter den Ofen legen.

Nun geht der Weg weiter über Bischofsheim und Windheim nach Nürnberg. Aber dort können sie nicht auf die Lateinschule, denn es kommen zu viele Miltenberger dorthin, und da befürchtet der Schüler, daß Butzbach sich eines Besseren besinnen könnte und mit seinen Landsleuten nach Hause zurückkehrte. So geht es denn weiter über Forchheim nach Bamberg. Aber dort können sie wegen Überfüllung nicht aufgenommen werden, und so geht es wieder nach Nürnberg zurück. Überschwenglich preist er diese Stadt, die gerade in ihrem großen Aufschwung steht, eine ganze Welt glaubt er zu sehen.

Von dort durchstreifen sie Bayern, um angeblich eine leere Burse (Unterkunft für Studenten) zu suchen, in Wahrheit will aber der Schüler sich solange herumtreiben, als Geld noch da ist.

Schließlich kommen die beiden bis Eger und treiben sich eine Zeit lang in Böhmen herum. Inzwischen ist das Geld alle geworden, und unter Androhung der härtesten Prügel wird der junge Butzbach gezwungen, den Lebensunterhalt für seinen Führer zu erbetteln, was ihm als Sohn wohlhabender Leute recht zuwider ist; dabei darf er für sich nichts behalten, wie er dabei sich selbst durch-

schlägt, ist seine Sache. Hier tritt der Pennalismus (ungeschriebene Gesetze unter den Scholaren) in seiner ganzen Rohheit in die Erscheinung. Um zu kontrollieren, scheinen sich die Bacchanten eines verschiedenfach überlieferten Mittels bedient zu haben: Wenn der Schütze von seinem Bettelgang zurückkehrte, mußte er den Mund ausspülen, und wehe ihm, wenn er etwas von den erbettelten Lebensmitteln gegessen hatte! Aber mit dem Betteln allein war es nicht getan, bald soll er auch stehlen und das war, abgesehen von der moralischen Seite, bei der damaligen Auffassung der Justiz, lebensgefährlich. Schließlich soll er einen von bösen Geistern gehüteten Schatz heben, aber da weigert er sich es zu tun, denn das erschien ihm als Gipfel der Gottlosigkeit.

Zu allem ist er auch der Landessprache nicht mächtig, was zu einem bösen Streich benutzt wird; als Dankesworte für die milden Gaben werden ihm einige böhmische Brocken beigebracht, die aber in Wirklichkeit unflätige Schimpfwörter sind und erzielt damit entsprechende Erfolge.

Besonders haben ihn die Religionsübungen der Ketzer, der Hussiten interessiert, von denen er viel zu erzählen weiß. Um den Rohheiten der älteren Schüler zu entgehen, flieht er schließlich nach Karlsbad, wird aber dort von einem adligen Böhmen einfach weggeraubt und von diesem als Diener benutzt. So hat im zwölften Jahre seine Schülerzeit zunächst ein jähes Ende gefunden, und seine nächsten Lebensjahre erinnern an die Schicksale in Grimmelshausens „Simplicissimus".

Er wird von einem Herrn dem andern geschenkt und kann gelegentlich nur unter furchtbaren Leiden die Reinheit seiner Seele bewahren. Standhaft weigert er sich, Kupplerdienste zu tun und Mätressen Ehrerbietung zu erweisen.

Manches Ergötzliche weiß er aus dieser Zeit von den rohen Sitten der Böhmen zu erzählen: roheste Schürzenjägerei und Völlerei; man sieht die Leute mit vollgepfropften Backen auf der Straße kauend umherlaufen und gleichzeitig sprechen. Aber im Trinken seien sie mäßig im Gegensatz zu den Frauen in Holland, wie er aus den Erfahrungen seiner späteren Studienzeit heraus anschließt. Er selbst und von den Leuten Juriker genannt, was ihm freilich die grausamen Prügel seiner Herren nicht erspart. Vergeblich bittet er, dieses Lebens müde, nach Hause reisen zu dürfen, falls er fliehen sollte, wird ihm bedeutet, wage er sein Leben. Als aber die Pest drohend ins Land kommt, entschließt er sich doch zur Flucht. Manche Wohltat wird ihm dabei von einigen Bürgern erwiesen, „obwohl sie Ketzer sind". Nachdem er so weitere fünf Jahre in Böhmen war, kehrt er über Karlsbad und Nürnberg nach Hause zurück. Als er nun endlich wieder die Heimat sieht, wird seine Freude rasch gedämpft, sein Vater ist inzwischen gestorben.

Jetzt kommt er zu einem Schneider in Aschaffenburg in die Lehre und durchkostet alle Leiden des Lehrlings; in den Kirchen muß er das Wachs für die Beleuchtung stehlen. Er kommt dann nach Mainz und dort fühlt er sich zum Klosterleben hingezogen. 1496—98 ist er als Laienbruder Klosterschneider in Johannisberg im Rheingau.

Nach vielen neuen Schwierigkeiten nimmt er auf der Schule zu Deventer das Studium wieder auf. Er schildert uns dort das Leben der Bürger, wie den Wissenschaftsbetrieb an der Schule und die Wirksamkeit der Lehrer.

Endlich ist er am Ziel seiner Wünsche; er endet sein bewegtes Leben hinter den Klostermauern von Laach, und am Ende dessen, was er alles überstanden, sieht er doch freudig auf seine unruhige und bewegte Jugendzeit zurück, denn alles, meint er, hat zur Läuterung gedient.

Trotz des bewegten äußeren Daseins, vollzog sich sein inneres Leben einfach und gradlienig. Nur von ferne schlagen die Wogen einer sturmbewegten Zeit Zeit herein. Wenn er von den Ketzereien der Böhmen spricht, so hat das einen fast pedantischen, leidenschaftslosen Klang. Nie gerät er in Leidenschaft weder für noch weder. Er hat das Leben von sich fernzuhalten gewußt, und seine Lebensbahn ist typisch für die, die in jenen Zeiten der Welt aus dem Wege gingen. Wohl hat auch ihn die allgemeine geheimnisvolle Unruhe erfaßt, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst auch in den unteren Schichten den Trieb zur Wissenschaft mächtig werden ließ; und darin ist er ein echter Sohn seiner Zeit, daß er ein nie ermüdendes Bedürfnis für geistigen Erwerb empfand und dessen Befriedigung errang; er gehörte zu den stillen Vertretern der humanistischen Bewegung, die in der reinen und leidenschaftslosen geistigen Betätigung den Sinn des Lebens zu erkennen glaubten und für sich selbst auch fanden.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Historischer Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg. Der Verein hat in seinem 80. Geschäftsjahr 1912/13 im alten Geiste an der Förderung Fränkischer Geschichte gearbeitet. Vorträge wurden gehalten von Universitätsbibliothekar Dr. O. Handwerker über „Würzburgs Geschichte in der Dichtung", von Kreisarchivassessor Dr. J. Fr. Abert „Aus der Geschichte der ersten Würzburger Universität unter Fürstbischof Johann von Egloffstein", Dr. Fridolin Solleder „Die Judenschutzherrlichkeit des Juliusspitals in Würzburg". –

Ein großer Teil der Vereinssammlungen wurde in das Luitpoldmuseum überführt. Die Veröffentlichungen des Vereins in Bd. 55 des „Archivs" enthalten eine bedeutsame Arbeit von Dr. Humpert über die territoriale Entwickelung von Kurmainz zwischen Main und Neckar, eine kunstgeschichtliche Untersuchung von Dr. Bruhns über die Bildhauer Peter Dell und Thomas Kistner, sowie eine Abhandlung des Majors und Archivars am Kgl. Kriegsarchiv Helmes über die Würzburger Truppen vor 100 Jahren. –

Direktor des Vereins ist Hr. Universitätsprofessor Dr. Th. Henner, Sekretär Hr. Dr. L. Günther.

Historischer Verein Alt-Wertheim in Wertheim. Der Verein kann auf ein besonders glückliches Jahr zurückblicken. Von den Baudenkmälern der Stadt Wertheim wurde seinen besonderen Sorgenkindern, den Grabdenkmälern auf dem Friedhof und dem Erker am Haupteingang der Stadtkirche gründliche Fürsorge zu Teil. Besonders verspricht der Erker in der Münsterbauhütte zu Freiburg i. B. unter der Aufsicht des Münsterbaumeisters Kempf wieder in alter Schönheit zu erstehen. Der Verein selbst sorgte für Freilegung eines Hausgiebels und rettete eine prächtige Stuckdecke aus dem 16. Jahrhundert, deren schwierige Abnahme der Würzburger Stukkateur Herr Landvogt mustergiltig vornahm. Zwei Barockfiguren aus dem Tauberhofgarten wurden für 1000 Mk. erworben. Sodann fand besonders die Trachtensammlung bedeutende Vermehrung, namentlich aus den Spessartdörfern der alten Grafschaft. Schätze, für die das Museum des Vereins, die Kilianskapelle, schon nicht mehr Platz genug bietet. – Vorträge wurden gehalten von Architekt Winterhelt-Miltenberg über die alte Burg Wertheim; Pfarrer Kappes-Nassig über den Forscher Karl Wibel; Gymnasial-Direktor Dr. Kienitz zur Vorgeschichte der Wertheimer Gegend; Archivar Dr. Haug über alte Wertheimer Goldschmiedekunst, Dekan Camerer über die zahlreichen Inkunabeln der Wertheimer Kirchenbibliothek. Zu einer sehr wirkungsvollen Heimatschutzpropaganda gestaltete sich der überaus stark besuchte Vortrag des Vereinsvorsitzenden Otto Langguth über Trachtenwesen, bei dem von Damen und Herren der Wertheimer Gesellschaft die Trachten der alten Grafschaft aus den reichen Beständen der Sammlung vorgeführt wurden.

Vorsitzender Herr Großkaufmann Otto Langguth, Schriftführer Herr Pfarrer Kappes-Nassig.

Aus Archiven und Museen.

Herr Pfarrer Fr. Buchner in Sulzbürg beendete das mühsame Werk der Inventarisation der katholischen Pfarrarchive im Bistum Eichstätt. Es wurden festgestellt 942 Urkunden aus der Zeit vor 1500, 2040 Urkunden aus der Zeit von 1500–1800 und 3349 Aktennummern.

Das Archiv des k. Juliusspitales in Würzburg wurde dem Kreisarchivar Dr. Sperl unterstellt und der allgemeinen wissenschaftlichen und rechtlichen Benützung freigegeben. Das bisher völlig ungeordnete, nunmehr durch Dr. Solleder vom Reichsarchiv München im Auftrag des Kgl. Oberpflegamts, binnen 16 Monaten, gesichtete Archiv zählt 22800 Aktenfaszikel, 27900 Bände, über 1000 Urkunden und 280 Pläne, ist somit eines der größten deutschen Privatarchive. Das Archiv wurde in den Räumen der ältesten deutschen Anatomie, des bekannten anatomischen Theaters, in dem seit dem Pariser Louis Syver bis herauf zu Virchow und Kölliker Deutschlands erste Mediziner und Anatomen gelehrt, würdig untergebracht. Der Wert des Archives, das in seinen ältesten Beständen bis in das 12. Jahrhundert zurückgeht, liegt vornehmlich in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung für die neuere Zeit, insbesondere für Landwirtschaft und Weinbau, und erstreckt sich weit über die Grenzen des heutigen Regierungskreises Unterfrankens hinaus. Vor allem ist es eines der wertvollsten medizinischen Archive.

Rundschau.

Ludwig Rosenthals Antiquariat in München bietet zu dem achtbaren Preis von 20000 Mk. an: Wagner, Richard. Eigenhändiges Musikmanuskript mit Namen auf dem Titel: „Fragment einer unvollendeten Oper: Die Hochzeit von Richard Wagner. Dem Würzburger Musikverein zum

Andenken verehrt. Introduktion: Chor und Septett." Titel und 36 Seiten Folio. In einem Orig.-Umschlag, welcher die folgende Aufschrift trägt: „Lit. D No. 30. Introd. Chor u. Septetto, von Richard Wagner. Vereins-Eigenthum." In der oberen Ecke des Blattes befinden sich 4 bayr. Stempelmarken, die entwertet wurden durch 2 Stempel des kgl. Rechtsanwalts Dr. Steidle, Würzburg. Ferner befindet sich in jeder Marke das Datum 1. 3. 33. Am Ende der Handschrift die eigenhändige Datierung: „Würzburg den 1.sten März 1833. Richard Wagner."

Wagner schenkte als Chordirektor in Würzburg dem dortigen Musikverein die Partitur. Nach der bald erfolgten Auflösung des Vereins war sie einem Musikalienhändler zugefallen. Vergebens reklamierte Wagner sein Eigentum, er verlor den Prozeß. Später kam das Manuskript in den Besitz der bekannten englischen Wagnerverehrerin Mrs. Burell in London, aus deren Familie die Handschrift wieder nach Deutschland zurückwanderte.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Henner, Theod. Altfränkische Bilder mit erläuterndem Text. Würzburg. H. Stürtz 1914. 20 S. 1 Mk.

Seit 20 Jahren wandert unter diesem Titel ein Kalender in die Lande, den wir hier einer kurzen Betrachtung unterziehen wollen. In feinster Ausstattung bringt der Herausgeber eine Reihe hervorragender Kunstwerke Würzburgs und Wertheims. Der berühmte gotische Erker an der Wertheimer Stadtkirche, der gewaltige Alabastersarkophag und zwei prächtige Grabdenkmäler in derselben erwecken den Eindruck edelster Kunst. Einer kurzen Darstellung von Wertheims Geschichte hängt Henner eine feinsinnig abgefaßte kleine Biographie des durch seine Dichtungen wie durch seine Forschungen in Franken wohlbekannten fürstl. Löwensteinischen Archivrats Alexander Kaufmann an.

Ein schönes Gegenstück zu den Wertheimer Denkmälern bildet ein Renaissance- und ein Barockaltar des Würzburger Domes. Auf einem weiteren Blatt schildert der Verfasser in Kürze das Leben der fränkischen Künstlerin Margarethe Geiger. Mit einem Gang durch den Würzburger Lustgarten von Veitshöchheim und den Mainzer Park Schönbusch bei Aschaffenburg schließt der Kunstgenuß, den auch heuer wieder der Kalender bietet. Auf dem Umschlag befinden sich in Farbendruck reizende Miniaturen aus der K. Hofbibliothek von Aschaffenburg: Die Heimsuchung Mariens aus dem Missale des Mainzer Kurfürsten Albrecht von Brandenburg und dessen Porträt; beide Miniaturen stammen von Nicklas Glockendon zu Nürnberg. (1524 und 1531).

Fränkische Kunst in der vornehmsten Form spricht aus dem ganzen Heft. Henners zartsinnige Betrachtungsweise gibt den vortrefflich ausgeführten Bildern den Hauch der Weihe. Dr. Haug.

Als Sonderabdruck des Freiburger Diözesan-Archivs erschien vor Kurzem eine 156 Druckseiten umfassende Broschüre über **Kirchliche Denkmalskunde und Denkmalspflege in Baden** aus der Feder des Univ.-Prof. **Josef Sauer**, Großh. Konservator der kirchlichen Denkmäler, Freiburg i. Br.

In dem Vorwort erläutert der verdienstvolle Verfasser seinen Standpunkt. Er will vor der Öffentlichkeit feststellen, was auf dem ihm anvertrauten Gebiete im abgelaufenen Jahr geschehen ist, er will aber auch anregen und belehren, den Sinn für einen pietätvollen Schutz der auf unsere

Zeit gekommenen Denkmäler in immer weitere Kreise tragen. Sehr zu statten kommt ihm dabei seine temperamentvolle Art, ohne ängstliches Wägen der Worte geht er dem „Objekt" auf den Leib, auch manches „Subjekt" nimmt er unter die Lupe und nennt das Kind mit Namen.

Aus dem ersten Teil – Funde – interessieren uns im badisch-fränkischen Landesteil ganz besonders die Grabungen im Kloster Lorsch und auf dem Gebiet des alten Augustinerklosters zu Heidelberg sowie zahlreiche Freilegungen alter Fresken in Sindolsheim, Mosbach, Handschuchsheim, letztere von bedeutendem Kunstwert.

Im zweiten, weit umfangreicheren Kapitel wird über Versuche zur Erhaltung und Instandsetzung alter Monumente berichtet. Eine Historia calamitatum! Wie überall ist der Altertums-Handel mit seinen verderblichen Folgeerscheinungen ein Stein des Anstoßes. Sauer nennt das systematische Ausrauben des Landes einen blutigen Hohn auf unsere von Analphabeten freien Bildung. Durch den Einzug des amerikanischen Geistes verliert das Landvolk Sinn und Liebe für die Vergangenheit; es verachtet im Glanze der aufdringlichen Talmischönheit des Modernen das Alte, Echte, Schlichte als unschön, unpraktisch und baut auch so sein Haus und richtet es so ein. Das Land verliert jede Stimmung, seine eigentliche Seele, damit aber auch die Anziehungskraft auf seine eigenen Bewohner.

Aus Rosenberg und aus der Kapelle des Wolferstetter Hofes bei Külsheim sind wertvolle, aus Riemenschneiders Werkstatt hervorgegangene Skulpturen verloren gegangen, die Sammlung Bußmann in Neckargerach gelangte dagegen zum Preis von Mk. 85000 in den Besitz der Karlsruher Staatssammlung.

Sehr richtig sind Sauers Anschauungen über die Aufgaben der Museen: es sollen Fürsorge-Asyle für verwahrloste, bedrohte oder heimatlos auf dem Strom moderner Entwicklung dahintreibende Werke sein. Irgend eine Plastik oder ein Gemälde aus dem Rahmen einer Kirche oder einer Kapelle herauszureißen, für den es nach dem immer noch zu respektierenden Willen des Stifters oder nach wohlberechneten künstlerischen Absichten eines Meisters geschaffen wurde, und in dem es vielleicht jahrhundertelang Gegenstand der Verehrung gewesen ist, das ist – ohne zwingende Not – ein Verbrechen gegen Pietät und gegen guten Geschmack.

Solche Gesetze gelten aber sowohl für den einfachen Mann wie für den raffinierten Feinschmecker, der sich überall die Rosinen aus dem Kuchen herauspflücken möchte (Dehio / Bode).

Es muß nicht jeder schöne Engel, nicht jede Heiligenfigur, nicht jedes Grabkreuz verkauft werden, um „schöne Paramente" oder eine „Gute Herz-Jesu-Statue" dafür einzutauschen! Liegt aber wirklich ein zwingender Grund zum Verkauf vor, so denke man zuerst an die im ganzen Land aufblühenden Museen lokaler Bedeutung, oder schließlich an das Freiburger Diözesan-Museum, ferner an die Ver. Staatssammlungen in der Landeshauptstadt.

Die Neubau-Wut grassiert leider hauptsächlich in Nordbaden, das von einigen Ausnahmen abgesehen, nach Ansicht des Herrn Konservators bald von alten Kirchenbauten „gesäubert" sein dürfte. (Man denke nur an Hardheim; in Tauberbischofsheim mag der glückliche Eindruck des Neubaues den Verlust des alten Baues in einem etwas milderen Lichte erscheinen lassen, und doch, welches Milieu hätte die alte Kirche für ein Lokalmuseum werden können!) Dem Einwand, man hätte ja gute photographische und zeichnerische Aufnahmen gemacht, begegnet Sauer mit den ingrimmigen Worten: „O ich glaube, so ein Kerl könnte Vater und Mutter umbringen, nachdem er sie nur erst hätte photographieren lassen!"

Der merkwürdigen Kirche zu Poppenhausen scheint eine ähnliche Gefahr zu drohen!

In Tauberbischofsheim wurden die alten Grabmäler und Altäre in der neuen Kirche wieder aufgestellt, in Gissigheim verschiedene eingehende Verbesserungen in der Schutzengelkapelle ausgeführt, die u. a. zwei Gemälde von J. M. Wölker-Würzburg und von Sodomann 1683 enthält.

In Wertheim wurde der prächtige spätgotische Erker am Turm der ev. Kirche durch Münsterbaumeister Kempf-Freiburg in Behandlung genommen; der Tätigkeit des histor. Vereins Alt-Wertheim wird verschiedentlich in freundlichster Weise gedacht.

Das Literatur-Verzeichnis ist recht umfangreich, die viel erörterte „Hausbuchmeisterfrage" und andere Gespenster der deutschen Kunstgeschichte werden dabei gestreift; auf Marc Rosenberg's

hervorragendes Werk „Der Goldschmiede Merkzeichen", II. Auflage (darunter die Wertheimer Goldschmiede) wird hingewiesen, ebenso auch auf das von Julius Cahn begonnene Werk „Münz- und Geldgeschichte Badens".

Durchweg eine erfrischende Lektüre. Man möchte ihr wünschen, daß sie seitens der Regierung auf eigene Füße gestellt und auch mit Abbildungen versehen werden möchte; ein Register über die hunderte von Orten und Städten, die sich der Obhut des Herrn Konservators Sauer erfreuen dürfen, kann das nächste Mal wohl schon beigefügt werden. Erstaunlich ist die Fülle des hier niedergelegten persönlich im ganzen Land gesammelten Materials; wohl dem, der so Hervorragendes „im Nebenamte" leistet! Otto Langguth.

Karl Lohmeyer. Johannes Seiz 1717—1779. 222 Quartseiten mit 10 Tafeln und 88 Textabbildungen. Brosch. 16.—, geb. 18.50 Mk. Karl Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg 1914.

Sprichwörtlich geworden war im 18. Jahrhundert die Bauluft der Grafen von Schönborn. Wo ein Schönborn baute, hatten die Bildhauer zu meißeln die Maler zu schildern. In Franken und den Rheinlanden ist das Bauwesen des Jahrhunderts unter der Ägide der Schönborn gestanden, „ein Name, bei dem sich vor unseren Augen unbewußt prunkende Paläste, farbenprächtige Deckengemälde und ins Unendliche sich verlierende geradlinige Gärten aufbauen". Als Sohn des gräflich Schönborn'schen Hofbaumeisters in Wiesentheid geboren, wurde der junge Seiz der fähigste und fruchtbarste Schüler des großen Balthasar Neumann, versuchte sich beim geplanten Umbau der Würzburger Domfassade und ward des Lehrmeisters wichtigster Helfer bei dessen Hauptwerk, dem Bau der Würzburger Residenz. Als in Trier mit Erzbischof Franz Georg von Schönborn das Erbteil seines Geschlechts, die Bau- und Kunstfreudigkeit, ihren Einzug hielt, ergoß sich die lebensfrohe Kunst Frankens über die Kurlande, und die Kunstweise des Balthasar Neumann und Johannes Seiz eroberten das Land. Nie vor- und nachher sind in Kurtrier so viele Kirchen, so viele Edelsitze erstanden als unter dem fürstbischöflichen Hofarchitekten Seiz. Fürstliche und bürgerliche Kunstschöpfungen in Trier und Koblenz, Stadt und Feste Ehrenbreitenstein, die Sommerresidenz Schönbornlust, das Lustschloß Engers bei der altbischöflichen Burg Kunostein, der gräflich Walderdorf'sche Sitz Molsberg im Westerwald, die monumentale Benediktinerabteikirche Mettlach, die gefürstete Abtei Oberprüm, das Nonnenkloster Niederprüm, Maria-Laach, sie alle künden den Ruhm ihres künstlerischen Schöpfers. Den Gesamteindruck seiner Bauten wußte er durch umrahmende Gartenanlagen, deren innige Verwandtschaft mit ihren älteren Würzburger Vorfahren unverkennbar ist, mächtig zu heben. Seiz ist der letzte der großen Bau- und Dekorationskünstler. Die Sonne Frankens, der Rebenhügel an Main und Mosel hat seiner Dekorationskunst jenen Zauber überschäumender Lebensfreude eingestrahlt, welcher, im Kampfe mit dem nüchternen Kunstempfinden des französischen Westens, die angeborne Freude des Süddeutschen an der Fülle der Form gegenüber dem erkaltenden Hauch klassischer Baukunst in wildbewegten Dekorationen triumphieren ließ. Mit der ganzen reichen Phantasie seines gewaltigen Könnens hat sich Seiz gegen die von allen Seiten anstürmende, klassische Ruhe predigende Kunst der Franzosen gestemmt. Die Wappenschilde in den Giebeln seiner Paläste gleichen „tosenden, vom Sturm aufgepeitschten Wogenkämmen". Karl Lohmeyer, der namhafte Kenner des Barocks und der rheinisch-fränkischen Baugeschichte, hat den vergessenen Meister des Barocks und Akademiker großen Stils aus dem Dunkel des Unbeachtetseins wieder zu Ehren gebracht. Klar und glänzend ist der Text, der Buchschmuck Dank der reichen Unterstützung der rheinischen Provinzial-Verwaltung über allen Tadel erhaben. Das Werk bildet den ersten Band der „Heidelberger Kunstgeschichtlichen Abhandlungen", die der Verfasser im Verein mit dem Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg, Karl Neumann, herausgibt.

Dr. Fridolin Solleder.

Heinrich Kühnlein. Blücher und York (Neue Volks- und Jugendbibliothek B 226) München. Seyfried u. Co. 10 Pfg.

Der Kampf gegen die Schundliteratur kann durch nichts erfolgreicher geführt werden als durch Verbreitung volkstümlicher Bücher zu billigsten Preisen. In packender Form gibt Heinrich Kühnlein in der Schilderung der Heldengestalten Blücher und Yorck (richtiger als York) die Geschichte

der Befreiungskriege. Das Heftchen von 62 Seiten und mit guten Bildern geschmückt, findet hoffentlich viele Leser.

Im Dornschen Verlag in Ravensburg sind drei Serien Künstlerkarten aus „Frankenland" erschienen nach Original-Aquarellen von J. Marschall.

Die vorzügliche Wiedergabe und der billige Preis, Serie zu 7 Stück 70 Pfg., sichern den prächtigen Ansichten weite Verbreitung. Zwei Serien behandeln Würzburg, die anderen Bilder Motive aus Iphofen und Kitzingen. Das ist einmal keine Fabrikware, sondern eine Reproduktion von starker unmittelbarer Wirkung. Hoffentlich kommt es einmal zu einer Ausstellung der nach der Natur an Ort und Stelle gemalten Originale.

Dr. Franz J. Bendel. Die Handschriften, Inkunabeln und Frühdrucke der ehemaligen Abtei Amorbach. (Sonderabdruck aus den Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens.) Salzburg 1913.

In wie unheilvoller Weise die Säkularisation bedeutsame Rüstkammern unserer Kultur der Vernichtung preisgab, zeigt das Schicksal der Benediktinerabtei Amorbach. 1803 den Fürsten von Leiningen zugewiesen, verfiel die reiche Klosterbibliothek völliger Mißachtung, aber leider nicht auch völliger Vergessenheit. So geschah, was wenige Jahrzehnte später gewiß unmöglich gewesen wäre, die Domänen-Verwaltung verkaufte 1851 die ganze Bibliothek für 5500 Gulden an die Buchhandlung Beck in Nördlingen. Was – wie wir oben sahen – die Verwüstung der Abtei im Bauernkrieg, was die zahllosen Kriegsstürme der folgenden Jahrhunderte überdauert hatte, wurde damit in friedvoller Zeit ohne Drang und Not völlig auseinandergerissen und zerstreut. Wie unglaublich niedrig der Verkaufspreis war, zeigt uns Bendels mühsame Rekonstruktion des Bibliothekkatalogs für die Handschriften, Inkunabeln und Frühdrucke bis 1530, darunter allein 222 Inkunabeln.

2. Zeitschriften-Schau.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Jahrgang 1913. 3 Hefte. Nürnberg 1913. Nähere Mitteilungen nach Erscheinen des Schlußheftes.

Heimatbilder aus Oberfranken. 2. Jahrgang 1914. Verlag Oldenbourg, München-Berlin. 4 Vierteljahrshefte zu je 1.50 Mk. 1. Heft. Äußerlich verschönt, inhaltlich erweitert treten die Heimatbilder mit einer Reihe wertvoller Beiträge in ihr zweites Lebensjahr. Von den Aufsätzen seien erwähnt: Konservator Dr. Hock: Vor- und Frühgeschichte Ober-Frankens. Lehrer Fritz Kolb: Herrschaft und Amt Schauenstein. Dr. Fischer: Das fränkische Landschaftsbild. Karl Walther: Pflanzenwelt des Serpentingebietes zwischen Woja und Warlitz. Sodann Beiträge zu bestimmten Arbeitsgebieten wie Obfr. Sagen, Kapellen und Kirchen, Zenten, Burgen. Bei letzteren sei auf die allgemein orientierenden Ausführungen des Herausgebers Oberst von Guttenberg hingewiesen. Ferner Rathäuser (Staffelstein, Gräfenberg) und Brunnen.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München. 1914. Es seien die Artikel Fränkischen Charakters erwähnt: 13. Nummer. X. Schmitt: Burgen, Schlösser und Ruinen aus Ansbachs Umgebung. 14. Nummer. L. F. Fuchs: Würzburger Gartenkunst im 18. Jahrhundert. 15. Nummer. P. Mar. Gloning: „Vom Verfasser des ersten Hundertjährigen Kalenders". (Es ist der am 14. März 1613 zu Weismain geborene Oberfranke Mauriz Knauer, gestorben als Abt des Klosters Langheim am 9. Novemben 16c4. Der Kalender entstand 1654.) Böttinger: Ein Stück Alt-Bamberg. (Nach einem Stich „Am Kranen" 1813). Pfarrer Zinck: Himmelkron (Obfr. adliges Frauenkloster des Zisterzienserordens seit 1279. Im Besitz der Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach resp. Ansbach-Bayreuth 1569–1791. Heute Filiale der Diakonissenanstalt Neuendettelsau). 18. Nummer. Dr. W. Fürst. Nürnberg und der Verlust der Reichskleinodien. (Mit Abbildungen nach einem Holzschnitt von 1487).

Niederbayerische Monatsschrift. 2. Jahrgang. 1913. Passau. 12 Hefte 6.– Mk. Heft 5 Dr. F. Weber: Niederbayern in der Zeit nach Einwanderung der Bajuvaren. (Dabei Karte der – ing – Orte). Heft 8. Denkmalpflegekurs in Passau. (Bericht über den siebten Kurs für kirchliche Denkmalpflege am 9. Juli 1913). Heft 11. Kultgebräuche. Votivtiere.

Konservative Monatsschrift. 71. Jahrgang. 1913/14. Berlin. 5. Heft. Dr. Schillmann. Veröffentlichung unbekannter Fichte-Briefe, von denen einer (Sommer 1805) die persönlichen Schwierigkeiten zeigt, mit denen der Philosoph bei seiner Berufung an die Universität Erlangen infolge kollegialer Mißgunst zu kämpfen hatte. Erwähnt werden die Professoren Harleß, Hildebrand, Esper und Mehmel.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

Inseraten-Schema

Wiederholungen: 3 mal 10 %, 6 mal 15 %, 12 mal 20 % Rabatt.

Halbe Seite Mk. 28.–

Viertel-Seite Mk. 15.–

Achtel-Seite Mk. 8.50

Ganze Seite Mk. 50.–

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Altmeister Menzel lobesam
Des Ostern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken.

Würzburg — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum.

München — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim. ==

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

BUCH- & KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN
ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN, ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE PROSPEKTE, ZIRKULARE

I. REFERENZEN AUS KÜNSTLER- & KUNST-GEWERBEKREISEN, HANDEL UND INDUSTRIE
ERFOLGREICHE BESCHICKUNG DER BAYR. GEWERBESCHAU MÜNCHEN 1912

DETTELBACH·A·M·

Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck und Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

Jahrgang Heft 2/3, 1914

Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des Doppelheftes 2/3:

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg. (Fortsetzung).

Die Flurnamen von Urphar am Main. Von Gustav Rommel, Karlsruhe.

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch. Von Hofapotheker K. Wrede, Wertheim. (Fortsetzung).

Ein mittelalterliches Dorfbild aus Franken. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg.

Streifzüge auf dem Gebiet der Münzkunde unter besonderer Berücksichtigung Frankens. Von Dr. Will, Erlangen.

Franken. Gedicht von Max Alfred Vogel.

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach.

Im Taubertal. Gedicht von Max Alfred Vogel.

Was Unteraltertheim von den Napoleonischen Kriegszügen erlebte und erlitt. Von Friedrich Hauck, Pfarrer, Unteraltertheim.

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken. Von Dr. Fridolin Solleder, München.

Der Wonfeeser Humanist in seinen Beziehungen zu Franken. Von Professor Dr. Chr. Beck, Bamberg.

Funde und Ausgrabungen.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Lesefrüchte.

Wirtschaftsgeschichte.

Büchertisch.

1914 Feb.-März
1. Jahrg. Heft 2/3

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Publikations-Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim (750 Mitgl.)

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn.

Von
Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg.

2.

Studien- und Domizellarenzeit in Würzburg.

Im Jahre 1687 nun wurden Johann Philipp Franz und Friedrich Karl, 14 bezw. 13jährig unter Begleitung eines Hofmeisters, Henricus Humpert, nach Würzburg geschickt.

Nach einer vorhandenen Reiserechnung können wir den Weg verfolgen, den sie von Aschaffenburg aus dahin nahmen. Die Reisekosten beginnen mit einer Mainüberfahrt, von wo aus sie nach Amorbach reisten, vermutlich um dort ihren Schwager, den Oberamtmann Johann Sebastian Franz von Ostein zu besuchen, der im selben Jahre erst ihre Schwester Anna Charlotte Maria geheiratet hatte. Die Rechnung führt uns weiter nach Walldürn, wo sie beim heiligen Blut opferten und den Segen für den Beginn ihrer Studien erflehten. Von da gings über Bischofsheim an der Tauber nach Würzburg. Daß der Weg kein allzu guter war, dafür zeugt schon der Eintrag in die Rechnung: „schmier fur unsere scheeß und dem pfert ein new eysen".

Es mag gleich gelegentlich dieser Reiserechnung vorweg genommen werden, was dieselbe als erste Ausgaben bei der Einrichtung des neuen Haushaltes verzeichnet. Da stehen Auslagen für: Spiegel und Puderschachtel; Tintenfässer und Schreibzeug; zwei Gebetbücher; zwei Rosenkränze; Federn; ein halb Reis Papier; Papierscheere; Schuhe, Kleider und Kammbürsten; ein Kruzifix; Federmesser; Alltagshüte und schließlich „ein Stuhl in die Schul".

Die Ankunft in Würzburg erfolgte am 12. November 1687. Die beiden jungen Herren machten am gleichen Tage noch ihre Aufwartungen beim P. Rektor, dem P. Präfekt und dem Magister Rhetorices des Jesuitenkollegs, deren Vorlesungen sie am nächsten Tage bereits besuchen sollten. Ebenso machten sie sofort ihre Visite beim Domdechant (Georg Heinrich von Stadion) und beim Dom-Scholaster (Anton von Wildberg), unter dessen spezieller Aufsicht ja die Domizellaren standen. Am nächsten Abend (13. November) wurden sie im Dom durch Freiherrn von Ostein und Herrn Faust von Stromberg dem Kapitel präsentiert. Damit hatten sie ihre Residenz als Domizellaren angetreten.

Es war damals Sitte, daß die jungen Adeligen, auch wenn sie noch im Jesuitenkolleg erst den Anfangsgründen der Studien oblagen, doch bereits in das Album der Universität eingetragen wurden. So wurde also nur mehr einer Formalität Genüge geleistet, wenn die Beiden späterhin am 4. Dezember durch den damaligen Rector Magnificus der Universität, Johann Franz Kaspar von Ostein, immatrikuliert wurden.

Man war bei der Ankunft in Würzburg zunächst bei Herrn von Stadion — vielleicht dem Domdechanten, vielleicht auch ihrem Schwager Johann Philipp von Stadion — abgestiegen und hatte dort zu Mittag gegessen, während der Erzieher, wie er berichtet, mit der Chaise nach dem „determinierten Hof" weitergefahren war, um die Wohnung zu richten.

Welches diese Wohnung in Würzburg war, geht des näheren aus den Briefen nicht hervor. Es mag vielleicht schon der spätere Schönborn'sche Hof (die Curia Lobdeburg an der Ecke der Hofstraße und Domerpfarrgasse), das Absteigequartier ihres Onkels Lothar Franz von Schönborn gewesen sein. In einer späteren Rechnung figuriert auch eine Madame Beck in Würzburg, die für einen nicht näher benannten Zweck 100 fl. vergütet erhält. Es ist nicht unwahrscheinlich und würde zeitlich stimmen, daß diese 100 fl. ein Teil des Kostgeldes für die beiden jungen Herren waren. In diesem Falle hätten sie also bei der Witwe des Generals Maximilian Leopold von Beck gewohnt, einer gebornen Freiin von Rosenbach.

Ihre eigene Dienerschaft stand ihnen sicher zur Verfügung. Öfter wird der Vogt Johannes erwähnt, dem verschiedentliche Haushaltungsbesorgnisse oblagen. Ein Diener, fast mehr noch Vertrauensmann, namens Roth, taucht hin und wieder in den Korrespondenzen auf. Er sorgt für Holz zur Beheizung, schaut sich nach einem neuen Kammerdiener um (Dezember 1687) und dergl. mehr.

Von nun an standen im Vordergrund des täglichen Interesses der beiden jungen Freiherrn: ihre Studien und ihre Verpflichtungen als Domizellaren. Über beides geben auch die vorhandenen Briefe, wie die Berichte des Erziehers Humpert die ausführlichste Auskunft.

Die Domizellaren in Würzburg waren zum Brevierbeten verpflichtet. Der Erzieher hat sich bei den Würzburger Buchhändlern um ein Brevier erkundigt, kann aber nicht leicht ein solches bekommen. So schreibt er dem Vater; dieser soll es in Frankfurt kaufen und überschicken; einem jeden 4 Partes Breviarii

Romani, wenn möglich von der schönen Antwerpener Ausgabe der Jesuiten; „inmittelst will er (Humpert) sie in alten und gelehnten unterweisen und beten lassen". Als Lehrer für das Brevierbeten wurde ein Vicarius Horbelt erbeten, der später ein Douzeur von 3 fl. für seine Bemühungen erhielt.

Am 3. Dezember 1687 berichtet Humpert, daß sich die jungen Herrn im Brevierbeten schon vervollkommnet, „so daß sie es schon allein und in wenigen Tagen es vollständig beten können".

Noch im Januar 1688 waren die von Frankfurt verschriebenen Breviere nicht angekommen. Der Erzieher fürchtet, daß die von Herrn von Stadion mittlerweile entliehenen „möchten sehr verschmutzt werden" und bittet um baldigste Sendung. Der Präzeptor hat anfangs dazu angehalten, daß sie mit lauter Stimme ihr Brevier beten, damit der eine den andern bei Fehlern korrigieren kann; schließlich zieht es Humpert aber vor, wie er im Januar 1688 berichtet, selbst vor zu beten, weil sie sich immer um den Anfang gezankt haben, auch um andere Unterbrechungen zu verhindern.

Talare wurden gleich zu Beginn des Novembers durch Herrn von Sickingen für beide bestellt.

Und so machten sie nun den Chor- und Kirchendienst wie die andern mit; benützten diese ihre dienstlichen Obliegenheiten zuweilen als willkommene Entschuldigung, wenn der Brief an den gestrengen Herrn Vater kürzer ausfiel, als dieser wohl wünschen mochte; und empfingen gegen Ende des Jahres bereits als Domizellaren ein mäßiges Quartalgeld, das sie für die Haushaltung zu verwenden den Vater baten.

Für die Studien der Beiden gab der Vater durch Herrn von Stadion dem Erzieher gleich am ersten Tage nach der Ankunft in Würzburg „eine bequemliche Regul von Punkt zu Punkt die jungen Herren zu tractiren", welche dieser „gehorsamst amplectirte" und fleißig zu befolgen versprach. Weß Inhalts sie gewesen, ist nicht mehr erhalten. Jedenfalls aber im Sinn der schon oben erwähnten aus späterer Zeit.

So sah sich Humpert gleich in den ersten Tagen nach einem brauchbaren Schreibmeister um.

Im übrigen besuchten die beiden Freiherrn das Kolleg der Jesuiten. Besonders bequem mögen die Schulräume nicht gewesen sein; denn im Dezember 1687 kaufte ihnen Humpert eigens Winterstrümpfe „weil sie eine gantz kalte schuel außstehen müssen". Und in einer Rechnung aus derselben Zeit finden wir eine Ausgabe von 9 Batzen „für wachsstöck in der schuel zu brauchen".

Es ist beachtenswert, welch hohen Wert man damals darauf legte, daß Schule und Haus in der Erziehung zusammenwirkten und zusammenarbeiteten. Dies geschah zunächst dadurch, daß Humpert ständig mit dem P. Magister Fühlung behielt. „Auch unterrede ich mich des öfteren mit dem Magister, damit ich weiß, was in der Schule mangelt und was der Magister von zuhause verlangt, damit beiderseits nichts versäumt werde". Daneben ruft der Magister die beiden Zöglinge zuweilen ins Kollegium und korrigiert im Beisein des Erziehers Humpert ihre Pensa.

Der Stoff der Schule wird zuhause vom Erzieher nochmals mit lauter Stimme wiederholt und erläutert.

In die Art und Weise des häuslichen Unterrichts durch den Hofmeister erhalten wir einen kleinen Einblick in einer der lateinisch geschriebenen Relationen Humperts an den Vater vom 13. Dezember 1687:

„Was die Studien betrifft, so sind die jungen Herren ihnen fast den ganzen Monat hindurch mit vollen Kräften und gutem Erfolg oblegen; und darin fortfahrend füllten sie fleißig die Bücher mit gesammelten und gewählten Anmerkungen u. Zusätzen; u. der Magister, mit dem ich häufig in ihrer Gegenwart u. auch sonst verkehre, ist ganz zufrieden mit ihnen. . . . Unsere Studienweise ist folgende:

Ich bezeichne ihnen eine geeignete Rede, die sie genau lesen müssen; da sind die Redewendungen u. Figuren, auch die schönen Übergänge („loci communes et elegantiae et transitiones") in einem besonderen Büchlein mit Nummer u. Seitenzahl zu bezeichnen.

Wenn sie diese Rede gut exzerpirt haben, dann müssen sie mir dieselbe zeigen u. mit lauter Stimme vorlesen, damit Inhalt u. Form („nucleus et modus") von Grund aus u. mit aller Kunst erschöpft werden.

Da sie ausgezeichnet beanlagt sind, ist dies leicht zu verstehen."

Im selben Brief gibt Humpert ein weitschauendes Urteil über seine Zöglinge ab, indem er erklärt, daß sie wohl leicht elegante Stegreifredner werden würden. Diese Voraussage ist bei beiden, insbesondere bei Friedrich Karl, in glänzender Weise später zur Wahrheit geworden.

Die Ausgaben der Autoren, die sie lesen, — besonders Cicero wird mehrmalen erwähnt — wurden ihnen aus Bamberg besorgt. Vielleicht daß Onkel Lothar Franz, damals Domherr zu Bamberg, sie ihnen vermittelte. Zuweilen sendet auch der Vater Bücher aus Frankfurt.

Aus mehreren Stellen der Briefe geht hervor, daß die beiden die Klasse der Rethorik besuchten, also in der Studienordnung der Jesuiten die höchste Klasse der studia inferiora, dessen was wir etwa als Gymnasium bezeichnen. (Danach erst begannen die Studia superiora mit Logik, Physik und Metaphysik.)

Aus der vorhin erwähnten Relation Humperts schon ergab sich, daß der Hauptwert im Lateinischen namentlich auf die Form und Formgewandtheit gelegt wurde. Wir hören von einem „Carmen pro Magistratu", das die Schüler verfassen mußten. Wir vernehmen von Kompositionen von Reden, bei deren einer Friedrich Karl den dritten und Johann Philipp Franz den vierten Platz errang. „Weiter hinaufzukommen ist schier keine Hoffnung", bemerkt Humpert resigniert in seinem Bericht, „dann die andern zwei Primi trutz einem Magister componiren" (also besser als der Magister selbst).

Freilich nicht immer kann Humpert seine Zöglinge so loben wie im Januar 1688, wo er von ihnen sagt, daß sie immer „inter primos seien", daß sie „Collecta und Excerpta demonstrieren könnten wie noch nicht gesehen"; daß sie „in der Schuel ihresgleichen nit haben in der Conversation".

Auch Klagen muß da Vater zuweilen aus Würzburg hören. Die häufigste und mehrmals wiederkehrende ist die, daß sie „alles auf die letzte Eyll aufschieben"; daß sie ihre Gesellschaft außer der Zeit aufsuchen „mit Versprechen zwar solches extra tempus zu ersetzen; mißlingt aber meistens".

Eines Tages da sie von den beiden auf der Durchreise befindlichen Herren von Erthal eingeladen worden waren, hatten sie wieder ihre Aufgaben aufgeschoben. Infolge der Einladung kamen sie nicht mehr dazu, sie fertig zu machen. Der Erzieher drängte zur Schule. Was war zu tun? Da befahlen sie kurz entschlossen dem Lakaien, der ihnen immer die Bücher tragen mußte, an diesem Tage sich um keinen Preis sehen zu lassen. „Doch mußten sie Mittag ihre Sachen nachmachen", berichtet der getreue Chronist Humpert nach Hause.

Schalten wir hier ein kurzes Urteil ein, das Humpert im Februar 1688 über den einen seiner Zöglinge, Friedrich Karl, abgibt: „und gibt der Herr Friderich ein solches judicium und elegantz an den tag, daß es mich gleichsamb mehr verwundert alß erfrewet, in dem er seine oration so fundamental probirt, die partes so distinkt außtheilt, daß selbiches der Cicero kaum besser machen mögte. . . . Doch muß ich ihn zu allem treiben, sonst gleich ein confusion tentirt und alles auff die letzte stund auffschiebet".

Der Herr Präzeptor hatte über seine Zöglinge aber auch schon anderes und viel schärfer geredet und nach Hause berichtet. Und wir können ihm schließlich nicht verübeln, denn die jungen Freiherrn waren — man bedenke das Alter von 13 bis 14 Jahren! — zu manchem losen Streich aufgelegt.

So schrieb denn Humpert im Dezember 1687 dem Vater ganz insgeheim, wiederum in einem lateinischen Bericht, daß die jungen Herren, auch wenn er sie an ihre Arbeitstische triebe, strampelten („calcara") oder Lieder pfiffen („fistulare") oder auf ganz andere Sachen achteten, als auf ihre Aufgaben „und sie verwandten die ganze Zeit einzig auf ihr Pensum, das doch von Anfang an ganz leicht zu machen gewesen wäre; und wenn ich nach 4 Stunden remonstrirte, ob es nicht Zeit sei, daß endlich auch die Repetitionen geschehen, dann entgegneten sie, was ich denn noch mehr wolle, ob ich denn nicht sehe, daß sie genügend beschäftigt seien. Und so vernachlässigten sie die Repetitionen, in denen doch der Erfolg der Rethorik liegt. . . . Die Zeit zum Studieren wollen sie immer kürzen; sie gehen nur langsam dran und sind erfüllt von einem mehr schädlichen als goldenen Freiheitsdrang; die angeknüpfte Freizeit dagegen suchen sie auf alle Weise zu vergrößern. Die Übung der lateinischen Sprache weisen sie hartnäckig zurück. Schließlich haben sie doch vor einigen Tagen ein „Carmen pro magistratu" verfaßt, wobei der ältere den 6. der jüngere den 7. Platz bekam".

Im selben Schreiben weiß der Erzieher weiter zu melden, daß sie neulich auf die Straße gelaufen seien und mit Gefässen („gelas tenentes") einen solchen Lärm inszeniert hätten, daß die Hausbewohner erschreckt an die Fenster eilten. Zur Strafe mußte Friedrich Karl einen Psalm knieend beten. „Aber er tat es nicht", fügt Humpert wehmütig hinzu. Überdies wurden die beiden Übeltäter ins Jesuitenkolleg geführt wo ihnen ihr Beichtvater P. Ceslus ihr Benehmen streng uud eindringlich verwies.

DEO SCIENTIARVM DOMINO, ÆTERNÆQVE SAPIENTIÆ. S.

ACADEMIA IVLIANA WIRCEBVRGENSIS. VNA CVM COLLEGIO S. KILIANI, TEMPLOQVE ACADEMICO; A REVERENDISSIMO in Christo Patre ac Domino, Domino IVLIO, Episcopo ibidem, & Franciæ Orientalis Duce Illustrissimo, &c. Patre Patriæ, promouendis Sapientiæ studiis, Religioni, Reique publicæ Christianæ, stabiliendæ, & propagandæ, magnanimiter & munifice, fundata, constructa, dotata: & cum æterna Nominis sui laude, magnis Principibus fauentibus & congratulantibus, dedicata,

VI. Id. Decemb. Anno. CIↃ. CIↃ CI.

In exemplum & memoriam posteritatis, & in honorem Tricennalium Principatus & Pontificatus IVLIANI, sic delineata & edita ipso Anniuersario die eius electionis, Calendis Decembris. Anno Salutis, M. D C. III.

SAPIENTIÆ, IN ACADEMIA IVLIANA AVCTIONANTIS, COELESTE PRÆCONIVM.

ACcipite disciplinam meam, & non pecuniam, doctrinam magis quam aurum eligite: Melior est enim Sapientia cunctis opibus pretiosissimis; & omne desiderabile, ei non potest comparari. Ego Sapientia habito in consiliis, & eruditis interfum cogitationibus; Timor Domini odit malum; arrogantiam & superbiam, & viam prauam, & os bilingue detestor. Meum est consilium & æquitas; mea est prudentia mea est fortitudo: Per me Reges regnant, & legum conditores iusta decernunt: Per me Principes imperant, & potentes decernunt iustitiam; Ego diligentes me diligo, & qui mane vigilauerint ad me, inuenient me. Mecum sunt diuitiæ & gloria, opes superbæ & iustitia; Melior est enim fructus meus, auro & lapide pretioso, & germina mea argento electo: In viis iustitiæ ambulo, in medio semitarum iudicij: Vt ditem diligentes me, & thesauros eorum repleam. Prouerb: 8.

Die Universität zu Würzburg im 17. Jahrhundert.

(Im Hofe: Studenten beim Ballspiel.)
Stich von 1603 im Luitpoldmuseum in Würzburg.

Daraufhin ging schon 4 Tage danach ein Brief Melchior Friedrich's an seine Söhne ab. Der Erfolg desselben läßt sich nicht knapper darstellen, als dies Humpert selbst an den Vater berichtet mit den Worten des klassischen Dichters: „obstupuit steteruntque comae, vox faucibus haesit" („Er erstarrte, die Haare standen ihm zu Berg, das Wort blieb ihm in der Kehle stecken"). „Solch scharfe Worte", meint Humpert, „solch ein Brief voller flammenden Drohungen und ernsten Mahnungen konnte seine Wirkung nicht verfehlen".

Die Briefe des Vaters sind überhaupt eines der wichtigsten Erziehungsmittel in dieser Periode der frühesten Jugenderziehung, wo neben dem Apell an den Ehrgeiz zuweilen auch eine wohlgemeinte rügende Lektion nötig war. So berichtet Humpert dem Vater im Januar 1688, daß er „meistens die jungen Herrn mit Sr. Exzellenz als väterlichen Forcht und Auctorität durch schreibens Drohung von allem kann abwenden und zum guten und meiner regul ahnstrengen" (= anhalten).

Er weiß es selbst und sagt es auch in einem Brief vom Juli 1688, daß es weder möglich noch ratsam sei, die flüchtige Jugend par force dämpfen zu wollen, „doch damit sie sehen, daß diese kindische gewohnheiten und petulantien nicht recht sein, und nicht weiter wuchern, corrigire ich sie täglich, verschimpfe sie waeß nöthig, und halte es ihnen privatim vor". Zugleich droht er ihnen — auch wenn er es nicht ausführt — das Geringste dem Vater zu melden. „Auch wenn ich brieff von Sr. Exzellenz bekomme, weiß ich ihnen selbe wohl außzulegen mit ernstlichen reprinenten, daß gleichsamb daßjenige effectuirt wird als thäten Seine Exz. gleichsamb solcheß selbsten, doch nicht in ungnad solche praesumption zu vermerken".

Freilich passierte ihm mit seiner Methode der Drohungen auch einmal eine peinliche Sache. Ein „unglücklicher" Brief, der im Beisein der beiden Zöglinge an den Vater geschrieben worden war und jedenfalls irgend einen kleinen Frevel in starker Übertreibung schilderte, aber nicht abgesandt werden sollte, gelangte durch Ungeschicklichkeit eines Lakaien doch in die Hände des Vaters. Der Lakai war instruiert worden, den Brief zur Post zu tragen, aber insgeheim ihn dort zurückzuhalten und dem Erzieher wieder zu bringen. Der Mann hatte offenbar die Instruktion mißverstanden, der Brief geriet unter die vielen Briefe ins „obere Reich", Humpert konnte ihn trotz heißen Bemühens nimmer erlangen und mußte sich in einem wohlgesetzten „unterthänigsten Schreiben" an den Herrn Obermarschall höflichst entschuldigen, „weil in diesem uhnvorgesehenem mißfall den gnädigen respect . . . nicht gebührend observiret".

Über den Takt, die Höflichkeit der jungen Herren weiß Humpert — abgesehen von diesen angeführten wenigen losen Streichen — sonst nur das Beste nach Hause zu berichten. „Sie haben von allen Domizellaren hier das beste Prädikat" rühmt er Anfangs 1688. Auch daß sie sich gut in die Kirchenzeremonien einzufinden wußten, lobt er sehr.

Der Erholungsstunden scheinen im Stundenplan des Vaters nicht allzu zahlreiche vorgesehen gewesen zu sein. Sodaß Humpert selbst im März 1688

vorschlägt, je nach der Güte der eingelieferten Arbeiten die Erholungen etwas auszudehnen. Eine der beliebtesten Rekreationen war das Ballspielen im Ballhaus, das indes der Erzieher im Mai einstellte, „weil es eine große vehementz requiriret", und die jungen Herren in dieser hitzigen Zeit leicht zu durstig mache. Je nach der Zeit mögen sie dafür an einem schattigen Ort ein Kegelspiel als Erholung treiben.

Da sie das Kegelspiel in Gemeinschaft mit anderen Domizellaren zuweilen ausüben, schreiben die beiden jungen Herren nun im Juni 1688 an die Mutter um Geld, das sie doch durch den nächstens abgehenden Diener Johannes ihnen senden möge. „Wir haben es höchst nöthig, höchst sage ich haben wir's nöthig, indem wan wir hier eine Compagnie zu unseren Chorbrudern kommen, wir gelt brauchen; keine trinker sind wir, und trinken bey keinem unserer Cameraden ein wintzig glaslein uber unsern Durst; und weil wir nichts trinken wollen, so kan man weniger nicht thun, als das man uns ein spiel kegel ahnbiedet (= anbietet); nun bestehen wir in schanden, wan man uns solches ahnbiedet und wir es abschlagen müssen aus mangel des gelts. Wir haben uns mit dem newlich überschickten bis hiehero kümmerlich ausbracht, und hatt uns der Herr Humbert auch bisweilen etliche groschen gelehnet, von welchen wir etzlich mahl was gewonnen, auch verspielet — wie es nun gehet —; also haben wir nun die Gn. Frau Mutter demüthigste bitten wollen, sie wolle doch so gnädig sein und uns armen benöthigten dasselbige . . . überschicken. Werden es wiederumb suchen zu verschulden mitt unserer geringen personnen fleiß und vor die Gn. Frau Mutter gebett, die wir verbleiben der Gn. Frau Mutter unwirdigste gehorsambste Diener und sohn Johannes Philippus, Fridericus Carolus de Schönborn."

Wir hörten aus diesem Brief schon, daß die jungen Freiherrn zuweilen ihre „Chorbrüder", d. h. ihre Kollegen im Domizellariat besuchten. Der Vater sah solche Besuche, wie überhaupt den Verkehr mit den jungen Domherrn und anderen Adeligen nicht eben gerne, vielleicht gestützt auf ein Urteil Humperts, der einmal geschrieben hatte, daß die adelige Jugend hier allzu frei („libertini") gehalten würde und der ein andermal berichtete, daß seine beiden Zöglinge gerne mit ihresgleichen verkehren möchten, daß auch dazu Gelegenheit wäre; er sie aber nicht hinführen möchte, da ihm von vielem starken Trinken und Debouchieren der anderen Herren hier zu Ohren gekommen sei.

Natürlich war es nicht mehr als selbstverständlich, daß man sich im Jesuitenkolleg, welches ja auch von anderen Adeligen besucht wurde, kennen lernte; ebenso wie bei dem täglichen Kirchgange und Chorgebet. Man begleitete sich gegenseitig. Es ist ja ein nicht zu unterdrückender Zug der Jugend, Anschluß und Aussprache bei Gleichalterigen und mit Gleichstrebenden zu suchen. Und wohl in allen Jahrhunderten wird die gleiche Erscheinung zu beobachten sein in der Vergangenheit und wird zutage treten auch weiterhin in den Generationen, die uns folgen. Naturnotwendige, in der Psyche der Jugend begründete Erscheinungen lassen sich auch durch die Strenge des väterlichen Willens nicht unterbinden. So war's auch damals. Und so gingen auch die beiden jungen Schönborn mit

anderen ihres Standes und Alters vom Kirchgang aus nach der Matutin in deren Wohnung um dort zu frühstücken. Ein oder das andere Mal an Sonn- und Feiertagen nach der Vesper brachten sie Kameraden mit in ihr Heim und ihren Hof zu anregendem Plaudern und geselligem Zusammensein.

Als der Vater, offenbar von anderer Seite, davon erfuhr, war er nicht wenig unwillig über den Erzieher, der solch Kapitalverbrechen zugelassen hatte. Doch wußte dieser sich und die ihm anvertrauten Zöglinge gut zu rechtfertigen.

Am gesellschaftlichen Anschluß fehlte es den beiden jungen Herren auch sonst nicht. Wird doch immer wieder einmal mit Stolz nach Hause gemeldet, daß sie heute beim Herrn Dechant von Stadion zu Mittag gegessen; daß sie beim Herrn Dompropst (Karl Friedrich Voit von Rieneck) gespeist; daß Herr von Ostein oder Herr Faust von Stromberg sie mit viel Gnaden empfangen und überhäuft; daß sie von den durchreisenden Herren von Erthal eingeladen wurden; daß sie nach Angabe der Frau von Stadion an Neujahr ihre Feiertagskomplimente bei verschiedenen Herren Prälaten und Domkapitularen gemacht, und insbesondere von Herrn von Wiltberg (dem Scholaster) und dem jüngeren Herrn von Ostein aufs freundlichste aufgenommen worden seien.

Die hier eben erwähnte Frau von Stadion vertrat während des Würzburger Aufenthaltes überhaupt die Stelle der sorgenden Mutter und Hausfrau für die Beiden.

Maria Anna von Stadion war die älteste Tochter Melchior Friedrich's, also Schwester der beiden Brüder und seit 1685 mit Johann Philipp von Stadion vermählt. Sie hielt getreulich Kleider und Weißzeug der Brüder in Ordnung, gab an, was aus dem von Aschaffenburg mitgebrachten weißen Leinentuch zu machen sei und beriet bei Anschaffungen für den Haushalt, die im übrigen ebenfalls Humpert zu besorgen hatte.

So finden wir in den meisten Haushaltungsangelegenheiten, die Humpert an Melchior Friedrich oder dessen Gemahlin berichtet, des Beistandes der Frau von Stadion Erwähnung getan, oder dürfen ihre Mithilfe wenigstens dahinter vermuten, sei es, daß dem Friedrich Karl Rock und Kamisol zu eng geworden und neu angeschafft werden müssen, sei es, daß die beiden neue Alltagskleider benötigen, die in Würzburg zu teuer zu beschaffen „und überdieß nur alte verlegene War sind", oder sei es, daß der Erzieher die Versicherung abgeben und heilig versprechen muß, daß kein „Exzeß in Mißbrauch der Kleider" wird getrieben werden.

Auch als Johann Philipp Franz im Januar 1688 von einem starken Husten und nachfolgendem heftigen Katharr befallen wird, finden wir an seinem Krankenlager als sorgliche Pflegerin seine Schwester, Frau von Stadion.

Sie läßt nach einigen Tagen auch den Arzt rufen, durch dessen „dann verordnete und gebrauchte medicamenten vermittels der göttlichen cooperation der Herr Philipp gantz gleichsamb wieder genäsen, diese woch aber biß zu verspürung gäntzlich beständiger gesundheit der schuel sich müssigen (= fernbleiben) soll". Die Therapie dieses Falles ist nicht näher beschrieben. Sie läßt sich erschließen aus der beifolgenden Rechnung der Engelapotheke zu Würzburg:

„Vor Ihro Gnaden Hern Hern Johann Philipp von Schönborn seindt aus der Apotheken zum Engel an medicamenten abgeholt worden, als volget: . . . vermischtes Mandelohl (= öl), Bezoardisch Scheibenpolver . . . Wasser zu dem polver . . . cristier (= clistier) . . Brostbehr (wohl Brustbeeren) . . . Brustsaft, Salben . . . Manna Tränklein . . ."

Im Allgemeinen war das Allheilmittel der Zeit fleißiges Laxieren und Purgieren. Im Mai 1688 wird bei einer neuerlichen Erkrankung dem Johann Philipp Franz wiederum ein Trank zum Laxieren verordnet.

Im September 1688 finden wir wieder einen der beiden Brüder erkrankt. Wen diesmal das in den Briefen erwähnte heftige Fieber befallen, läßt sich nicht ermitteln. Es wurde allmählich von selbst wieder besser. Nach der Genesung erhält der Doktor als Honorar 3 fl., der Diener, der die Pflege hatte, 2 Reichsthaler für Schuhe und Strümpfe.

So sahen wir die Sorge der Verwandten um die beiden jungen Domizellaren sich bei den mannigfachsten Anlässen betätigen.

Auch der Bruder Melchior Friedrich's, Lothar Franz, der ja ebenfalls Domherr in Würzbnrg war, verfehlte nicht bei seinem jedesmaligen Aufenthalt dort seine Neffen aufzusuchen, sich über deren Fortschritte im Studium zu unterrichten und sie jeweils zu beloben oder anzuspornen.

Trotz alledem hatten die Beiden allmählich doch Heimweh nach dem Elternhause bekommen. Sie hätten die Pfingsttage des Jahres 1688 gerne benutzt, um die Eltern, die inzwischen auf einige Zeit nach Mainz übergesiedelt waren, dort aufzusuchen. Eine diesbezügliche Anfrage beim Vater wurde aber abschlägig beschieden. Er fürchtete, ihre Abwesenheit von Würzburg während dieser ihrer ersten Residenzzeit möchte zu lange währen und ihnen beim Kapitel nachteilig werden. Er erkundigte sich durch Humpert eingehend beim Pfortenamtsschreiber in Würzburg über die Verpflichtungen der Domizellaren behufs Residenzpflicht, auch über den Termin der Emanzipation und ähnliches. Schließlich erlaubte er den beiden Söhnen, die am 13. Mai das erste halbe Jahr ihrer Residenzpflicht bereits hinter sich hatten, an den bevorstehenden Pfingstfeiertagen zur Hallburg zu gehen.

Die Hallburg gehörte damals dem Freiherrn von Stadion, ihrem Schwager. Dort mochten sie Schwager und Schwester an Pfingsten besuchen. Im übrigen wurde dieser Erlaubnis von Seite des Vaters ein besonderes Kapitel wegen besserer Anwendung der Zeit angefügt, das ihnen Humpert mit dem gehörigen Nachdruck ernstlich verlas.

Währenddem war auch die Zeit herangekommen, die beiden Domizellaren aus der Gewalt und Aufsicht des Scholasticus zu entlassen, d. h. sie emanzipieren zu lassen. Dieser Akt der Emancipatio war gerade in Würzburg von verschiedenen seit uralten Zeiten gebräuchlichen feierlichen Zeremonien begleitet. Er erfolgte für die beiden am 31. Mai 1688. Mit ihnen zusammen wurde noch ein Herr von Reinach emanzipiert. Ein festliches Traktament, dessen Menu sich nach der vorhandenen Küchenrechnung gut rekonstruieren ließe, krönte und beschloß die Feier.

Wer an den kulinarischen Genüssen jenes Tages im Geiste teilnehmen möchte, für den seien in Kürze einige der Bestandteile des Küchenzettels hier erwähnt. Es gab unter anderem: Hammelschlegel, Bratwürste, Gänse, Pasteten, Makronen, Früchte, kandierten Konfekt und Bisambletzlein. Da dieser Ausgabenzettel von Maria Beatrice Kotwitzin von Aulenbach, geborenen von Rieneck unterschrieben ist, drängt sich die Vermutung auf, daß dieses Festmahl in ihrem Hause oder zum Mindesten unter ihrer hausfraulichen Aufsicht und Obsorge veranstaltet wurde.

Nun hatten die Beiden der ersten Residenzpflicht in Würzburg genügt. Der Pfortenamtsschreiber hatte dem Vater auf Anfrage geantwortet: Daß ein Domizellar in Würzburg „nach halbjähriger getaner Residenz anderweitig ad studia beim Kapitel nachsuchen und erhalten kann".

Es ist nicht ganz sicher zu bestimmen, wie lange die Beiden noch in Würzblieben. Die letzte Nachricht von dort datiert vom 27. September 1688. Auf jeden Fall endigte ihr erster Würzburger Aufenthalt bald nach diesem Termine.

Dem Wunsche des Vaters folgend nahmen sie vorerst Abschied von der schönen Mainstadt — ob leichten oder schweren Herzens, verraten uns ihre Briefe nicht.

Konnten wir der beiden jungen Domherrn Tun und Treiben in Würzburg nahezu von Woche zu Woche verfolgen, sie in ihren Studien und Erholungen fast auf Schritt und Tritt begleiten, so wird uns dies in der nun folgenden Zeit erheblich schwerer sein. Denn diese nächste Periode ist wohl die dunkelste, d. h. die durch Urkunden und Briefe bis jetzt am wenigsten aufgehellte Zeit ihrer Lehr- und Wanderjahre.

3.

In Mainz.

Wir finden Johann Philipp Franz und Friedrich Karl bereits im November 1688 bei einem Propst Denis zu Mainz in Pension. Offenbar besuchten sie dort die Universität, während die Eltern, wenigstens der Vater, um diese Zeit in Frankfurt waren.

Denn Mainz selbst war seit Oktober 1688 von den Franzosen besetzt. Der Mainzer Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim war nach Erfurt geflohen und hatte in Frankfurt zur Leitung seines Erzstiftes eine Interimsregierung eingesetzt. Diese bestand aus Adolf Karl von Bettendorf, Johann Philipp von der Heeß und Melchior Friedrich von Schönborn.

In dieses von den Franzosen okkupierte Mainz müssen die beiden von Würzburg aus ziemlich direkt gelangt sein oder höchstens nach einem ganz kurzen Aufenthalt bei den Eltern. Damit würde auch eine Rechnung übereinstimmen, die von einigen Mainschiffern für Gepäckverfrachtung nach Frankfurt ausgestellt ist und das Datum des 22. Oktober 1688 trägt.

Der alte Erzieher und Hofmeister Humpert war Anfangs noch bei seinen Zöglingen, sollte offenbar auch wieder mit ihnen im Frühjahr des Jahres 1689 von

Mainz aus ins Frankenland. Denn ein am 21. Januar 1689 ausgestellter Reisepaß lautet auf die beiden Herren von Schönborn nebst deren Präzeptor Henrich Humpert und zweien Dienern „von Mainz anhero und fürters in Frankenland".

Doch noch vorher ereilte den Hofmeister ein böses Geschick. Denis, der ihm von Anfang an nicht recht getraut hatte, hatte durch Briefe aus Würzburg herausbekommen, daß Humpert nicht nur selbst zahlreiche Schulden hinterlassen, sondern auch vergessen hatte, die Rechnungen seiner Zöglinge zu bezahlen, für die er das Geld aber bereits liquidiert hatte.

Ein weiterer Beweis seiner Pflichtvergessenheit stellte sich viel später noch heraus, als die Mutter eines Tages nach dem Verbleib der Nachtcamisole der Söhne sich erkundigte. Da mußte sie hören, daß die beiden roten dem Humpert und einem Diener Carlos geschenkt worden waren, die blauen aber, samt den blauen Mänteln verkauft worden waren, und zwar zu Frankfurt in der Judengasse — also offenbar auf der jüngsten Durchreise von Würzburg nach Mainz.

Friedrich Karl von Schönborn im Jagdkostüm.
(Jugendbildnis.) – Ölgemälde im Besitz des historischen Vereins zu Würzburg.

Alles Bitten und Flehen Humperts um Nachsicht war nun vergebens. Es wurde ihm bedeutet, sein Glück anderswo zu suchen.

So blieben die Beiden allein unter der Obhut des Propstes Denis zu Mainz, eines frommen gottvertrauenden, aber bereits auch hochbetagten Mannes.

Denis hatte einen Hilfserzieher angenommen, einen jungen Mann, der ihm von den Jesuiten empfohlen worden war. Dieser war im Jesuitenkolleg in der gleichen Klasse, wie die beiden Schönborn. Indes scheint er als Erzieher und Lehrmeister doch nicht genügend befähigt gewesen zu sein. Denn im April schreibt Denis dem Vater, daß die beiden jungen Herren soviel wissen als der, von dem sie lernen sollen. Er will sich, wenn möglich, nach einem geeigneteren umsehen.

Was die Studien der Beiden in Mainz anlangt, so hören wir, daß sie im Französischen nunmehr die größten Schwierigkeiten überwunden haben. Im Colleg haben sie das Philosophie-Studium begonnen. Sie hören Vorlesungen über die Logik, nehmen an den monatlichen Disputationen teil und übersenden dem Vater die Thesen, die sie zu verteidigen übernommen hatten.

Am 31. Januar 1689 berichtet der P. Provinzial August Vorler S. J. aus Mainz an Melchior Friedrich, daß Friedrich Karl die monatlichen Thesen aus

der Logik am 26. Januar mit hervorragendem Erfolge und zu allgemeiner Genugtuung verteidigt habe.

Erholung und Ausspannung nach den Stunden des Unterrichts und des Lernens bot ihnen auch in Mainz wiederum das Ballhaus, dessen Besuch ihnen ein bis zwei Mal in der Woche gestattet war. Denis klagt in einem Briefe über die Besitzerin des Ballhauses, eine Witwe, die den mit ihrem verstorbenen Gatten abgeschlossenen Vertrag nicht einhalten wollte (1 Dukaten monatlich für Beide zusammen), u. die übertriebene Forderungen gestellt hatte. Philipp Wilhelm von Boineburg, der in Mainz lebende Oheim, mütterlicherseits, hatte seinen beiden Neffen 10 Thaler fürs Ballspiel gegeben. Mit Not brachte es Denis dahin, daß die Witwe sich mit dieser Summe als Bezahlung genügen ließ.

Bald fanden die jungen Herren selbst nicht mehr soviel Spaß am Ballspiel; Pulver und Blei gewannen nunmehr ihre Neigung und sie verwendeten fortan des Onkels Spenden hiefür.

Auch in Mainz suchten sie gesellschaftlichen Anschluß im Verwandtenkreis. Außer dem soeben erwähnten Boineburg lebte ja daselbst auch ihr Onkel Johann Philipp von Schönborn, der Malteserritter, welcher seit 1675 Stadtkommandant von Mainz war. Ebenso fanden sie auch dort wiederum wie in Würzburg eine ihrer Schwestern, Maria Sophia. Sie war seit 1687 mit Karl Kaspar von der Leyen vermählt. Diese lud zuweilen ihre beiden Brüder Mittags zu Tisch. Sie pflegte den erkrankten Fritz (Friedrich Karl), der mit Hilfe zweier Ärzte, Gudenus und Voß, und mit Anwendung des bewährten Purgierens und des vom Vater aus Frankfurt gesandten Chinins (Quina Quina) von seinem Fieber bald wieder geheilt wurde.

Der Bedarf für den Haushalt während des Mainzer Aufenthaltes wurde teilweise vom Elternhaus aus geliefert. Wir hören, daß die Mutter zuweilen Butter an Denis sendet. Solche Sendungen von auswärts wurden in dem von den Franzosen okkupirten Mainz, wo die Preise für Lebensmittel sehr gestiegen waren, außerordentlich angenehm empfunden. Auch Boineburg schrieb um diese Zeit öfter dem Schwager Melchior Friedrich und bat um Schwalbacher Wasser, Westfälischen Schinken, Oliven und Kabliau.

Denis war, was die Verrechnung seiner Ausgaben anlangt, äußerst peinlich und gewissenhaft. Anfangs Februar 1689 sandte er dem Vater eine genaue Aufstellung der außergewöhnlichen Ausgaben mit der speziellen Bitte, Melchior Friedrich möge den einzelnen Posten seine Bemerkungen anfügen, möge streichen, was er für Luxus erachte und Zusätze machen, wo er es für nötig halte.

Die wenigen erhaltenen Briefe des Denis an Melchior Friedrich, bis Ende April reichend, sprechen sich durchweg überaus lobend über die Studienerfolge und das Benehmen seiner beiden Schutzbefohlenen aus.

Plötzlich scheint aber etwas eingetreten zu sein, das dem alten Manne aus irgend einem Grunde die Lust an seiner Erziehertätigkeit minderte. Genau sind wir nicht darüber unterrichtet. Nur aus reumütigen Briefen der Söhne an Vater Mutter und Onkel können wir schließen, daß die Ursache vielleicht in irgend einem losen Streiche der Beiden gelegen war.

Genug, sie wurden nach Hause gerufen.

Gerne hätte sie der Vater, der um diese Zeit von Frankfurt weg nach Erfurt und dann über Bamberg nach Augsburg zur bevorstehenden Königswahl Josefs I. reisen mußte, nunmehr bei den Jesuiten in Aschaffenburg untergebracht. Es ging gerade nicht. Der P. Streit, dessen besonderer Fürsorge sie anvertraut werden sollten, war laut Schreibens eines andern Paters (Schönmann J. S.) vom August 1689 im Lager der Kaiserlichen festgehalten worden. Sein Aufenthalt war seitdem nicht zu ermitteln gewesen.

So kamen beide denn unter die Obhut des Dechanten am Kollegiatstift zu Aschaffenburg, Johann Jakob Senfft, eines gelehrten Mannes, der es in seiner späteren Laufbahn bis zum Weihbischof in Thüringen brachte, und als solcher die Freude erlebte, seinem früheren Schüler Johann Philipp Franz von Schönborn bei der Bischofsweihe 1719 in Würzburg assistiren zu können.

4.

In Aschaffenburg und nochmals kurz in Mainz.

Melchior Friedrich hatte seinem Bruder (wahrscheinlich Lothar Franz) von der bevorstehenden Übersiedelung der beiden Söhne schon Ende August Mitteilung gemacht und ihn gebeten, diese in Aschaffenburg aufzusuchen, da er selbst ja durch die Reise nach Augsburg daran verhindert sei. Zu solchem Zwecke hatte er ihm Haus und Hof in Aschaffenburg als Absteigequartier zur Verfügung gestellt.

Am 3. September 1689 kamen die beiden jungen Schönborn, begleitet von dem Aschaffenburger Stadtschreiber und späteren Schörnborn'schen Sekretär Erhardis Dietrich, in Aschaffenburg bei Senfft an. Nach vorausgegangener Exhortation und Mahnung wurde die Tagzeit eingeteilt, „daß fast kein Stund sine linea vorbeigehen wird", wie Dietrich berichtet.

Das Morgen- und Abendgebet wurde in der Hauskapelle Senfft's verrichtet. Die Vorlesungen wurden vermutlich im Jesuitenkolleg besucht, für dessen Kirche die beiden Schönborn später in dankbarer Erinnerung zwei Kandelaber stifteten.

Was ihre Hauptstudien der Zeit ausfüllte, geht weder aus ihren noch aus Senfft's Briefen hervor. Nur das eine ist sicher, daß sie bei Senfft, der selbst lange Jahre im Collegium Germanicum zu Rom war, die Grundlagen zu ihren italienischen Sprachkenntnissen legten. Ein italienischer Brief des Johann Philipp Franz an den Vater Ende Oktober 1689 will diesem ausdrücklich vor Augen führen, was sie beim Dechant gelernt.

Die Nähe des elterlichen Haushaltes in Frankfurt bezw. Heusenstamm brachte es mit sich, daß sie von dort aus tüchtig mit Wildpret, Wein und Gemüse versorgt wurden, und daß die Wünsche und Aufträge nur so nach Hause flogen. Bald haben sie keine einzige Manschette mehr, bald wollen sie von der Mutter neue Halstücher, dann wieder bitten sie um saubere Kamisöler für die Sonntage, um Hemden, Schnupftücher und Schlipse. Und das alles versprechen sie stets hübsch ordentlich und sauber zu halten.

Ein ganzer Wunschzettel ging Ende Oktober an die Mutter ab. Da haben sie nötig: „1.) Spitze Kravatten und Manschetten, dieweilen einer nicht mehr dann eine einzige hat; 2.) zwei Schlafhauben, dieweilen diejenigen, welche die Frau Mutter geschickt zu dünn seind für den Winter; 3.) zwei Staupen, dieweilen unsere alten einer zu Frankfurt gestohlen, der andere in der Kutsche wie wir von Frankfurt hierher gefahren verloren worden; samt Staupenbändern; 4.) zwei Nachtcamisöler, wie wir hier einmal von weißem Barchent gehabt". Schließlich bitten sie noch um ein Paar saubere Camisöler zu ihrem Rock, die sie auf Sonn- und Feiertage tragen können.

In Aschaffenburg war es, wo die ersten Wünsche in den jungen Freiherrn rege wurden, ihre Studien im Collegium Germanicum in Rom fortzusetzen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Senfft, selbst ein Germaniker, diese Sehnsucht durch seine Erzählungen von Rom und vom Leben im Kolleg geweckt hat. Zwar wehrt sich Senfft in dem Briefe, in welchem er dem Vater diese ersten Wünsche der Söhne übermittelte, mit einer gewissen Absichtlichkeit gegen den Verdacht, als seien sie durch ihn beeinflußt. Doch die Beiden selbst zeigen sich in den Briefen an die Mutter und in Bittbriefen, die sie Anfangs Oktober ihrem Onkel Lothar Franz schreiben, so genau unterrichtet über die Vorteile des Kollegs, über die Art der Studien, die Kosten, die Wege der Rekommandation, die sie zu ihrem Ziele führen, daß wir vermuten müssen: die Quelle für all dies Wissen konnte nur Senfft sein, der ehemalige Germaniker und verbindungsreiche Mann.

Doch so rasch wurde ihr Wunsch nicht erfüllt. Noch gab es eine Zwischenstation. Sie hieß abermals Mainz.

Dechant Senfft, im September 1689 vom Kurfürsten von Mainz zum Capellanus honorarius ernannt, beabsichtigte, nach Augsburg zur Königskrönung zu reisen. Er schrieb an Melchior Friedrich, daß die Söhne deswegen ad interim anderswo untergebracht werden müßten.

Melchior Friedrich dachte sogleich wieder an Denis in Mainz, bei dem die beiden so gerne waren, daß sie später auch ihre Brüder Damian Hugo und Rudolf Franz Erwein dort untergebracht wissen wollten, da man einen besseren Platz nicht finden könne.

Melchior Friedrichs Bruder in Mainz, Johann Philipp, der Malteserritter, bekam den Auftrag, Denis zu bereden und zu bearbeiten, die früheren Zöglinge wieder aufzunehmen. Die Aufgabe war keine leichte; denn Denis hatte wirklich stichhaltige Gründe dagegen vorzubringen. Er war ein alter Herr, seit 3 Monaten krank; der Tod trete nah und näher an ihn heran, so meinte er; die Belagerung von Mainz durch Karl von Lothringen, die eben im Gang war, wirkte mit ihrem erschreckenden Getöse und Lärm nervenerschütternd und schädigend auf den ruhebedürftigen bejahrten Mann. Zu all dem waren ihm seine Base und Carlos, der Diener, durchgegangen; er hatte also gar keinen richtigen Haushalt mehr. Dies waren nur einige der Schwierigkeiten, die der Greis brieflich namhaft machte.

Indes der vereinten Überredungskunst seitens der Mutter, des Vaters und des bevollmächtigten Onkels in Mainz gelang es, dem Propste doch nach einiger Zeit die erwünschte Zusage abzugewinnen.

Überschwengliche Dankbriefe der beiden jungen Freiherrn gingen daraufhin von Aschaffenburg aus an Vater, Mutter, Onkel und nicht zuletzt an Denis ab.

Denis traf also seine Vorbereitungen zur Neuaufnahme der früheren Zöglinge. Am 24. Oktober schrieb er der Mutter Sophia ausführlicheres über den jetzigen Zustand seines Hauswesens und über die geplanten Vorkehrungen. Lassen wir ihn selber zu Worte kommen:

„Ew. Gnaden . . . beede schreiben seindt mir von der post . . . wohl zukommen, worauff hiemit meinen jetzigen zustandt, in welchem ich lebe, nicht verhalte; daß nemblich weder koch noch jungen habe, sondern alß Einsiedler, gleichsamb mein leben zubringe; dahero sehr nötig sein will, daß, ehe und bevor dero beede Söhne anhero kommen, ich eine köchin, welche eben nicht von den jüngsten, sondern eine gestandene Frau, der die haußhaltung zu vertrauen und solche verstehet, haben muß, worauf Ew. Gnaden wollen bedacht sein, wo zu haben, und alßdann mir anhero schicken. Vor allen Dingen muß auch ein anstalt gemacht werden, damit holtz anhero geschafft werdte, . . . die provision aber (der) viktualien betreffend, davon viel Meltung zu thun, achte nicht vor nötig, indeme, waß zur haußhaltung und küchen nötig, Ew. Gnaden besser wissen alß ich schreiben kann; an kochbutter ist noch etwaß vorrätig; an gesaltzen butter aber gahr nichts. Können Ew. Gnaden die nötige viktualien von daroben herunder schicken, so geschieht es sehr wohl; dan dahier alles in hohem preiß zahlt werden muß und nicht allemahl zu bekommen ist; mit pfeffer und imber (Ingwer) bin noch versehen, perlengerst (Perlengerste) und reiß besonders verlange zu haben; ob die junge Herrn anjetzo einen Präzeptor haben undt einen diener, ist mir unbekanth; sonsten mit einem dahier geredt, falß keinen Präzeptor haben . . . Der Diener, der bey den jungen Herren sein wirdt, muß nicht von ihnen, sondern von mihr absolute dependiren. Ew. Gnaden melten in dero schreiben, daß ich von eingemachten sachen vor meinen Magen etwaß begehren solle; worin Ew. Gnaden nicht vorschreibe, sondern zu dero disposition stelle, ob und waß dieselbe mir schicken wollen . . ."

Aus dem Schluß dieses selben Briefes ist ersichtlich, daß die Mutter Sophia in der nächsten Zeit persönlich nach Mainz zu kommen beabsichtigte, um näheres und mehr über die Gestaltung des Haushaltes mit Denis zu bereden.

Die Übersiedelung der beiden jungen Herren vollzog sich wiederum unter dem Geleite und Schutz des Aschaffenburger Stadtschreibers Erhardis Dietrich. Die Reisegesellschaft kam am 5. November 1689 in Mainz an. Unterwegs hatte der Reisemarschall in Frankfurt noch die notwendigen Einkäufe besorgt.

Sie konnten in den ersten Tagen ihr Logis bei Denis gar nicht beziehen, weil bei diesem der Domkustos Herr von Ostein (oder Ingelheim?) Quartier genommen hatte, dessen Haus selbst wieder vom Grafen Auersperg, wahrscheinlich einem General der kriegführenden Parteien, belegt worden war. So stiegen sie

für die ersten paar Tage im Schönborn'schen Hof bei dem alten langjährigen Diener und Vertrauten der Familie, Johann Georg Schalk, ab.

Denis hatte Diener und Hilfslehrer für die Beiden angenommen. Der Letztere mußte ihnen in den Studien behilflich sein und sie bis vor die Schule begleiten. Der Diener war der Sohn eines alten Kammerdieners des verstorbenen Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn.

Wir hören vom Besuch der Physik (also des vorletzten Jahrgangs der Studia superiora nach dem Lehrplan der Jesuiten). Die Philosophie ward nochmals im Abriß diktiert und repetiert.

Aber der Aufenthalt in Mainz währte diesmal nicht lange. Ohne es zunächst seinen Kindern mitzuteilen, hatte Melchior Friedrich die Anregung der Söhne wegen Rom erwogen und angenommen. Mainz mochte ihm zu jener Zeit auch ein zu unruhiger Platz für einen gedeihlichen Fortgang der Studien dünken. Berichten doch die Briefe der Söhne selbst von mehrfachen Truppendurchzügen, vom Einmarsch von Mainzer Völkern, vom Durchzug des kaiserlichen Generals von Thüngen, von dem Aufenthalt des Generals Souches in Mainz, der bei Johann Philipp von Schönborn, dem Stadtkommandanten, zu Tische war.

Schon am 12. November 1689 hatte Melchior Friedrich bei dem Canonikus und Vikar am Bartholomäusstift zu Frankfurt, Nicolo Hornick, einem schon erprobten Vertrauensmann der Familie, angefragt, ob er geneigt sei, als Reisebegleiter die Söhne nach Rom zu bringen.

Hornick zeigte sich bereit und sandte dem Vater eine ungefähre Kostenaufstellung für die Reise. Auf seine Bitten wandte sich Melchior Friedrich am 5. Dezember mit einer Eingabe an Dechant und Kapitel des Bartholomäusstifts, um Urlaub für den Canonikus zu erwirken. Trotz mancher Bedenken, die im Kapitel selbst rege wurden, wollte man dem hochangesehenen und einflußreichen Obermarschall das Ansuchen nicht abschlagen. Hornick erhielt Urlaub für die Dauer der Romreise. Die Mitteilung von dieser Erlaubnis ging am 13. Dezember von Frankfurt aus nach Augsburg an Melchior Friedrich ab.

Kurz nach dem 15. Dezember schon müssen Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Mainz weggegangen und zur Mutter nach Frankfurt gekommen sein. Denn am 15. Dezember schreibt Melchior Friedrich dem Probst Denis, daß Herr Most, der Schönborn'sche Sekretär bei der interimistischen Regierung in Frankfurt, der spätere Schönborn'sche Amtmann zu Heusenstamm, Auftrag habe, die beiden Söhne in Mainz abzuholen. Zugleich bittet er den Propst als kleines Zeichen der Erkenntlichkeit ein Geschenk anzunehmen, das ihm die Frau Oberhofmarschalkin mit nächster Post übersenden wird.

Der Antritt der Reise zum Süden erfolgte wohl gleich nach Neujahr 1690.

(Schluß folgt.)

Die Flurnamen von Urphar am Main.

Von **Gustav Rommel**, Karlsruhe.

Die nachstehende Flurnamensammlung ist anläßlich ortsgeschichtlicher Studien über Urphar entstanden. Zur Einführung sei daher Einiges über Dorf und Markung vorausgeschickt.

Urphar am Main, 6 Kilometer östlich von der Amtsstadt Wertheim gelegen, wird schon im 8. Jahrhundert als Urfare, im späten Mittelalter auch als Urvar erwähnt und ist zweifellos eine der ältesten Siedelungen der Gegend. Schon der Name deutet auf die uralte Überfahrt (Furt) hin, die zu der versunkenen, sagenumwobenen Wettenburg hinüber und zu den dunklen Wäldern des Spessart führte. Die seichte Stelle, wo der Main zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen bei gewöhnlichem Wasserstand überschritten werden konnte, war ehemals mit Steinplatten und Blöcken ausgelegt und ist erst vor etwa 50 Jahren außer Gebrauch gekommen. Urphar ist Fundort fränkischer Reihengräber; römische Spuren werden wohl vermutet, sind jedoch nicht erwiesen. Früher sollen auch sog. „Regenbogenschüsselchen" (Keltische Münzen) hier gefunden worden sein.

Zur Zeit der alten deutschen Gauverfassung zählte Urphar zum Waldsassengau. Das Bistum Würzburg hatte schon früh hier Besitz, im übrigen gehörte das Dorf als Allod der Grafen von Wertheim zu deren Grafschaft, bis es 1806 dem Großherzogtum Baden einverleibt wurde.

Urphar hat etwas über 300 Einwohner evangelischer Konfession. Diese Bevölkerungszahl ist schon um 1600 vorhanden gewesen; im 30jährigen Kriege sank sie auf 60 Personen, um schon zu Beginn der 1680er Jahre den alten Stand zu erreichen, bei dem es bis heute blieb.

Die Markung Urphar umfaßt rund 455 ha, davon $^2/_5$ Äcker, $^2/_5$ Wald, $^1/_5$ Ortsetter, Wiesen und Gärten. Sie erstreckt sich vom Dorf und Main aus hauptsächlich nach Süden und Osten. Im Nordosten grenzt die Gemarkung Lindelbach unmittelbar an die Häuser von Urphar. Dieses ganze Lindelbacher Grenzgebiet ist aber fast ausschließlich im Besitz von Urpharer Einwohnern, deren Eigentum, jedoch in geringerem Maß, auch auf die rechte Mainseite (bayr. Gemarkung Kreuzwertheim) in das Gebiet des untergegangenen Weilers und Schlosses Wettenburg hinübergreift. Durch diesen Umstand fehlen in dieser Sammlung eine Reihe recht alter Flurnamen, die mit der Geschichte des Dorfes

seit Jahrhunderten verknüpft sind [1]). Eine Regulierung der Markungsgrenzen mit Lindelbach wäre im Interesse der Gemeinden vielleicht zu wünschen, doch stehen auch gar mannigfache Schwierigkeiten entgegen.

Die Erläuterung zu den einzelnen Namen ergibt sich aus dem Verzeichnis selbst. Über Ursprung und Sprachgeschichtliches ist nur das vermerkt, was als sicher feststehend betrachtet werden kann. Verschiedene Gewann-Namen deuten auf abgegangene Siedelungen hin, bei anderen sagt der Name selbst die Erklärung, doch manche sind infolge vielfacher Veränderung in ihrer Sonderbarkeit kaum mehr zu enträtseln.

Von den 210 verzeichneten Flurnamen Urphars weisen die heutigen Lager-

Die Gemarkung Urphar.

bücher und Pläne ungefähr nur noch die Hälfte auf, während von den anderen ein Teil schon ganz ausgestorben ist, der andere noch glücklicherweise sich im Volksmund erhalten hat.

Diese von den Vorfahren seit altersher vererbten Namen ihrer Fluren zu bewahren und sie nicht der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, war in erster Linie Zweck der Sammlung, „denn was in Schrift kummt, währet länger denn der Menschen Gedächtnuss" sagt ein altes Chronik-Wort.

[1]) Wünschenswert und wertvoll wäre daher, wenn als Ergänzung zu Gegenwärtigem die Flurnamen der Nachbarorte Bettingen, Lindelbach, Dietenhan und Kreuzwertheim gesammelt und nachgehends veröffentlicht werden könnten.

Zeichen-Erklärung:

* = Name nur im Volksmund.
† = Ausgestorbener Name.
UG = Gemeinde-Protokollbuch von Urphar, 1617 ff.
U 1674 = Messungsbuch von Urphar, Jahr 1674.
U 1721 = Lagerbuch von Urphar, Jahr 1721.
U 1782 = Lagerbuch von Urphar, Jahr 1782.
U 1807 = Lagerbuch von Urphar, Jahr 1807.
GLW = Fürstl. Löwenstein-Wertheim'sches gemeinschaftl. Archiv.
LWR = Fürstl. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg'sches Archiv.
Urk = Urkunde.

Urphar.

8. Jahrh. Urfare.
(Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses, codex Eberhardi, 12. Jahrh. nach einem Original des 9. Jahrh.) Vgl. auch Schannat, Corpus traditionum Fuldensium, XLV, Jahr 776.

Dreifelder-Wirtschaft.
Hauptfluren: Greuth-Flur,
Kennwer-Flur,
und Rainfeld-Flur.

1	†Adelhanshof	UG	Wird 1653 als Gemeindeeigentum erwähnt. War eine im 30jährigen Krieg verlassene Hofstätte, die von der Gemeinde wieder verkauft wurde.
2	*Am Berg	Urk 1352 Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins 18:	„an dem berge unter der Kirchen". Dorfteil zwischen Rathaus und Kirche.
3	*Am Furt	Urk GLW 1490 U 1674 U 1721	Die Furt über den Main, noch in den 1860er Jahren benützt, war mit großen Steinen gepflastert, die teilweise bei der Main-Korrektion entfernt wurden. Hier spielt die Sage von der Gräfin Anna Maria, vergl. Schönhut, Die Burgen und Klöster Badens, Band I 229.
4	Am Klosterweg	UG 1617 Klosterfeld U 1782	Aecker am Weg, der nach Kloster Bronnbach führt.
5	*Bachgasse	–	Dorfgasse vom Rathaus nach dem Kembach.
6	Backofen	U 1782	Niederer Buchenwald am Straßenrain, südwestl. vom Dorfausgang beginnend. Daselbst war ehedem die „Flachsdörre" des Dorfes, woher der Name.
7	*Baumännles	–	Hausname. Früher einer Familie Baumann gehörig. Im Besitz von Andreas Diehm. Unten im Dorf.
8	†Bei der Keilbach (Keylbach)	UG	Wird 1709 als Gemeindewiese erwähnt. Lage unbekannt (Keil = Kaul-Fisch.)
9	Beim Wehr	U 1674 am Wehr U 1721 im Wehr	Wiesen, Gartenland, Grasrain bei den Mühlwiesen, wo von jeher das „Wehr" für die Mühle gelegen. Am Kembach.
10	*Bergbrunnen	–	Ehem. Dorfbrunnen am Berg beim Kriegerdenkmal. Brunnentrog noch erhalten. Schon um 1860 als eingegangen bezeichnet.

11	*Bertelsäckerle	–	Ein Acker in „unterm Metzenrother Weg". Eigentum des Gemeinderats Andreas Flegler III. Nach dem Eigen- oder Vornamen Bartholomaeus genannt.
12	†Bildweinberg	U 1721	Abgegangener Weinberg beim Billacker (Bildacker) gelegen. Heute Oedung und Aecker.
13	Billäcker	UG Bild- und Billwiesen U 1721 Bildacker LWR 1740 Beim Bild oder der Kirche	Aecker, früher Weinberg. Hinter der Kirche. Vermutlich hat ehedem dort ein Bildstock gestanden.
14	*Birkich	Urk LWR 1536 U 1782 „die Birk"	Waldteil (Birkenschlag) des Trappenhardt.
15	*Bögnergasse	–	Genannt nach den Weinhändlern Bögner von Tauberbischofsheim, welche (um 1744) in der Gasse einen großen Niederlagekeller für Wein hatten, der jetzt Besitz des Steuereinnehmers Wießner ist.
16	*Braut	U 1782 In der Braut	Gemeindewiesen am Main beim Landeplatz und Furt.
17	Brunnengasse	U 1721 Stangenbrunnengasse	Obere und untere Brunnengasse unten im Dorf.
18	†Burckengasse	UG	1623 erwähnt bei der Nutznießung des Faselhalters: „soll auch die gemeine Gassen bis zu Burckengassen genießen". 1646: „25 Kr. auf 1652 Jahr aus der Fröschgrube und weg bis zur Burckengassen". Wahrscheinlich die heutige Hintergasse.
19	Busch	U 1674 Buschholz	Wald, niederes Gebüsch.
20	Buschwiesen	UG 1617 Wiesen unter dem Busch U 1674 Wiesen beim Busch, im Busch U 1721	Wiesen.
21	†Contzenacker	U 1674	Lage unbekannt.
22	*Dewesegraben	–	Wald-Klinge (Graben) im Busch. (Debes Adelmann 1600 in Urphar.)
23	*Dorfgasse	–	Weg von der Wertheimer Landstraße bis zum Rathaus.
24	†Dorfhaag	1613 Gemeinde-Rechnung	Orts-Umzäunung. Noch 1865 war der Dorfhaag bei der Kirche ein Stück weit erhalten. Er sollte damals entfernt werden, weil die angrenzenden Aecker unter den schon hochstämmig gewordenen Buschbäumen angeblich notlitten.
25	Dreißigsteil	LWR 1740 Lagerbuch U 1807	Aecker. „Das Gütlein, so das dreyßigste als Zehend gibt." Gehörte als ehem. Gebsattel'sche Gült zum Würzburger Bistumsbesitz seit 1602. Kam mit allen Würzburger Gülten 1806 an Fürstl. Wertheim'sche Herrschaft.
26	†Eißenbachgäßlein	–	Genannt nach der dort gelegenen ehemaligen Eißenbach'sche Hofrieth.

27 †Eisenbachische Hofrieth	LWR 1740 Lagerbuch U 1807	Bestand aus zwei Wohnhäusern nebst Scheuern und Stallung unten im Dorf. Heute etwas verändert im Besitz von Johann Flegler. War der Dom-Dechaney Würzburg gültpflichtig. (Hans Eißenbach 1594 in Urphar.)
28 *Erbesbrunn	UG 1617 Erbeswiesen U 1674 Erbisbrunnen, Erbesacker U 1721 Erbes- und Erbsenbrunnen	Brunnen im Gewann Keßlersgrund.
29 Espichwiesen	U 1674 im Esbig U 1721 im Espich	Wiesen.
30 *Essigkrug	U 1721	Wald, Tannen (früher auch Aecker) im obern Kennwer.
31 Fachholz	U 1721	Wald am Leitenrain. (Fach = Damm, Wehre.)
32 †Flegelsenacker	UG 1617 Fleghenseswiesen, spät. Fleghanswiesen, Flegslerswiesen. LWR 1799 Zehendakten	„Ein Acker im Kleßberg, der Flegelsenacker genannt". (Hängt mit dem im Dorf häufigen Namen Flegler zusammen.)
33 †Fröschloch	UG 1617 Fröschloch, Frösch-grube U 1721 Fröschlache, heute Krötenpfütze	Regenwasser-, Schutt und Schlammablagerungsplatz unten im Dorf.
34 *Fuchseloch	–	Aecker innen am Lochholz.
35 †Furthloch	UG 1617 U 1721	„Das Insulein auf dem Mayn, das Furthloch genannt." Gemeinde-Eigentum. Die Insel bestand bis zur Main-Korrektion in den 1860er Jahren.
36 Gansacker	U 1721 U 1807	Gehörte zum Würzburger Gültenbesitz, ab 1806 fürstlich Wertheimisch. Hatte als Gült eine Gans zu geben.
37 Gartenäcker	U 1782 Im Garten	Aecker an der Kennwerflur. (Name deutet auf ehemalige Siedelung hin.)
38 Gartenwiesen	–	Wiesen in der Kennwerflur.
39 †Gaulswiesen *Gäulsecke (heute)	UG 1617	Gemeindewiesen am Main. (Früher dort die Pferdeschwemme.)
40 *Geigersacker	U 1674 U 1721	Aecker im Gewann Villacker. (Name Geiger im Dorf vertreten.)
41 *Gemeine Gasse, gemeiner Weg	UG 1617	Dorfgasse vom Rathaus bis zum Zusammentreffen mit Hintergasse und Höhefelderstraße.
42 †Gemeines Einfuhrgäßlein	U 1721 U 1782 Einladungsstraße, heute „Alter Weg"	Zufahrtsweg zur Furt. War früher gepflastert.

43 *Gemeine Haus	U 1721	Früheres Rathaus aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammend, der Rückseite des heutigen Rathauses gegenüber. Vor Erbauung des neuen Rathauses (1839) war der Platz vor dem „gemeine Haus" vollständig frei. Dort stand die abgegangene alte Dorflinde.
44 Getheilte Wiesen	U 1782	„Getheilte Wasser- und Knetschleinswiesen."
45 †Gottswiesen	UG 1617 U 1782 Gotteshauswiesen	Wiesen in der Leitenwiesen, Eigentum des Chorstifts Wertheim.
46 *Grabengarten	U 1721	Gärten.
47 *Graswiesen	–	Wiesen in der Lachen.
48 Greuth	U 1674 Reuth U 1721 Gereuth: (†altes, neues, oberes, mittleres, unteres Gereuth, Holzapfelgereuth)	Aecker, früher auch Weinberge. (Greut = gerodetes, urbar gemachtes Land.)
49 †Großer Eichbaum	LWR 1740 Lagerbuch U 1807	„an der Staig beim großen Eichbaum." Ein Acker aus dem Würzburger Gültbesitz, wird als „Acker an der Staig beim großen Eichbaum" genannt.
50 Grübe eins	U 1674 Grube	Aecker. Die heutige Bezeichnung Grübe ist mundartlich für Grube.
51 Grübe zwei	U 1674 Grube	Aecker.
52 Grübenweg	U 1721 LWR 1799 Zehendakten Steingrübenweg	Weg bei der Grube eins.
53 †Gültholz	U 1721	Tannenwald „im Gültacker" (siehe daselbst).
54 Gültwiesen	U 1721	Heute Aecker (vgl. „Im Gültacker").
55 *Haberbaum	U 1721	Aecker im Greuth.
56 Harzhütte	–	Aecker. Neuere Flurbezeichnung seit etwa 100 Jahren gebräuchlich, benannt nach einer ehemaligen Siedelung von Harzbrennern. Nähe der Kennwertannen und des Trappenhardtwaldes.
57 †Hauckenhof	UG	Wird 1653–1663 als Gemeinde-Eigentum erwähnt. War eine im 30jährigen Krieg verlassene Hofstätte.
58 Heeg	U 1674 In der Heg U 1721	Wiesen. (Heeg = eingezäumtes Land; in der Nähe Kennwer und Gartenäcker; läßt auf ehemalige Siedelnng schließen.)
59 Heimen	UG 1617 Hans Heimen Wiesen U1674 Hammen(mundartlich) U 1721 Heimen	Wiesen am Lochbach (Kembach). Der Name Heim schon 1600 im Dorf.
60 *Herschacker	U 1674 Hersacker U 1721 Herschbrunn † Herschwiesen †	Ackerland im Kennwer.
61 *Hirtenhaus	U 1721 Gemeine Hirthenhaus	Eigentum der Gemeinde, Wohnung des Dorfhirten, später Wachtlokal, auch Ortsarrest.

62 Höhefelder Lücke	–	Wald und Aecker zwischen zwei Wäldern (Lücke).
63 Hohlenwiesen	U 1674 In der Hohlen, Hollenwiesen U 1721	Wiesen.
64 Hohlenwiesenrain	–	Aecker.
65 *Holderacker	U 1721 Im Holler	Aecker im Keßlersgrund.
66 †Hummelsgraben	U 1782 Hummelsrain U 1807 Klingen oder Hammelsgraben, heute Klinge.	Aus der Klingen entstehender kleiner Wassergraben am Ende des Dorfes in den Main gehend (bei der Furt). (Man erzählt, daß diese Klinge die alte Straße vom Kloster Bronnbach her gewesen sei, die direkt zur Furt am Main führte.)
67 *Huppengäßlein	UG U 1782 und Huppengärtlein	Dorfgasse nach dem Main führend. 1753–1762: „Das Schrodtamt wird so hoch gehupt." „Das Schrodtamt wird so schlecht gehubt" „wie die Nachbarn hubben". Dagegen: Hans Hupp 1600 in Urphar.
68 Im Busch	U 1674 Buschholz	Wald. Teil des „Busch".
69 *Im Floß	U 1674 U 1721 LWR 1740 Lagerbuch	Nasses Land beim ehemaligen „Hersch-brunnen" am Kennwerrain. „Ober der Hohlenwiesen, gehet daß Floß hindurch."
70 *Im Flürle	LWR Zehendakten	Aecker in der Steig: 1709 „in der flürlichen Gült"; 1733 „in der Stäg im Flürle Gült gudt".
71 Im Gültacker	U 1721	Aecker, früher Wiesen. Als „Triefensteiner Gültacker" zu dem Würzburger Gültbesitz gehörig; seit 1866 fürstlich Wertheimisch.
72 Im kalten Bill	U 1782 Im gemeinen oder kalten Bill	Waldecke beim Bielbaum an der Höhefelderstraße. Vermutlich ehemals ein Bildstock. (Vgl. Billäcker.)
73 Im krummen Acker	U 1674	Aecker im Keßlersgrund.
74 Im Roth	U 1674 U 1782 Im Rothgraben	Aecker. (Roth = Rodung, urbar gemachtes Land, wie Greuth.)
75 *Im Rummel	GLW Urk 1440	Waldecke und Feld im obern Keßlersgrund. (Häufiger fränkischer Flurname nach Personennamen.)
76 *Im Strick	GLW Urk 1490 „am Strick" U 1674 Im Strick U 1721 Strick- oder Schorrenäcker	Aecker im Gewann Scharren. Strick-Anhöhe.
77 †In der Eichen	U 1674 In – bei der Eichen GLW 1709 Akten	Wald im Kennwer.
78 In der Hofstadt	U 1674 U 1721	Wiesen- und Gartenland bei der Mühle. Früh abgegangener Dorfteil. 1718 dort Weinberge. Jenseits des Kembach. Zeitschrift für Oberrhein, Band 18: Urkunden über Taubergrund, 29. VI. 1352 „aber do selbest (zu Urphar) uf Scherrers gute ienstt der beche". Bemerkung kommt jedenfalls hier in Betracht.

79	In der Lachen	–	Teil der Lachenwiesen (vgl. daselbst).
80	Innen a. Lochholz	–	Aecker beim Lochholz (siehe daselbst).
81	Junghaide	U 1674 Jungen Haide U 1721	Eichwald, Aecker.
82	†Kellers- od. zehntfreie Gut	GLW Urk 1594 Kellersgut LWR 1740 Lagerbuch U 1807	Gehörte als „Gebsattel'sche Gült" zum Würzburger Besitz, seit 1806 fürstlich Wertheimisch. Aecker und Wiesen in verschiedenen Gewannen.
83	Kellwiese	U1721 Kelleressen, Kellerisen	Aecker. (Kell = Quell, Riese = Rinne.)
84	Kembach	–	Dorfbach. Kommt von Neubrunn und fließt hier in den Main. Die lokale Bezeichnung ist „Lochbach".
85	Kennwer-Rain	Urk 1344 (Werth. Gegenbericht) LWR 1364 Bronnbach. Gefällbuch: „vinea in dem Konbur" GLW 1401 Urk Kennnebur U 1674 Kennber, Kennwer U 1721 Kember, Kennwer	Aecker, früher Weinberge. „Weingülte von sin garten, die gelegen sint an dem Konbur". (Bur = Haus. Deutet mit den nahe gelegenen Gewanne Heeg, Gartenäcker u. a. auf ehemalige Siedelung hin.)
86	Keßlersgrund	LWR Urk 1536 Kesselgrund U 1674 U 1721 Keßlersgrund	Aecker, früher auch Wald beim Kennwer. (Keine Kesselform; vielleicht aus Ket = Wald, Ketil = Busch.)
87	†Ketten-bronnen	1613 Gemeinde-Rechnung U 1721	Ehemaliger Gemeindebrunnen in der Nähe des Rathauses. (Unterdorf.)
88	Kieselbrunn	U 1674 Kisselbrunnen	Aecker und Quelle.
89	Kieselrain	U 1674 und Kieselgraben	Aecker, früher Weinberge.
90	*Kirchenweg	–	Dorfgasse zur Kirche und Kirchhof.
91	*Kirchgarten	UG 1617	Gemeinde-Grasgarten um Kirche und Kirchhof.
92	Kleesberg (links und rechts)	U 1674 Kleisberg U 1721 Kleßberg	Wald.
93	*Klingen	U 1807	(Vgl. Hummelsgraben.)
94	Klosterweg	U 1674 Brunbacher Weg	Feldweg nach Kloster Bronnbach.
95	Knetschlein	UG 1617 Knetzlein U 1674 U 1782 Im dürren Knetschlein	Wiesen.
96	*Krähenacker	–	Aecker beim Metzenrother Weg.
97	*Kühruhe	–	Stelle im Wald beim Kennwer. Früher Rastplatz von Hirte und Herde.
98	*Kühtrieb	U 1721 Viehtrieb U 1782 LWR 1799 Zehendakten	Wegödung zwischen Grüben und Kleesberg.
99	Lachenwiesen	U 1674 in der Lagen U 1721 Lachen	Wiesen des Mainvorlandes. (Lache = stehendes Wasser.)
100	*Lände	U 1721 Lände, gemeine Ladungsstatt	Landungsplatz und Verladeplatz am Main, bei der Furt.
101	†Lehenlin	GLW Urk 1342	„ein Gütlein genannt Lehenlin", beim Weg am Friedhof endigend, jedenfalls das später Oberdorff'sche Gut (siehe daselbst).

102	Lehmengrube	U 1782 Leymengrübe, Leymengrübengarten	Aecker und Gärten.
103	Leitenbrunnen	–	Quelle am Leitenrain an der Wertheimer Straße.
104	Leitenrain	UG 1617 U 1674 Mainleithe	Wald, Abhang an der Wertheimer Straße. (leite = Abhang.)
105	Leitenrain beim Dorf	–	Gartenland, Abhang.
106	Leitenwiesen	UG 1617 „unter der leiden" U 1674	Wiesen.
107	*Linde	–	Friedenslinde, Frühjahr 1871 gepflanzt, beim Bergbrunnen und Kriegerdenkmal. (S. a. Unter der Linden.)
108	Lochäcker	U 1674 Im Loch U 1721 U 1782 Lochgärten	Aecker. (Loch = Loh = Wald, Gehölz.)
109	*Lochbach	–	Urpharer Bezeichnung für den Kembach. Fließt durch die Gewanne Lochäcker, Lochwiesen, Lochkerbe usw.
110	Lochholz	GLW 1709 Loheholz U 1721 LWR 1740 Lagerbuch Logholz U 1807 Lochholz	Wald (heute Eichen). Früher Birken und Linden.
111	Lochkerbe	U 1674 U 1721	Aecker.
112	*Lochsbrunn	U 1674 Lochsbrunn GLW 1709 Lohebrunn U 1721	Brunnen, Quelle in den Lochwiesen.
113	*Lochsteglein	UG 1617	Wiesensteg in den Lochwiesen. Gemeindeeigentum schon 1617. Die Benützer mußten alljährlich einen kleinen Betrag zahlen.
114	Lochwiesen	UG 1617 Loochwiesen, Logwiesen, Wiesen im Looch U 1721	Wiesen.
115	Main	–	Der Strom. Bildet für Urphar Markungs- und Landesgrenze. (Main = Moinos. Stamm mi gehen = der Gehende.)
116	*Mainstaden	UG 1617 Am gemeinen Staden, oberer und unterer	Am Landeplatz bei der Furt. Wiesen.
117	*Märlestreppe	–	Steintreppe, Verbindungsweg von Zehentgasse und Rütleinsweg. An der Treppe ein Haus, in dem in den 1820er Jahren eine Judenfrau, das Märle, wohnte.
118	Metzenroth	U 1674	Aecker. (Metzen = Maiß = Holzschlag; Roth = Rodung, urbar gemachtes Land.)
119	Mittleres Kennwer	–	Wiesen. (Vgl. Kennwer-Rain.)
120	*Moysеswiesen	UG 1617 auch Moysigswiesen Mösigswiesen	Gemeindewiesen am Waldrand. „Vermoofte Wiesen."
121	Mühlebach	–	Der die Mühle treibende Arm des Kembach.
122	*Mühlenberg	U 1721	Grasrain an der Mühle, am Weg nach der Mühle.

123	*Mühlensteiglein	UG 1617 U 1721	Der steile Zugangsweg zur Mühle über den Mühlenberg. 1617 standen zu beiden Seiten große Nußbäume.
124	Mühlwiesen	U 1674 Mühlwiesen	Wiesen um die Mühle.
125	*Neuer Weg	U 1807	Bezeichnung der Höhefelder Straße innerhalb des Dorfs bis zum Zusammentreffen mit der Gemeinen Gasse.
126	†Neue Wiesen	UG 1617 Obere, mittlere, untere	Wiesen am Vorland des Mains.
127	†Nußbaumwiesen	UG 1617	Ehemalige Gemeindewiesen, Teil der Buschwiesen.
128	Oberdem Kieselbrunn	–	Wald. (Vgl. Kieselbrunn.)
129	†Ober dem Meysenfeld	GLW Urk 14. Jahrhundert	Lage unbekannt.
130	Ober der Junghaide	–	Wald. (Vgl. Junghaide.)
131	Ober der Kirche	U 1674 LWR Lagerbuch 1740 „Ober der Kirche beim Bild"	Aecker.
132	*Ober dem Lochholz	U 1721 Ober der Loch LWR 1740 Lagerbuch	Aecker. (Vgl. Lochholz.)
133	†Oberdorff'sches Gut	U 1807 LWR 1740 Lagerbuch U 1807	Gehörte zur Gebsattel'schen Gült des Würzburger Bistumsbesitzes, 1806 fürstlich Wertheimisch. Haus neben der Kirche, Aecker in verschiedenen Gewannen. Oberdorf = Familiename im Dorf.
134	Obere Grübe	–	Aecker. (Vgl. Grübe.)
135	Obere Hohlenwiesen	–	Wiesen. (Vgl. Hohlenwiesen.)
136	Obere Kennwerwiesen	–	Wald. (Vgl. Kennwer-Rain.)
137	Obere Lochkerbe	–	Aecker. (Vgl. Lochkerbe.)
138	Oberer Kennwer-Rain	–	Aecker. (Vgl. Kennwer-Rain.)
139	Oberer Keßlersgrund	–	Wald und Aecker. (Vgl. Keßlersgrund.)
140	Obere Staige	U 1674 in der Staig	Wald, Teil der Staigtannen.
141	Obere Volkenäcker	U 1721 Volkenäcker, Im Volken, Folken	Aecker.
142	Oberm Metzenrother Weg	–	Aecker. (Vgl. Metzenroth.)
143	Oberm Trappenhardt	–	Aecker (Vgl. Trappenhardt.)
144	*Ochsenwiesen	UG 1617	Teil der Buschwiesen. Ehemals Gemeindewiesen dem Faselhalter zur Nutznießung überwiesen.
145	Oeth	LWR Gefällbuch Bronnbach 16. Jahrhundert: U 1674 In der Oett U 1721 öde, öth	„unter dem Busch uff der öde ein Krautgarten". Gartenland beim Dorf in der Nähe der Furt. War nie Oedung. (Oed = Erbhof, Gut.)

146 †Paulus-Dietemer Hofstatt		U 1721	Abgegangene Hofrieth; lag im Baconisgarten.
147 *Peterlesacker	–		Acker im Hohlenwiesenrain.
148 Pfaffentannen	–		Aecker, früher Tannenwald. Ehemals geistlicher Besitz (Chorstift Wertheim).
149 Pfaffenzehnt	U 1674 Pfarräcker, Pfarrwiesen		Wiesen. (Vgl. Pfaffentannen.)
150 *Pfarrsbaum		U 1674	Aecker im Greuth. (Vgl. Pfaffenzehnt und Pfaffentannen.)
151 †Poltermauer		U 1807	Mauerreste. Südlicher Abschluß des Baconisgartens gegen die Klingen. Nähe der Furt und des Landeplatzes. Zinste 1807: „ein Bekänntnus-Pfennig von einer alten rudera, die Poltermauer genannt", zum Triefensteiner Besitz. Vielleicht Rest der „Paulus-Dietemer-Hofstatt", die 1721 schon als abgegangen bezeichnet wird. (Polder = dem Wasser abgenommenes, eingedämmtes Land.)
152 Rabersbrunn		U 1721	Aecker.
153 Rainfeldboden	U 1674 Rainfeld, Reinfeld		Aecker.
154 Rainfeldtannen		U 1721	Wald im Rainfeld.
155 *Raschenhof		UG U 1721	Erwähnt als Gemeindeeigentum. Im 30jährigen Krieg ausgestorbene Hofstätte. 1721 als „öder Plan" im Besitz der fürstlich Wertheim'schen Herrschaft. Heute überbaut zum Teil. Gegenüber Rathaus, Richtung Mühlsteiglein. (Jörg Rasch 1617 in Urphar.)
156 †Raschenwiese		UG	Wiese im Scharren, 1676 Eigentum der Gemeinde; gehörte zum Raschenhof.
157 *Rathausgäßlein	–		Dorfgäßchen um das Rathaus herum.
158 Röthe	U 1674 Im Röthen		Aecker. (Röthe = Rodung, urbar gemachtes Land.)
159 Rother Buckel		U 1674	Aecker.
160 RotherGraben	–		Wald beim Leitenrain.
161 RotherGraben (rechts und links der Straße)	–		Aecker beim Rainfeldboden.
162 Rütlein		UG 1617 Rüd U 1674 Riet U 1721 Reuthleinsberg, Rüthleinsweg	Dorfgasse, auch Grasgärten.
163 Säuwasen	UG 1617, heute Säuloch		Gemeindeland in der Junghaide. Aufenthalts-(Weide)platz der Schweine.
164 Saure Wiesen		U 1674 U 1721	Wiesen. (Sauer = sumpfig.)

165	Schänzlein	U 1721 Im kleinen Schänzlein	Tannenwald. 1900 Fund von Diluvialknochen, wahrscheinlich Mammut. Im September 1604 Verschanzungsort der Wertheimer gegen die bischöflich Würzburger Truppen. Es wurde hier auch schon das römische Segodunum vermutet. Vgl. Wertheimer Zeitung 1876 Nr. 42, 44 und 46. Der betreffende Schriftwechsel ist leider nicht mehr vorhanden.
166	*Schaftrieb	–	Weg durch die Gruben und Klingen.
167	Scharren	UG 1617 Schoren U 1674 Schorenbuckel U 1721 Schorenbrunnen U 1782 Schorrenwiesen, Schorrengärten	Aecker. (Scharren, Schorren = Anhöhe.)
168	*Schlüsselwiesen	U 1721	Wiesen im Kennwer.
169	*Schneidersrain	–	Wiesen im Rütlein.
170	Schulze-Jörg	–	Hausname nach dem früheren Eigentümer, Sohn des Schultheißen Flegler. Heute im Besitz von Wilhelm Diehm.
171	Schwalbengraben	U 1674 U 1721	Aecker. [Wahrscheinlich Schwalm (vom Wasser), schwellen.]
172	Spitzenwiesen	U 1674 Spitzwiesen, Spitzenäcker	Wiesen, früher Aecker im Kennwer.
173	†Stangenbronnen	U 1721	Ehemaliger Gemeindebrunnen an der Brunnengasse.
174	Steig	UG 1617 In der Stäg U 1674 In der Staig, Steg U 1721 LWR Lagerbuch 1740 an der Steig	Aecker.
175	Steigtannen	U 1674 Wald in der Staig	–
176	*Steingrütsch	UG 1617	Grasland, früher Weinberge (1628) bei den Leitenwiesen.
177	*Stöckacker	U 1721	Aecker bei den Volkenäckern. (Stöck = Ort, wo Stöcke abgeholzten Waldes stehen.)
178	Trappenhardt	LWR Kloster Bronnbach Gefällbeschreibung 1364: „in der Appenhart" U1674Trappenhart, Trabbenhart U 1721 Trappenhardt	Tannenwald, 1709 Gebüsch mit Eichen. Weidewald des Viehs früher.
179	Trieb	U 1721 LWR Lagerbuch 1740 Viehtrieb	Dorfgasse. Bezeichnung des obern Teils vom Gemeinen Weg, vom Hirtenhaus bis zur Höhefelder Straße. Weg, den der Hirte mit der Viehherde nahm. In der Nähe wurden 1904 beim Graben der Wasserleitung fränkische Reihengräber gefunden. (Zwei Skelette, Speerspitze.)
180	†Trieffrain	GLW Urk 1486 „unter dem Tryffe" U 1674 Im Triff U 1721 LWR Lagerbuch 1740	Aecker und Wiesen beim Trieffbrunnen (siehe daselbst.)

181	†Trieffbrunnen	U 1674 Trieffsbrunn U 1721 LWR Lagerbuch 1740 Triefbronn	Bei oder in den Hohlenwiesen s. Z. gelegen. (triefen = tropfen.)
182	*Unten im Dorf (Unterdorf)	U 1721	Dorfteil an der Wertheimer Straße und der Dorfgasse. Im Gegensatz zu dem Dorfteil „Am Berg".
183	†„Unten am Teich in der jungen Heidt"	LWR 1799 Zehendakten	Teich gehörte zum Säuwasen (siehe daselbst.)
184	Unter der Lehmengrübe	–	Wiesen und Aecker.
185	†Unter der linden zu Urfar"	1525 Urk aus dem Bauernkrieg UG 1617 „die gemein Linden"	Alte Dorf- und Gerichtslinde auf der Stelle des heutigen Rats- und Schulhauses bis etwa 1835 noch gestanden.
186	Unter der Straße	–	Gärten an der Bettinger Landstraße.
187	Untere Kennwertannen	–	Wald. (Vgl. Kennwer-Rain.)
188	Untere Volkenäcker	–	Aecker. (Vgl. Obere Volkenäcker.)
189	*Unterer Trappenhardt	–	Waldteil des Trappenhardt (siehe daselbst).
190	Unterm Metzenrother Weg	–	Aecker. (Vgl. Metzenroth.)
191	*Urfarer Berg	–	Die große Biegung des Mains, wo ehemals noch Stromschnellen, die für die Schiffahrt sehr gefährlich waren. Bei der Mainkorrektion wurden große Steine herausgeholt. Name rührt von den Schiffern her.
192	*Vakonisgarten	–	Wiesen. Eingefriedigtes Landstück, wo ehemals die Paulus-Dietemer-Hofstatt stand. Genannt nach dem früheren Besitzer (1707) fürstlich Löwenstein-Rosenberg'schen Sekretär und Oberschultheiß Vaconius von Wertheim.
193	*Veitsacker	U 1674 Feitsacker U 1721 Im Veit	Aecker bei den Hohlenwiesen.
194	Vielbaum	U 1674 Vielbäumen	Aecker.
195	†Wanne	GLW Urk 14. Jahrhundert	Lage unbekannt.
196	*Webers-wiesen	UG Auch Webersgärten	Wiesen der Gemeinde (1655) in der Lachen und der Braut. (Endres Weber 1613 in Urphar.)
197	*Wehberg	GLW 1709 Akten U 1721 Weheberg, Wehrberg	Tannenwaldung bei den untern Kennwertannen.
198	†Wehr	UG 1617 „Main-Insul, Wehr genannt" U 1721 Wehrgarten	Zwischen dem alten und neuen Lauf des Kembach. Der alte Lauf ist noch schwach erkennbar. Halteplatz der Holzfloße. Wehrzoll.
199	Weinbergsgärten	–	Gartenland, früher Weinberge hinterm Dorf an der Höhefelder Straße.
200	*Weinkauff	UG 1617 U 1721	Straßenrain und Wiesen zwischen Main und Wertheimer Straße. Ehemaliges Gemeindeeigentum am Staden (Wein-Verladeplatz).

201	Weisenfeld	U 1782 Weißenfeld	Aecker.
202	† Wendelshof	UG	Hofstätte, im 30jährigen Krieg ausgestorben, von 1653–1672 im Eigentum der Gemeinde, dann verkauft.
203	Wessenholz	GLW Urk 1490, U 1674 U 1721 Wäsenholz	Wiesen. (Wessen = Wasen, Grasboden.)
204	*Wolfsacker	U 1674 U 1721	Aecker im Keßlersgrund. Es sollen dort früher Wolfsfallen, Wolfsgruben gelegen haben.
205	*Wolfsbuckel	U 1674 U 1721	Aecker im Keßlersgrund.
206	*Wolfsgrube	U 1674	Grube am Dorfausgang gegen Wertheim. (Sage vom Musikanten, der darin unfreiwilliger Weise übernachtete und die ganze Nacht zur Beruhigung des Raubtiers auf der Geige spielte.)
207	*Zehntgasse	–	Dorfgasse, wo die ehemalige Zehntscheuer stand.
208	*Zehntscheuer	–	Ehemalig fürstlich Löwenstein-Wertheim-'sche Zehntscheuer. Jetzt zu einem Wohnhaus umgebaut; im Besitz des Steuereinnehmers und Postagenten Wießner. (1783 gebaut, 1787 vergrößert.)
209	*Zwerchäcker	GLW Urk 1440 Zwerchemorgen	Aecker im Rainfeldboden. (Zwerch = quer. Von der Lage der Aecker).
210	*Zwerchsackacker	–	Acker im Roth. Form eines Zwerchsacks. Eigentum des Ratschreibers Friedrich.

Aus einem alten fränkischen Arzneibuch.

Von
Hofapotheker **K. Wrede**, Wertheim.

(Fortsetzung.)

Die Rezepte aus vorliegendem Arzneibuch enthalten meistenteils Stoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich, sowohl ganze Tiere als Eingeweide oder Excremente werden zu Heilmitteln verwendet. Nur einige wenige Stoffe aus dem Mineralreiche kamen zur Arzneizubereitung in Anwendung. Einge interessante Originalvorschriften aus dem älteren Arzneibuch mögen Einblick bieten:

Ein Trank vor Apostemen der Brust
D. Jaeobi Theodori Tabernaemontani

Ein Aniswasser in den Apostemen der Brust fest nützlich, das Außwerffen zu fürdern /. nimb Anissamen, kleine gewaschene Rosinlein, gewaschene und zerschnittene Marsilia, Frege, Märtzenveyl, solche stückh gesäubert und zerschnitten in eine geschraupte zihnerne Flasche getan u. 2 maß frisch Wasser darüber gegossen. Laß darnach 4 Stund in einem

Kessel mit siedendem Wasser sieden, zu einem täglichen Trankh anstatt des Weins zu gebrauchen.

Ein Trankh, erwärmet die Brust und Lungen, vertreibet das Keichen u. das schwerlich äthmen, erwaichet und löset ab allen zähen Koder u. Schleim u. bereitet den das er mag leichtlich ausgeworfen werden, vertreibet auch also den alten kalten Husten.

Nimb Angelikawurtzel, Bibernellenwurtzel, Beylwurtzel, Edelgamänderlem, die obersten Gipfelin von Isop, Stabwurz, Anissamen, Fenchelsamen, Aronwurtzel, Bergwurz, thue alle diese Stücke in eine Flasche mit Schraube u. thue noch ferner hinzu 5 oder 6 Untzen verschaumbten Honigs, frisch Bronnenwasser 1 Elsäßer Maß oder 4 Kramer Pfundt, schraube die Flasche zu u. setze sie in ein Kessel mit siedendem Wasser und laß 4 Stund darin sieden, dann laß es kalt werden, dann thue die Flasche auf und seihe den Trankh durch, davon gib alle morgen u. Abendt jedesmal ein paar Stund vor den beiden Imbissen 4 Untzen davon, fein warm zu trinkhen.

Herrliche gute Brustküchlein
die seind trefflich zu dem Husten

Nimb deß weißen Zuckerkandis, schoenen weißen Mamdoryzucker jedes rein gestoßen, rein gestoßen Semmel- oder Craftmehl, weißen Tragant u. Gumm. arabicum in gutem Rosenwasser 24 Stunden gewaichet; diese Stücke all soll man wohl mit einem Stempfel in einem Mörserstein stoßen u. durcheinander arbeiten, daß es ein dicker Taig werde, davon soll man dann runde Kügelein formieren u. die mit einem Hölztlein, daruf ein Röslein oder Sternlein geschnitten, trückhen oder zeichnen, so werden schoene Küchlein darauß, die soll man von sich selbst lassen truckhen werden u. zum Gebrauch behalten. Diese Küchlein seindt trefflich gut zu dem Husten, so man jeder weilen ein paar davon nimbt u. eins nach dem andern im Mundt zerschleichen laßet und sittlich hierein laßet.

Das Leibweh gleichsam in einem „Hui" zu vertreiben — soll durch einen Glühwein mit Enzian, Ingwer und Zucker erreicht werden.

Vor den Stein

Fuchsblut mit Wein getrunkhen bricht den Stein in einer Nacht oder Peterling u. Bibernellenwasser zusammen ist auch gut.

Vor Harnleiden

Nimbt 4—5 Heeringsseelen u. halb soviel Krebsaugen zu Pulver gemacht u. in Petersilienwasser eingenommen.

Merzenhasenpulver (gebrannt) hilft auch.

ferner Hechtaugen, Krebsaugen u. gelben Agstein in warmen Wein getrunken.

Wenn ein Kind geboren u. ist schwach und kraftlos dann hilft also:

Sulzfeld am Main. Vom Mainufer gesehen.

Wie mans soll streichen, auch unten und oben zu blasen, Honig einstreichen, in Milch, Bier und Wein baden, Klingeln u. dergl. thun, weiß eine jede Badmutter wohl u. daneben soll man dem Kinde Wein ins Angesicht oder Aqu. vitae oder Wasser des Lebens in etliche Tröpflin auf die Zunge fallen lassen und das Geschaffte (Kind) wohl damit reiben, auch soll man dem Kind ein Säcklein mit Würze in Malvasier gewaichet auf das Blettlein legen u. käue Würz und hauch das Kind damit an u. schmier seine Pulsader damit u. Zwiebeln in die Nasenlöchlein reiben, durch Gotteshilf erquickt (?) sich das Kind, so anders ein Leben in ihm ist.

Ein Pulver den Frauen einzugeben, das erhellt das kräftige Herzgeblüt u. wehret der Wundsucht.

Nimb den 3ten Teil eines ungar. Goldguldens, klein gefeilt u. Hirschhertzbeinlein, laß auch klein feilen u. 1 Lot Muscaten, das gieb dem Weib ein mit 1 Löffel voll Wein uf die Zeit wann die Kindsnot am größten u. daß es jetzund soll geboren werden, das erstaerket das Herz trefflich u. läßt nichts böses zufallen, erhält des Herzens Kraft und Geblüt. Ist ganz wohlbewehret.

Für Spul- und Madenwürmer werden verschiedene Mittel angegeben, die heute noch als Volksmittel verwendet werden, wie Hopfenranken, Rainfarn, Knoblauch. Als Abführmittel dazu für Kinder die Frucht von Röhrenzimt.

Vor die Wassersucht

Destillier ein Wasser im Mayen von Regenwürmer, des Wassers trinkh Abends und Morgens 2 Löffel, thus viele Wochen, Du wirst Wunder ersehen, was Gott durch so ein Gering ding thut.

Vor die Geelsucht
Ein gewiss vor die Geelsucht

Nimb den blauen Aggeleiwurtzel, stoß die zu Pulver dazu thu eines Pfennigs schwer Safran, mische es zusammen, nimm es mit warm Wein, decke Dich zu u. schwitze wohl, das thue 3 Abend.

ein anderes Mittel dazu sind: die gelben Heutlein auf den Hühnermagen mit Tausendguldenkraut u. Zucker vermischet, haselnußgroß einnehmen.

Vor den Soth

Nimb Kreiden, Zucker u. Muscat, das brauch wann Du wilt u. so oft Du wilt, is gar gut.

Vor die Ruhr

Nimb Roth Bolus, Weirauch, Mastin, rote Ros, Granatschalen u. Blumen, das gelbe Sämlein aus den Rosen, Terra sigilattae Muscaten u. derre Eicheln, bereittete Corallen vermisch zu Pulver, ein goldgüldenschwer mehrmals täglich eingenommen in einen frischen Ey oder Rotwein.

Als Purgirmittel werden gebraucht

Purgier=gummi (Gumigutti) cremor tartari, Rhabarber, Turbith optimi (Tubera Jalapae) Sennesblätter.

Eine Vorschrift zu einer linden Purgation lautet: Nimb 12 Zwetschgen, 11 Feigen, 1 handvoll kleine Weinbeeren, 5—6 Lot Sennesblätter, in 1 Maß guten Wein sieden, morgens und Abends thu einen Trunk davon.

Sulzfeld a. M. Rathaus.

Eine Wundt=Salben, damit einem Verwundeten, ohne alle Meister geholfen mag werden.

Nimb wildt Schweinschmalz, Beerenschmalz, Regenwürmer gepulvert, Blutstein gepulvert, das Moos eines Todtenkopfes alles klein gepulvert.

Ein Blutstillungsmittel wird hergestellt aus: Nimb aus dem Beinhaus das Moos von den Todten beinen, thus in ein dünnes Schleyerlein

Sulzfeld a. M. Partie am Rathaus.

u. bind es uf die Wundt. Alsbald solches erwärmet, so verstehet das Blut u. das ist in großer Not bewert (?)

Ein anderes Blutstillungsmittel benennt sich: Ein gewiß u. bewehrt Stücklein vor das Bluten der Wunden, Nasen und wenn nichts hat wollen helfen, so hat dieses geholfen:

Nimb einen schwarzen neuen Filzhut, den schneid gantz klein, soviel des Filzes an Gewicht soviel nimb auch Schweine(dreckh) der wohl dürr ist, vermische es zusammen in einem Neuen verglasten Hafen, u. daß der Hafen nit gar voll ist, den klaib erst zu u. setze ihn in ein Backofen u. laß es zu Pulver brennen, darnach stoß es klein und hängs auf in 4 Stuben und wenn sich ein Mensch hat verblut, so nimb Leinetüchlein und schabe Fäßelein davon u. streue des Pulvers daruf u. truckhs darnach in die Wunden u. laß es 3 Tag liegen u. stecke auch Feßelein in die Nasenlöcher, so die Nase blutet, das Blut verstehet, das ist ein Meisterstückh vors Bluten.

Andere Rezepte für Wundbehandlung enthalten: Mastix, Aloe, Myrrhe und andere Harze (der modernsten Wundtherapie entsprechend), oder Eierschalen zu Pulver gebrannt mit „Eya clar" (Eiweiß) vermischt auf die Wunde gelegt.

„Wer sich Gprennt hat", dem wird der Saft eines zerstoßenen ungekochten Krebses empfohlen, auf die Wunde zu legen. „Für den Wurm am Finger" sollen Spiegelfedern vom Pfähen (Pfau) zu Pulver gebrannt den Wurm zum „Sterben" bringen.

Ob ein Menſch ſterbe der Krankheit

Nym ein reyn weyß tuchlin, waſche es in des Menſchen Harn, der da krank iſt, henks an die Sonnen, empfengt das tuchlin ein andere Farbe den es vor hat gehabt ſo ſtirbt der Menſch one Zweyfell thut es dasſelben nit, dan ſo waſche den Sichen mit ſeinem harn.

oder ein anders auch bewert

So nym einer frawenmilch die einen Knaben ſeugt u. des Kranken harn miſche das zuſammen, fleuſſet es durcheynander ſo geneſet der Siech. Iſt aber das ſich die Milch ſcheydet von dem harn, ſo ſtirbt er gewißlich.

Vor Hitz u. Durſt.

Der echte natürliche Durſt iſt nichts anders als eine übrige Hitz u. Mangel der Feuchtigkeit, welcher entweder von der Hitz u. Derre der Leber oder von Erhitzung Colerae oder von Genieſung vieler ſalziger Speiß u.

Sulzfeld a. M. Oberer Maintorturm (unteres Tor).

Materiae oder aus der unvollkommenen Digestion u. Verdauung des Magens oder aus viel großer Bewegung des Leibs herrührt.

Für innerliche Hitz nimb $^1/_2$ neuen Ziegelstein, der da ganz neu ist u. nit gebrauchet oder genetzt worden, gieß 2 Maß frisch Bronnenwasser darüber, laß es $^1/_2$ Stunde sieden, darnach las es kalt werden u. trink so viel Du wist. Ferner ist ein Mittel aus Rauten, Bronnenkreß u. Weinessig angegeben, das den Kranken auf die Fußsohlen gebunden wird — es zeugt alle hitz aus.

Vor die fallende Sucht.

Nimb eines Mannestotenkopf, der nit gar zu faul oder mürb ist, stoß ihn uf das allerfeinst zu Pulver, desgl. 5—6 Päonienkörner, nüchtern ein Messerspitze voll mit wenig Wein, das ist für solch Sucht der allerhöchst Arznei eine.

Es würde zu weit gehen, noch mehr solche Rezepte anzuführen, nur in Kürze seien noch einige Mittel für Krankheiten erwähnt.

Z. B. Eselshuf, Elenhuf für hinfallende Sucht, zerknirschte Mucken oder Fliegen bei Natterstichen aufzulegen, für Brandwunden gebrannte Pfauenfedern, Maulwurf für Aussatz.

Eine wichtige Rolle spielen auch die Marientage, gewisse Kräuter durften nur zu ganz bestimmten Zeiten gesammelt werden, um heilkräftig zu sein, z. B.

Wunddtrank.

Zwischen zwayen unser lieben frawen tag Assumptione u. Nativitate soll man gewynnen diese Kreutter. (Heydenschwundt, Sanickelkraut, Sinau, die zway Winttagrün, das große und das clyn) ꝛc.

Vor Zauberey

wird „Maurekraut, Teufelsabbiß, Ipenkraut mit blau-Blumlein", die alle zwischen 2 frawentag aufgehoben werden müßen, empfohlen.

Für Feistigkeit und Magerkeit finden sich viele Rezepte vor. Das Verlangen nach Schönheit des Körpers war wohl damals dasselbe wie heute; eine originelle Vorschrift lautet:

„Wie man Feystigkeit vertreyben sol das der Mensch mager werdt u. Jhme nit Schaden bringt am Leyb:

So nym Enzian und Zytwer gleichvyl als des andern legs ein cleyn weyll in Wasser u. u. misch undereynander u. ysse des Abents. Darnach nym ein Löffel voll weyß Kimels u. römischen Kimmel beides ein Löffel voll gleich eines also vil des andern mische des undereinander ysse alle morgen uff gebewette brott.

Wan Du in dem Bade gast:

so oym vorher Enzian u. Zytwer einen halben Löffel voll als obgeschrieben stat in.

Wan Du auß dem Bade gast:
so nym weyssen Kimel u. Römische Kimel auf ein halben Löffel voll untereinander gemischt und ysse das uff einem gebewette Brodt. Wan Du einen Tag brauchst Enzian u. Zytwer so brauch den andern Tag römischen u. weyssen Kümel. Darnoch sol du vierzehn Tag nuchtern baden so du es erleyden magst, so du es empfunden das dich helfen will, so brauchs als da fester wie es ob geschrieben ist.

Und wan Du aus dem Bade kommst: und brüffest das die Feyste halb hinweg ist so pulver den Enzian u. Zytwer u. trink das in Wein alsovyl Du vorhyn in einem Löffel gessen hast, halt dich zymlich mit Essen u. trinkhen u. schlaf am Tag nit.

Aus derartigen Rezeptsammlungen wurde Jahrhunderte hindurch Rat für die Krankenbehandlung geholt; gar manches dieser Rezepte wird beim Leser ein Gruseln hervorgerufen haben. Jedenfalls können wir uns freuen, daß wir in Krankheitsfällen nicht mehr mit derartigen drastischen Mitteln traktiert werden, obwohl auch unsere Zeit noch nicht frei von Zöpfen des Mittelalters ist. Im Volke existieren noch eine Menge solcher Arzneivorschriften, an die der Glaube noch immer größer ist als an die Vorschriften des Arztes. Andrerseits wird unser Volk wie auf den Jahrmärkten des Mittelalters durch bombastische Anpreisung von Arzneimitteln heute durch das jetzt moderne Zeitungsreklamewesen zum Kauf von Heilmitteln aufgefordert und oft in der schlimmsten Weise irregeführt.

In dieser Beziehung hat unsere Zeit dem Mittelalter sicherlich nichts vor und diese Erkenntnis mag uns vor Ueberheblichkeit bewahren und zu aufklärender Arbeit antreiben. Auf alle Fälle liefern die uralten medizinischen Gebräuche, wie wir sie in solchen handgeschriebenen Arzneibüchern vorfinden, der deutschen Volkskunde hochwichtige Quellen, aus denen zu schöpfen sich reichlich lohnt.

Ein mittelalterliches Dorfbild aus Franken.

Von

Heinrich Kühnlein, Würzburg.

Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zur grünen Sommerszeit
Ins Land der Franken fahren!

Die altertümlichen Dörfer und Städtchen am Main! Heute noch nimmt ihr Anblick Herz und Sinn des Wanderers gefangen, wie er schon vor bald vierhundert Jahren das Künstlerauge eines Albrecht Dürer auf seiner Reise nach den Niederlanden erfrischend auf sich zog. Unter diesen anmutenden Frankensitzen fand in den letzten zehn, fünfzehn Jahren mein altes Sulzfeld am Main[1]) immer mehr Beachtung.

Höchst erfreulich und bedeutsam! Wir sind heimatlicher, deutscher geworden. Früher mußten unsere Künstler über die Alpen ziehen, wenn sie für vollwertig gelten und sich Anregung holen wollten. Des Südens blauer Himmel hatte es ihnen angetan — Modesache! Venedig, die märchenhafte Lagunenstadt, das ewige Rom, Neapel mit seinem wogenden Getriebe, die Insel Capri war das Ziel ihrer Wünsche, und unglücklich, wer solche Sehnsucht nicht zu befriedigen vermochte!

Heute ist das anders geworden. In den malerischen Gäßchen und Winkeln der deutschen Heimatorte, denen so lange die Rolle des Aschenbrödels zugewiesen war, schlagen jetzt die Maler ihre Staffeleien auf, suchen deren Schönheit auf den Grund zu kommen und sie im Bilde festzuhalten. Ein schöner Zug des Herzens! Seine Heimat muß vor allem liebgewinnen, wem sich ohne Einseitigkeit und zu engen Sinn auch die Schönheit der Fremde erschließen soll.

Solch engen Sinn wird gewiß niemand unserem großen Kulturhistoriker und Novellisten Wilhelm Heinrich Riehl zum Vorwurf machen wollen; hat aber

[1]) In unserem Kommissionsverlag erscheint in Kürze: „Sulzfeld a. M. Tausend Jahre in Wort und Bild". Von Heinrich Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. ca. 96 Seiten, feinster Mattkunstdruck, mit zahlreichen Bildern im Text. Preis Mk. 1.—. Die Ausstattung ist die gleiche wie die bekannten Werkchen von Dettelbach und Iphofen und ist als dritte Schrift in dieser Serie gedacht.

der nicht oft genug beteuert, wie gerade die deutsche Heimat immer das liebste Ziel seiner Wanderungen geblieben sei? Was hat der Mann die deutschen Gaue durchstreift und oftmals unter welchen Schwierigkeiten! Mitten im Winter hat es ihn trotz Eis und Schneegestöbers zu den armen Leuten der Rhön, des Westerwalds und Vogelsbergs getrieben, nur um die Verhältnisse des Volkes, sein Dichten und Trachten gründlich kennen zu lernen. Das war um die Mitte

Sulzfeld a. M. Friesenturm (Untermainturm von innen).

des vorigen Jahrhunderts, also zu Zeiten, wo man Eisenbahn und Postauto, das heutigen Tages auch in jenen Gegenden den Staub aufwirbelt, als eine überirdische Erscheinung oder gar als ein Teufelswerk angestaunt hätte. Aber auf solche Weise lernte der Kulturforscher „Land und Leute" gründlich verstehen wie kein anderer und brachte sie zu der bekannten lebensvollen Darstellung, deren erfrischende Lektüre uns noch heute erquickt. So hat er die „Heimat-

Sulzfeld a. M. Der hohe Turm.

kunst", lange bevor das Wort geprägt war, mit tiefem Verständnis gepflegt. Wer Riehls Vorträgen jemals gelauscht, wird heute seiner noch mit Dank gedenken!

Diesem Meister der Heimat-Durchdringung folgten nun in unseren Tagen die deutschen Künstler. Sich und uns allen zum Frommen! Echte Kunst, und nicht nur die der Malerei, hat zu allen Zeiten etwas Bodenständiges gehabt, zog ihre besten Kräfte aus der Heimaterde. Jetzt ziehen schon unsere Allerjüngsten, die kleinen Buben und Mädeln, ihren Gewinn aus solchem Tun der Künstler. Das letzte Krämerlädchen auf dem Lande vermag ihnen für ein paar Pfennig oder gar umsonst holde Augenweide zu bieten. Städtebilder von Rothenburg ob der Tauber, vom altehrwürdigen Nürnberg, von Passau, Schweinfurt, Dinkelsbühl usw. gelangen als Sammelmarken in ihre Hände, schärfen das freudig strahlende Kinderauge für echte alte deutsche Kunst und erwecken, was nicht das Letzte ist, ihre Anhänglichkeit und Liebe für die Heimat.

Wem lacht bei solchem Treiben der Jungen nicht das Herz? Das soll keine guten Früchte tragen? O gewiß: so lernt es der Deutsche doch mit der Zeit, daß nicht alle Herrlichkeit gerade immer aus dem Auslande zu holen ist!

Mich aber, den alten Sulzfelder, hat es besonders herzlich erfreut, daß nun auch mein Heimatdorf sich diesen deutschen Lieblingsplätzen zugesellt. Geliebt hab' ich ja mein Sulzfeld, so lang ich denken kann: jetzt fang' ich an, ordentlich stolz darauf zu werden. Das liebe alte Nest kommt in die Mode — die Künstler suchen es gern und zahlreich auf und malen in seinen Mauern emsig darauf los! Recht so, ihr braven Leute! Lange genug hat es ja in seiner still-beschaulichen Bescheidenheit dahin gedämmert. Da kam der Matthäus Schiestl, war von seinen altertümlichen Reizen entzückt, abkonterfeite gleich das ganze Nest mit all seinen Mauern, Türmen und Toren, fügte auch den behaglichen Mainfluß hinzu und, wie Albrecht Dürer auf seinem Schiff staunenden Blickes an Sulzfeld

Sulzfeld a. M. Turm hinter der Kirche.

vorüberfährt. Dieser Schiestl hat den Vogel abgeschossen: sein Bild, mit künstlerischem Auge erschaut, erregte allseitigstes Gefallen und fand als prächtiger Künstlersteindruck nicht allein in Franken, nein, auch im übrigen Deutschland, ja sogar bis nach Amerika hinüber die weiteste Verbreitung.

Aber Matthäus Schiestl blieb nicht allein. Er zog andere Künstler nach sich, die nun ins Innere des Dorfes drangen, hier einen malerisch-heimeligen

Sulzfeld a M. Billingshaus und Falterturm.

Winkel, dort einen interessanten Gassenzug, ein trauliches, altes Häuschen mit seinem Vorgarten oder, weiß Gott was Liebliches entdeckten und auf die Leinwand zauberten.

Das Dorf ist aber auch von ganz besonderer Bauart, die man mainauf, mainab, geschweige denn in schwäbischen oder altbayerischen Gauen nicht so leicht wieder antreffen wird. Mauern, größtenteils aus alten Zeiten noch völlig

unversehrt, umringen den ganzen Ort. Den Mauern sind, besonders an der Seite des Mains, der kaum hundert Schritte von ihnen entfernt zutal träumt, Tortürme aufgesetzt, die heute noch von dem wehrhaften Sinn der Alt-Sulzfelder zeugen. Schlüpft man aber hinein durch diese Tore, die von den biederen Altvordern jeden Abend fürsorglich verschlossen nnd verriegelt wurden, welch wunderliche alte Welt nimmt uns da auf! Hier gleich diese Außentreppe führt Dich steil zum

Sulzfeld a. M. Alte Befestigungsanlage.

untern Torturm empor und eröffnet weithin die Rundschau auf Fluß und Tal. Oder es ladet die Dorfgasse am stattlichen „Goldenen Löwen" vorüber zum Weiterschreiten ein, bis der majestätische Renaissancebau des Rathauses, eine Stiftung des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, den Blick fesselt und Dir ein „Wanderer, steh' still!" zuruft. Im weiteren Verlauf der „Langgasse" laden auch die Bürgerhäuser mit ihren Treppengiebeln, die Brunnen und Straßen-

kreuzungen zur Betrachtung ein, bis wir am höchsten Punkte des Dorfes, am Neubau der Schule und der gotischen Kirche mit ihrer hübschen Innendekoration angelangt sind. Alles in allem: ein schöner Beweis behaglich-praktischer Baukunst der Alten wie des vernünftigen Fortschritts nachwachsender Geschlechter! Trotz dieses Fortschrittes aber bewahren diese Sulzfelder einen erfreulichen Sinn der Verehrung für das einstige Schaffen der Ahnen, sonst wäre mancher ihrer Türme, deren das Dorf an die fünfzehn zählt, einer unangebrachten Neuerungssucht zum Opfer gefallen. Wie solche Neuerungssucht an anderen Orten oft unter den nichtigsten Vorwänden haust, ist ja bekannt, und der konservative Sinn in der Erhaltung der Denkmäler aus früheren Zeiten um so preislicher.

Kein Wunder, wenn es da neben den Malern auch Männer der Feder lockte, dem interessanten Dorfe einmal ihre Aufwartung zu machen. So hat unter andern Oskar Schwindrazheim mit seinem Freunde Martin Gerlach,

Sulzfeld a. M. Ehem. fürstbischöfl. Kellereihaus.

Sulzfeld a. M. Straßenbild.

der den Bilderteil besorgte, eine Streife auf Volkskunst und malerische Winkel in und um Unterfranken unternommen und von Sulzfeld eine Charakteristik geliefert, die mir nur etwas gar zu stark ins Märchenhafte geraten ist. Denn die heutigen Sulzfelder sind nichts weniger als Märchengestalten. Das beweist schon ihre lebhafte politische Betätigung, die sie jederzeit, besonders aber bei den Wahlen an den Tag legen. Was aber spräche lauter von dem pulsierenden Leben der Gegenwart als die persönliche Teilnahme am Wohl und Wehe unseres Volkes? Also scheint es da mit dem Märchentum nicht so weit her zu sein, und Schwindrazheim wollte dieses natürlich auch nicht auf die heutigen Bewohner angewendet wissen, sondern nur auf die altertümliche Erscheinung ihrer Heimstätte.

Wen es drängt, von dem dortigem Leben der Gegenwart zu berichten, der wird schon realere Gestalten als jene aus der Märchenwelt zu schaffen haben.

Und so habe ich in meinem „Roten Hannes“[1]) wie auch im „Veit Schwinghammer“ und besonders in dessen Vater, dem alten Jörg Michel Schwinghammer, ein paar solcher Charakterköpfe herausgegriffen, wie sie einem dort zu Lande wohl begegnen mögen. Das sind Gegenwartsmenschen, Lebenskämpfer, mit Lust und Schmerz des heutigen Tages wohlvertraut und nicht geneigt, sich von Mißgeschicken niederdrücken zu lassen. Ja, es lebt in den dortigen Leuten eine

Sulzfeld a. M. Jocklerturm.

gewaltige Zähigkeit, eine Widerstandskraft und Schaffensfreude, daß man nur so staunen muß. Als unsere Sulzfelder Soldaten aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 heimkehrten, haben sie als Weckruf, der ihrem innersten Wesen offenbar am meisten entsprach und zusagte, den Ausdruck: „toujours travailler!“

[1]) Vergl. „Sulzfelder Leute“, Geschichten aus meiner Frankenheimat. Von Heinrich Kühnlein. Verlag Joh. Korzeniewski, Berlin N. 58, Pappelallee 36. Zwei Bände 2.60 Mark.

mitgebracht. Wie oft hörte ich als Junge nach dem Kriege dieses Wort von Mund zu Munde gehen: es ließ verwandte Saiten wiederklingen und reizte zu neuer Arbeitslust. „Was führen sie nur", sagte ich hierüber in meiner Charakterstudie „Mitleid", „für einen energischen Krieg gegen diese unheimlichen und verruchten Schädlinge ihrer Weinberge! Schon seit vielen Jahren, und immer unverdrossen, immer kampfbereit! Und siegreich sind sie noch allezeit geblieben,

Sulzfeld a. M. Falterturm von außen.

nur weil sie sich von keinem Nachbar an Ausdauer übertreffen lassen. Vom ersten Morgenstrahl bis zum aufblinkenden Abendstern in Flur und Weinberg tausend nimmermüde Hände!"

Rührigkeit ist somit der Hauptcharakterzug meiner Sulzfelder, und ich weise auf diese beglückende Tugend um so lieber hin, als ich die faulen Leute nicht ausstehen kann. Nichts gewährt dem Menschen tiefere Befriedigung der Seele,

dauerndere Gesundheit des Körpers und einen fröhlicheren Mut als die Freude an der Arbeit. In ihr liegt Segen und ethischer Gewinn. Hat man einen emsigen Mann je mürrisch und unzugänglich gefunden?

Diese Rührigkeit beansprucht von meinen Landsleuten übrigens schon ihr Doppelberuf als Winzer und Getreidebauern zu gleicher Zeit. Nicht zum mindesten auch die Lage und Bodenbeschaffenheit ihrer „Markung". Droben auf den oft

Sulzfeld a. M. Friesengasse.

sehr steilen Hängen, die von der Landstraße terassenförmig emporsteigen und der Richtung des Maines parallel laufen, soll kostbarer Wein gewinnbringend zur Reife gebracht werden: ein schwereres Stück Arbeit, als es sich der frohe Zecher im Ratskeller oft träumen läßt! Drunten aber im Talgrund zwischen Weinberg und Flußlauf erfordert das Ackerland nicht mindere und oft gleichzeitige Sorgfalt, um Getreide, Kartoffeln und jegliche Frucht hervorzubringen zu eigener

Nutznießung wie auch zum Verkauf, denn einen Groschen will man doch auch im Sacke haben! Da gilt es, sich zu tummeln von früh bis spat: denn kaum ist die allernötigste Arbeit im Weinberg verrichtet, da ruft schon eine vielleicht noch dringendere auf Wiese, Klee- und Getreidefeld.

So ziehen denn die Unverdrossenen allmorgendlich zu ihren Toren hinaus, gerüstet mit den Waffen der Arbeit: Karst und Haue, Sense und Sichel; still ist

Sulzfeld a. M. Altfränkisches Winzerhaus.

dann Markt und Straße, wie ausgestorben das Dorf, um erst am späten Abend sich wieder zu beleben. Dann erst wirbelt das blaue Kaffeeräuchlein aus dem Kamin empor, der „Ältst" wirft noch dem Gaul und anderem Vieh das Futter vor, indes die umsichtige Hausmutter für den Vater ein Extrastücklein „Geräuchertes" beisetzt. Denn erstens ist das seine Leibspeis, und zweitens „hat er sich heute so wieder so arg plagen müssen". Wie schmeckt ihm dann so ein Trünklein Most so köstlich dazu!

O ihr glücklichen Mainländer, zwar ist euere Arbeit schwer, und wenn der Himmel nicht gnädig ist, nicht allezeit von bestem Erfolge gekrönt; und doch seid ihr durch den engsten Verkehr mit der Natur noch tausendmal besser daran, als „der höhere Kulturmensch" der Großstädte oder Industriezentren! Eure Rührigkeit hat euch gesund, munter und tapfer erhalten, wie's einstens euere Ahnen waren. Die haben, wie es die Sulzfelder Chronik berichtet, in manchem Strauß ihre Gegner mit blutigen Köpfen heimgeschickt. So sei auch euerer Zukunft Glück beschieden und Segen euerer Arbeit, den ihr so redlich verdient!

Streifzüge auf dem Gebiet der Münzkunde unter besonderer Berücksichtigung Frankens.

Von

Dr. Will, Erlangen.

Mit dem Aufschwung des gesamten Geisteslebens in den letztverflossenen Jahrzehnten ist auch ein größeres Interesse an geschichtlichen Darstellungen erwacht und zwar erstreckt sich dieses Interesse nicht nur auf die politische Geschichte der Vergangenheit, auch das Wirtschaftsleben und dessen Einfluß auf den Gang der Ereignisse wird in den Kreis der Betrachtungen gezogen und gewürdigt.

Nur ein Zweig der Geschichtswissenschaft scheint vernachlässigt — die Münzgeschichte und die mit ihr zusammenhängende Münzkunde. Wenn es noch eines Beweises für diese Tatsache bedürfte, so würde man ihn von Zeit zu Zeit in unserer Tagespresse finden, die gelegentlich von Münzbesprechungen, Fundberichten usw. eine Unkenntnis des a b c der Münzkunde verrät, welche der oft bespotteten Unwissenheit französischer Berichterstatter in geographischen Dingen nichts nachgibt. In dieser Richtung wetteifern unsere besten Zeitungen mit den kleinsten Winkelblättchen.

Und doch ist die Kenntnis der Münzgeschichte und Münzkunde, wenigstens der Grundzüge, unerläßlich für jeden Gebildeten, der sich ein selbständiges Urteil über das Werden und Wachsen des eigenen Volkes bilden will.

Ein Beispiel soll dies zeigen.

Es gibt kaum ein Problem, welches von jeher größeres Interesse wachgerufen hat, als die Frage nach den Gründen des Unterganges der antiken-römischen

Kultur, nachdem diese über zwei Jahrhunderte die damals bekannte Welt in ihrem Bannkreis gehalten hatte. Man hat es mit allen möglichen Erklärungen versucht, Latifundienwirtschaft, sittliche Entartung, Eintritt in ein nationales Greisenalter, Versagen der Weiterentwicklung heidnischer religiöser Anschauung usw. Aber all' diese theoretischen Annahmen erwiesen sich bei genauerer Betrachtung und Würdigung der uns bekannten Tatsachen als unhaltbar. Da haben sich Mommsen, Delbrück u. A. mit der Münzgeschichte befaßt und mit zwingenden Gründen nachgewiesen, daß die Haupturſache in dem Mangel an Edelmetall lag, der dazu zwang, von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft überzugehen. Eine allgemeine Verarmung war die Folge. Delbrück wies namentlich nach, daß der Abfluß des Geldes nach dem Orient, von wo Gewürze, Seidenstoffe, Edelsteine usw. bezogen wurden, kein Gegengewicht, weder in einer Ausfuhr von Industrie-Erzeugnissen noch in einer vermehrten Gewinnung des Edelmetalls durch den Bergbau gegenüber stand, daß also für die Milliarden, welche im Laufe von über 200 Jahren außer Landes gegangen waren, kein Ersatz geschaffen wurde.

Die Münze der damaligen Zeit, der Antoninianus war schließlich zur Kupfermünze geworden, die nur durch einen dünnen Silberüberzug, den Schein des Wertes vortäuschen sollte. Es war, wie Mommsen sagt: „der Staatsbankerott in Permanenz".

Aus dem Vorgesagten ergibt sich unmittelbar, daß die Absicht des Herausgebers dieser Zeitschrift, auch die Münzgeschichte und Münzkunde unseres Frankenlandes gelegentlich zu Wort kommen zu lassen, mit großer Freude zu begrüßen ist.

Bei der Eingangs geschilderten Sachlage ist es aber unbedingt nötig einen allgemeinen Überblick über das deutsche Münzwesen im Mittelalter und dessen Entwicklung zu geben, die Schilderung der Verhältnisse unserer Heimat müßte sonst zu sehr mit erläuternden Bemerkungen beschwert werden. —

Von einem besonderen Münzwesen Deutschlands kann erst gesprochen werden seit Karl der Große, der einsichtsvolle Ordner staatlicher Verhältnisse, jenes bekannte Gesetz erließ, nach welchem das Pfund Silber fein (367,2 Gr.) in 20 Solidi (Schillinge) zu je 12 Denarii (Pfennige der späteren Zeit) ausgemünzt werden sollte. Das Pfund fein hatte demnach 240 Pfennige. Dieses Münzsystem hat sich, wenn auch mit bedeutender Wertminderung bis heute in England erhalten. Der Solidus ist vorläufig nur Rechnungsmünze, er darf nicht verwechselt werden mit dem Goldsolidus, den Constantin der Große im ersten Drittel des vierten Jahrhunderts n. Chr. hat schlagen lassen, um dem Elend der fortgesetzten Münzverschlechterung im römischen Reich entgegenzuwirken. Diese Goldsolidi und ihre Drittelstücke (Tremisses) wurden bis zum Untergang des oströmischen Reiches fortgeprägt, zuletzt schüsselförmig (scyphati) und unter fortgesetzter Verringerung des Gehaltes. Es sind die oft genannten Byzantiner, bis zum Erscheinen der Florentiner Goldgulden 1252. die einzigen Goldmünzen, welche im frühen Mittelalter in Deutschland im Umlauf waren.

Karl des Großen Münzordnung galt für ganz Deutschland mit Ausnahme des Südostens, dem heutigen Ober- und Niederbayern, einem Teil der Oberpfalz

und Mittelfrankens, d. h. jener Landstrichen, die durch ihre Wasserstraßen an die an die Donau angeschlossen waren, deren Handelsverkehr also hauptsächlich nach dem Osten ging. In diesem Gebiet wurde der Solidus zu 30 Denaren gerechnet, es gingen deshalb nur 8 Solidi auf das Pfund fein. Dieser sog. solidus longus, im Gegensatz zum solidus brevis des übrigen Reiches, entsprach ungefähr, dem Wert nach, einem geringhaltigen Byzantiner Goldsolidus.

Unter den Merowingern war das Münzwesen im Frankenreich sehr in Verfall geraten. Es bestanden eine Menge Münzstätten und die Ausmünzung lag in den Händen von Pächtern. Karl der Große schuf auch nach dieser Richtung Ordnung und behielt sich das Münzrecht als ein kaiserliches Recht vor. Da die deutschen Kaiser bis zum Übergang der Kaiserwürde an Österreich, eigentlich keine festen Residenzen besaßen, sondern bald da bald dort, wie es die Verhältnisse heischten, auf ihren über das ganze Land zerstreuten Pfalzen sich aufhielten, so war auch das Münzen ein Geschäftsbetrieb im Umherziehen geworden. Bei der herrschenden Naturalwirtschaft war ja auch der Bedarf an Münzen nicht groß. Eine Änderung trat hierin in der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit ein.

Die Herstellung von Münzen war sehr einfach. Die dazu nötigen Werkzeuge konnten auf einem Packpferd mitgeführt werden. Die Stempel, ein Hammer, eine Zange, eine Blechschere, eine Wage, Punzen und Grabstichel für die Herstellung der Stempel, sowie das Silberblech war alles, was nötig war, sehr erhebliche Mengen Denare zu prägen. Das Edelmetall mußte meist die betreffende Landschaft liefern. Große Schwierigkeiten machte die gleichmäßige Ausstückelung der Schrötlinge. Sie wurden aus der Zaine mit der Schere ausgeschnitten oder mit einer besonders geformten Zange ausgerissen. Da auch die Zaine (der Blechstreifen) durch Hämmern hergestellt, also von ungleichmäßiger Dicke war, so ist ohne weiteres einzusehen, daß die einzelnen Schrötlinge (die Münzblättchen vor der Stempelung) trotz aller Sorgfalt ungleichmäßig ausfielen. Es erforderte dann eine sehr zeitraubende Wägung der Schrötlinge, bei welcher allerdings nur die gröbsten Ungleichseiten beseitigt wurden. Die fertigen Münzen wurden bei größeren Zahlungen nicht gezählt, sondern gemeinsam gewogen.

Die mit der Schere von der Zaine abgeschnittenen Schrötlinge waren zunächst viereckig, um sie einigermaßen rund zu bekommen schnitt man die Ecken ab und bördelte mit einem Hammer von schmaler etwas abgerundeter Bahn, die Seiten in der Mitte etwas nach auswärts (so in der Schweiz) oder man bewerkstelligte dies mit einer besonderen Zange (ganz ist das Verfahren noch nicht aufgeklärt). Im mittleren Teil des Schrötlings erscheint dadurch ein erhöhtes Viereck, das quatratum supercusum oder der Vierschlag. Darunter leidet die Prägung, welche natürlich nur auf dem erhöhten Mittelteil vollständig erscheint.

War der Schrötling in dieser Weise vorgerichtet, so vollzog sich die Prägung selbst sehr einfach. Der Münzer legte den Schrötling auf den in einen Holzblock festgeklemmten Unterstempel, setzte den Oberstempel darauf, ein Schlag mit dem eigenartig geformten Hammer und die Münze ist fertig. Der Verbrauch von Stempeln war bei dieser urwüchsigen Herstellungsart ein sehr großer, es war

deshalb ein „Eisengraber" ständig beschäftigt mittelst Senkpunzen und Grabstichel neue Stempel herzustellen.

Die Schwierigkeit der Ausstückelung und der Stempelverbrauch führten in Süd- und Mitteldeutschland zunächst zu der Herstellung der Schrötlinge aus dünnerem Blech (unter Heinrich V. 1106—1125, sog. Halbbracteaten, die im Süden (Schwaben, Augsburg, Schongau u. a.) nach etwa 60 Jahren in reine Bracteaten, d. h. einseitig geprägte Hohlmünzen übergehen. In Ober- und Niedersachsen, an den Küsten der Nord- und Ostsee, dann in Thüringen, Hessen, Böhmen u. a. hat sich eine eigene Bracteatenprügung entwickelt von sehr verschiedener Größe — 15—45 cm — anfangs flach, später stark schüssel- oder knopförmig. Die sehr dünnen Schrötlinge sind wahrscheinlich mit dem Hohleisen ausgeschlagen. Die Prägung erfolgte vielfach mit Broncestempeln, die gegossen werden konnten auf Leder, Filz oder Bleiplatten. Eine Prägung mit Holzstempeln wie sie früher angenommen wurde, ist aus technischen Gründen unmöglich.

Die nicht recht passend gewählte Benennung Halbbracteaten und Bracteaten (von Bractea-Blech) ist neuzeitlichen Ursprungs, zur Zeit des Umlaufs wurden sie, wie die zweiseitigen dickeren Münzen, Denare oder Pfennige (penting, pfending, pennig) genannt. In Franken sind, wenn man von den Prägungen der Enzbischöfe von Mainz in Aschaffenburg und Erfurt absieht, größere Bracteaten nicht geschlagen worden. Nur einige kleinere von Würzburg, Wertheim, Schmalkalden nnd Mildenberg (für Mainz) aus dem Ende des 14. Jahrhunderts sind uns bekannt.

Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser 919—1137 ist gekennzeichnet durch eine außerordentliche Zersplitteruug des Münzwesens, sehr zum Schaden der Allgemeinheit des Volkes. Die Kaiser dieser Zeit waren genötigt eines ihrer wichtigsten Hoheitsrechte an ihre Lehensträger, weltliche und geistliche, später auch an Städte zu vergeben, und sich damit eines bestimmenden Einflusses auf die Münze zu berauben. Zwar hielten die zahlreichen Münzherren an der Münzordnung Karl des Großen fest, indessen zeigte sich bald allerorten eine Verschlechterung der Münze in Schrot und Korn, d. h. in Gewicht und Gehalt an Edelmetall. Die Gepräge, obwohl unter sich außerordentlich mannigfaltig, zeigen doch im Großen und Ganzen eine einheitliche Mache (Fabrik). Brustbilder des Kaisers, des Schutzheiligen oder des Münzherren, vorwärts oder seitwärts gekehrt, das Kreuz in verschiedenen Formen, Gebäude, Tempel usw., zieren die Vorder- und Rückseiten. Die Umschriften (Legenden) sind im Großen und Ganzen richtig. vielfach rückläufig. Es kammen aber auch viele sinnlose Aneinanderfügungen von Buchstaben (Pseudolegenden) vor, ein Zeugnis dafür, daß die Kunst des Lesens und Schreibens noch wenig verbreitet war. In dieser Zeit werden auch halbe Denare-Hälblinge oder Obole geprägt. Von der Zeit der Hohenstaufen ab geht die bis dahin gewahrte Einheit des Münzwesens nach und nach verloren und jede Landschaft entwickelt für sich ein Münzsystem, welches oft von dem der nächsten Nachbarschaft grundverschieden war, außerdem verschlechterte sich die Münze mehr und mehr. In Frankreich, wo ähnliche Verhältnisse herrschten, hatte sich dieser Prozeß schon früher vollzogen und dazu geführt, daß die französischen

Könige von Philipp V. ab das Münzrecht der baronalen Prägung nach und nach aufkauften und eine bessere Münze, den Denier Tournois, in Tours schlagen ließen, dem unter Ludwig IX. 1250 der gros Tournois (numus grossus = Groschen) folgt. Dieser Groschen ist der solidus oder Schilling (der Rechnungsmünze) des Münzsystems Karl des Großen, er wurde in 12 Deniers geteilt.

Die Tournosgroschen oder Tournosen erfreuten sich bald großer Beliebtheit, sie wurden u. a. in den Niederlanden, am Rhein, in Frankfurt a. M. nachgeprägt. König Wenzel II. von Böhmen 1278—1305 schuf mit Hilfe italienischer Stempelschneider einen neuen Typus dieser Groschen, die grossi Pragenses. Auch der Markgraf Friedrich der Freidige von Meissen ahmte diese Münze nach. Die Meissner Groschen fanden, da sie ebenso wie die Prager Groschen guthaltig waren (15lötig, d. h. auf die Mark Silber von 16 Lot, 15 Lot Edelmetall und 1 Lot Kupfer) große Verbreitung, die uns heute in zahlreichen mit einem Gegenstempel (Giltigkeitszeichen) versehenen Stücken vor Augen tritt.

In Franken wurden erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts von fast allen Münzständen Gold, halbe und ganze Groschen (Schillinge) geschlagen.

Die sprachliche Ableitung (Etymologie) der Bezeichnung Schilling steht noch nicht unzweifelhaft fest. Die größte Wahrscheinlichkeit hat Grote's und Jakob Grimm's Deutung für sich, welche die Bezeichnung auf das altgermanische schillan (ich habe getötet) zurückzuführen. Schilling würde die Werteinheit an Vieh bezeichnen, welche als Buße für einen Totschlag zu leisten war. Diese Werteinheit war eine gesunde, milchgebende Kuh. Auch bei Entrichtung des Wehgeldes wurde der Wert einer solchen Kuh auf 1 Solidus festgesetzt.

Ebenso umstritten ist die Ableitung von Pfennig. Auch hier gibt Grote die beste Erklärung. Der Pfennig, im Althochdeutschen phantinc, phentinc oder pending, phant ist Pfand, phantinc also etwa Pfandwert. In der jüngeren Form pendig ist durch den Sprachgebrauch das d verschwunden (später penting, pfending, penning). Möglich ist es, daß das englische Penny mit dem keltischen Wort pen (Kopf) zusammenhängt (Kopfstücke). Außer den schon genannten Prägungen sind im 14. Jahrhundert in Franken noch folgende Geldsorten im Umlauf: 1. Pfennige nach fränkischem Schlag, d. h. vollkommen kreisrunder Schrötling, zweiseitig mit meist richtigen Umschriften, ausgehend von Würzburg, von fast allen Münzständen Frankens nachgeprägt. 2. Pfennige Regensburger Schlages (Regenburgenser), Vorderseite ein rohes Brustbild zwischen 2 Buchstaben, Rückseite 2 Brustbilder in Umrahmung, ebenfalls von fast allen Münzherren geschlagen. 3. Häller oder Händepfennige, ausgehend von der Stadt Schwäbisch Hall. Vorderseite eine Hand (oder Handschuh), Rückseite ein Kranz in verschiedener Form, Vorder- und Rückseite mit und ohne Umschrift.

Das 15. Jahrhundert ist ausgezeichnet durch eine große Zahl von Münzkonventionen über die Ausprägung von Schillingen, Halbschillingen und einseitigen Pfennigen. Auch Gold wird jetzt häufiger ausgemünzt. Gegen Ende des Jahrhunderts (1484) werden in Tirol die ersten größeren Silberstücke, die Gulden-

groschen oder schlechtweg Gulden, geprägt. Sie standen an Wert den geringhaltigen rheinischen Goldgulden gleich.

In dieser Münzsorte prägten auch die Grafen Schlick in Böhmen die reichen Erträgnisse ihrer Silberbergwerke in Johannisthal aus, die wegen ihres guten Gehaltes weite Verbreitung fanden und Johannistaler oder kurzweg Taler genannt wurden.

Franken.

Von Max Alfred Vogel[1]).

Da bin ich nun den ganzen Tag gegangen
Um weiten Blick von hoher Felsenwand.
Zu diesen Hügeln mußt ich noch gelangen . . .
Doch wieder engt mich ferner Hügel Rand!
Wie sie so braun im Abendgolde prangen,
Sich weich hinabziehen zu des Maines Strand,
Da gibt sich endlich doch mein Herz gefangen
Und liebt und segnet dich, du Frankenland!

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken.

Von

Pfarrer Dr. **Gmelin**, Großgartach.

Eine Übersicht über die Gesangbücher und die Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken zu geben liegt mir schon deshalb nahe, weil ich seit über einem Jahrzehnt mit einer Arbeit über die Gesangbuch-Entwicklung in Neu-Württemberg überhaupt (d. h. im Umfang des jetzigen Königreichs) beschäftigt bin, die, aus allerlei Studien anläßlich meiner Geschichte von Schwäbisch-Hall und der Vorbereitung unseres neuen evangelischen Gesangbuches hervorgegangen, schon bisher mehr Opfer an Zeit und Kraft erfordert hat als mit einer sonstigen Spezialarbeit verbunden sind. Nicht am wenigsten schon durch die Aufgabe zunächst überhaupt die hieher gehörigen alten Gesangbücher in den verschiedensten und entlegensten Fundgruben unseres deutschen Vaterlandes — das Gesangbuch von Isny, der südlichsten Stadt unseres Landes, entdeckte ich z. B. in der Stadtbibliothek von Hamburg — ausfindig zu machen, wofür denn freilich auch die Auffindung eines dieser lange gesuchten Schätze allemal einen Triumph für sich bildete. Und

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verlags aus Vogel: Neue Gedichte. Siehe Bücherbesprechungen.

daß es an solchen im Laufe der Jahre nicht gebrach, mag die Tatsache illustrieren, daß ich heute denken darf, daß sämtliche im Laufe der Jahrhunderte in Neu-Württemberg gebrauchten Gesangbücher, soweit sie nicht nur nebensächlichen Wert besaßen (als wesentlich unveränderte oder nur wenig veränderte Auflagen anderer) in meine Hände gelangt sind (61 Stück).

Von diesen 61 entfallen 33, also die größere Hälfte, auf den fränkischen Landesteil, der so mit genau ebensoviel Territorien, je neun, als die schwäbische Hälfte, beteiligt ist. Nur in wesentlich andrer Verteilung. Denn während die schwäbische Hälfte aus lauter Reichsstädten neben nur einem fürstlichen Territorium, der (später gefürsteten) Grafschaft Öttingen, besteht, verteilt sich die fränkische Neunzahl in gleichen Portionen auf fürstliche und ritterschaftliche wie reichsstädtische Gebiete. Zu ersterer gehören neben dem hohenlohischen Hauptland, nach dem man auch das ganze württembergische Franken zu benennen pflegt, die Grafschaft Limpurg und die Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach. Zur zweiten Reihe die Herrschaften Neipperg, Berlichingen und Crailsheim; endlich zur dritten die Reichsstädte Heilbronn, Hall und Rothenburg. Wie man sieht, je das drittgenannte Gebiet nur zum kleineren Teil nach Württemberg, zum größeren nach Bayern fallend, was auch bei diesem Aufsatz zu berücksichtigen sein wird.

Entsprechend dem wird der für uns gegebene Gang der von Westen nach Osten sein, indem wir also hier die geographische Reihenfolge einhalten, zum Unterschied von einem anderen ähnlichen Aufsatz, den ich letztes Jahr in Spittas Zeitschrift für Gottesdienst und christliche Kunst veröffentlicht habe und der gemäß dem Titel „Gesangbuch-Entwicklung" im Großen und Ganzen die chronologische Ordnung einhält. Hier für uns empfiehlt sich die geographische schon deshalb, weil gemäß dem Titel doch nicht nur die Gesangbücher und deren Verfasser, sondern auch vor allem die Dichter zu ihrem Rechte kommen sollen, freilich nur immer in der Weise einer flüchtigen Skizze; doch so, daß der Zweck, zugleich eine Übersicht über das Gebiet des fränkischen Württemberg zu geben, erreicht wird.

Unnötig wohl hervorzuheben, daß eine solche Übersicht gewissermaßen die geistlichen Grenzmarken aufweisen wird, die da in alter Zeit bestanden, indem das Gesangbuch früher ebenso zur Markierung der geistlich-kirchlichen Autonomie diente, wie auf weltlich-juristischem der Galgen. Nur daß für diese Autonomie die Gesangbücher soviel ehrenvollere Denkmäler bildeten, als sie zugleich die Zeugnisse des geistigen Lebens bedeuten, das in all diesen Gebieten herrschte und zwar eben auch in den Zeiten, die man sonst gemeiniglich als die toten anzusehen pflegt, weil sie in der gewöhnlichen Literatur, der profanen, nur einen so bescheidenen Raum ausfüllen. Zeigt doch erst der Blick auf das Gesangbuch, daß auch in dieser Zeit, rund ein Vierteljahrtausend von der Reformation ab, das geistliche Leben nicht stillstand, sondern eben in der Form des Liedes seine schönsten und wohltuendsten Blüten entfaltet hat. So bilden unsere Gesangbücher in doppeltem Sinne Ehrendenkmale der betreffenden Territorien und damit des heute vielfach übersehenen und hinter anderen Gegenden zurückgesetzten württembergischen Franken.

Den Anfang macht ein — als einziges unter unseren Gebieten — auf der Westseite des Neckars gelegenes Gebiet, die ehemals zur Ritterschaft des Kraichgau gehörige Grafschaft Neipperg, die neben dem Stammort Neipperg und dem Hauptort, dem noch jetzt als Residenz dienenden Städtchen Schwaigern, die Orte Klingenberg und das jetzt badische Adelshofen begriff, neben dem nur mit Ganerben-Anteil in Betracht kommenden Bönnigheim und Erligheim. Dieser Herrschaft gehört an ein in der hymnologischen Literatur sonst Heilbronn, wegen des Druckorts, zugerechnetes Gesangbuch von 1719, betitelt „Herz-erweckender und erquickender Seegen-reicher Ausfluß des Geistes". Dieses Buch ist unter dem damaligen Freiherrn Eberhard Friedrich von Neipperg, dem Vater des ersten (zur katholischen Kirche übergetretenen) Grafen Wilhelm Reinhard und seiner Gemahlin, einer geb. Freiin Greek von Kochendorf, denen die Widmung gilt, von dem damaligen Oberpfarrer Böhm in Schwaigern verfaßt worden. Es ist die umfänglichste Nummer unserer ganzen fränkischen Sammlung, da es nicht weniger als 825 Lieder auf 1120 Seiten zeigt, das Doppelte des sonstigen Durchschnittes.

Das Hauptmaterial für diese große Liederzahl lieferte der damals in den größeren Gebieten noch vielfach befehdete, aber an den kleinen Fürstenhöfen wie an denen der Grafen und Herren um so mehr begünstigte Pietismus. Demgemäß machen sich als Hauptquellen geltend einmal das schon anderthalb Jahrzehnte früher herausgekommene Gesangbuch des Hauptvertreters des früheren Pietismus in der württembergischen Oberkirchenbehörde, nämlich des 1704 verstorbenen Hofpredigers Uedinger „Andächtige Herzensklag". Sodann das fast gleichzeitig damit in seiner ersten Hälfte, in seiner zweiten erst ein Jahrzehnt darauf (1714) herausgekommene bekannte Sammelwerk des Halleschen Pietisten Freylinghausen. Nur daß, was Uedinger selbst nicht wagte, auch die Vertreter des ursprünglich aggressiv gegen die Kirche vorgehenden Pietismus, die darüber vielfach von Amt und Brot kamen, in unserem Neipperger Buch zu Wort kommen, so als einer der edelsten unter ihnen Sigmund Christian Gmelin, mit dem von schwerstem Ernst getragenen Lied „Ach treib aus meiner Seel". Doch dürfte auch Böhm selbst ein oder das andere von den ca. 50 ihrer Herkunft nach nicht weiter bekannten Nummern dieses Buches zuzuschreiben sein, das durch den grundpietistischen Charakter, mit dem es alle folgenden Gesangbücher übertrifft, in unserer Sammlung ausgezeichnet ist. Eine eigene Illustration dazu bildet freilich die Tatsache, daß eben dieser Verfasser, Böhm, kaum ein Jahrzehnt darauf, 1728, von seinem Schwaigerner Posten als Oberpfarrer und Inspektor der Neipperger Kirchen auf eine wenig ehrenvolle Weise, wegen sittlicher Verfehlungen scheiden mußte, ohne daß wir über sein späteres Geschick weiteres in Erfahrung zu bringen vermocht hätten.

Einen ganz anderen, nämlich einen ausgesprochenen nichtpietistischen Charakter trägt das Gesangbuch der benachbarten Reichsstadt Heilbronn, der westlichen Grenzstation des alten Herzogtums Ostfranken in seiner Totalität, die sich zusammensetzt aus viererlei Ausgaben. Deren beide erste, Heilbronn I und II, gehören als sonstige unica heute zu den wertvollsten Schätzen der fürstlich

hohenlohischen Bibliothek in Langenburg. Das zweite von 1699, ist von dem früheren Dekan dort, jetzigen Professor in Marburg, Rudolf Günther, jahrelang umsonst gesucht und erst bei einer neuerdings vorgenommenen Ordnung der Langenburger Bibliothek wieder zum Vorschein gekommen. Dieser Findling unscheinbarster Gestalt, der mit einem beigebundenen Gebetbüchlein die Figur S bildet, war mit nur 3,5 cm Dicke, 4,8 cm Breite und 10,7 cm Länge, offenbar mehr für die Westen- als die Rocktasche bestimmt. So bedeuten auch die nur 143 Nummern dieses Büchleins nicht eine Vermehrung, sondern eine Reduktion des ersten als „Gottliebender Christen dankwilliges Freudenopfer" 1673 herausgekommenen Heilbronner Gesangbuchs, das mit 225 Liedern 600 Seiten füllte und sich als eine nicht üble Zusammenfassung des älteren Liederguts bis zu den Sängern des dreißigjähren Krieges darstellt, indem von J. Rist hier ein ganzes Dutzend, von Paul Gerhardt aber erst 4 Lieder Aufnahme gefunden haben.

Aber auch von diesen 4 haben 2 in dem Opus von 1699, betitelt „Des güldnen Brustschilds lieblicher Ton und Klang" ihren Platz zu räumen gehabt, schon dies ein Beweis für den eigenen Geschmack und Kopf von dessen Verfasser. Als solcher entpuppt sich aus den den Ratsprotokollen niemand anders als der durch seinen wütenden Verfolgungseifer gegen den pietistischen Sporergesellen Hansjörg Rosenbach als ein zwar gelehrter, aber sonst nicht allzu sympathisch anmutender orthodoxer Heißsporn Joh. Philipp Storr, der, obgleich er nur die dritte Stelle bekleidete, das geistige Haupt der Heilbronner Geistlichkeit war und nach 26jähriger mit Bekämpfung des Pietismus wie des Katholizismus ausgefüllter Wirksamkeit 1720 hier am Schlag auf der Kanzel verstarb. Es ist eine besondere Nemesis der Geschichte, daß sein Sohn Joh. Christian Storr, der Verfasser des Liedes „Es ist etwas, des Heilands sein", eine der ausgesprochenst pietistischen Nummern für das spätere Gesangbuch, zwar nicht von Heilbronn, so doch vom Herzogtum Württemberg, geliefert hat. Dieser berühmtere Träger des Namens Storr hat allerdings Heilbronn nur der Geburt nach angehört, während er nach des Vaters Tod durch verwandtschaftliche Empfehlung in die württembergischen Klosterschulen aufgenommen, später in diesem, seinem Adoptiv-Vaterland, als Schüler Bengels zu Namen und Verdienst gekommen ist.

Von früheren Heilbronner Sängern würde nur Sigismund Weingärtner, der um 1609 das Lied „Auf meinen lieben Gott" gedichtet haben soll „als Prediger in oder um Heilbronn", in Betracht kommen, falls es gelänge, aus ehemals ritterschaftlichen Orten einen Pfarrer dieses Namens nachzuweisen. Bis dahin muß, da die Heilbronner Verzeichnisse keinen Pfarrer Weingärtner aufweisen, ebenso wenig wie das durch Rinder ja bequem kontrollierbare Alt-Württemberg, eine Verwechslung mit dem Heilsbronn zwischen Ansbach und Nürnberg vermutet werden.

Nach dem orthodox-altertümlichen Charakter von Heilbronn I und II zeigt dann das dritte Heilbronner Gesangbuch, das 1744 als „Lobströmender Heilbronnen" (der Überschrift nach als 4. Auflage, nur daß uns von einer 3. nichts bekannt ist) herausgekommen ist und zum Verfasser den von Waldbach im Württem-

bergischen hierher berufenen Mag. Friedrich Ludwig Hochstetter hatte, einen relativ noch am meisten pietistischen Charakter, wie es denn auch von dem württembergischen Hauptprodukt des Pietismus, der „Sammlung reiner und kräftiger Lieder" von 1741, seine Anregung empfangen habe dürfte. Doch scheint dies auf der Stuttgarter Landes-Bibliothek zu findende Heilbronn III, das 445 Lieder zählte, sich nicht allzu tief eingebürgert zu haben im Unterschied zu demjenigen Produkt, das als das alte Heilbronner Gesangbuch gelten darf und allem nach es hier zur größten Popularität gebracht hat. Es ist das Gesangbuch des Rationalismus, der hier zuerst unter allen württembergischen Territorien im Jahr 1774 seinen Einzug gehalten hat, mit der „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder", die der Heilbronner Gymnasial-Rektor und frühere Pfarrer in Böckingen Joh. Rudolf Schlegel, ein gebürtiger Heilbronner Bäckerssohn, veranstaltete. Allerdings kommt der Rationalismus hier in maßvoller Weise zum Ausdruck, indem ca. 40% der 709 Nummern noch von dem älteren Material beibehalten bezw. neben den etwaigen entsprechenden „Verbesserungen" des Rationalismus in der alten Form beigesetzt sind.

Wie westlich von der Herrschaft Neipperg, so war östlich das alte Heilbronn von einer zweiten Herrschaft flankiert, die, zur Ritterschaft des Odenwalds gehörig, geographisch den Übergang zu Hohenlohe bildete, der Herrschaft Berlichingen. Diese Familie teilt sich von dem eisernen Götz bezw. dessen 1498 verstorbenen Vater Kilian, dem letzten gemeinschaftlichen Stammvater, in zwei Linien: die jüngere, von Götz abstammend, seit 1859 in den Grafenstand erhobene von Berlichingen-Rossach, nach dem bei Schöntal gelegenen Weiler dieses Stammes so genannt, und in die ältere, von Götzens Bruder Hans abstammende Freiherrliche, die in dem Flecken Jagsthausen abwärts von dem Stammort Berlichingen seit über einem halben Jahrtausend ihre Residenz, und zwar zur Zeit noch in zwei Schlössern, besitzt.

Erstere, der früher auch die beiden jetzt badischen Ortschaften Merchingen und Neunkirchen bei dem Städtchen Ballenberg angehörten, hat im Jahr 1775 durch einen Patronatspfarrer an letzterem Ort, der später nach Löwenstein als Stadtpfarrer kam und hier 1822 verstarb, Namens Klett, sich ein eigenes, doch auch für die andere Linie berechnetes Gesangbuch schaffen lassen. „Berlichingisches Gesangbuch" betitelt, stellt es mit seinen 624 alten und neuen Liedern eine interessante Mischung von dem bisherigen auf dem alten Schleusinger Gesangbuch sich aufbauenden Lieder-Material, einschließlich des späteren Pietismus, zumal Wolkersdorfs, mit den Produkten des Fakelträgers der neueren Zeit, Gellerts, dar. Von letzterem enthielt es ca. 30 Nummern während den sonstigen Erzeugnissen des Rationalismus noch der Einlaß verwehrt ist. Um so gründlicher hat dies nachgeholt das zweite Berlichinger Gesangbuch, dasjenige der älteren Linie von Jagsthausen, das, 1803 als „neues Freiherrlich von Berlichingisches Gesangbuch" erschien. Es ist wohl von dem damaligen Pastor loci Gottlob Friedrich Baumann abgefaßt worden, aber die entscheidende Anregung hat es von dem 1816 zum Grafen erhobenen Freiherrn Josef Friedrich Anton, dem

Schöpfer des Berlichinger Archivs, erfahren. Doch kann dies, entsprechend dem Datum 1803, nur kurz im Gebrauch gewesen sein. Mit seinen 531 Liedern läßt es vor allem auch die späteren Erzeugnisse der Aufklärung reichlich zu Wort kommen und ist so mit deren auf jeder Seite begegnendem Schlagwort „Tugend" selbst am besten charakterisiert. (Fortsetzung folgt.)

Im Taubertal.

Von Max Alfred Vogel[1])

Wie aus dem Grunde sich die Nebel heben,
Schlürf ich durchs feuchte Gras, barfuß und sacht.
Schon gießt die Sonne all ihr warmes Leben
Ins blaue Tal, da gleißt und sprüht die Pracht!
An jedem Halm seh ich Demanten schweben.
Dort funkelt ein Rubin, hier ein Smaragd.
Um meinen Fuß die Elfenschleier weben,
Plötzlich, im Busch versteckt, der Kuckuck lacht.

Was Unteraltertheim von den Napoleonischen Kriegszügen erlebte und erlitt.

Von

Friedrich Hauck, Pfarrer, Unteraltertheim.

Auf der Verbindungslinie zwischen Main und Rhein gelegen hat, das Dorf Unteraltertheim, etwa in der Mitte zwischen Würzburg und Wertheim, besonders stark unter den Truppendurchzügen der napoleonischen Zeit zu leiden gehabt.

Ein damaliger Unteraltertheimer, namens Andreas Landeck (geboren 1753), Bauer und Senior des hiesigen Feldgerichts, als des Dorfmüllers Sohn ein begüterter Mann, hat in jenen Jahren mit Treue ein Tagebuch geführt. Wind und Wetter, den Fortschritt der Feldarbeit, Ereignisse im Familienleben wollte er sich zu besserer Erinnerung aufschreiben, aber immer mehr mußte er seinem Buch anvertrauen von langen und schweren Einquartierungen, immer neuen Kriegsschatzungen, immer neuen Fuhren und Lieferungen. Er erlebte noch den Friedensschluß. Aber die erlittene Unruhzeit seit 1790 erschien ihm wie ein 25jähriger Krieg, den der Kaiser gegen „Apollyon" zu bestehen hatte. So nannte er nach dem Wort der Offenbarung Sankt Johannis (9,11) Napoleon und schilderte ihn damit als den geweissagten Kriegskönig der Endzeit. Landeck starb 1818

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verlags aus Vogel: Neue Gedichte. Siehe Bücherbesprechungen.

am Nervenfieber, das damals im Ort hauste und acht Tage später auch seine Enkelin dahinraffte. Seine umfangreichen Aufzeichnungen wurden an seine vier Kinder verteilt.

Während der ersten Kriegsjahre hatte der Ort noch ziemlich Ruhe. Im Frühjahr 1794 kommen das erste Mal 300 Mann kaiserliche Reiterei hierher. Es dauert bis in den Dezember bis wieder 200 hier Unterkunft begehren.

Lebhafter scheints im Frühjahr 1795 zugegangen zu sein. Im April ziehen „sehr viele Soldaten munter zu". Dann bleibts wieder ruhig bis November. Am Jahresschluß werden das erste Mal 900 gefangene Franzosen hier und in den zwei Nachbardörfern untergebracht.

Am 2. Januar 1796 kommt der Stab in den Ort. Wieder ziehen 400 gefangene Franzosen durch. Der Februar bringt über 200 Mann Einquartierung, dann 190 Reiter, „jeder hat drei Pferd bekommen".

Am 1. Juni kommt auf sechs Wochen ein kaiserliches Depot hierher. Als es fort ist, hat man nur acht Tage Ruhe, dann ziehen Husaren ins Quartier. Schon beginnen die Klagen über Fuhrdienst: „alle Tage Anspann". Und das in der Ernte! Es geht alles „naufzu". Die Kaiserlichen sind im Zurückweichen.

Da trifft am 26. Juli die Botschaft ein: die Franzosen sind zu Remlingen angekommen, eine ganze Armee; sie sind nach Würzburg zu gegangen. Sie holen das Volk zum Anspann. Sie nehmen die schönsten Pferde. Man darf nichts dazu sagen. Sie blieben bis September.

Aber auch, daß sie am 3. September am Galgenberg bei Würzburg geschlagen werden, bringt zunächst keine Ruhe. Die ganze Welle geht wieder hinunterzu durch. Die Franzosen haben vollends die Viehseuche in den Ort gebracht. Kein Steinbacher hat in die Kirche gedurft. Den Abziehenden muß man viele Fuhren Haber und Heu nach Wertheim nachfahren. Dann folgt die andere Partei: „alle Tage kaiserliche Soldaten. Alles hinunter". Noch im November muß Haber den Kaiserlichen nachgefahren werden.

Im Juni 1797 heißts: Soldaten hat man viel hier, und das Traurigere: sie bleiben bis 15. Dezember im Ort. Dann kommen wieder Husaren. Alle Tage geht es wieder hinauf zu.

Die zwei nächsten Jahre sind friedlich verlaufen. Im Herbst 1799 ist wohlfeile Zeit: 1 Pfund Fleisch kostet 5 Kreuzer. Der Most ist zwar „nicht gut, aber man kann ihn trinken. Gott sei es gedankt, wenn man ihn nur genießen kann wegen dem fürchterlichen Krieg. Es hat noch nie so ausgesehen". Am Jahresende schreibt er: Viel Gutes hast du, Gott, mir in diesem Jahr erzeiget. Habe Dank, daß wir vor dem greulichen Krieg sind behütet worden.

Neuen Schrecken bringt der Sommer des Jahres 1800. „Das Schreien ist wieder täglich: Die Franzosen kommen von Schwaben her; sind nur noch 8 Stunden entfernt. Wir halten still: Franzos oder Kaiser. Es bringt uns keiner nichts. Der Soldat will ernähret sein. Doch wenn sie uns nur nichts nehmen. Wir haben 23 Jahre Ruh' gehabt. Ist sehr schön gewest" (27. VI.). Sogar die Nachricht dringt in den Ort, daß der Kaiser in Italien — bei Marengo — sehr,

sehr geschlagen worden ist. „Es soll Frieden geben. Gott gebe seinen Segen dazu". Am 23. August: Alle Ortschaften haben Soldaten, Franzosen; wer Husaren hat, ist unglücklich, brauchen viel Futter, wollen auch besser leben. Am 28. sind sie fort, haben aber nicht gut gewirtschaft'. Ende August gibts schon wieder 30 Franzosen auf acht Tage. Die Grafschaft Castell muß 45000 Franken an an die Franzosen zahlen. Die erste Hälfte des Oktober liegen wieder 30 Franzosen im Ort. Wegen des vielen Volks im Land wird alles Vieh geschlachtet. Rindfleisch kostet 10 Kr. Am 18. Oktober ziehen bereits wieder 40 Franzosen ein und bleiben einen Monat. Noch ehe sie fort sind, muß Unteraltertheim 60 Gulden nach Remlingen zahlen. Auch was an Brot entbehrlich ist, muß hinüber ins Lazarett gebracht werden, es werden 250 Laib geliefert. 8000 Franzosen kommen nach Remlingen. Anfang Dezember ziehen sie vor Würzburg, machen Schanz über Schanz gegen die Stadt. Die Bauern müssen Fuhren leisten, die Stück fahren. „Wir sind sehr geplagt". Unterdessen gehen wieder 127 Laib Brot nach Remlingen, 25 Zentner Heu, 11 Malter Haber nach Büttelbronn, 2 Wagen nach Remlingen, 12 angeschirrte Pferde auf Waldbüttelbronn, müssen Pulverwagen nach Kitzingen fahren, 5, 8, 15 Wagen gehen noch vor Jahresende hinaus. Traurig bemerkt er an Weihnachten: „Jetzt haben wir 13 angespannte Wagen draußen". Das Dorf hat am Jahresschluß 1156 fl. zu zahlen, er selbst auf 22 Kriegsschatzungen im Jahr 15 fl. 8 Kr.

Im Januar 1801 sind noch starke Lieferungen. Aber dann wird Friede (Friede von Lunéville 9. Februar 1801). Erleichtert schreibt er im März: „Mit dem Frieden ist es wirklich". Sie marschieren nach und nach ab. Aber im April bekommt der Ort französische Reiter, „Roßschwänz'", sie sind besonders anmaßend. Sie essen nichts von Mehl und Eier. Alles muß in Butter und Schmalz gebraten sein; sie essen kein Schwarzbrot, bloß Weck und Butter. Alle Tage 4 Zentner Heu, 14 Simri Haber. Die Zeche kostete mehr als 1000 fl. Endlich Anfang Mai ziehen sie auch weg. „Gott Lob und Dank, daß wir wieder Ruh haben". Am Ende des Jahres gab es wieder 22 Kriegsschatzungen zu zahlen.

Nun gabs Friede bis zum Herbst 1805 (dritter Koalitionskrieg gegen Frankreich). Da dringen am 29. September 1805 die Franzosen das dritte Mal in die hiesige Gegend vor. 500 Reiter kommen nach Neubrunn. Am 14. Januar 1806 wird das bayrische Wappen im Ort angeschlagen. „Der Bayer ist auch ein König worden." Das Frühjahr bringt von neuem Franzosen: vom 27. April bis 19. Juli liegen 30 im Ort. Es sind Husaren. Man muß ihnen Montur kaufen, „und das nicht genug". Der Major kommt und will den Ort erleichtern. Er verlangt dafür 25 Karolinen, begnügt sich schließlich aber mit zehn. Aber am 31. Juli sind schon wieder 13 Husaren hier. Von Anfang September an nimmt die Einquartierung stark zu — es wird der Zug gegen Preußen vorbereitet: 60 Mann bleiben drei Wochen, verlangen 200 Ellen Tuch; dann 150 Mann und 100 Pferde mit Verpflegung, dann 255 und 450 Mann (12.—14. Oktober). Diese letzteren waren Hessen-Darmstädter, sehr brave Leut', müssen zu den Franzosen gehen. Drei Wagen und neun Pferde aus dem Ort müssen weit mit fort, bei Bamberg

assen die Bauern ihre Gespanne in Stich und kommen nach vier Wochen ohne ie nach Haus. Und erst jetzt rückt der bittere Ernst ganz nah: „am 2. Dezember at man die Buben von 16 Jahr an gemessen für das Soldatenleben, das noch nie geschehen ist. Es ist eine betrübte Zeit". Im Frühjahr 1807 müssen alle zwischen 18 und 36 Jahren nach Rüdenhausen. „Von hier werden vier gezogen, aber nur einer verspielt. Der Bayer hat sie gezogen". Bedenklich meint er: Wir sind bayrisch und castellisch jetzt — zweierlei ist nicht gut. Doch ging das Jahr friedlich zu End. Ja, alle Verarmung hindert nicht das Aufleben bei einem häuslichen Fest. Am 7., 8. und 9. September feiert der Sohn Hochzeit, zu der 60 Personen geladen sind.

Die nächsten Jahre verliefen fast ganz ruhig: 1808 gibt es nur Ende August eine Woche lang Lieferungen und Anspann. Erst im Februar 1810 ziehen wieder 5000 Franzosen vorüber und im Frühjahr sind 51 Tage lang 12 Mann, 24 Pferde zu versorgen. Im Oktober sind wieder 220 Franzosen unterzubringen. „Was sie wollen, muß man schaffen". Am 13. Mai 1812 bekamen die Unteraltertheimer sogar Napoleon zu sehen. Er fuhr von Lengfurt nach Würzburg. Die Bürgerschaft aller umliegenden Orte mußte von früh an bis auf Abend 5 Uhr die Landstraße auf beiden Seiten entlang stehen. „Nachmittag ist er mit acht Pferden angespannt kommen."

Im Frühjahr 1813 beginnen wieder große Lasten. Man muß 2200 fl. in die Kriegskasse legen. Das Remlinger Amt muß 18000 fl. bezahlen. Die Russen haben den Franzosen die Kriegskasse weggenommen. Der arme Bauer soll sie wieder füllen. Franzosen und Russen wollen vor Würzburg. Man muß schon wieder Heu, Stroh und Haber zur Vorsorge zusammenschütten. Am 3. April, wo kein Mensch daran gedacht hat, kommen 250 Franzosen von Gerchsheim und haben Quartier gewollt. Am nächsten Tage schon wieder 200. Am Ostertag müssen 36 Ortseinwohner auf Lengfurt, müssen schanzen gegen die Russen. Damit ist die Kriegswelle wieder einmal vorüber. Den Sommer über ist Ruhe. Auch seine Tochter Veronica hielt nun eine dreitägige Hochzeit.

Die Kunde von der Völkerschlacht und ihren Folgen ist nur heimlich bis hierher durchgedrungen.

Am 24. Oktober heißts: Jetzt ist es, was man spricht: Die kaiserliche und bayrische Armee sind von allen Seiten auf Würzburg angerückt. Die Franzosen waren drin. Man hat gleich eine große Menge auf Höchberg liefern müssen. Das wollte man gerne geben, wenns nur was hilft. Während des ganzen November mußte sehr viel geliefert werden, z. T. bis ins Hauptquartier nach Frankfurt. „Ohne Aufhören marschieren die Soldaten nunterwärts". Ende Dezember gibts noch einmal 180 Rationen auf Heidingsfeld und dann vier Tage lang große russische Durchzüge. Mit Freuden wird der Einzug der Deutschen in Paris (31. März 1814) notiert. Am 17. April ist ein Dankfest im Ort, weil Napoleon entthront ist; „ist abgesetzt, der Blutigel. Jetzt hoffen wir, daß wir Frieden bekommen".

Der Friede kam (30. Mai: Friede von Paris); er bedeutete aber für Unteraltertheim zunächst einen fast ununterbrochenen, sechswöchigen Truppendurchzug.

Bereits am 29. Mai, Pfingstnachmittag, kommen von Gerchsheim her 30 Russen mit 80 Pferden. 1. Juni folgen Quartiermacher von Kreuzwertheim her, bestellen Quartier für 30 Offiziere, 200 Mann, 200 Pferde. „Ich hab 2 Off., 3 Bediente u. 6 Pferde u. bin doch ein geteilter Mann". Als sie gehen (2. VI.), wird der Stab mit 400 Mann angesagt, haben 70 Sergeanten und 200 Pferde dabei, machen einen Rasttag. Den 4. VI. gehen sie nach Würzburg, den 5. VI. kommen von Neubrunn her über 1300 durch. „Wir haben eine Kreuzwochen.". 16. u. 17. VI. wieder starke Einquartierung, viel Durchmärsche gehabt. Den 17., 18 sind 5000 bei Würzburg zusammenkommen. Es kostet viel Anspann. Den 22. bis 24. VI. hat man alle Tage Soldaten, bayrische und zweimal sächsische. Am 1. VII. kommen wieder 350 russische Kürassreiter u. 400 Pf. Es ist der Stab. Es sind Leute wie andere auch, man kann aber nichts mit ihnen reden". Am 2. VII. sagen Furiere bereits wieder $1^1/_2$ Hundert Kosaken an. Man kann nicht arbeiten vor Soldaten. Man tröstet sich aber, es wird besser werden. Vom 4. bis zum 9. Juli haben wir 4mal 1900 Mann und über 800 Pferde gehabt. Am 10. ist Parade über 40000 Mann in Würzburg. Den 12. VII. noch einmal 200 Kosaken mit 300 Pf. und am 18. VII. noch 77 Kosaken. Damit war der Rückzug überstanden.

Am 19. Oktober 1814 hat man, wie in der Zeitung befohlen war, ein groß Feuer auf dem Berg gemacht und einen Schuß dazu, wegen der Ursach, daß vorm Jahr in Sachsen die letzte große Schlacht gewesen ist.

Am 9. April 1815 schreibt er: Wir leben wieder in Sorgen. Napoleon ist wieder ausgebrochen. Es wird wieder ein greulicher Krieg erstehen. Bereits drei Wochen später bekam man ihn zu spüren. Die Soldatenzüg' auf der Landstraße sind arg. Man hat 10 Zentner Mehl, 20 Zentner Heu, 5 Malter Haber auf Remlingen müssen liefern, daß es da ist, wenn die Russen kommen. Am 15., 16., 17. Juni: Russen marschieren die Remlinger Straße nunter. Wann es mißlingt, Gott sei uns gnädig! Im ganzen Würzburger Land werden alle Mannschaften von 16 bis 60 Jahren gemessen. Alle müssen gewärtig sein. Gott gebe den Potentaten viel Glück, daß der Krieg ein Ende nimmt und sie den Napoleon den großen Blutvergießer, nicht wieder raus lassen. Es ist keinem Franzosen zu trauen, sie sind falsch. Mit Freuden hört er vom Sieg bei Waterloo. Die Schlacht hat vier Tage aneinander gewährt. So haben alle Länder 3 Tag Betstunden verordnet aneinander. So haben wir Deutschen den 7., 8. und 9. dazu gehabt.

Der Herbst brachte dann wieder den Rückmarsch der Truppen. 30. September: Die Russen kommen auch wieder von unten rauf, 75000 Mann. Wann nur das wieder ausgestanden wär! Russen sind keine guten Soldaten, wie sie es alle sind. Es bringt keiner nichts mit als kriechende Bummerle; da gibts genug. Den 1. Oktober trafen 200 Russen ein, am 5. X. 63 Mann und bleiben bis zum 7. X., den 8. X. 183 Mann. Vom 8.—12. X. Reiterei. Am 15. X. 160 Husaren. Man muß ihnen geben, was sie wollen. Mit Bier und Branntwein muß man gut versehen sein. Vom 16.—27. X. alle Tage Russen, 200—250 Mann. Das währt heut schon 3 Wochen in einem fort. Die Furirerer kommen allemal, wenn die letzten noch da sind, Nachts 9, 11 und 12 Uhr. Sehr viel Vieh wird geschlachtet

dann ist ein Monat Ruhe. Vom 27.—30. X. hat man einen großen bayrischen Zug ausgestanden. Am 10. und 11. Dezember gibts noch zweimal Sachsen, 200 Mann, am 14. XII. noch 90 bayrische Husaren. Dann war der letzte Heereszug vorüber. Am Ende des Jahres schreibt er: Dies Jahr ist wieder glücklich aber weinenden Auges vorübergegangen. Gott gebe uns den vollen Frieden und Ruhe, daß wir unsern Beruf abwarten können.

Schließlich zählt er noch auf, was in jedem Jahr an Kriegsschatzungen geleistet werden mußte: 1794: 18 Schatzungen, 1795: 22, 1796: 27, 1797: desgl., 1798, 1799; 1801: je 22, 1802, 1803: je 17, 1804: 15, 1805, 1806: je 13, 1807: 21, 1808: 6, 1809: 11, 1810: 9, 1811—1816: noch vielmehr Schatzungen. Freilich vom Friedensschluß erwartet er wenig Ersatz. Jeder Ort soll seine Unkosten angeben. Napoleon muß alle Unkosten bezahlen. Unteraltertheim hat 57000 fl. Unkosten. Das muß bezahlt werden. Dem Bauer wirds aber nichts helfen. Das ist am Friedensschluß ausgemacht worden".

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken.

Nach neuen Quellen des Juliusspital-Archivs Würzburg.

Von

Dr. Fridolin Solleder, München.

Wer durch seinen Beruf Gelegenheit hat, viel in altem Schriftwerk zu kramen, kennt das Bangen, da dem Forscher den Atem benimmt und das Herz erbeben macht, da er inmitten des traulich-zierlichen alten Schrifttums mit seiner treuherzig-ehrlichen Sprache unerwartet auf Hexenakten stößt. „Wie wird das enden?" Die Antwort ist für den Kenner fast stets die gleich unheimliche. Wund am Körper, wirr im Geiste, voll stumpfer Verzweiflung im Herzen, bejaht das unschuldige unglückliche Opfer des Hexenwahnwitzes die suggestiven Fragen seiner, aller menschlichen Regungen barer Richter nach Teufelsbündnis und Teufelsbuhl-

schaft, nach Genossen und Gespielinnen, nur um der endlosen Wiederholung der unmenschlichen Folterqual zu entrinnen. Keine Standhaftigkeit, kein Widerruf kann retten: Geständnis und Scheiterhaufen oder Verschärfung und Verlängerung der Leiden, das ist ihr Los.

Ich kenne außer den Religionskämpfen und Glaubensverfolgungen kein besseres Erziehungsmittel zu geistiger Freiheit und hoher Auffassung des Lebens, als das Studium des Hexenwahns, dieses unauslöschlichen Makels der geistigen Kultur Europas. Es gehört zu den traurigsten Zügen der Weltgeschichte, daß in diesem schmachvollsten Punkte die einander feindlichen Religionen des christlichen Abendlandes in schauerlicher Eintracht mit einander wetteiferten.

Eine systematische Durcharbeit des Juliusspital-Archivs für die Geschichte des menschlichen Aberglaubens ist durch den Verfasser nicht erfolgt. Es handelt sich nur um einzelne, bei der Ordnung des Archivs gelegentlich gemachte Aufzeichnungen, die im Folgenden anspruchslos aneinander gereiht sind, damit sie nicht vielleicht auf Jahrzehnte hinaus für die Forschung tot sind und damit den über mehr Zeit verfügenden Lokalhistorikern die Anregung wird, tiefer zu schürfen. Dem unheimlichen Bild, das wir von den Hexenverfolgungen in Franken bereits haben [1]), werden dadurch nur einige grelle Striche mehr hinzugefügt; ergiebiger ist die Ausbeute für Zauberei und Wunderglauben.

Erst gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts hatte die Epidemie der Hexenprozesse nach Franken übergegriffen, aber mit um so elementarerer Wucht. Im Amte Wolfsmünster hatten sie des Adam Röden von Gräfendorf ehrbare Hausfrau Elisabeth im Lenz des Jahres 1598 als Hexe aufgegriffen und in den Kerker geworfen. Am 19. Mai 1598 kamen die Grundherren in Gräfendorf zu einer Abrede „sonderlich wegen der weibsperson die in verhaft sitzt," zusammen und Albrecht Ludwig von Thüngen zu Burgsinn entschuldigte sich bei seinem Vetter Philipp Jakob von und zu Thüngen, weil er den Abmachungen wegen der Hexe infolge einer Reise nach Schweinfurt nicht beiwohnen konnte. Die Beschuldigte leugnete jede Schuld. In Güte war dem unschuldigen Weib kein Geständnis abzugewinnen. Da erteilte am 6. September 1598 Albrecht von Thüngen zu Wolfsmünster dem Freiherrn Philipp Jakob von und zu Thüngen den grausamen Rat, „das Loch ganz zuzumauern, sodaß man nur noch mit der Hand

[1]) Aus der umfangreichen Literatur über Hexenprozesse seien besonders namhaft gemacht: Sigmund Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttgart 1896. – Soldan Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, 2 Bde., 3. Aufl. München 1911. – Henry Charles Lea, Geschichte der Inquisition im Mittelalter, herausgeg. von J. Hansen, III, 549–614. Bonn 1913. – Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, VIII, 494–694. Freiburg i. B. 1894. – Nik. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozeß, vornehmlich im 16. Jahrhundert. Freiburg i. B. 1910. – Otto Snell, Hexenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen. München 1891. –

Aus der Lokalliteratur: Jäger, Geschichte des Hexenbrennens in Franken im 17. Jahrhundert. Archiv des hist. Vereins für den Untermainkreis II c, 1–72. Würzburg 1834. – Scharold, Zur Geschichte des Hexenwesens im ehemaligen Fürstentum Würzburg. Archiv des Hist. Ver. f. Unterfranken VI, 128–134. Würzburg 1841.

hineinlangen könne", weil sonst jedermann mit dem gefangenen Weib reden und ihr etwas reichen könne. Am 17. September schrieb Junker Albrecht wiederum an ihn, er möge dem peinlichen Verhör der Gefangenen beiwohnen, da er selbst am festgesetzten Termin verhindert sei „und were doch gar gut, das unser einer hinuber keme, dieweylen Doctor Ruprecht diesen abendt hinuber gelangen soll". Man hatte den Hexenrichter zu Hilfe gerufen. Sechs Wochen lang hatte Meister Martin Mittelband von Fulda, der kurfürstlich mainzische Scharfrichter der Grafschaft Rieneck, mit seinem Henkersknecht Martin Fritz an dem schwachen Weib seine unheimliche Kunst erprobt. Sechs Wochen lang hatte sie trotz der schmerzlichsten Tortur ihre Unschuld beteuert. Da griff der Henker eines Tages zu stürmisch zu und das gebrechliche Weib verschied ihm unter der Folter. Am 6. November 1598 erzählte der Scharfrichter in der Stadtschenke zu Gemünden in Anwesenheit des Herbergswirts Jakob Reich und des Meister Lienhard Sauer, Bürger und Bader daselbst, „neben anderen eingeloffenen reden", „das Elisabeth, des achtbarn Adam Röden Hausfrau von Greffendorf, jüngsthin verschiener sechs wochen ungeferlichen daselbsten in irer tortur und peinlichen frag gäntzlichen beteuert, das sie bösser malefiziischer und zauberischer künsten jemals nichts gelernt, viel weniger solche oder ander verbottene stück und thatten getriben, nichts durchauß bekandt, auch darauf in solcher pein und martter gestorben und abgeschiden." Des Henkers Knecht Martin Fritz, „so iderzeit selbst persönlichen bey turdur gewesen und sich auch in der peinlichen frag gegen ir mehrmalß gebrauchen lassen", bestätigte seines Meisters Reden, „das sie durchauß nichts bekandt und angezogener bezichttigter, auch darauff exameniret ubelthatten halben gestehen wollen, sondern darüber ir leben gelassen". Michel Amendt von Machrod, der unglücklichen Frau Elisabeth leiblicher Bruder, ließ diese Aussagen im Beisein der Zeugen von dem Notar Christoph Beucheiß von Aich, einem Kleriker der Augsburger Diözese, zu Protokoll nehmen, „falls er dieselben bei fürfallender Gelegenheit zu Urkund größeren Glaubens würde vonnöten haben". So groß war damals schon die Gefahr für Anverwandte, gleichfalls der Hexerei bezichtigt zu werden[1]). Zur selben Zeit konnten die Herren des Sinngrundes Albrecht, Philipp Jakob und Albrecht Ludwig von Thüngen zu Thüngen, Wolfsmünster, Waitzenbach und Burgsinn an den Erzbischof Wolfgang von Mainz berichten, daß „mit den jüngst hingerichteten Untertanen" auch ein Untertan namens Marx Mütig und sein Sohn Heintz „solche Teufelskunst und Zauberei geübt und gebraucht". Wo diese im Erzstift Mainz betroffen würden, sollten sie zu Haft gebracht und ausgeliefert werden. Doch sie entrannen den Häschern, wie Hartmund von Cronberg seinem Schwager Albrecht Ludwig von Thüngen unterm 26. September 1598 berichtete[2]).

Zwei Jahre später verfiel eine Mutter und ihr Sohn dem Hexentod, nicht unverdient zwar, denn der Sohn war auch des Diebstahls bezichtigt und überführt, die Mutter der Mitwissenschaft und Hehlerei und überdies der Kindsab-

[1]) Archiv des k. Juliusspitals, Wolfsmünster Rentei 55, 1.
[2]) Wolfsmünster Rentei 79, 20.

treibung an ihrer eigenen Tochter. Am 6. Mai 1600 werden auf Befehl des Zentherrn Junker Albrecht Ludwig von Thüngen die Bärbel Krieger und ihr Sohn Hans durch den Zentgrafen Peter Endres in Beisein von 4 Schöffen zu Mittelsinn peinlich gefragt. Während der Folter beantwortet die Mutter die peinlichen Fragen des Zentgrafen also:

1. „Sagt, ihre Tochter Elß hab gesagt: ach Mutter, ich bin nicht ledig, sied mir ein getranck[1]) . . . doruff die Alt geantwortet: was sie aber zu dem getranck nehmen soll? Hingegen ihre Dochter gesagt, es hab ihr ein magt zu Mettelsin gesagt, sie soll roeden beyfueß, guten bolach, recht Maron und siebenbaum nehmen und sieden . . . . welch gedranck die Alt der Jungen also gesotten. Alß aber die Alt die Dochter gefragt, wer bey ihr gewesen, hab sie gesagt, es sey Prummer Peter." Die erste Antwort zeigt also von völlig klarem Verstand, insbesondere gibt sie für das als Wechselbalg angesprochene Kind ihrer Tochter noch die natürliche Erklärung. Ebenso gibt sie des weiteren wahrheitsgetreu zu, daß seit ihres Mannes Tod ihr Sohn Diebstahl getrieben und daß sie davon Wissen hatte.

4. „Sagt, als sie vor 12 Jaren Hannsen zum Roeres ein rindt gesendt, aber dasselb gestorben, er aber sie geziehen, sie heb es ihme gesterbt, hieruff sie geantworttet: wann es geschehen, so sollen sie so viel Teufel holen, alß sie Har uffm Kopff hett. Nachdeme habe ihr der Teufel so hefftig nachgehengt, als das sie sich ihme ergebn und uff denn seiner berg von Aura hero zu ihr kommen, doch unsichbar in einem wind, zu ihr gesagt: sie habe sich ihme ergeben; indeme habe er sie mit eim wind zu boeden gestürtzt, also das ihr daz brot aus der Kötzl gefallen."

5. „Sagt, sie habe ihren Sohn Hans vor 8 Jaren in der Nauppers-Hutten, als er zu ihr gesagt, wenn sie so vol Deufel fuhre, als sie har uffm Kopff hette, und noch so viel Deufel uberblieben, so woll er doch kein gut thun. Sie aber gesagt: do sey Gott und die Mutter Gottes fur. Do du nicht anders wilt, so sey des Deufels. Sey daz im stall geschechen, do sey der Deufel kommen und sie erinnert, sie hete ihme den Sohn verheißen; hieruff sie geantworttet, er wolle kein gut thun, dorumb wolle sie ihn ihm ubergeben, welches ihr Sohn Hannß gehört. Was hernach geschehen, wüsse sie ferner nicht."

So gestaltet die durch die Folterqual allmählich fieberhaft erhitzte Phantasie des Weibes unter den suggerierenden Fragen des Richters harmlose Vorgänge aus der Erinnerung zum Teufelsbündnis und Teufelsverschreibung. Und der Sohn Hans Krieger ergänzt die für beide todbringenden Aussagen der Mutter Barbel: „Den 28. Punckte, sagt er abermal seiner Mutter under augen, das sie ihne dem Deufel ubergeben 7 Jar lang und hab sich derselb „Geschwind" genent[2]).

Im Jahre 1602 gab es im Juliusspital selbst ein Hexengeschrei[3]). Zwischen der Viehmagd und der Pfründnerin Dorothea Messing von Sommerach, welche

[1]) Verkürzt wiedergegeben.

[2]) Wolfsmünster Rentei 73, 2.

[3]) Archiv des Juliusspitals Lit. 246, Relations-Protokoll vom Jahre 1602.

erst ein Jahr lang im Spital war, hatte sich ein Zank abgespielt. Aus Rache hatte die Pfründnerin der Magd zu etlichen Malen „die Milch angeheißen", was diese allezeit abschlug. Da drückte plötzlich eines Nachts die Viehmagd ein unsichtbares Etwas und sie spürte am Leibe blaue Male („bloemöller"), welche sie am andern Morgen den Bekannten zeigte. Das alte Weib kam hinzu und sprach: „Ich vermeine, Du bezichtigst mich, ich sollte Dich heute Nacht gedruckt haben. Davor behüt' mich Gott. Sehe zu, was Du redest!" Die Magd erwiderte: „Ich zeihe Dich mit nichten. Aber ein solches Weib muß es wissen und weil Du Dich dessen annimmst, magst Du es vielleicht getan haben." Ein Wort gab das andere, sodaß schließlich die Viehmagd die Pfründnerin eine Drude und Hexe hieß. Die anderen Pfründner hörten dies und „wan einem ein wenig geschit, wollen Sy ess diss weis zeihen, sie were ein solch weib". So gab die Wäscherin dem alten Weib auf ihr Begehren im Waschhaus keine Lauge, weshalb sich beide heftig zankten. Von Stund an wurde die Wäscherin krank und erlahmte an allen Gliedern. Die Pfründnerin kam zu ihr ans Krankenbett in die Kammer und sagte: „Ich fürchte, Du bezichtigst mich, ich sollte Dir die Krankheit angetan haben." Worauf jene erwiderte: „Ja, ich gestehe es und will darauf sterben, Du hast es mir angetan. Ich besorge, ich muß erlahmen, es wäre mir lieber, Du hättest mir den Tod angetan als das Lahmwerden." Der Vorfall verbreitete sich schnell im Spital und in der Stadt. Nur dem vernünftigen und energischen Einschreiten der geistlichen und weltlichen Spitalmeister war es zu danken, daß für diesmal Hexenrichter und Malefizschreiber noch nicht ständige Gäste im Juliusspital wurden.

Im April 1603 wurde in Lauda die Ofenmacherin als Hexe eingezogen und, da sie nichts bekannte, bis zum 23. Juni allen Drangsalen ausgesetzt. An diesem Tag wurde sie auf die Leiter gespannt und solange gefoltert, bis sie sich, von Schmerzen überwältigt, als Hexe bekannte. Bei der Erneuerung des Verhörs widerrief sie diese Selbstbeschuldigung. Am 4. Juli ward sie daher erneut aufgezogen und solange gequält, bis sie sich abermals als Hexe bekannte, und hierauf zum Feuertod verurteilt[1]). Nun war in Franken kein Nachlassen mehr. Allenthalben loderten die Scheiterhaufen, auf denen sich geistliche und weltliche Richter ihre Seligkeit zurecht zu brennen suchten. In Gerolzhofen wurden im Jahre 1616 allein 99 und im folgenden 88 Personen als Hexen verbrannt und hingerichtet.

In Gamburg[2]) hatte in der Nacht vom 10. auf 11. Mai, der alten Walpurgisnacht, Frost und Reif den Weinstock, der bei der lauen Lenzesluft sproßte wie schon seit Jahren nicht mehr, schwer heimgesucht. Der gemeine Mann bildete sich ein, der Frost stamme von Leuten, die sich dem Teufel verschworen haben. Ja, man flüsterte sich im Taubergrund heimlich zu, „das sei noch nichts, auf Pfingsten und Trinitatis werde es noch schlimmer werden, sodaß Wein und Korn am Platze bleibe". Man schlug sich jedoch diese Vermutung wieder aus dem Kopf,

[1]) Jäger a. a. O. S. 4 ff.

[2]) Archiv des K. Juliusspitals, Gamburg Rentei-Registratur 17,14. Verhaftung mehrerer Weibspersonen, welche als Hexen beschuldigt worden sind, und deren Bestrafung.

als warme Winde bald darauf die Reben wieder zum Treiben brachten. Da erhob sich am Urbanstag, den 25. Mai des Jahres 1616 abends um 6 Uhr ein furchtbares Gewitter über der Markung Gamburgs. Schloßen fielen so groß wie Hühner- und Taubeneier und was der Hagel an Früchten nicht niederschlug, erfror im Schneesturm, 4 Meilen in der Länge, über $1^1/_2$ Meilen der Breite nach. Gelähmt vor Angst hatten die Bewohner dem schauerlichen Hagelwetter, das die Obstbäume brach und die Weinernte auf Jahre hinaus vernichtete, von ihren Häusern aus zugesehen. Kaum war der Sturm vorüber, flutete unter Sturmläuten das Volk auf dem Marktplatz zusammen, schloß einen ewigen Bund, bei einander zu stehen, bis man Hexen und Zauberer ausgerottet. Zwei Weiber, die schon lange im Verdacht der Zauberei gewesen, wurden von den Tumultuanten aus ihren Häusern geholt, die eine ins gemeine Strafhaus des Fleckens eingesperrt, die andere in der Dorfschenke in Ketten geschlossen. Inzwischen war aus den gleichfalls vom Unwetter heimgesuchten Nachbarorten Külsheim, Uissigheim, Einersheim, Hochhausen, Impfingen und Neubrunn die Kunde von ähnlichen Tumulten eingetroffen. In jedem der Flecken hatten sich die auf aufrührerischen Bewohner trotz der Abmahnungen der Schultheißen und Dorfältesten zu Bündnissen wider die Hexenbrut zusammengeschlossen. Die von Uissigheim hatten ein der Hexerei verdächtiges Weib eingefangen, die von Impfingen ihrer zwei auf die Zent zu Tauberbischofsheim geführt, die von Neubrunn hatten vier Personen aus einem Haus und eine fünfte aus einem andern gefangen nnd gebunden vor das peinliche Gericht nach Remlingen geschleppt. Auch die zur Grafschaft Wertheim gehörigen Bewohner von Nicklashausen und die Höhefelder rotteten sich gleich nach dem Hagelwetter zusammen und schworen, nicht von einander zu lassen, man rotte denn das Unkraut des Teufelsunwesens aus.

In Gamburg hatte eines der Weiber durch ihre boshaften Reden den Groll und Verdacht der Menge noch gesteigert. So bekannte sie dem Pfarrer auf gütliches Zureden, „daß es nicht gar ohne, daß sie solcher Weiber eine sein möcht". Die Gamburger bestürmten nunmehr zwei Tage lang die Amtskeller des oberen und unteren Schlosses, die Verhafteten zu examinieren und in Verwahrung zu nehmen, worein sie schließlich gezwungen einzuwilligen. Wie groß die Erregung des irregeleiteten Volkes war, geht aus dem Bericht des Amtskellers Philipp Löffler zu Gamburg an seinen Junker Schweickart von Sickingen vom 31. Mai 1616 hervor:

. . . „Nun habe ich zwar in meinem Kalender gesehen und befunden, daß im Monat Mai allerlei böse Aspekten der Planeten verzeichnet und dabei geschrieben, daß man böser und schlechter Zeitung zu gewarten habe. Ob es nun natürlicher Weise, wegen Zusammenfügung allerhand böser Zeichen, also in des Himmels Lauf seine Regierung hat, oder aber, daß solche Wetter, allein von Zauberinnen oder Hexen, daran die Katholischen oder Papisten ihren Glauben haben, gemacht werden kann, ist mir zu hoch, davon zu reden oder zu schreiben sollen Gelehrten ihr Indizium darüber geben lassen. . . .

Das Volk hier und auch in anderen Orten ist so ergrimmt über die Unholden „es geb der meiste theil ihre weiber selbst gutwilig zum feyr, wan sie solche

zauberische undugenden hinder ihnen wüßten. Gott behüdt einen jeden ehrliebenden haussvatter sein weib und kindt, so mit dissem laster nicht behafft, vor falschen Zungen, allem ubel und laidt!"

Wenn nicht die gesamte interessierte Obrigkeit ein Einsehen hat, daß man ihnen ihren Willen nicht erfüllt, und jene, die man rechtmäßiger Weise in solchem Teufelswerk befindet, angreift und gebührenden Orts richtet, wüßte ich nicht, wie solcher Aufruhr zu stillen wäre. Würde man diese beiden Weiber loslassen, sie würden auf freier Gasse erschlagen . . . .

Man muß sich hüten, in dieser wichtigen Sache mit dem Bauersmann ganz und gar zu gehen, damit man sich nicht gar zur Zent und ans Halsgericht bringe. Die Rebellen sind viel zu weit gegangen, daß sie den Angriff getan haben. Sind dermals mit den zwei Weibern nicht zufrieden, sondern schon auf dem Weg, auch die dritte zu holen. Wurde aber vermieden. Ich glaube wohl, daß diese drei die echten Unholden sind und „hatt ein jede noch sechs Gesellen alhie, allein ist der erste angriff geferlich vor die hant zu nemen. Mit dissen teuffelskindern, die Gottes Gnade unndt Halt so schandtlich uffgeben, alle zum zeitlich unndt hellischen feyr zu"".

Man hatte die beiden Hexen unterschiedliche Male in Güte examiniert. Aber beide wollten sie „ganz undt gar nichts bekennen". Um sie peinlich zu befragen, war die Erlaubnis des Erzbischofs von Mainz von Nöten, welchem die Blutgerichtsbarkeit auf Gamburger Markung zustand. Von Mainz kam die Weisung, sie dem kurmainzischen Zentgrafen zu Külsheim zuzuführen, doch die Gemeinde schloß Bund um Bund gegen die Auslieferung an die Zente Külsheim, weil man dort „zu leise" mit ihnen verfahre und sie am Schluß wieder lebendig gelassen werden möchten, sodaß das Letzte ärger sei denn das Erste. Junker Schweickart von und zu Sickingen hatte sich in der gefährlichsten Frage an Johann Peter Schön, einem Rechtsgelehrten am Reichskammergericht zu Speyer, gewandt, und von diesem den ernsten Rat erhalten, alles zu tun, um das Übel zu strafen, „weil aus dem kleinen Feuer leicht ein großes werden kann, besonders bei diesen schwierigen Zeitläuften. Denn obgleich die Hexen und Zauberer aus eigener Kraft nichts vermögen, sondern was sie tun eigentlich des Teufels Werk ist, so sind sie doch darum zu strafen, daß sie sich dem Teufel ergeben und zu seinem Instrument und Werkzeug gebrauchen lassen; daher „Inen nach göttlichem und weltlichem Recht die Todesstrafe aufgesetzt ist". Auch der eigene Amtskeller zu Gamburg, Philipp Löffler, drängte in einem Bericht vom 13. Juli 1616 seinen Herrn, mit den Hexen kurzen Prozeß zu machen, indem er auf die schrecklichen Hexenbrände im nahen Hochstift Würzburg verwies: „allein nicht gar weit von hinen im Würzburgischen landt verbrent man hauffenweiß weib undt man, wen es betrifft".

Nun wandte sich der Junker von Sickingen an den Kurfürsten Johann Schweickart von Mainz, entschuldigte das eigenmächtige Vorgehen seiner Untertanen mit dem Einschreiten der benachbarten Herrschaften wider die Hexen, der deutschmeisterischen Regierung zu Mergentheim, der Grafen von Hohenlohe,

„sonderlich aber im Stift Würtzburg eine ziemliche Anzahl justificirt undt verbrendt worden, der ursach sie ihnen eingebildet, es würde nicht zu Unrecht gethan sein, wann sie solche schädliche Leutt bepfangen". Der nunmehr zwischen Kurmainz und den Dorfherren ausbrechende Kanzleistreit, wer die Gerichtskosten des peinlichen Verfahrens trage, fristete den Unholdinnen noch einige Monate das Leben. Keiner konnte bei einer Anfrage an die Gemeinde sagen, wer der Rädelsführer beim Hexen-Auflauf gewesen, „die ganze Gemeinde, jung und alt, sei zusammengelaufen, es sei eine betrübt-traurige Zeit gewesen". Da zu befürchten stand, daß die Dorfleute lieber von Weib und Kind weglaufen als die Kosten tragen würden, zudem auch von den benachbarten Herrschaften auf den Aufruhr der Untertanen hin auf Kosten der Herren die verdächtigen Personen vom Halsgericht prozessiert wurden, übernahm Kurmainz notgedrungen die Gerichtskosten und erließ den Befehl, die Hexen an die Stadt Külsheim auszuliefern und ex offizio sie zu prozessieren.

Was förderten die Zeugenaussagen für Schuldbeweise zu Tage? Die eine der Hexen, Barbara, des Marx Seidenspinner Hausfrau, wurde von dem Töchterlein Kunigund des Valentin Herwart beschuldigt: Sie sei am 23. August 1610 in ihres Vaters Weingarten hinter der alten Kirche gewesen, da habe sie plötzlich ein Getummel gehört, sich umgesehen, eine Rotte Geisen den Berg herabstürmen sehen. Heftig erschrocken habe sie ausgerufen „hei, alte Marxin" und bei diesen Worten sei auch schon die Marxin vor ihr gestanden und habe gesagt: „Mägdlein, schweig still, ich will Dir etwas geben". Die Rotte Geisen sei indeß der Tauber zugelaufen. Die Barbara Seidenspinnerin wollte das Sakrament darauf nehmen, daß sie selbigen Tags nicht in den Weinberg gekommen. Bei der Aussage schien auch bedenklich, daß man am gleichen Tage zwei Rehe hatte im Weingarten laufen sehen. Ein Jahr später, am 7. März 1611, war, wie aus dem Gerichtsprotokoll verlesen wurde, vor dem gewöhnlichen Dorfgericht zu Gamburg, eine Beleidigungsklage verhandelt worden. Die Barbara Marxin hatte in des Matthes Domers Behausung zu des Imhof Tochter Adelheid gesagt, „Du bist hübsch geworden, hast Du noch keinen Buhlen bekommen". Jene verneinte es, ging heim, wurde krank und sagte: „Das hat mir die Marxin angetan". Endres Imhof machte daher dem Ehemann der Barbara Vorwürfe, weil sie seine Tochter krank und lahm gemacht, wurde von diesem verklagt und mußte sich auf Trunkenheit und Zorn ausreden, um bei Gericht wegen der schweren Beleidigung straffrei auszugehen. Zwei andere Dorfbürger, Valentin Herbert und Veit Stembler, brachten vor, des Marx Seidenspinner Hausfrau sei in der Sonnenwendnacht und am Walpurgisabend, als sie sich zur Ruh begaben, aufs Feld gegangen und habe die Kappispflanzen geäschert. Dabei sei sie von einigen Weibern gewarnt worden, lieber daheim zu bleiben, es habe den ganzen Tag geregnet und sei kalt, die Feldflöhe könnten den Pflanzen keinen Schaden tun. Sie aber sei hinaufgegangen und habe ihre böse Arbeit verrichtet. Als der Herwart einige Tage später die alte „Unholdin", welche ob dieses Schimpfwortes nur lachte, von sich wies, sei sie zu seiner Frau gegangen und habe sie gefragt, was er von ihr

gesehen, als sie in der Walpurgisnacht äscherte. Diese sagte jedoch die Unholdin aus der Stube, zumal sie mit den Worten „Es ist ein liebliches Kindlein" ihr Kind zu sehen verlangte, aus Angst vor Zauberkünsten. — Ein anderer Zeuge, der Hofbauer Martin Pröpf, sah sie am Pfingstabend Staub zusammenkehren. Auf seine Frage gab sie die belastende Antwort: „Ich will hinaus und will damit schießen". — Susanna, Hans Binger, des Wirtes Weib, war zu Urbani in des Marx Seidenspinner Haus gegangen. Da habe der Marx zu ihr gesagt: „Susanne, wie blöcken draußen die Gaisen! Was gilt's, es wird nicht über eine halbe Stunde anstehen, so wird ihnen das Blöcken gewehrt werden. Dabei hatte er seinen Fensterladen hinaufgezogen, was auch andere Personen gesehen. Und wirklich, eine Viertelstunde hernach sei ein Gewitter mit Hagelschlag gekommen. — Der Bäcker Nikolaus Göller hatte einst vor 6 Jahren nächtlicher Weile aus des Seidenspinners Haus ein jämmerliches Geschrei der Frau gehört; er wisse nicht, wer damals bei ihr gewesen. Ebenso einmal während der Nachtwache Hans Albert der junge, und da sie des Morgens aufgestanden, habe sie ihren Gaisen einen guten Morgen geboten. — Georg Bischoff sagt aus: Als sie noch zu Külsheim gewohnt und ihrem vorigen Mann Suppe gebracht, habe er nur dann gegessen, wenn sie mit ihm gegessen. — Der Fischer Hans Keel sagt aus: Der Gerichtsschreiber Michael Kellermann zu Hochhausen sei nach Gamburg vor das Narrenhäuslein gekommen, habe der Marxin vorgehalten, man tue ihr nicht Unrecht, daß man sie da eingesperrt, habe sie doch einer Frau zu Hochhausen das Kind umgebracht. Und als die Marxin das ableugnete, antwortete der Gerichtsschreiber: die Frau wolle es hoch und teuer beschwören.

Gegen die zweite Hexe, die Witwe Ursula, weiland des Konrad Hartmann Hausfrau, wurde an „zauberischem Argwohn" vorgebracht: Wolff Otterbach, der sie nachts im Wirtshaus bewachte, hörte sie sagen: „Ich habe nicht vermeint, daß der alte Hund, die Mayin, so bald gegen mich bekennt. Ich will ihr's morgen eintränken. Der Teufel soll sie holen!" — Zu Benedikt Stang hatte sie gesagt, ich und dein Weib sind allezeit schlecht gewesen; worauf er antwortete, wenn sein Weib noch lebte, müßte sie sich verbrennen lassen. Der eigene Schwager der Angeklagten hatte sie öfters eine Zauberin gescholten. Sie hatte sich oft selbst gerühmt, daß der gewesene Pfarrherr Heinrich ihr nicht beim Beichten die Hand auf den Kopf gelegt habe, sie wollte es ihm sonst schon gesagt haben. — Nachts im Kerker hatte sie mit den wachenden Dorfleuten stets Zwiesprache gehalten. Der Wirt hatte zu ihr gesagt, sie solle ihm die schuldigen vier Gulden herzaubern, worauf sie entgegnete, allein kann ich es nicht. Zu Stöffel Spinner sagte sie eines Nachts: „Vor vier Jahren sei einer zu ihr in die Küche gekommen, als sie die Suppe kochte, und habe ihr das Zaubern gelernt". Vor dem Wächter Endres Stang brüstete sie sich: „Es sei bei ihnen ein solches Lumpengesindel beisammen, wenn sie draußen beieinander sind, müssen sie 31erlei Sachen dazu brauchen.". — Der Bäcker Thoma Driebel war vor vier Jahren gen Nicklashausen ins Wirtshaus gekommen, wo auch die Hartmannin zechend gesessen. Unter anderem Gespräch seien Vexierreden auf sie gefallen, man hätte auf sie gemurmelt,

da sei sie herausgeplatzt: „Sie hätte auf dem Wacholderberg getanzt und ein wenig Wetter gemacht; ihre Gesellin Egidi Boxlers habe sie so gesprengt, daß sie den Fuß verstauchte und lange Zeit hinken mußte". — Der Pfarrer Andreas Heinrich bekundete, daß die Witwe Ursula ihm bekannte, „wie ihr Buhle zu ihr gekommen, habe er einen gelben Hut aufgehabt, mehr wollte sie nicht bekennen".

So hinfällig all diese Schuldbeweise uns heute erscheinen, was ließ sich nicht mit den Schrecken der Folter alles daraus machen! Sie konnten Wetter machen, Mensch und Vieh verderben, sie hatten auf dem Wacholderberg getanzt, im eigenen Hause mit dem Teufel gebuhlt, die eine hatte sich schon vor 6 Jahren in eine Geis verwandelt, die andere sich öffentlich gerühmt, daß sie sich das Zaubern habe lehren lassen. Die Gerichtskosten trug der Landesherr, der Volkszorn wollte ein Opfer haben. Ein umständliches Verfahren, und die Asche der beiden Hexen von Gamburg konnte in alle Winde gestreut werden.

Die Schrecken des 30jährigen Krieges jagten die Schrecken des Hexenwahns. Die Schlachtrosse der durchs Hochstift Würzburg ziehenden ligistischen Truppen hatten das unheildräuende Hexengespenst in den Boden gestampft. Doch kaum hatten die Kriegsfurien das Land verlassen, als der alte Wahnglaube mit verstärkter Macht erstand. Fürstbischof Philipp Adolf von Ehrenberg betrieb seit 1627 die Hexenverfolgung im Großen. Er erließ am 10. Juni 1627 ein allgemeines Landmandat wider „das Laster aller Laster, das ist die Hexerei und Teufelskunst". Auf wunderbare, nach allen Umständen göttliche Eingebung und Handreichung habe er schon seit geraumer Zeit die Zahl der diesem Laster ergebenen Unmenschen mittelst ordentlicher Bestrafung und Hinrichtung gemindert. Doch je mehr man dem Laster den Untergang bereite, um so mehr mehrten sich seine Anhänger. Diese Erscheinung müsse als ein offenbares Merkmal angesehen werden, daß Gott, wofern die irdische Obrigkeit von dem ihr anvertrauten Strafschwert Gebrauch zu machen unterlasse, mit Feuer und Schwefel vom Himmel herab das Land heimsuchen und wie einstens Sodoma und Gomorra vertilgen werde. Nicht bloß Leib und Leben, auch die Güter der Hexen sollten verwirkt sein und der Konfiskation verfallen. Personen jeden Alters und Standes, Einheimische und Fremde, Geistliche, Patrizier und Junker, Matronen, Jungfrauen und unmündige Kinder wurden in den nunmehr rasch aufeinanderfolgenden „Bränden" zum Tode geführt. Besagte doch des Bischofs Blutbefehl an seine Beamten, sie sollten „hiefüro alle Wochen am Dienstag, außer wenn hohe Feste einfallen, einen Brand tun, jedesmal 25 oder 20, zum allerwenigsten aber und weniger nicht als 15 auf einmal einsetzen und verbrennen". In der Stadt Würzburg fanden allein vom Jahre 1627 bis zum Februar 1629 42 solcher Brände statt. Das Unheimlichste an diesen Würzburger Hexenbränden ist die erschrecklich große Zahl der als Hexen verbrannten Kinder. Durch den unheilvollen „Hexenhammer" hatte sich der Glaube einwurzeln können, daß es Hexenhebammen gebe, welche die Kinder, bei deren Geburt sie mithalfen, entweder töteten oder dem Teufel weihten, wodurch dieser Einfluß über sie bekam, so daß sie Hexen wurden. Daß Hexenmütter Hexen und Wechselbalge auf die Welt

brachten, schien selbstverständlich und in der Regel teilten die Kinder das tragische Schicksal ihrer Mütter. Das Verzeichnis der Hexenleute, welche zu Würzburg mit dem Schwert hingerichtet und verbrannt wurden,[1]) führt beim 4. Brande des Jahres 1627 eine Hebamme auf, „die schickelte Amfrau, von der kommt das ganze Unwesen her". Beim 7. Brande erscheint bereits „ein Mägdlein von 12 Jahren" und mit dem 13. Hexenbrand beginnt das furchtbare Wüten entmenschter Hexenrichter gegen unschuldige Kinder. Das ganze Elend des Hexenwahnes spricht aus den mit knappen Worten aneinander gereihten Namen der Unglücklichen und hartes Weh erfaßt uns, wenn wir von den geopferten kleinen Kindern lesen. Beim 13. Brand „ein klein Mägdlein von 9 oder 10 Jahren; ein geringeres, ihr Schwesterlein" — beim 15. „Ein Knab von 12 Jahren in der ersten Schul" — beim 16. „Ein Edelknab v. Ratzenstein", „Ein Knab von 10 Jahren", „Des Rats-Vogts 2 Töchter" — beim 17. „Ein Knab von 11 Jahren" — beim 18. „Ein Knab von 12 Jahren, noch Ein Knab von 12 Jahren, des D. Jungen Tochter, Ein Mägdlein von 15 Jahren" — beim 19. „Edelknab von Rotenhan", „Ein Knab von 10 Jahren", „Noch ein Knab von 12 Jahren" — beim 20. „Das Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würzburg", „Ein Student in der fünften Schule, so viele Sprachen gekonnt und ein vortrefflicher Musikus vocaliter und instrumentaliter", 2 Knaben aus dem neuen Münster von 12 Jahren", — beim 21. „Ein Knab von 14 Jahren", „Des Stolzenberger Ratsherrn Söhnlein", „Zween Alumni" — beim 23. „Ein fremder Knab" — beim 23. „Des David Croten Knab von 12 Jahren in der zweiten Schule", „Des Fürstenkochs 2 Söhnlein, einer von 14, einer von 10 Jahren aus der ersten Schule", „1 Alumnus, lebendig verbrannt worden" — „beim 24. „Zween Knaben im Spital" — beim 25. „Ein fremder Knab" — beim 26. „Des Valkenberger Töchterlein" — beim 27. „Ein fremder Knab" — beim 28. „Ein blind Mägdlein". Mit dem 16. Februar 1629 schließt die Einzelaufführung der verbrannten Personen.

In dieser für Mutter und Kind schrecklichen Zeit waren die Gerichtsherren ständige Gäste im Juliusspital. Am 4. Mai 1628 kam der Junker Oberschultheiß mit den Herren Dr. Faltermair und Dr. Fabricius und dem Malefizschreiber ins Spital und ließ durch den Verwalter aus dem Kinderhaus erfordern den Georg Grab, ein Findelkind von ungefähr 12 Jahren, Schüler bei den Herren Jesuitern in der ersten Schule, den Mathes Strömbel, des gewesenen fürstlich würzburgischen Schultheißen zu Untereisenheim Söhnlein von ungefähr 8 Jahren, ein Spitalschüler und das Findelkind Anna Marialein von 7 Jahren, examinierte sie als der Zauberei verdächtig und ließ sie nach dem Examen jedes gesondert gewissen Personen zur Beobachtung in Verwahrung geben. Am folgenden Tag kam der fürstliche Malefizschreiber abermals ins Spital, ließ den Georg Grab in wirkliche Haft nehmen, während die beiden anderen Kinder als unverdächtig wieder entlassen wurden. Am Dienstag, den 4. Juli 1628, ist ein kleines Mägdlein namens Margetlein, genannt von Lose, aus dem Stift Mainz, das einige

[1]) Wieder abgedruckt bei Soldan 2. Aufl. II., 46 und Snell a. a. O. S. 50.

Wochen vorher vom Fürstbischof zur Kur ins Juliusspital war aufgenommen worden, auf Begehren des Malefizschreibers durch den Verwalter in das Oberschultheißen Haus geschickt, dort wegen Hexerei examiniert und das Verfahren gegen sie eingeleitet worden. Am 5. Juli kam der Dr. Fabricius mit dem Malefizschreiber wieder ins Juliusspital und verhandelte einen halben Tag mit dem Verwalter insgeheim wegen der Hexerei. Am 12. August 1628 kam der Kanzler mit Dr. Rottenburger und Dr. Fabricius ins Juliusspital und erforschte 3 Spitalkinder, eine Frau aus Heugrumbach und ein Mägdlein von Bischofsheim und ließ nach dem Verhör das Mägdlein als der Hexerei verdächtig in Haft nehmen. Am 24. April 1620 wurden auf des Bischofs Befehl drei im Spital in Haft befindliche Hexenkinder dem Peter Kreitel, der solche schon öfters gehabt, gegen ein wöchentliches Entgelt von einem Reichstaler in Kost und Verwahrung gegeben. Auf eine Anfrage an den Bischof, was mit den Hexenkindern im Spital anzufangen, wurde am 11. Juni 1631 wenigstens ihrer eines, Johann Hoffmann, Sohn des verlebten Kanzleiregistrators frei- und beim Schneider Bartel Kempff in die Lehre gegeben. Als Bischof Adolf nnd sein Kanzler von den Hexen selbst der Hexerei beschuldigt wurden, sah er den verhängnisvollen Irrglauben ein, sistierte die Prozesse und stiftete für die unglücklichen Opfer bei den Augustinern zu Würzburg ein wöchentliches, vierteljährliches und jährliches feierliches Gedächtnis. Der Hexenwahn lebte in Franken jedoch wieder auf, bis im Jahre 1749 die hochbetagte Nonne Maria Renata als letztes Opfer fiel. Im Juliusspital ist vielleicht im Jahre 1668 schon der letzte Hexenjunge in Haft gelegen. Damals traf man Vorkehrungen, daß dergleichen gefährliche Leute inkünftig nicht mehr im Hospital verwahrt wurden.[1])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Juliusspital-Archiv Lit. 248 Relationsprotokoll 1620–1629; Lit. 116 Rel.-Prot. 1629 fol. 2„ und 105; Lit. 251 Rel.-Prot. 1668 fol. 602.

Der Wonseeser Humanist in seinen Beziehungen zu Franken.

Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte im Zeitalter des Humanismus.

Von
Professor Dr. **Chr. Beck** in Bamberg.

Wir Franken sind auf unser Frankenland und alles, was damit zusammenhängt ganz besonders stolz; fast sieht es aus, als ob uns das Prädikat „nobiles", das uns ein alter Schriftsteller verlieh, etwas in den Kopf gestiegen wäre. Auch in den früheren Jahrhunderten hat es nicht an fränkischen Landsleuten gefehlt, die sich in der Fremde stolz als „Franken" bekannt haben. Zu diesen gehört vor allem ein Sohn der Fränkischen Schweiz, Friedrich Taubmann, der 1565 in Wonsees bei Hollfeld geboren, 1613 als Professor der lateinischen und griechischen Sprache an der Universität Wittenberg aus dem Leben schied. Francus ego, „auch ich bin ein Franke", findet sich wiederholt in seinen Gedichten[1]), die er an seine Landsleute in Franken richtet. Wie viel er auf seine Franken hält, beweist folgende Stelle, die wir in einem poetischen Gruß lesen, den er dem Bamberger Bischof Johann Philipp von Gebsattel[2]) sendet:

Francus ego Francos miror amoque meos Atque etiam laudo.
(Sched. S. 712/3).

„Ein Franke selbst bewundr' und lieb' ich meine Franken und lob' sie auch".

Ein ander Mal sagt er uns deutlich, warum er die Franken so hochschätzt. Selbst ein Freund eines guten Tropfens und ein tüchtiger Zecher in frohem Studentenkreise, kann er sich mit der im Sachsenlande herrschenden Sitte, die Becher nur anzutrinken um sie dann dem Freunde weiterzureichen, nicht befreunden: „Da lob ich meine Franken mir", fährt er fort, „die mit dem Hals zurück sich neigen, und die gereichten Becher bis zum Grunde leeren".

Laudo meos Francos, qui se cervice supinant, Et fundo ex imo praebita pocla bibunt. (Sched. 788).

---

[1]) Vorliegender Untersuchung sind die beiden Sammlungen: Frid. Taubmani Schediasmata poetica innovata 1610 und F. T. Melodaesia 1604 zu grunde gelegt.

[2]) Der Umstand, daß Taubmann, ein ausgesprochener Gegner des Papsttums, in freundschaftlichen Beziehungen zu diesem Bischof stand, kann ein weiterer Beleg dafür sein, daß letzterer tatsächlich der neuen Lehre zugetan war.

Warm schlägt sein Herz stets für Elternhaus und Heimatort. Daß sein Stiefvater, ein Schneider, — sein eigentlicher Vater, ein Schuster, war schon wenige Jahre nach seiner Geburt gestorben — und er selbst für diesen Beruf bestimmt war, erwähnt er öfter, vor allem in Gedichten, die seinem Lehrer Codoman gewidmet sind. Die treueste Anhänglichkeit aber atmen die Verse, die er zu seinem eigenen Geburtstage, dem 16.[1]) Mai, im Jahre 1608 verfaßte. Mit welcher Innigkeit erinnert er sich da seines Heimatdorfes und aller Nachbarorte, an die sich für ihn so viele teure Erinnerungen knüpfen! Sie alle fordert er auf sein Fest mitzufeiern:

Vestri etiam absentis festum celebrate Poëtae.

Auch seine alten Bekannten begrüßt er, indem er mit einem gewissen Weh hinzufügt, daß er die heimatlichen Gestade vielleicht nie wiedersehen werde:

Mecum omnes salvete, procul quem terra creatrix
Distulit et doctas submovit ad Albis Athenas
Fortè suum nunquam reducem visura Poëtam.

Doch will er die Hoffnung auf ein Wiedersehn nicht ganz aufgeben:

Spes tamen est, aliturque novo praesentia voto.

In vieler Hinsicht interessant sind besonders die Anmerkungen zu den einzelnen Oertlichkeiten und Personen, die in dem Gedichte angeführt sind. Da erinnert er sich eines Obstgartens, „Der Beltzer" — wohl von dialektisch, belzen, d. i. veredeln — der unterhalb Czederitz, jetzt umgedeutet in „Zedersitz", an einem sanft ansteigenden Hügel lag; diesen nennt er „Die Wonne seiner Knabenzeit": delitium pueritiae meae; der sei ihm auch als Erbe zugefallen: et haereditas etiam; wehmütig fügt er hinzu: Sed cujus nunc es, Taubmanni quando fuisti?

Die Namen der betreffenden Orte geben ihm auch Anlaß zu etymologischen Betrachtungen, zu denen er, wie wir noch sehen werden, besonders neigte. So vergleicht er den Namen des Ortes Hundschiß — wohl später eingegangen — mit dem Namen des Gebirges Hundsrück: quicquid inter Navam, Rhenum et Mosellam interjacet und setzt scharfsinnig bei: propter ingenium loci tum montosum, tum asperum. Aber, fragt er weiter: Sed unde nostrum Hundschiss? Odorare Lector et venare etymon: mihi naris obesa est.

Voll Humor bemerkt er zum Schluß in einem Distichon:

Pletz, Hundschiss, Kröglstein, Esskermb, Schlötz, Zwernitz et Huel-Huel[2])
Nomina sunt ipso paenè timenda sono.

[1]) Von allen Biographen, von Eberth bis auf Ebeling, wird der 15. Mai als Geburtstag angegeben. Taubmann selbst nennt den 16., wobei er sich in einer Anmerkung auf die Kirchenbücher von Wonsees beruft; freilich bemerkt er zweifelnd hiezu: Utrum vero idem et Natalis fuerit, nemo mortalis novit.

Der Verfasser der Taubmanniana (Berlin, 1746, Seite 50/51 läßt ihn am 15. geboren, am 16. getauft werden.

[2]) Hundschiss und Esskermb sind heute verödet: Zwernitz, der alte Name ist seit 1746 durch das welsche Sanspareil ersetzt; mit der Doppelform Huel-Huel ist Großen- und Kleinhül gemeint.

Für die Gelehrtengeschicht finden sich wertvolle Hinweise bei den Anmerkungen unter: 1. Schnabel, M. Zach., von dem es heißt, er sei Ecclesates Wonsesiensis, vir doctissimus et probissimus, (ὑδροπότης) et invinius olim; bezeichnend für den „potator" Taubmann ist, daß er an Schnabel das Wassertrinken und die Enthaltsamkeit vom Weine besonders hervorhebt; der Alkoholiker rühmt also den Abstinenzler! Oder soll das „olim" sagen, daß Schnabel sich schließlich zum Alkohol bekehrte? Diesem Schnabel werden wir noch später, bei den Widmungsgedichten, begegnen; 2. Valent. Hebeisen, Landrichter in Zwernitz (praefectus zwerniceus): vir doctus, comis (freundlich), et in omni officij genere dilgendus, s. auch Mel. 362; 3. Mich. Mulich, dessen Nachfolger: homo non Jus modo Civile, set et in Humanitatis litteras apprimè doctus; 4. Paul Lutz, Pastor in Krögelstein, Poeta Laureatus. Das launige Gedicht schließt mit einer Reminiszenz aus den Kinderjahren, in denen er auf dem „langen Steckenpferd" geritten sei, die Schuhe (!) geflickt und die Ziegen geweidet habe![1]) (Sched. 350/5).

Eines anderen Geistlichen seines Heimatortes: M. Adam Schramm ist in einem kurzen Epigramm gedacht (Sched. 786).

Nächst seiner Heimat sind es seine Lehrer, denen Taubmann allezeit eine dankbare Gesinnung bewahrt hat. Unter diesen steht der Rektor der Kulmbacher Lateinschule, Johann Codoman, bei dem er den ersten Unterricht genossen, an der Spitze (Mel. 121, 403, 430; Sched. 415 usw.[2])

Von den Lehrern der Heilsbronner Fürstenschule, die Taubmann hierauf (1582) besuchte, hat er vor allem dem Rektor Johann Hertel sein Leben lang aufrichtige Verehrung bewiesen (Mel. 288, 419, 447, 469); das gleiche gilt von dem dortigen poeta laureatus Vit. Sebald (Mel. 464; Sched. 427, 561).

Daß er sich zu dem poeta laureatus des Nachbarstädtchens, Christoph Homagius, hingezogen fühlte, wird uns als naheliegend erscheinen (Mel. 236); zu dessen Sohn, Philipp Heinrich Homagius, Filius magnus Patris magni, unterhielt er ebenfalls rege Beziehungen (Mel. 364).

Mit der größten Bewunderung aber schaut er auf zu dem Poetarum princeps, heros ille poetarum usw., wie er ihn nennt, dem Humanisten und Dichter aus Mellrichstadt, Paul Schede (1539—1602), oder Paulus Melissus, wie er mit seinem Dichternamen heißt; er ist in seinen Augen der Höchstbegriff des Dichters, dem er nachstreben müsse. Die Mel. weisen allein 16 Gedichte auf, die ihn zum Gegenstand haben (siehe das Register dazu).

Weitaus der höchste Prozentsatz von Gedichten trifft auf seine Landsleute in Oberfranken, hauptsächlich in den protestantischen Bezirken. Die Berufe der Adressaten sind sehr mannigfaltig, eine Tatsache, die wir in seinem Briefwechsel überhaupt beobachten — auffallend zahlreich sind z. B. die Ärzte vertreten, mit denen er sich über die seltsamsten medizinischen Fragen unterhält, so auch

[1]) Hier verwendet er auch das der Kindersprache angehörende tata, dada „Vater", dasselbe Wort wie unser fränkisches dod, dud, schwäbisch god, englisch god-father = Taufpate.

[2]) Ausführlicher habe ich hierüber gehandelt im Aprilheft 1914 des „Vogtlandes", Plauen i. V.

über die Geschlechtsbestimmung[1]); doch wiegen die Professoren und Theologen vor.

Bei vielen ist der Stand nicht ohne weiteres ersichtlich; die Feststellung dieser Frage ist eine Untersuchung für sich.

In Turnau — um mit der nächsten Umgebung seines Heimatortes anzufangen — hatte er mehrere Freunde: den Thurnaviae custos venerabilis arae, Erhard Crudius (Mel. 448; Sched. 727); an Johann Hoffmann Turnaviensis, nunc Theologi (früher Jurist?) ist ein Gedicht gerichtet (Sched. 676); einen Konrad Gryphus Turnaviensis ehrt ein anderes (Sched. 677/8).

Noch mehr Gedichte sind für Kulmbach bestimmt und zwar für: 1. Joh. Melfürer, Culmbacensis, Schwiegersohn des Gramann (s. Nr. 3) (Sched. 542/4); 2. Brictius Cressius Culmbacens. Poeta laur. (Sched. 795/6); 3. Nicol. Gramman, Theol., Culmbach (Mel. 363); 4. Nicol. Sinapius Culmbachius (Mel. 364/65); 5. Sigism. Theophil. Richius J. C. et March. Brand. Culmb., Francorum Consil. Sponsum (Sched. 530/3); 6. Georg Hofmann, Culmb. (Mel. 402); 7. Christoph Biger, Culmb. (Mel. 459); 8. Samuel Presselius, Cumb. (Mel. 526); 9. Joh. Neubauer, Rector, Culmb. vir doctissimus et optimus (Sched. 690); 10. Joh. Grammann, Culmb., Nic. Fil. (siehe 3); Tumulus Apolloniae Gram., Tumulus Nicol. Gram. Theol. Culmb. Primarii (Sched. 734/6); 11. Nicol. Senft, Theol. Culmb. (Sched. 771)[2]).

In Kasendorf bei Kulmbach war er mit dem Pfarrer Adam Schirmer (aus Bindlach bei Bayreuth) befreundet (Mel. 433). — Bayreuth hatte ebenfalls mehrere Bekannte Taubmanns aufzuweisen: 1. Justus Zimmermann, Theol. et Poet. laur. Biruth. Spons. (Mel. 257 und Sched. 783); 2. Matthäus Cythräus, Biruth (Mel. 274); 3. Joh. Zetzner, Biruth, poeta laur. (Sched. 427); 4. Just. Bloch, Biruth (Sched. 790); 5. Conrad Gerhard, Biruth (Sched. 805); hier findet sich die zutreffende Deutung des Namens Bayreuth als „Reut der Baiern" = Illud Boiorum Novale! 6. Wolfgang Chyträus, Biruth (Mel. 454); 7. Joh. Samstag, Biruth. Phil. Mag. (Sched. 773/4); 8. Josef Trautner, Biruth (Sched. 778); 9. Joh. Opsopöus, Biruth (Mel. 394/5).

Das Nachbarstädtchen Kreußen ist vertreten mit: Georg Speckner Creusenat. Variscus (Mel. 408 und 446); Pegnitz, mit Friedrich Schedner, Pegnesseus (Mel. 418); Zeuln mit Georg Reinhard, Zeulensis (Mel. 370); Melkendorf mit Wolfgang Loer (Mel. 410).

Von dem katholischen Teile Oberfrankens muß hier Bamberg genannt werden wegen der freundschaftlichen Beziehungen Taubmanns zu dem Bischof Johann Philipp von Gebsattel (Sched. 712/3) und zu Johann Joachim Stibar Eq. Fr. Doctiss. Bamb. Episc. Consil. et in Hertzog Aurach Capitaneus (Sched. 768/9).

Nullum qui Simul et Doctior et Probior (Sched. 632).

[1]) Siehe Ebeling, Fr. Taubm.

[2]) Betr. des Kulmbacher Rektors Codomann und des gesamten Gebietes des ehemaligen Warisker- und bayerischen Vogtlandes (Hof, Münchberg, Naila, Selb usw.) verweise ich auf die Aprilnummer 1914 des „Vogtlandes", Plauen i. V.

Von einem Beſuch, den er einmal Veit Ulrich, Marſchalk von Ebeneth in Frensdorf, Eq. Franc. Nobiliss. gemacht hat, als er von Würzburg herkam, meldet das Gedicht Sched. 299/300[1]).

In Mittelfranken, in der Pegnitzſtadt und in den kleineren Städten des weſtlichen Teiles fanden die humaniſtiſchen Studien ſchon ſehr früh bedeutende Pflanzſtätten. Kein Wunder drum, wenn der Wonfeefer Humaniſt von Wittenberg aus ſeinen befreundeten Kollegen und Bekannten des öfteren Dichtergrüße zukommen ließ. Von Heilsbronn[2]) und den Lehrern der dortigen Akademie haben wir bereits vernommen. In Nürnberg, für deſſen architektoniſche Schönheit[3]) und Gaſtfreundſchaft[4]) er voll des Lobes iſt, hat er eine ſtattliche Anzahl von Bekannten, wie wir aus den 14 vorhandenen diesbezüglichen Gedichten ſchließen können. — In Altdorf preiſt er beſonders den Humaniſten Konrad Rittershaus (1560—1513). (Sched. 632).

Auch in Ansbach weilten zahlreiche Freunde Taubmanns, von denen die meiſten als Räte im Dienſt des Markgrafen ſtanden: 1. Simon Eiſen, J. C. Consil. Brand. Onoldi. (Mel. 342); 2. Joach. Hoffmann, Princ. Onolzbach à Secr. (Mel. 376); 3. Nicol. Statman J. C. et Cancell. Onolzbach (Mel. 375 und Sched. 628); 4. Wenzeslaus Gurckfelder, Historicus et March. Brand. Onolzb. Fr. à Secr. (Sched. 396/7); 5. Franz Raphael, Poet. Laur. Eccles. Onold. (Mel. 447/8); 6. Lukas Geiger, Onoldinus (Mel. 487); 7. Georg Müller, Onoldinus (Mel. 460); 8. Friedrich Musman, Onoldinus (Mel. 477); 9. Paul Flechtner, March. Onold. Camerarius C. (Sched. 730/1); 10. Chriſtoph Rummus Onold. Spons. (Mel. 502); 11. Joh. Hannakamius Onoldin. (Mel. 508).

Hieran ſchließen ſich die kleineren Städte mit alten Lateinſchulen: Windsbach: Melchior Bruno, Winsbacensis (Mel. 498/9; Schwabach: Wolfgang Ulbeccius (Ulbeck), Poet. laur. Suobacensis Francus (Mel. 346). Über Homagius ſiehe oben. Gunzenhauſen: Georg Wolf(ius) Guntzenhus. Franc. (Sched. 684); Waſſertrüdingen: Leonhard Frisius Wassertrud. Franc. (Sched. 831); Neuſtadt a. A.: 1. Joh. Hieronymus Neapol. F. (Mel. 526); 2. Joh. Hofmann Neovillae Theol. et P. C. (Sched. 736/7); Rothenburg o. T.: Val. Erhard. Wolfhart Rotenburgo-tuberanus, Francus. (Mel. 525); Joh. Schemel, Roteburg. Iuventutis Institutor: launige Beurteilung der ſchweren Arbeit eines Jugenderziehers, welche die des Herakles weit übertreffe:

> Nisibus Herculeis major Schemelius, unam Qui valuit puerûm vincere Barbariem (Sched. 613).

Zu Mittelfranken wurden damals noch gerechnet: Crailsheim: 1. Georg Hirsbauer, Creilshemius (Mel. 435); 2. Georg Kohler, Creilsheim (Sched. 625);

---

[1]) Außer ſeiner Gaſtfreundſchaft rühmt er beſonders ſeine Bibliothek: Bibliothecâ etiam! Nulli Frônsdorfia Cedit Bibliotheca Bono. Franci gaudete Poëtae.

[2]) Fons salutaris; Fons salutis; nach der urkundl. Form Haholdesbrunnen = zum Brunnen eines gew. (Gründers) Hahold.

[3]) ſ. „Nürnberger Zeit.", Beil. „Die Heimat", 1914.

[4]) ſ. „Fränk. Kurier", Beil. Febr. 1914.

Philos. Mag. (Kohler von nigro carbone); 3. Kaspar Finck, Creilshemio-Francus (Sched. 803).

Ferner wurde hierher gestellt Blaufelden: Joh. Rauscher, Plafeldens. Francus (Mel. 329 und 438).

Im äußersten Osten, in Hohenstein, empfängt Simon Schramm einen Gruß (Mel. 445), im äußersten Westen, in Uffenheim: Georg Meusel (Mel. 411).

Damit haben wir uns dem Kreis Unterfranken genähert. Begreiflicherweise kommen hiervon nur wenig Orte in Betracht. Über den Bischof Julius Echter berichtet er, als er von seiner Würzburger Reise spricht:

> Veni et Wurtzburgium: quâ Julius Ense Pedoque Fulminat. An caeli fulmen id esse putem? (Sched. 414).

Es ist von Interesse festzustellen, daß er seinen von 1583—1594 als Dompropst, Rektor magn. der Universität usw. in Würzburg lebenden Landsmann Erasmus Neustetter, gen. Stürmer, geb. 1523 zu Schönfeld bei Hollfeld, ebenfalls als Humanist und Dichter bekannt, mit keinem Wort erwähnt. Neustetter war ihm jedenfalls zu gut katholisch gesinnt! Wie sehr er den aus Mellrichstadt stammenden Paulus Melissus verehrte, ward schon oben dargetan. In Wetzhausen kannte er Johann Truchseß von W. (Sched. 271). Ferner hören wir von einem Johann Bernhard Titius, med., Wertheim (Mel. 397). Auf Philipp Eysel, Poeta et JC in Ochsenfurt sind zwei Gedichte verfaßt (Sched. 457 und 549). Das nahe gelegene Marktbreit begegnet in einem Gedicht an Tobias Knobloch, Marcobrett. Franc. Med. (Sched. 741).

Es bleiben jetzt noch die Namen derer, die ganz allgemein als „Franci" aufgeführt sind, die also nicht ohne weiteres einem bestimmten Orte in Franken zugewiesen werden können. Diese sind: 1. Phil. Ernst von Hohenlohe (Sched. 307/9); 2. Halbmeier von Dornberck Franc. Nobil. (Sched. 348/9); 3. Mart. Conradi Franc. (Mel. 388/9); 4. Joh. Melch. von Rabenstein (Mel. 397); 5. Joh. Loeser Francus [Ansbach?] (Mel. 418); 6. Joh. Trotsch Franc. (Mel. 426/7); 7. Ludwig Siebenhertz (Septicordis!) Franc. (Sched. 504); 8. Zachaeus Pistorius Franc. (Sched. 572/3); 9. Joh. Pfannenstiel Franc. Med. (Sched. 604/5); 10. Vit. Erasmus Hosmanus Franc. (Mel. 450/1); 11. Matthäus Eisenmann Franc. (Mel. 455); 12. Georg Marius Franc. (Mel. 444); 13. Vit. Huldericus et Sigism. Marschall Eq. Franci (Sched. 740); 14. Joh. Hausmann Franc. (Mel. 328); 15. Christian Gochsemius Franc. (Mel. 368); 16. Seb. Artomedes (Ἀρτὸν μῆδος) Franc. Theol. et poeta (Mel. 379/380); 17. Joh. Albinus Franc. Prof. P. Lipsiae (Mel. 342); 18. Joh. Herm. Demminger N. Franc. (Mel. 343); 19. Joh. Suevus Francus (Mel. 367), („Suevus nomine, natione Francus — formator pueritiae"); 20. Joh. Bapt. Rohrbachius Francus (Sched. 829); 21. Joh. Georg Straas Francus (Sched. 654); 22. Nicol. Hermann Franc. Mathem. Prof. Giesae (Sched. 614); 23. Joh. Starckius Franc. (Sched. 615); 24. Laur. Marquard Philos. Mag. (Sched. 626):

> „Tu quoque es inter eos è Fonte-Salutis alumnos, Cuis dictum est nostrâ voce".

25. Georg Geldner Franc. Philos. Mag. (Sched. 626); 26. Mich. Otho Franc. (Mel. 501); 27. Mart. Conrad Franc. (Mel. 518); 28. Friedrich Caesar Franc. (Mel. 488).

Zählen wir alle unsere fränkischen Landsleute, die von ihrem großen Landsmann so ausgezeichnet wurden, zusammen, so ergibt sich die runde Zahl 120[1]), annähernd geschätzt ein Viertel der Legion von Namen, die sich in der Widmung der Gedichte Taubmanns finden. Gewiß ein sprechender Beweis für die Bedeutung, die das Frankenland für den Dichter hatte und Grund genug für uns, daß wir einerseits stolz sind auf unsere Heimat, die soviele hervorragende Männer aufweist und daß wir anderseits des Mannes, der sich als ein Muster der Franca fides erwies, stets in Treue gedenken!

Ausgrabungen eines Bronzezeitdorfs in Mergentheim[2]).

Als im Jahr 1826 der Schäfer Gehrig, aufmerksam gemacht durch das gierige Blöcken seiner Schafe am Tauberufer die salzhaltige Schwitzquelle entdeckte, ahnte man nicht, daß dieselbe schon einmal drei Tausend Jahre vorher bekannt war. 1828 wurde dann die Quelle außerhalb des Hochwassergebietes gesucht, gefunden und gefaßt. Bei den Grabungen fand man Gefäßscherben, Brandreste und eine dunkle, schmutzige Kulturbodenschichte. Dem Herkommen derselben forschte man nicht weiter nach. –

Im letzten Jahr sind nun dort mehrere größere Neubauten erstellt worden, u. a. das Sanatorium „Hohenlohe". Bei den Grundgrabungen fand man in einer Tiefe von 4 m die Reste einer ganzen Niederlassung aus der letzten Bronzezeit. Nur auf der Grundfläche dieses allerdings großen Baues konnte man 18 Wohnstätten und 3 Urnengräber feststellen.

Unter dicker Kiesbedeckung in der für solche Funde ganz ungewöhnlichen Tiefe von 4 m fanden sich in braunem Lehm beim Graben der Fundamente Brandstellen im Boden. Rotgebrannter Lehm, Holzkohlenstücke, aufgeschlagene Tierknochen von Pferd, Rind und Schwein und zahlreiche Reste roher Gefässe zeugen von der Anwesenheit des Menschen an diesem Platze. An den Stellen, wo die Umstände es gestatteten, größere Flächen zu übersehen, ergab sich, daß in der Mitte der Fundstellen oft eine Stelle lag, wo sich die Brandreste besonders häuften und man regelrechte Brandplatten von rotem Lehm erkennen konnte. Der Durchmesser dieser Brandplatten betrug bis 1,50 m und große Steine mit flacher Oberfläche umgaben diese Stellen. Im allgemeinen blieben die Umgrenzungen der ganzen Fundstellen nur unklar. Einmal konnte jedoch Herr Fleck im Wirbel des eiligen Baus noch feststellen, daß eine solche Fundstelle im Rechteck von flachen Steinen umgeben war.

---

[1]) Diese Zahl erhöht sich durch diejenigen, welche eine eingehende Untersuchung unter den Widmungen mit bloßen Namenangaben als Franken entdecken mag.

[2]) Nach freundlichen Mitteilungen des verdienstvollen Mergentheimer Pflegers Herrn Oberpostkassierer Fleck und nach einem Aufsatz des Herrn G. Versu im Schwäbischer Merkur 1914 Nr. 36.

Nach den jetzigen Erfahrungen der Bodenforscher haben wir in diesen Fundplätzen die Reste von Wohnbauten zu sehen. Leider haben die Bodenverhältnisse es nicht ermöglicht, die Grundrisse der Bodenbauten in allen Fällen festzulegen. Sicher ist nur, daß die Bauten im Innern Feuerherde hatten, denn die Brandplatten sind nichts anderes, als solche Herde. Auf den Steinen, die um die Herdstellen herumlagen, saßen die Bewohner des Hauses. Die Häuser hatten Holzwände, die mit Lehm gedichtet waren, und die einmal gefundene Steinumrahmung des einen Fundplatzes aus flachen Steinen läßt erkennen, daß die Wände des Hauses auf Schwellen aufgebaut waren, die auf diesen Steinen auflagen. Die dichte Reihenfolge der Hausstellen läßt erkennen, daß der Platz eng besiedelt war. Die große Ausdehnung der Fundstellen macht wahrscheinlich, daß das Gelände dorfartig gebaut war, denn auch beim Bau der Dependance und einer Entwässerungsdohle vor dem Erholungsheim haben sich schon im vorigen Jahre Wohnreste derselben Zeit gefunden. Die ganze Bauart der Hütten spricht für eine dauernd ansässige, nicht nomadisierende Bevölkerung.

Übermäßig geeignet für eine Siedelung war der Platz nicht. Zahlreiche mit Kies erfüllte Rinnen zeigen deutlich, daß aus dem Herrentale Wasser herabfloß und sich einen Weg durch die Siedelung bahnte. Es muß also ein ganz besonderer Grund gewesen sein, der die Leute bestimmte, hier zu siedeln. Dieser besondere Grund wird in der Existenz der Mineralquelle zu suchen sein. Das salzhaltige Wasser bildete sicher ein so kostbares Besitztum, daß es bewog, zum Schutz und zur Ausnützung der Quelle an einer so ungeeigneten Stelle zu wohnen.

Doch nicht nur von den Lebenden erzählen die Funde, sondern auch ein gut beobachtetes Grab zeugt von Fürsorge für die Toten. So fand sich an der Stelle der Kläranlage in mehr als 4 m Tiefe rings von Steinen umstellt, eine große schwarze Urne mit der Hand gefertigt. Sie ist mit flachen Eindrücken geziert, die als Kanneluren girlandartig die Schulter des Gefäßes schmücken. In dieser leider arg zerdrückten Urne lagen ebenfalls zerdrückt und zerbrochen 5 kleine Gefäße verschiedener Form. Die kleinen topfartig geformten Beigefäße haben ursprünglich wohl Speisen enthalten und in den kleinen Schalen mag ein Getränk für den Toten gewesen sein. Damit dem Toten der Schmuck nicht fehle, wurde eine einfache unverzierte Bronzenadel dem Bestatteten ebenfalls in die Urne gelegt. Unter diesen Beigaben lag, die untere Hälfte der Urne erfüllend, der Leichenbrand. Feine weiße Knöchelchen aus reiner Kalkmasse sind die unvergänglichen Reste des hier Bestatteten. Auch noch an zwei anderen Stellen fanden sich Spuren, die vielleicht auf Gräber schließen lassen. Die Sitte, die Toten mitten zwischen den Wohnplätzen zu begraben, ist nicht außergewöhnlich und in vorgeschichtlicher Zeit schon oft beobachtet worden.

Die Trümmer des oben erwähnten Grabes sind vom K. W. Landeskonservatorium; dem Dr. Hübner die Funde gütigst überlassen hat, mühsam zusammengesetzt worden. Eine Nachbildung des Grabes soll im Erholungsheim aufgestellt werden und auch der Sammlung in Mergentheim wird eine Auswahl der charakteristischen Fundstücke überwiesen werden. In der Hauptsache bestehen diese Funde aus Gefäßresten, die auch beim sorgfältigsten Zusammensetzen immer nur größere Scherbenstücke ergeben. Die Form und die Verzierung der Gefäßstücke ermöglicht aber die sichere Datierung der Funde in die Bronzezeit. Einen materiellen Wert stellen diese unansehnlichen Reste nie dar. Aber gut beobachtet und der Öffentlichkeit zugänglich sind sie zwar stumme, aber wertvolle Zeugen aus der schriftlosen Vergangenheit unseres Landes.

Die Ruinen der Siedelung, die aus irgend welchen Gründen durch Feuer zu Grunde ging, haben nicht lange offen gelegen. Nachdem sich eine 20 cm starke Lehmschicht durch Abschwemmung und Vegetation gebildet hatte, haben große Wetterkatastrophen die Siedelung so ungewöhnlich tief untergraben. Dem geologisch geschulten Auge zeigen die Profile der Baugrube klar, wie in mehrfacher Folge grober Kies und Geröll aus dem Tal der Löffelstelzenersteige durch gewaltige Regengüsse herabgeschwemmt worden sind und sich als breites Schuttdelta vor der Talmündung aufgetürmt haben. So sind, nachdem wohl das Niederschlagsgebiet, das durch das Tal entwässert seiner schützenden Vegetation beraubt war, die kleinen Wasserrinnen, die die bronzezeitige Siedelung durchzogen, zu Wildbächen geworden, die eine Ansiedelung an dieser Stelle unmöglich machten. Wann dies geschehen ist, läßt sich, da Funde in dem Geröll nicht bekannt geworden sind, nicht sagen. Doch zeigt die Lehmschicht über der bronzezeitlichen Kulturschicht, daß zwischen dem Untergange des Bronze-

zeitdorfs und den Wetterkatastrophen kein ursächlicher Zusammenhang bestand. Taubergerölle haben sich bei der Vorderfront des Erholungsheims nach Beobachtung von Herrn Fleck gefunden und zeugen auch von verheerenden Hochwassern. Auch hier ermöglichten leider keine Funde, diese Hochwasser zeitlich festzulegen, doch muß dies eine schlimme, zwischen der Bronz- und Jetztzeit liegende Katastrophenperiode für die Bewohner des Taubertals gewesen sein.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Altertumsverein zu Mergentheim. Der Vereinsvorstand, Oberstleutnant a. D. von Biela hielt auf der Generalversammlung einen Vortrag über das Münzwesen des Deutschordens. Schon im Jahre 1355 verlieh Kaiser Karl IV. dem Deutschordenskomtur Philipp von Bickenbach das Recht, Münzen nach dem Korn von Nürnberg zu schlagen. Von diesen Münzen ist bisher keine Spur gefunden, auch das reiche Münzkabinet des jetzigen Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Eugen enthält kein Stück. Zu höherer Bedeutung gelangte die Münzstätte erst, als mit der 1525 erfolgenden Umwandlung des Ordensstaates in ein evangelisches, weltliches Fürstentum der der katholischen Kirche treugebliebene Teil sich in Mergentheim konstituierte.

Der erste Mergentheimer Hoch- und Deutschmeister Walter von Kronberg ließ 1533 Pfennige und Batzen durch Simon von Schwabach prägen.

Es läßt sich nun urkundlich aus Rechnungen des Deutschordens nachweisen, daß bis 1562 in der in der früheren Münzgasse zu Mergentheim gelegenen Münze geprägt wurde. In den späteren Jahren erfolgte die Prägung in Nürnberg und in Wertheim. Im Jahre 1573 befanden sich in den Archiven des Deutschordensschlosses zu Mergentheim und der Burg Neuhaus bei Mergentheim noch je 180000 schwere Goldgulden (ca. 1 Million Gulden) nebst vielen gediegenen Goldstangen. Aus den letzten Jahren des Hoch- und Deutschmeisterordens zu Mergentheim wird uns berichtet, daß vielfach aus Not wertvolle Kunstgegenstände eingeschmolzen und daraus Münzen geprägt wurden. Unter den letzten beiden Hoch- und Deutschmeistern zu Mergentheim, Karl Ludwig und Anton Victor, Erzherzögen von Österreich und Brüder Kaiser Franz II. wurden keine Deutschordensmünzen mehr geprägt. Der Ursprung des schon erwähnten Münzkabinets des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian I., Erzherzogs von Österreich, ist ebenfalls in Mergentheim zu suchen. Im Jahre 1716 hören wir erstmals von einer im Archiv des Deutschordensschlosses zu Mergentheim untergebrachten Raritätenkammer, welche zunächst nur Sieges- und dann auch Deutschordensmünzen sammelte. Als Begründer dieser Sammlung wird uns der Hoch- und Deutschmeister Maximilian II. Franz, Sohn Kaiser Franz I., genannt, der 1200 Gulden zum Ankauf der Münzsammlung eines verstorbenen Landkomturs der Ballei-Franken, Frhr. von Lehrbach, stiftete.

Zum Schluß der Versammlung wurde auf Antrag des Vortragenden beschlossen, an dem Münzhaus zu Mergentheim eine Tafel anzubringen, welche der Nachwelt die einstige Bestimmung des Hauses überliefern soll. Ferner ein Gesuch an die Stadtverwaltung einzureichen, die jetzige obere Mauergasse in welcher sich das Münzhaus befindet, wieder wie in früheren Jahren Münzgasse zu heißen. von Biela-Mergentheim.

Am Dienstag, den 24. März hielt der **Historische Verein Alt-Dinkelsbühl** im Hotel „zur goldenen Kanne" seine diesjährige Generalversammlung ab, die sich unter dem Vorsitze des Herrn Regierungsrates Knaps hauptsächlich mit der Beratung der nötig gewordenen neuen Statuten beschäftigte. Auch widmete der Vorsitzende dem dahingeschiedenen Vorstande des Vereins, Herrn Hofrat und Bürgermeister Ludwig Sternecker, der den Verein gegründet hat, einen sehr ehrenden Nachruf. Da die satzungsgemäß zur Genehmigung der Statuten notwendige Dreiviertels-Mehrheit der Mitglieder nicht anwesend war, mußte am 31. März eine weitere Generalversammlung abgehalten werden, die im „Deutschen Hause" stattfand. In dieser wurde die Annahme der neuen Satzungen beschlossen und der neue Ausschuß mit Herrn Bürgermeister Götz als erster und Herrn Regierungs-

rat Knaps als stellvertretender Vorstand endgültig gewählt. Das Hauptinteresse des Abends konzentrierte sich auf den von Herrn Kunstmaler J. Kühn jun., dem leitenden Konservator des Vereins, gehaltenen Vortrag über „Menschen und Moden zur Zeit Albrecht Dürers". Ausgehend von den Gemälden in der St. Georgskirche zu Dinkelsbühl wies er insbesondere auf ein Bild des dortigen Dreifaltigkeitsaltares hin, das mit dem 2. Blatte der Dürer'schen Offenbarung bis auf die kleinsten Einzelheiten übereinstimmt. An der Hand zahlreicher aufliegender Dürer'schen Stiche und Werke zeigte er das Leben der damaligen Menschen in allen Verhältnissen. Der geistreiche, mit vielen Zitaten aus Dürers Aufzeichnungen belegte Vortrag fand den ungeteilten Beifall und Dank der zahlreichen Versammlung. J. Greiner-Dinkelsbühl.

Lesefrüchte.

Eine Spessartfahrt im Jahre 1705.

Wer heute gemächlich auf der bequemen, breiten Landstraße wandert, die den Spessart als Verbindungslinie von Aschaffenburg nach Würzburg durchquert, dem folgt das Summen der Telegraphendrähte in die tiefste Waldeinsamkeit und die dünnen Jungholzbestände zeigen, wie verheerend die gierig zerstörende Axt in die alten, geheiligten Forsten gedrungen ist. Mit schrillem Laute schreckt die Autohuppe das Waldgetier, das sich allzunahe an die Grenzbezirke des Menschenverkehrs wagt.

Wenige Zeugnisse aus Urkunden oder literarischen Überlieferungen lassen das ursprüngliche Bild des Waldmeeres dem forschend in die Vergangenheit gewandten Blicke aufleben. Wie gründlich der Umschwung ist, ersehen wir aus:

„Des Herrn von Blainville ehemaligen Gesandtschaftssekretärs der Generalstaaten der vereinigten Niederlande an dem Spanischen Hofe Reisebeschreibung durch Holland, Oberdeutschland und die Schweiz, besonders aber durch Italien aus des Verfassers eigener Handschrift in englischer Sprache zum erstenmal zum Druck befördert von Georg Turnbull der Rechten Doktor u. Wilhelm Guthrie, Ritter, nunmehr in das Deutsche übersetzet, erläutert und hin und wieder mit Anmerkungen versehen von Johann Tobias Köhler, Professor zu Göttingen u. Mitglied der Churfürstlich Maynzischen Academie der nützlichen Wissenschaften. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung, 1764:

Hierin verzeichnet der Verfasser am 15. May 1705 den folgenden topographisch und kulturhistorisch gleich merkwürdigen Tagesbericht:

„Spessart Wald. Esselbach.

Wir verließen Aschaffenburg um zehn Uhr des Morgens, und kamen eine gute Stunde davon zum ersten mal in einen Wald, welcher der Spessart genannt wird. Er ist ein Stück von dem alten fürchterlichen Saltu Hercynio, der sich vormals durch zwey dritteile von Deutschland erstreckte, und nun der Schwarzwald heißet. Ein Name, der sich in der That recht wohl für ihn schicket, denn in demjenigen Theile, den wir durchpassirten, stehen die Bäume auch sogar

an der Landstraße so dicke und nahe bey einander, daß zween Kerls, der Fuhrmann, und zuweilen auch unsere Bediente, mit Aexten die Durchfahrt erleichtern müssen. Wir wurden genöthiget, in diesem Walde manchmal vier bis fünf Stunden weit zu Fuße zu gehen, weil uns die Abstürze und die schlimmen Felsen zu fahren nicht erlaubten. Auf die letzte kamen wir glücklich darnaus, und erreichten das Dorf Esselbach." Guido Hartmann-Aschaffenburg.

Zur Förderung der Wirtschaftsgeschichte.

Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hat sich der Blick der Wirtschaftshistoriker in steigendem Maße auf jene spezifischen Quellen der Handelsgeschichte gelenkt, wie sie sich aus der kaufmännischen Tätigkeit der einzelnen Wirtschaftssubjekte ergaben und wie sie für die Zeit vom 14. Jahrhundert an in größerer Anzahl in den öffentlichen und privaten Archiven (Familienarchiven) ruhen. Also auf Handelsbücher, auf Handelskorrespondenzen (die oft in zusammenhängenden Gruppen in Kopierbüchern erhalten sind), auf Gesellschaftskontrakte, auf Kontrakte mit Handelsdienern, auf tagebuchartige Aufzeichnungen von Kaufleuten und ähnlichen Quellen.

Es dürfte bekannt sein, daß nur mit Hilfe eines solchen Quellenmaterials die innere Struktur, die innere Organisation des Handelslebens richtig erfaßt und beurteilt werden kann. Namentlich die Fragen nach der durchschnittlichen Höhe der Handelsgewinne früherer Zeiten, nach der Art der Kapitalbeschaffung bei den größeren Firmen, die Fragen nach der Größe der Betriebe, nach der Form der Unternehmungen (ob Einzel- oder gesellschaftliche Unternehmung), die vielerlei Fragen nach dem Charakter der Handelsvergesellschaftungen usw. können exakt und konkret nur aus dem genannten Quellenmaterial beantwortet werden. Dasselbe gilt für die vielen Fragen nach der Wesensart der vorkommenden Geschäfte (ob Kreditgeschäfte vorliegen, ob das Speditionsgewerbe von dem eigentlichen Handelsgewerbe getrennt ist usw.), dasselbe für die Erforschung der vom Großkaufmann abhängigen gewerblichen Betriebssysteme usw. usw.

Hervorragende deutsche und ausländische Wirtschaftshistoriker haben des öfteren den Wunsch nach häufigeren Editionen von Handelspapieren der oben genannten Arten ausgesprochen. So schrieb, um nur einige zu nennen, Wilhelm Heyd, der Altmeister moderner handelsgeschichtlicher Forschung in Deutschland, mit Bedauern: „Die Handelspapiere alter Zeit sind in ausgedehntem Maße der Vernichtung anheimgefallen, das läßt sich leider nicht leugnen, allein ganz ausgetilgt sind sie noch nicht; nur werden sie sorgfältig bewahrt im Familienbesitz, ruhig liegen gelassen in den öffentlichen Archiven, auch wohl im Stillen gesammelt, aber der Veröffentlichung nicht entgegen geführt". Auch von Inama-Sternegg bedauerte im Vorwort zum zweiten Teil des dritten Bandes seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte, daß aus den neuen Quellenkreisen, mit deren Hilfe man zu ganz konkreten und anschaulichen Vorstellungen des Handels kommen könne, die Handelsbücher großer Kaufleute bisher nur selten zur allgemeinen Kenntnis gebracht worden seien.

Vor und nach diesen Äußerungen ist eine kleine Anzahl von Handelsbüchern und verwandten Archivalien des 14. bis 16. Jahrhunderts auch in Deutschland wie anderwärts ediert worden. Außerdem haben nicht edierte Handelspapiere einzelnen Wirtschaftshistorikern als willkommene Erkenntnisquelle gedient. Eine wesentliche Förderung unsrer Wissenschaft ist daraus entwachsen. Aber es muß mehr geschehen! Was uns als Vorbereitung auf eine deutsche Handelsgeschichte, die allen berechtigten Anforderungen der Geschichtswissenschaft und der Nationalökonomie genügen will, nottut, ist eine systematische Sammlung und eine zusammenhängende, von denselben Prinzipien geleitete Edition bezw. Bearbeitung von Handelspapieren der oben genannten Art. Wenigstens für die Zeit bis zum 16. Jahrhundert inbegriffen. Das Unternehmen duldet keinen Aufschub, sollen nicht noch weiterhin, wie es schon geschehen ist, unersetzliche Geschichtsquellen als Makulatur eingestampft werden.

Als Vorbereitung für eine Publikation wie die oben genannte hat nun die historische Kommission bei der Königl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 16. Mai

1913 beschlossen, die Verzeichnung zunächst der ungedruckten süddeutschen Handelsbücher und verwandten Akten des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts vornehmen zu lassen. Zu diesem Zwecke richten die Unterzeichneten an alle Freunde der deutschen Wirtschafts- bezw. Handelsgeschichte die höfliche Bitte, bei dem schwierigen Werke mitzuhelfen und möglichst genaue Angaben über ihnen bekannte oder aufstoßende Handelspapiere der genannten Art an sie gelangen zu lassen. Bemerkt sei, daß sich die gesuchten Archivalien erfahrungsgemäß oft als Beilagen zu Gerichtsakten zu finden pflegen, wohin sie gelegentlich kaufmännischer Prozesse (zwischen Handelsgesellschaftern, im Anschluß an Konkurse usw.) gelangt sind.

Dr. G. v. Below,
ord. Prof. an der Universität Freiburg i. Br.

Dr. J. Strieder,
Privatdozent an der Universität Leipzig.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Bayern 1813. Vaterländisches Gedenkbuch. Mit 36 Abbildungen. Bayerland-Verlag. München 1913. VIII und 110 S. 1.60 Mk.

Eine Anzahl der hervorragsten bayerischen Historiker hat ihr Scherflein beigetragen, um in obiger Broschüre das Jubiläumsjahr 1913 durch Wort und Bild zu feiern. Wir lesen da die Namen: Heigel, Böhm, Sepp, Weiß, Döberl u. a. Daß diese Autoren bei aller vaterländischer Begeisterung scharfe Quellenkritik üben, ist aus ihren andern Werken sattsam bekannt. Bekannt ist aber auch der künstlerische Klang ihrer Darstellung, die bei aller Popularität auch dem Gebildeten, ja selbst dem Fachmann stets frische Gedanken zu bieten weiß. Nach einem geharnischten gegen die norddeutschen Historiker, namentlich gegen Treischke und Pertz, gerichteteten Geleitwort von Heigel und einem Gedicht König Ludwigs I. an die „Teutschen" lesen wir eine äußerst feine, kurze Abhandlung von Böhm über „König Max Joseph von Bayern 1813". Dem ruhig wägenden, vorsichtig handelnden König tritt dann der stürmische, franzosenfeindliche Kronprinz, dargestellt nach Heigel und Sepp, gegenüber. Sein ganzes Tun und Trachten gipfelte ja in dem Wort: „Los vom Rheinbund!" Den Stimmungswechsel bei König und Volk, die kluge Politik Wredes durchleben wir in den folgenden Kapiteln. Der denkwürdige Vertrag von Ried bringt endlich die Ideen zum Durchbruch, die längst im Volk wie im Herrscherhause ruhten Die nun folgenden Abschnitte zeigen uns die Volkserhebung in ihrer hellen Begeisterung. Wredes Zug gegen Würzburg, die Schlacht bei Hanau sind eingehend und nach Berichten von Augenzeugen zur Darstellung gebracht. Ein kurzes Gedächtniswort im Hinblick auf das Völkerschlachtsdenkmal bei Leipzig und die Befreiungshalle bei Kehlheim schließt die von edlem patriotischen Geist durchhauchte Broschüre. Äußerst interessant sind die quellenmäßig abgedruckten Studentenbriefe, die Berichte der Studienvorstände und die Antwortschreiben der Regierung. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt, hätten aber etwas gediegener zur Ausführung kommen müssen.

Das Jahr 1814 brachte aber den Hauptanteil Bayerns am Befreiungswerk, ihm dürfte eine ähnliche Abhandlung gewidmet werden. Mit Recht wird sie wie die vorliegende Schrift die schweren Opfer der Bayern verherrlichen, ohne den Preußen den Siegeskranz zu entreißen, den ihnen schon Kronprinz Ludwig in seinen Gedichten gewunden. „Wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben" zieht als Leitmotiv durch die ganze Broschüre, die schon die Namen ihrer Verfasser aufs beste empfehlen.

Dr. Haug-Wertheim.

Hofmann, K., Baden im deutschen Freiheitskrieg 1813–1814. Mit 10 Vollbildern. Karlsruhe. Gutsch. 100 S. 60 Pfg.

Das vorliegende Schriftchen will in volkstümlicher Form den Anteil Badens im großen deutschen Freiheitskampfe vor Augen führen. Baden hatte ja in jener ernsten Zeit eine besonders schwierige Stellung. Bei Leipzig kämpften die badischen Truppen noch unter den Fahnen Napoleons, sie wurden von den Verbündeten gefangen genommen. Großherzog Karl war mit der Adoptivtochter Napoleons, Stephanie Beauharnais vermählt. Zudem war Baden das Land, das als Erstes einen französischen Einmarsch zu gewärtigen hatte. Trotz dieser und anderer Hindernisse mußte aber Baden rasch seine Schwenkung in der Politik vollziehen; denn österreichische und russische Truppen marschierten bereits gegen die Grenze. Diesen Umschwung im Herrscherhaus wie im Volk hat das vorliegende Schriftchen trefflich zur Darstellung gebracht. Gerne folgt man dann dem Verfasser auf die französischen Schlachtfelder, wo er uns das heldenhafte Verhalten der Badener vor Augen führt. Eine große Anzahl von amtlichen Erlassen, Briefe und Berichte von Augenzeugen, Gedichte und Zeitungsartikel aus jener Zeit vervollständigen das Bild. Bei dem geringen Preis kann man das Schriftchen infolge seiner vorzüglichen Anlage und Ausstattung jedem Vaterlandsfreunde wärmstens empfehlen.

Dr. Fl. H. Haug-Wertheim.

Karl Kelber, Chronika des Kirchspiels Immeldorf. Als Manuskript gedruckt. 1914.

Ein vortreffliches Schriftchen, auf das hier hinzuweisen und das jedem Freund fränkischer Geschichte warm zu empfehlen der Rezensent für seine Pflicht hält. Er ist überzeugt, daß alle Leser die gleiche herzliche Freude daran haben werden, welche ihm dessen Lektüre bereitet hat. Herausgewachsen aus der Beschäftigung mit der Neuherstellung der Pfarrbeschreibung, – eine Arbeit, welche zur Zeit allen protestantischen Pfarrern Bayerns obliegt, – atmet die Schrift doch nichts von der trockenen Luft der Kanzleistube und der pflichtmäßig vollzogenen Schreiberei, man riecht auch nicht den dumpfen Geruch des Studierzimmers und des Altertums-Museums, sondern sie strömt den frischen, belebenden Hauch innerlicher Hingebung an eine mit Lust und Freude erfaßte Aufgabe, den Geist echter Heimatsliebe und der Liebe zur Geschichte aus, wozu noch die ja in der Öffentlichkeit Bayerns bereits hinreichend bekannte dichterische Gabe des Verfassers kommt, die ihn befähigt, die Früchte ernster, gewissenhafter historischer Forschung in der anmutigen Schale schöner und fesselnder Darstellung zu präsentieren.

So ersteht unter der froh schaffenden Hand des „Chronisten", der aber ein fleißiger Historiker und begnadeter Künstler in einer Person ist, aus welken Blättern spärlicher vergilbter Akten ein überaus lebendiges, plastisches Bild des Dorfes Immeldorf vor dem geistigen Auge des Lesers; er lernt es lieb gewinnen, auch wenn er es nie gesehen hat, er sieht seine Kirche, sein Schloß, alle seine geschichtlichen Denkmäler aus dem Erdboden aufwachsen und durchlebt mit ihnen ihre wechselnden Geschicke, er verfolgt mit innerer Teilnahme das Kommen und Gehen der Bauern Immeldorfs und beobachtet, wie auch in ihrer Freude und ihrem Leid durch die Jahrhunderte sich die großen Ereignisse der Weltgeschichte abspiegeln.

Es sei davon abgesehen, Einzelheiten aus der Ortsgeschichte herauszuheben, nur darauf möchte hingewiesen sein, daß auch in Immeldorf nach dem 30jährigen Krieg zahlreiche vertriebene Österreicher eingewandert sind und deren Nachkommen zum Teil noch dort existieren. Hierfür erbringt der Verfasser ein reiches urkundliches, für die Exulantenforschung auch nach der familiengeschichtlichen Seite hin wertvolles Material.

Alles in Allem: wir wünschten jeder unsrer großen und kleinen Gemeinden in Franken, die noch einer eigenen brauchbaren Ortsgeschichte entbehren, solche verständnis- und liebevolle Geschichtsschreiber, die ihre Zeit, Kraft und Gabe selbstlos in den Dienst einer kleinen und doch wieder großen Sache, wie die Pflege des Heimatsinnes es ist, stellen. Die Immeldorfer Gemeinde aber darf und wird gewiß ihren Pfarrherren sein ihr gewidmetes neuestes Büchlein aufrichtig danken und es in Ehren halten. Wer solch eine Ortsgeschichte besitzt, bei dem wird der Schlußwunsch des Verfassers von selbst in Erfüllung gehen, daß er gern immer wieder darnach greift und sich durch sie stärken läßt in der stolzen Heimatfreude und der dankbaren Heimatliebe. H. Clauß-Schwabach.

M. Göbel, Dettelbach. Nach Urkunden und Quellenschriften bearbeitet. 82 Seiten mit 41 Bildern im Text. Dettelbach a. M. Konrad Triltsch. 1912. 1 Mk.

Nach einem kurzen Vorwort, in welchem mit Recht Klage geführt wird, daß altehrwürdige Kleinstädte mißachtet vom Fremdenstrom liegen und daß auch Dettelbach noch viel zu wenig von Künstlern und Kunstfreunden nach Gebühr geschätzt wird, weiß der Verfasser in sieben Kapiteln eine fesselnde Darstellung zu geben von dem wechselvollen Leben Dettelbachs während seiner zwölfhundertjährigen Geschichte.

„Modernes Bild in alten Rahmen" ist die Überschrift des 1. Kapitels. Wir erhalten hier zunächst eine Gegenüberstellung von Zuständen der älteren und neueren Zeit (Verkehr, Beleuchtung, Wasserversorgung, Kanalisation). Dann macht uns der Verfasser bekannt mit der bedeutendsten gewerblichen Anlage Dettelbachs, mit der Aktienbrauerei, welche an die Stelle der 1885 eingegangenen, altberühmten Klosterbrauerei trat. Vor allem wird der Geschichte des Weinbaus und des Weinhandels gedacht, dem Dettelbach zu allen Zeiten seine weit über die Größe hinausgehende Bedeutung verdankt. – In dem 2. Kapitel „Mittelalterliches Leben" versetzt uns der Verfasser in die früheren Jahrhunderte zurück. Dettelbach seit 1484 mit dem Stadtrecht begabt, war mit Ringmauer, 52 trutzigen Türmen und Graben bewehrt. Fünf Tore öffneten um 1500 den Zugang zur Stadt. Zum mittelbaren Schutze der Stadt und ihrer Bürger befand sich in dem obersten Stock des viereckigen Turmes der Pfarrkirche die Stadtwache. Schon aus der Zeit der Erhebung Dettelbachs zur Stadt stammt der Plan zu dem stattlichen Rathaus, mit seiner doppelten Freitreppe und dem kostbaren Erkerchörlein. Um so einfacher waren die altfränkischen Wohnhäuser, deren noch mehrere erhalten sind. Der Grundbesitz in der Markung war z. T. im Besitze Auswärtiger. In und um Dettelbach lagen 12 Mühlen. Der Waldbestand war in der Markung ungleich größer als heute. 1506 gab es noch Wölfe in diesen Gegenden. Im Mittelalter wurde ebenfalls das Horn'sche Spital von Johann Horn, Dechant zu Feuchtwangen, gestiftet. Auch in das verzwickte, mittelalterliche Rechtsleben läßt uns der Verfasser einen interessanten Blick tun. Nicht zur Stadt gezogen war eine Vorstadt, welche den Namen Kühngasse führte. Sie verschwand bald nach dem 30jährigen Kriege. Nach 1582 erhielt Dettelbach Zuwachs durch die Bewohner des oberhalb Dettelbachs liegenden Weilers Ostheim. Die Blütezeit Dettelbachs beginnt mit Erhebung zur Stadt. Die Glanzzeit erlebte Dettelbach um 1600. – Wurde im 2. Kapitel mit der Erhebung Dettelbachs zur Stadt begonnen, so holt der Verfasser in dem 3. Kapitel: „Schloßberg und Burggraben" noch weiter aus und läßt die wechselvolle Geschichte Dettelbachs vom ersten Auftreten an (742) bis zur Erhebung zur Stadt an unseren geistigen Auge vorüberziehen. Hervorheben will ich hier nur, daß auch Dettelbach sein Geschlecht hatte, nämlich das Geschlecht der Ritter von Dettelbach, welche Lehensmänner der Benediktinerinnenabtei Kitzingen, der Fürstbischöfe von Würzburg und der Herren von Hohenlohe-Brauneck waren. Das Schloß oder die Burg dieser alten und reichen Adelsfamilie lag auf der Höhe, wo jetzt das Rentamtsgebäude und die Pfarrkirche stehen. Im Anschluß hieran wendet sich der Verfasser zu den Gebäuden, welche heute noch auf dem Schloßberg stehen, wie Rentamtsgebäude (nicht lange vor 1800 erbaut) und Pfarrkirche (ältester Teil aus Zeit um 1440). – Über Dettelbach als Wallfahrtsort weiß uns der Verfasser im 4. Kapitel zu berichten. Der berühmteste Wallfahrtsort Franken hat wie wenige Gnadenorte die Reformation und die schwersten Kriege überdauert. Ursprünglich ein einfacher Bildstock zu Ehren der Gottesmutter im Weinberge vor der Stadt – daher im Mittelalter die Bezeichnung: sancta Maria in vineis –, dann ein beschränktes Wallfahrtshäuschen um den verehrten Bildstock herum, wurde neben dem leicht gezimmerten Bethäuschen 1505 bis 1521 eine Wallfahrtskapelle errichtet. Diese Kapelle wurde dann 1608 bis 1626 zu der jetzigen, berühmten Wallfahrtskirche erweitert. 1616 kam sie in die Obhut der Franziskaner. – Das 5. Kapitel „Im 30jährigen Krieg" schildert uns die Nöten Dettelbachs während jenes für Deutschland unheilvollen Krieges. Truppendurchzüge, Einquartierungen (z. B. am 10. März 1632 Gustav Adolf, am 21. September 1634 König Ferdinand) und Lieferungen beunruhigten fortgesetzt die Bevölkerung und legten immer neue drückende Lasten auf. 1638 mußte Dettelbach sogar ein „Fenlin" von 241 Mann ins Feld stellen. Mit Freuden wurde deshalb der Friedensschluß begrüßt. Aber auch die ersten Jahre nach dem Friedensschluß brachten weder Erleichterung noch Sicherheit. – Selbst

die französische Revolution, an welcher sich ein ehemaliger Franziskaner des Klosters Dettelbach – Eulogius Schneider mit Namen – aktiv beteiligte, warf ihre düsteren Schatten auf die sonnigen Gefilde Dettelbachs. So berichtet der Verfasser in seinem 6. Kapitel „In der Revolutionszeit", daß der Wallfahrtsschatz zu dieser Zeit manch wertvolles Stück verlor und daß Dettelbach selbst durch Einquartierungen hart mitgenommen wurde. Ja, eine kleine Abteilung Franzosen lag hier als ständige Besatzung. – Einen würdigen Abschluß des Ganzen bildet das letzte Kapitel: „Söhne Dettelbachs, der Stolz des Vaterlands". Von diesen möchte ich hier anführen den bayrischen Finanzminister von Breunig und den Vater der unterfränkischen Dialektdichtung, Joseph Kramer, von dessen dichterischem Schaffen willkommene Proben auf Seite 16 und 79 dargeboten sind.

Beigegeben ist diesem wohl nach Inhalt als auch nach Ausstattung gediegenen Werkchen eine sorgfältige Literaturangabe, die besonders von denen angenehm empfunden werden dürfte, welche, angeregt durch die genußreiche Lektüre, sich noch tiefer mit dem „Schatzkästlein unter den fränkischen Kleinstädten" befassen möchten. Karl Keller, Wertheim.

Vogel, Max Alfred, Neue Gedichte. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1914. 2.50 Mk.

Es ist offenbar nur eine Auslese aus Vogels lyrischem Schaffen, die in dem schmalen vornehmen Büchlein vereinigt ist. Dafür aber wirklich „Auslese", die durchgefeilt, formvollendet, von hoher Schönheit der Sprache erfüllt, einen großen Reichtum echt künstlerischen Empfindens verrät. Besser als alles Lob empfehlen sich die Gedichte selber. Es sei auf die Verse „Franken" und „Im Taubertal" hingewiesen, die in diesem Heft zum Abdruck gelangten. H. W.

Stelter, Albert, Bezirksbaumeister in Schweinfurt, **Altheimische Bauweise im Bezirksamte Schweinfurt.** Ernst Stoer, Schweinfurt.

Wir leben in einer Zeit, die sehr geneigt ist, den modernen Anforderungen und Verkehrsverhältnissen alles zu opfern. Aber schon sind sich weite Kreise unseres Volkes darüber klar, daß zur Erhaltung der Eigenart und Schönheit unserer Orts- und Landschaftsbilder unter allen Umständen etwas geschehen muß.

Es sind daher alle Bestrebungen, die noch vorhandenen gediegenen Beispiele alter Kunst, den alten Bauernhausstil mit seinen vorbildlichen Formen, photographisch oder zeichnerisch festzuhalten, auf das lebhafteste zu begrüßen.

Das vorliegende Werk ist unter der großen Menge von Veröffentlichungen von ganz besonderem malerischem Reiz. Wir sehen aus den trefflichen Photographien, wie mit oft einfachen Mitteln das bescheidene Wohnhaus zu einer Wirkung gebracht wird, die unserem Schönheitsgefühl und Gemüt entspricht. Es sind prächtige Vorbilder, die uns zeigen, wie die baulichen Verhältnisse in volkskünstlerischer Beziehung eine Besserung erfahren können. Baumeister Hauck-Wertheim.

Beck, Prof. Dr. Chr. in Bamberg. Heimatkundlicher Führer für junge Wanderer. 64 S. mit 41 Abbild. und 22 Gedichten. Oldenburg, München, Berlin 1914. 1 Mk.

Ein prächtiges Buch, das auf jeder Seite einige Liebe zur Jugend und Heimat erkennen läßt. Sehr beherzigenswerte Ratschläge und Merkungen bringen die beiden ersten Abschnitte „Vom Wandern" und „Vom Heimatwerk". Mit Recht wird auf manche Unart der Wanderer hingewiesen, die in unseren Wandervögelvereinen gar nicht schnell genug ausgerottet werden können.

Das Herz geht einem auf, wenn man Beck „Auf der Wanderschaft" begleitet. Landstraße, Burg, Gehöft, Dorf und Stadt, überall weiß der Verfasser an stattlichen Bauten wie an unscheinbaren Feldkreuzen und Bildstöcken seinen Begleitern das rechte Wandern zu zeigen. Wir sehen, wie überall um uns die Zeugen der Vergangenheit reiche Erkenntnis vaterländischer Geschichte, Kunst und Kultur vermitteln, wenn wir schon in der Jugend gelernt haben mit offenen Augen und höflichen Fragen auf die Wanderschaft zu gehen. Wie man sehen und fragen soll zeigt unser „Führer" in vorbildlicher Weise, unterstützt durch reichliche Bilderausstattung und feinsinnig ausgewählte Verse.

Es ist ein Buch, das man jedem Wanderer, jung und und alt, in die Hand wünschen muß. Ob allerdings der Vorschlag, die Wandervereine möchten die heimatkundliche Ausbeute

ihrer Fahrten in eigenen Sammlungen (Museen und Archiven) vereinigen, durchführbar oder auch nur erwünscht ist, erscheint mir recht fraglich. Das wichtigste ist da doch enge Fühlung mit den Centralstellen und Fachvereinen und willige Unterordnung unter deren fachmännische Forderungen. Diletantismus und Zersplitterung wäre sonst gar leicht die Folge. Also, wohl Sammlungen anlegen, aber ihre Bewertung und Verwertung nur im Verein mit den maßgebenden Stellen vornehmen.

In besonders dankenswerter Weise gibt der Verfasser eine ausführliche Übersicht der heimatkundlichen Literatur sowie der Vereine und Zeitschriften, die am Heimatwerk tätig sind.

Sicherlich wird das billige und schöne Buch im ganzen Reich lebhafte Beachtung finden.

H. W.

August Sperl, Burschen heraus! Roman. Oskar Beck, München 1914.

Wenn irgend ein Roman gerechten Anspruch darauf hat, den Lesern dieser Blätter warm ans Herz gelegt zu werden, so ist es Sperls großangelegte Dichtung „Burschen heraus!" Historisches Interesse vereinigt sich in diesem Buche aufs schönste mit dem Sinn für alle Werte, die aus der Vertiefung in die Seele der engeren Heimat erwachsen. Die Handlung des Romans führt aus der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, die nach echter Dichterart weniger in der Schändung von außen als in der inneren Schande der Verknechtung und Entwürdigung des Volksherzens geschaut wird, bis zu dem Punkte, wo die Besten des Volkes reif zur Befreiungstat werden. Zugleich ist das Werk ein Erziehungsbuch im tiefsten Sinne: wir sehen, wie Vater- und Mutterhand ein lauteres Knabenherz mit dem Köstlichsten und Reinsten umkleiden, wir sehen, wie die honorige Burschenerziehung die feiertägliche Gewandung dieser seiner Seele beschmutzt und zerfetzt, bis zuletzt der schonungslos beraubte und entblößte Mensch sich gerade in der demütigenden Nacktheit seiner Ewigkeitsnatur bewußt wird. Erziehung des Einzelnen wie des Volkes durch die Schande zur Ehre ist das Thema des Buches, das so in prachtvoller Beleuchtung den Weg aufhellt, den die Deutschen in den schicksalsreichen Jahrzehnten des ausgehenden 18. und des aufgehenden 19. Jahrhunderts gegangen sind.

Der Schauplatz ist das heute bayrische Frankenland, und so bildkräftig ist Land und Volk geschildert, daß man unschwer die namenlosen Schauplätze mit den zu Grunde liegenden Wirklichkeitsnamen benennen könnte. Was von der Naturfarbe des Landes zu sagen ist, läßt sich mit gleicher Berechtigung auf die Wahrheit der historischen und kulturellen Sittenschilderung anwenden. Zum ersten Mal ist wohl das vorburschenschaftliche Leben der studentischen Landsmannschaften so treu und überzeugend gestaltet worden.

Die alte charaktervolle fränkische Holzschnittkunst mit ihrem Sinn für die wahren und entscheidenden Linien der Erscheinungen scheint in den Formen des gestaltenreichen Romans wieder aufzuleben. Hier ist ein Buch und ein Dichter, auf den das Frankenland stolz sein darf. –

Dr. W. Flex.

Heinrich Kühnlein. Sulzfelder Leute. (Geschichte aus meiner Frankenheimat). 2 Bände. Verlag Korzeniewski, Berlin N. 58. Je 1.10 Mk.

Die beiden Bände gehören der Sammlung Deutsche Jugendschriften an, die von der Jugend- und Volksschriften-Kommission des katholischen Lehrerverbandes Brandenburg-Pommern herausgegeben wird. Mir ist diese Sammlung sonst nicht bekannt, aber wenn ihre übrigen Teile auch nur annähernd auf der Höhe unserer Vorlage stehen, so kann man der Kommission recht lebhafte Anerkennung zollen.

Es sei gleich bemerkt, daß ja schon Heinrich Kühnleins hohe künstlerische Disziplin jede Tendenzmacherei ausschließt, weder in religiöser noch in politischer Hinsicht wird der geringste Anlaß zur Ablehnung durch nichtkatholische Kreise gegeben. Beide Bände können jedem deutschen Jungen nur warm empfohlen werden.

Franken ist nicht so reich an gediegener Heimatschilderung, daß es die „Sulzfelder Leute" vernachlässigen dürfte. Gerade weil Kühnlein fern der Heimat unser Frankenland und seine kräftig treue Bevölkerung preist, sollte es ihm daheim gelohnt werden. Es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn betont wird, daß diese Sulzfelder Geschichten verdienen, überall in Franken gelesen zu werden.

Die drei Erzählungen des ersten Bandes „Der Türmers-Heiner", „Der rote Hannes", und „Der Eisgang" haben alle das große Einigungsjahr zum Hintergrund, wie Kühnlein überhaupt die Jahre 1866 und 70 bevorzugt, um durch seine lebensfrischen Geschichten zu zeigen, daß die gemeinsamen Kämpfe Nord und Süd auch im Volksbewußtsein unlöslich verbunden haben. Das tritt uns mit urkundlicher Treue besonders in dem Kriegstagebuch des Jochners-Karl im 2. Bd. entgegen.

Echt fränkisch und darum gut deutsch ist der Grundakkord aller Erzählungen, die in ihrer warmen Heimatliebe vielen aus dem Herzen gesprochen sein werden. H. W.

Eber, H., Der Frankenwald und das Vogtland, Kultur- und Heimatbilder. Mit 61 Bildern und 1 Karte. München. Bayerland-Verlag 1914. VIII und 178 S. 2.50 Mk.

Frohe Wanderlust, Liebe zum Frankenland und seinem Volk, edle Kunstauffassung und Begeisterung für die landschaftlichen Schönheiten haben bei Abfassung dieser Broschüre die Feder geführt. Neben den Kunstschätzen der bedeutendsten Orte des Frankenwaldes zeigt uns der Autor die stillen Waldgründe, die mächtigen, tannenbewaldeten Bergkuppen, neben den herrlichen Schlössern und Ruinen die freudig schaffende deutsche Industrie, neben den alten prächtigen Kirchen und Klöstern das frohe Frankenvölklein von heute, das bei harter Heimarbeit seinen kärglichen Lohn verdient. Über die sogenannte „schiefe Ebene" fahren wir mit dem Verfasser auf den Kunstbauten König Ludwigs I. nach dem industriereichen Hof, dem bayerischen Manchester. Von hier treten wir die Wanderung das liebliche Saaletal abwärts nach Hirschberg an. Durchs Höllental kommen wir nach dem durch seine Stahlquellen berühmten Kurort Steben, weiter durch das Dürrenwaider Tal über Nordhalben nach Ludwigsstadt, eine Gegend, die uns so recht die Leiden und Freuden unserer Kinderzeit wieder vor Augen führt. Hier fertigt man ja die Schiefertafeln und die Griffel mit ihren schönen bunten Papierchen. Im alten Kronach besuchen wir das Geburtshaus von Lukas Cranach und die trutzige Feste Rosenberg. Und nun zum Volk des Frankenwaldes; wir folgen den rauhen Flößern, besuchen die Weber im Tal der wilden Rodach, nach einer Wanderung durchs Steinachtal gelangen wir nach Kulmbach, dem alten Hohenzollernsitz mit seinem gewaltigen Renaissancebau der Plassenburg. Von da gehts zu den Köhlern und Wurzelgrabern, in die Spinn- und Weberstuben, nach Nordhalben zu den Spitzenklöpplerinnen und in das Heim, wo die Weiß- und Buntstickerin ihre Kunstwerke fertigt. Was der Verfasser über die heimische Bauweise und die Volkstracht schreibt, ist leider ein düsteres Kapitel. Namentlich die Volstrachten schwinden immer mehr im Frankenlande. Es ist höchste Zeit, wenn sie noch gerettet werden sollen! Mit einigen Sagen aus der geschilderten Gegend schließt das Büchlein, das man nur aufs Beste empfehlen kann.

Das Vogtland würdigt der Verfasser nur insoweit, als es als Zugangs- und Grenzgebiet in Betracht kommt. Den übrigen Teil dieses Landstriches wird der Autor mit dem Fichtelgebirge behandeln, das im 3. Band dieser fränkischen Monographie zur Besprechung kommen soll.

Wertheim. Dr. Fl. H. Haug.

2. Zeitschriften-Schau.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München 1914. Es seien hauptsächlich die Aufsätze fränkischen Charakters aufgeführt. Nr. 19 und 20. Fortsetzung von Nr. 18: Dr. Fürst: Nürnberg und der Verlust der Reichskleinodien. – Georg Wilhelm: Die Abteikirche in Amorbach, eine fränkische Prunkkirche. – Hauenstein; Das Aufkommen der Feuerwaffen in Bayern. – Mader, Georg: Pflanzenwelt und Volkssitte im kirchlichen Ostkreis des Jahres. Nr. 21. Herold: Alt-Rothenburger in der Fremde. – Georg Schnell: Famulus Luther. – Peter Eberbach (Aperbach), Erfurter Humanist und Hans Baumann: Herzog Albas Trabant. – Hausenstein Fortsetzung. – Mader: Forts. Nr. 22. v. Landmann: Die Bayern in Frankreich 1813/14. Nr. 23. Marie Hader: Bamberger Märkte. – Greiner: Die historischen Lokalmuseen zu Dinkelsbühl mit Abb. Nr. 24. Kupfer: Die Wasserschöpfräder in der Regnitz. – Düll: Die Willibaldsburg mit Abb. (Altes Schloß der Eichstätter Bischöfe, ausgebaut von Berthold von Hohenzollern zwischen 1354 und 1365. Nr. 25. Schmidt, Friedrich: Der Brand des Markgräflichen Schlosses in Erlangen am 14. Januar 1814. – Sitzmann, Buttenheim: Ortsgeschichte verbunden mit Material zur Geschichte der Familie von Stichar (Abb.).

Niederbayerische Monatsschrift. 3. Jahrgang 1914. Heft 1–3. – Heft 2. Passauer Goldschmiede. Da die Zunftbücher noch nicht gefunden wurden, kann ein geschlossenes Bild nicht gegeben werden, doch, zeigt die lange Reihe der Passauer Goldschmiede, von 1328–1717, welche

Bedeutung die edle Kunst einst gehabt haben muß. Ein weiterer Aufsatz weist auf die Zerstörungsgefahr hin, in die Bauwerke durch Epheuberankung gebracht werden. – Heft 3. Die Herkunft der Grafen von Ortenburg.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, 1914. Heft 1. August Gebhardt und Elias Oechsler behandeln die Windsheimer Handschrift des Liedes „Von Sankt Martins Freuden", unter Abdruck des Textes und der Melodie. Da das Lied nur in einer guten (Lambach-Wiener Hs.) und drei unzulänglichen Überlieferungen auf uns gekommen ist, war der in der Windsheimer Stadtbibliothek im Einbanddeckel einer Hs. des ehemaligen Augustinerklosters durch stud. germ. Friedrich Hornschuch gemachte Fund besonders erfreulich. Das Lied besteht aus 4 Strophen und einer mit „Tenor" bezeichneten Str., die vielleicht den Refrain darstellt.

3. Neuerscheinungen.

(Besprechung vorbehalten.)

Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg Bd. 55. Würzburg 1913.

Bayern 1813. Herausgegeben durch das Bayerland. München 1913.

Bendel, Fr. J. Siehe Besprechung in Heft 1.

Eber, H. Der Frankenwald und das Vogtland, Kultur- und Heimatbilder. Mit 61 Bildern und 1 Karte. München, Bayernland-Verlag. 1914. VIII und 178 S. 8°. 2.50 Mk.

Eichelsbacher, August. Bilder aus Frankens Vergangenheit für den heimatlichen Geschichtsunterricht und für das Haus. Verlag R. Oldenbourg, München 1914. 2,70 Mk. kart.

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im **Juliusspital** zu Würzburg 1580–1803. Verlag Beck, München 1914.

Göbel, M. Dettelbach am Main. Verlag Triltsch in Dettelbach 1912.

Hartmann, Heinrich. Gedichte. Selbstverlag.

Hartmann, Guido. Aus dem Spessart. Kultur- und Heimatbilder. 2. Aufl. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer.

Henner, Th. Siehe Besprechung in Heft 1.

Hofmann, Karl. Baden im Deutschen Freiheitskrieg 1813–1814. Karlsruhe Gutsch. 1913. 0.60 Mk.

Kühnlein, Heinrich. Sulzfelder Leute. 1. Bd.

Kühnlein, Heinrich. Der Jochners-Karl. 2. Bd. der Sulzfelder Leute. Verlag Korzeniewski, Berlin N. Gebd. 1,10 Mk.

Leitschuh, Fr. Friedrich. Bamberg (mit 150 Abbildungen). Aus Berühmte Kunststätten Bd. 63. Verlag E. A. Seemann in Leipzig 1914. Gebd. 4 Mk.

Lohmeyer, Karl. Siehe Besprechung in Heft 1.

Rebensburg. Das Deutsche Dorf (Süddeutschland). Verlag Piper u. Co., München.

Regel, Fritz Dr. Professor. Handelsgeographie. 6. völlig umgearbeitete Auflage. Wilhelm Violet in Stuttgart.

Sauer, J. Siehe Besprechung in Heft 1.

Schmerl, Wilhelm Seb. Der Pfarrherr von Gollhofen. (Blätter aus einem alten Kirchenbuch.) München, Oskar Beck, 1914.

Sperl, August Dr. Kreisarchivar: Geschichte des kgl. Kreisarchivs in Würzburg 1802–1912. (Sonderabdruck aus der Archivalischen Zeitschrift, N. Folge XIX. Bd.). Verlag Ackermann, München 1913.

Sperl, August. Burschen heraus! Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. Oskar Beck, München 1914. 6 Mk.

Spessart-Sagen. Bd. 1 hrsg. von A. v. Herrlein; Bd. 2 von Schobert. Aschaffenburg. (Besprechung: Siehe Aufsatz von Herrn Professor Volz in Heft 1.)

Stelter, Albert. Altheimische Bauweise im Bezirksamte Schweinfurt. Schweinfurt.

Vigner, Fritz. Die Mainzer Dompropstei im 14. Jahrhundert. Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte. Darmstadt 1913. Staatsverlag. 6 Mk.

Vogel, Max Alfred. Neue Gedichte. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1914. 2,50 Mk.

Druckfehlerberichtigung zu Heft 1. S. 29 Zeile 24 von oben: Rationalisierung statt Nationalisierung; S. 39 Zeile 4 von unten: echteste statt schlechteste; S. 40 Zeile 4 von unten: durchzogen statt sogen; S. 43 Zeile 9 von unten: wider statt weder.

Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** – Druck & Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Universitäts-Prof. **Dr. Gebhardt** in Erlangen.
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Gymnasial-Prof. **Volz** in Wertheim.

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberfeider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München, z Zeit in Ferrara (Italien).

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Regierungsassessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Leider mußte ein Teil der Postauflage unseres 1. Heftes zu frisch die Druckerei verlassen, sodaß der Umschlag etwas gelitten haben dürfte. Wir bitten gegebenenfalls um gefl. Mitteilung, damit wir Ersatz liefern können.

Alle Beiträge werden in halbjährlicher Abrechnung angemessen honoriert. Die Verfasser erhalten 5 Vollhefte ihres Aufsatzes gratis. Sonderabzüge in abgeschlossener Form werden auf Wunsch geliefert:

Anzahl:	25	50	100	200 Stück.
1/4 Bg. Mk.	4.—	6.—	8.—	12.—
1/2 „ „	6.50	9.25	13.—	19.—
3/4 oder 1/1 „ „	11.—	18.—	24.—	31.—

Wir bitten unsere Herren Mitarbeiter freundlichst, etwaige Wünsche betr. Separatabzüge gleich mit der Einsendung des Manuskripts an die Redaktion bekannt geben zu wollen, nur in diesem Falle ist der Verlag in der Lage, Sonderwünschen in der Ausstattung 2c. Rechnung zu tragen.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — **Würzburg** — **München**

Oberfranken. Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim. ==

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Restaurant u. Gasthof Franziskaner

Besitzer: Anton Englert **Würzburg** **Fernsprech-Anschluß 63**

Altbekanntes Haus in der Nähe der Residenz und des Domes.

Vornehm eingerichtete Fremdenzimmer im Preise von M. 1.50–1.80

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-
REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN
ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN,
ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE
PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH·A·M·

Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** — Druck und Verlag: **K. Triltsch, Dettelbach a. M.**

Jahrgang Heft 4, 1914

Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 4. Heftes:

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Von Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg. (Schluß.)

Bau- und Handwerkskunst in Unterfranken im 18. und 19. Jahrhundert. Von Professor F. Moser, Würzburg.

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach. (2. Fortsetzung.)

Auf der Ehrenbürg. Von Aug. Gräf.

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken. Von Dr. Fridolin Solleder, München. (Schluß.)

Die Wandmalereien des Hospitals zu Mosbach. Von Zeichenlehrer Fritz Landes, Mosbach.

Rundschau.

Büchertisch.

1914 April
1. Jahrg. Heft 4

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.

Die Jugend- und Studienzeit der beiden Würzburger Bischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn.

Von

Dr. Josef Friedr. Abert, k. Kreisarchivassessor, Würzburg.

5.

Die Reise nach Rom und der Aufenthalt im „Collegium Germanicum".

Ende Januar 1690 treffen wir die beiden jungen Schönborn in Augsburg, wo sie nochmals vom Vater sich verabschieden. Von seinen letzten Mahnungen und von seinem Reisesegen geleitet, ziehen sie nunmehr am 22. Januar von Augsburg weg übers Gebirge zum Land ihrer Sehnsucht.

Die Verkehrsverhältnisse jener Zeit waren keine so geregelten, daß man von der Reise aus die Angehörigen, die man zurückgelassen, ständig hätte auf dem Laufenden erhalten können über Schicksal und Fortgang der Reise. Erst nach der Ankunft in Rom gehen Briefe in die Heimat von Friedrich Karl und auch von Hornick, dem Reisebegleiter, aus denen wir in großen Zügen den Verlauf der Reise verfolgen können.

Die Abreise von Augsburg war bei einem Wetter erfolgt, wie es Hornick in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Er berichtet an Sophia von Schönborn:

„Der Windt hat unß die Kutsche in 4 stundt 2 mahl munder geworfen, doch ohne Schaden; den anderen tag haben wir solche schnee bis Landsberg eingetroffen, daß kein weg ist nicht zu finden gewesen; wihr haben müssen den weg durch die felder suchen undt seindt wihr öfter in diesen schnee gebortzelt mit großem schrecken, doch allezeit ohne schaden."

Wir treffen die Reisegenossen am 4. Februar in Venedig, über das sie nichts näher berichten.

Von da reisten sie mit dem Kurier nach Ferrara.

Die Poebene war überschwemmt, drum konnten sie nicht, wie beabsichtigt, über Padua ihren Weg nehmen.

In Bologna rühmen sie besonders die herzliche Aufnahme bei dem Kaufmann Rizzardi — vielleicht einem der Kaufleute, die den Wechselverkehr zwischen Deutschland und Italien damals besorgten. Rizzardi hatte den Gästen die herrlichsten Weine, Trüffeln und Austern vorgesetzt und sie drei Tage lang mit seinem Wagen durch die Stadt gefahren, die Sehenswürdigkeiten ihnen zu zeigen.

Am 14. Februar reisten sie von Bologna ab und kamen am 18. Abends nach Loretto. Wie die beiden einst vor Antritt ihrer Würzburger Studien den Segen dazu sich in Walldürn erfleht hatten, so hatten sie nun vor dem neuen wichtigen Lebensabschnitt wiederum als Bittflehende einen Gnadenort aufgesucht. Offenbar hatte die Mutter Sophia sie besonders dahin geschickt, denn der Reisebegleiter Hornick berichtet in einem Briefe an die Mutter:

„Ich habe meine Commission zu Loretto abgelegt und noch das übrige — wahrscheinlich Opfergeld — denen Patribus (in Rom) consigniert."

Auf dem Wege von da nach Rom wurde Friedrich Karl von einem Unwohlsein befallen, infolge des Genusses von Landwein und Seefischen. Es wurde bald wieder behoben und so kamen die Reisenden unter schlechtem Wetter am 24. Februar nachmittag 2 Uhr im Collegium Germanicum in Rom an.

Collegium Germanicum ist das vom hl. Ignatius 1552 gegründete Kolleg zur wissenschaftlichen und kirchlichen Heranbildung junger Priester für Deutschland.

Von Gregor XIII. 1573 neu organisiert, mit vielen Privilegien ausgestattet und mit verschiedenen Stiftungen bedacht, ward es definitiv der Leitung des Jesuitenordens unterstellt.

Man kann ruhig sagen, daß das Kolleg in den Zeiten der Gegenreformation bis hinauf in's Ende des 17. Jahrhunderts (der Zeit, von der wir hier sprechen) die geistliche Elite des katholischen Deutschland in sich beherbergte. Es ist eine Auslese geistiger und moralischer Kräfte, die von dort ihren Ausgang nahm, um in der Heimat die Stütze des Katholizismus zu bilden für eine innere Kräftigung und für die notwendig gewordene Reform des katholisch-kirchlichen Lebens.

In diesem Kolleg waren sie am 24. Februar 1690 nun angekommen.

Hornick schreibt am 25. dem Vater nach Augsburg, daß sie mit großer Freundlichkeit und Liebe von den Patres aufgenommen wurden. Am gleichen Tage berichtet Friedrich Karl in ausführlichem Briefe der Mutter seine ersten Eindrücke:

„Ich kann dieses sagen, daß mir dies Kolleg besser gefällt, als mir es nicht beschrieben worden. Die Jesuiten als Pater Rektor und Minister, wie auch Gallenus sind lauter brave Leute und sehr höflich gegen uns."

Sie hatten gleich bei der Ankunft drei Bekannte vom Rhein getroffen:

Herrn Gottfried Langwerth von Simmern, der schon $^1/_2$ Jahr dort war (Konvertit und späterer Weihbischof von Regensburg † 1741); dann Herrn

Bauer, „der sonst Praeceptor bei dem jungen H. v. Greiffenklau gewesen ist" (Franz Anselm Bauer aus Mainz, später Stiftsherr in Frankfurt) und Herrn Lasser, der schon vier Jahre da war (Johann Jakob Lasser aus Mainz, später Mainzer Kanzler).

Die beiden ersteren hatten den Ankömmlingen am ersten Abend die Füße gewaschen, also jene alte sinnvolle Zeremonie ausgeführt, mit denen der Morgenländer den bisher Fremden als Gast begrüßt und damit gewissermaßen in sein Heim aufnimmt.

Als weiterer Bekannter wird erwähnt ein Herr von Aufseß, den sie schon in Würzburg kennen gelernt hatten. „Er ist ein modester braver Mensch" fügt Friedrich Karl an. Es war Jobst Bernhard von Aufseß (der spätere Stifter des Aufsessianum in Bamberg).

Als geistlicher Führer wurde den beiden neuen Konviktoren ein Tiroler Baron Trape beigegeben, der, wie sie schrieben, schon sechs Jahre dort war.

Es war dies Graf Karl Konstanz Xaver Trapp aus dem Bistum Brixen, ein ganz ausgezeichneter Zögling des Kollegs, der als Domdechant von Trient starb.

Es mag nicht ohne Reiz sein das Urteil zu hören, das der Rektor des Kollegs, Pater Dominicus Brunnacius gleich am Tage nach ihrer Ankunft über die beiden jungen Freiherrn an den Rektor des Aschaffenburger Kollegs Pater Philipp Rottenberger schreibt. Es gibt den ersten Eindruck wieder, den er von den jungen Edelleuten empfing.

„Schon aus diesem ersten Anblick und der ersten Besprechung mit ihnen schöpfe ich die Hoffnung, daß sie aus dieser Gregorianischen Institution keinen geringen Vorteil und Nutzen davon tragen werden zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche. „Optima enim apparet indoles et capacitas ad maxima quaeque." (Sie scheinen eine ganz vorzügliche Beanlagung zu haben und die allerbesten Fähigkeiten.)

Das Kolleg hatte den Zweck, nicht allein seine Zöglinge mit dem ganzen Rüstzeug der philosophischen und theologischen Wissenschaft auszustatten, es sollte und wollte auch das religiöse Leben pflegen und vertiefen.

So begann das neue Leben der beiden jungen Herrn dort am 25. Februar sogleich mit geistlichen Exerzitien, die drei Tage dauerten.

Es ist dies der Grund, weshalb Johann Philipp Franz dem Brief seines Bruders an die Mutter nur noch eiligst die kurze Schlußbemerkung anknüpfen kann:

> „Ich kann nicht soviel schreiben, wie Bruder Fritz . . . Ich habe mich einstweilen mit dem Felleisen abgegeben. In etwa $^1/_4$ Stunde müssen wir in die Speckkammer auf drei Tage".

Erst nach diesen geistlichen Übungen durften sie den bekannten roten Habit der Zöglinge des Collegium Germanicum anlegen, worüber Friedrich Karl am 4. März der Mutter nach Hause berichtet, daß sie nunmehr seit Mittwoch zum erstenmal ihre roten Kleider und „gekochten Krebsröck" angezogen hätten, weswegen sie von den Welschen nicht anders als gamberi cotti (gekochte Krebse) genannt würden.

Damit hatten sie nun in aller Form das Noviziat im Kolleg angetreten, waren zugleich Kanoniker von San Apollinare geworden und lebten nunmehr unter der strengen Disziplin des Hauses ihren Studien und den religiösen Übungen.

Sie zeigen sich in ihren Briefen an Vater und Mutter des Lobes voll über ihren neuen Aufenthaltsort und diese „Vita nuova" in jeglichem Sinne. „Alles ist so vorzüglich angelegt, eingeteilt und geordnet", schreibt Friedrich Karl an den Vater unterm 4. März 1690, „daß wir während der 8 Tage, die wir hier sind, kaum eine oder die andere Stunde müssig waren. Die Güte des Pater Rektor und der übrigen Patres ist außerordentlich". Sie wollen sich bemühen, diese Zuneigung auch nicht einen Augenblick zu verlieren und zu verscherzen.

Und im Dezember dieses 1690-Jahres schreibt Johann Philipp Franz dem Vater, seit seinem Aufenthalt in Rom wüßte er nicht, was er mehr ersehnen sollte als den Aufenthalt in diesem Kolleg. Ähnlich schreibt er an seinen alten Erzieher Senfft.

Verweilen wir einmal kurz bei der Betrachtung dieses äußeren Lebens, so zeigte sich, daß auch hier die Rosen doch nicht so ganz ohne Dornen waren. Und sie stachen sogar. Hören wir darüber Friedrich Karl im Briefe an die Mutter:

„Die größte Klag und Mangel ist mit den Flöh und Wanzen; diese letzteren halten sich nicht im Bett oder Wand auf, dieweilen die Betten von Eisen sind und die Wänd von purem Stein, sondern oben auf dem Getäfels; dann unsere Kammer unter dem Speicher ist; also halten sie sich dorten in den Borten auf und fallen haufenweis herab, wenn es warm, gleich wie es jetzt schon ziemlich ist; müßten sie also mit einem Rauch vertrieben werden . . ."

Und ehe die Zöglinge in diesen ihren Schlafraum kamen, hatten sie 150 Treppen zu steigen, was ihnen auch gerade nicht angenehm war.

Im Kolleg pflegten sie Musik. Sie wünschten von der Mutter Musikalien besorgt für ihr Geigenspielen: Menuetts, Voil d'Espagne, Ballets, Sarabanden, Sonaten. Dies alles könne die Mutter beim Wentzel in Frankfurt, der viel neue und französische Sachen habe 2 bis 3mal billiger kaufen, als sie hier in Rom, wo 10 bis 12 Sonaten 8 oder 9 fl. kosten. Dabei berichten sie über ihre Fortschritte im Geigen; sie könnten schon alles spielen, was ihnen vorgelegt werde.

Auch die spanische Sprache eigneten sie sich zu dieser Zeit an. Ein Brief an den Vater gibt die Probe davon. Natürlich vervollkommneten sie im Verkehr mit ihrer Umgebung ihre französischen und italienischen Kenntnisse. Die einzelnen Nationalitäten im Kolleg verfolgten mit Eifer den Gang der politischen Ereignisse. Wir hören, daß die Franzosen ihrer Bekanntschaft sogar 30 Taler gewettet hätten gegen einen, daß die Nachricht vom Bombardement auf Heidelberg und Mainz wahr sei. Aber Friedrich Karl kann diese Nachricht noch nicht recht glauben, denn er fügt im Brief an die Mutter an:

„Es ist nicht auszusprechen, was die Franzosen allhier von Lügen erdenken und also den guten Italienern vor Nasen drehen."

JOANNES PHILIPPUS FRANCISCUS S. R. I. Comes de Schönborn-Bucheim; Ecclesiarum, Metropolitanæ Moguntinæ, Cathedralis Herbipolensis & Imperialis ad S. Bartholomæum Francofurti Præpositus; Anno MDCCXIX. XVIII. Septemb. per unanimia Capituli Cathedralis suffragia Electus Ecclesiæ Herbipolensis Episcopus, & Franciæ Orientalis Dux, de Imperio & Patria primo stamtim initi regiminis anno quàm optimereri cœpit, tùm augendo militem, tùm arcem Marianam, Herbipolim ac Regiscuriam, vallis & aggeribus, à Magno suo Pro-Patruo JOANNE PHILIPPO olim sapientissimè inchoatis, nunc verò æmulá providentiá latiùs circumductis, ad subditorum securitatem muniendo.

Interiùs verò urbem multò adhuc magnificentius ornat. Ut sumptibus parceret, sedem Principalem è Mariano monte in ipsam civitatem transtulit, primúmque Palatii novi Ducalis lapidem posuit An. MDCCXX. XXII. Maji. Scientiarum Mœcenas maximus; Professores Juris, & Medicinæ Consiliarii titulo ornavit. Ut ab interitu rerum gestarum memoriam vindicaret, Historiæ Professorem primus instituit. Bibliothecam, quæ literatis omnibus pateret, in Seminario Chilianæo erexit. Providus Patriæ Pater ad præscindendas causarum Civilium ambages, & moras, Consilium Aulicum in duas divisit classes. Sublevandæ Pauperum miseriæ intentus, pro infirmis militibus curandis multá Florenorum millia proprio ex ærario expendit. Vivat Magnus Dux, & Princeps Clementissimus, ut, quæ sapienter pro salute Franconiæ adhuc molitur, gloriosè perficiat. Vivat immortali memoriâ dignissimus Princeps X. Novemb.

MagnVs saCerDos VnCtVs à patrVo nepos.

Johann Philipp Franz von Schönborn als Fürstbischof von Würzburg.

Nach einem Stich von Salver (Luitpoldmuseum zu Würzburg).

Zuweilen brachte auch ein Besuch aus der Heimat neue Nachrichten von dort mit. So berichten sie einmal, daß Vetter Fritz von Dalberg angekommen sei, ein andermal wird ihnen von der Mutter der Besuch des Pater Bott S. J. aus Mainz angekündigt, im November 1691 kamen die Herren von Waldbott und von Eltz im Kolleg an.

Freilich aus dem Kolleg heraus in die Stadt kamen sie wohl selten; wenigstens berichten uns die Briefe fast nichts dergleichen. Bezeichnend dafür und für die Strenge der Disziplin im Hause ist die Bemerkung in einem Briefe Johann Philipp Franzens an die Mutter:

„Bei der Frau Gräfin Truchseß sind mehr nicht, denn das erstemal gewesen, dieweilen man große Difficultäten macht, nicht allein uns, sondern auch allen anderen aus dem Collegio in die Stadt gehen zu lassen; dieweil die Welschen gar sehr suspicieux sind."

Ihre Studien im Kolleg nahmen glänzenden Fortgang. Zunächst hörten sie die bereits in der Mainzer Zeit begonnenen philosophischen Vorlesungen und im Mai 1691 standen sie am Ende ihres philosophischen Kurses.

Es war eine in der Studienordnung der Jesuiten begründete und darum auch im Kolleg seit alters herkömmliche Sitte, am Schlusse eines Studienjahres feierliche Disputationen zu veranstalten. Solche wurden jährlich eine oder mehrere in der Kirche San Apollinare oder in der Aula des Kollegs mit großem Glanz und Pomp abgehalten. Die befähigteren und ausgezeichneteren Schüler zeigten dort der großen Öffentlichkeit ihre Kenntnisse. Die Thesen, die jeder zu verteidigen hatte, wurden vorher bekannt gegeben, gedruckt und das gedruckte Exemplar mit irgend einer Widmungsepistel einem hervorragenden Gönner dediziert, meist einer geistlichen oder weltlichen Fürstlichkeit, die dann entweder in eigener Person oder — wo dies nicht möglich war — durch einen besonderen Bevollmächtigten bei dem festlichen Akte vertreten war.

Die beiden jungen Schönborn wurden im Jahre 1691 für eine solche feierliche Disputation ausersehen. Am 26. Mai 1691 baten sie den Vater um die Erlaubnis, daß sie beide oder wenigstens einer von ihnen eine derartige Disputation übernehmen dürfe. Melchior Friedrich erteilte ihnen gerne die Erlaubnis zur Disputation in der gesamten Philosophie für alle beide. Nun gings an die emsige Vorbereitung. Vor allem: Wem sollten die Thesen gewidmet werden?

Johann Philipp Franz hatte sich bald entschieden; er eignete die seinen dem damaligen Koadjutor von Mainz zu, dem Deutschmeister und Pfalzgrafen Ludwig Anton Herzog von Neuburg.

Friedrich Karl schwankte lange zwischen dem Bischof von Bamberg (Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg) und dem Bischof von Würzburg (Johann Gottfried von Guttenberg) und überließ schließlich die Entscheidung dem Ermessen des Vaters.

Sie wünschten vom Vater Porträts oder Kupferstiche der genannten Fürsten, um sie den Thesen voranzusetzen, auch Angabe der Titel, Würden und Verdienste dieser Fürstlichkeiten für die Widmungsepistel.

Friedrich Karl schrieb darüber mehrmals an den Vater. Er wünschte die Kupfer besonders kostbar und mit schönen Zieraten und Dessins versehen, „denn je schöner dieselben sein werden, desto größere Ehre werden sie davon haben".

Die Antwort des Vaters fiel wohl nicht ganz nach dem Gefallen des Sohnes aus, der in diesen Bitten und Wünschen schon frühzeitig seine später so reichlich bewiesene Prachtliebe offenbarte. Melchior Friedrich schrieb dem Sohne anfangs Januar 1692:

„Wegen der Thesen habt ihr meine Meinung bereits vernommen. Man muß es eben so machen, wie man kann, nicht wie man will. Es wäre lächerlich bei solch schweren Zeiten große sumptus (Aufwände) zu machen."

Die Disputationen gingen Ende Januar 1692 vor sich. Nähere Angaben darüber finden sich in den erhaltenen Briefen nicht.

Damit hatten die philosophischen Studien der beiden jungen Freiherrn auch äußerlich ihren glänzenden Abschluß gefunden.

Schon im Juli 1691 hatte sich Johann Philipp Franz an Senfft gewandt mit der Bitte, ihnen beim Vater noch ein weiteres Jahr des Aufenthalts im Kolleg nach ihrem Biennium zu erwirken.

Im Neujahrsbriefe 1692 eröffnete ihnen der Vater, daß es auch sein Wunsch sei, daß sie noch ein Jahr im Kolleg blieben. Sie möchten es gut ausnützen.

Sie verwendeten dies Jahr zu theologischen Studien, vertieften sich unter Leitung des bekannten Pater Segneri in die Askese, hörten die Anfangsgründe der spekulativen Theologie, freuten sich gerade die beiden schönsten Traktate in der Theologie anhören zu dürfen: „De deo uno et trino" und „De jure et justitia", betrieben mit Eifer und Emsigkeit die Elemente des kanonischen Rechts und arbeiteten sich gegen Ende ihrer Studienzeit auch in das corpus civilis und in die Institutionen ein; selbst die notwendigsten Kenntnisse vom Geschäftsgang der Dataria, jener päpstlichen Behörde, der die Erteilung der Gnadensachen, Dispense, Indulte und dergleichen obliegt, suchten sie sich anzueignen.

Die Hoffnung des Vaters, daß das dritte Jahr ihnen zum Besten anschlagen möge, war somit reichlichst in Erfüllung gegangen.

Melchior Friedrich hatte den Söhnen schon im Juni 1690 geschrieben:

„Gott hat euch in seiner Güte auf einen Platz gestellt, auf dem die geringste Unehre ein größeres Ärgernis erregt, als bei anderen, die nicht so bevorzugt sind wie ihr.

Die Jahre, die zur Verfügung stehen um euch zu vervollkommnen an dem schönen Platz, an dem ihr nun seid, verfließen ungeheuer rasch; darum muß man sie mit Eifer ausnützen.

Ihr werdet euch später mit Freuden der geringen Anstrengungen und Mühen erinnern, denen ihr euch unterzogen habt, wenn ihr das Gelernte einmal zum Vorteil eures Vaterlandes verwenden könnt, dem zu dienen eure natürlichste und heiligste Pflicht ist und das jetzt gerade unter einem unerhörten Drucke seufzt."

Diese letzte Bemerkung lenkt uns auf den großen welthistorischen Hintergrund der Briefe. Es ist nicht allein die köstliche Detailschilderung des häuslichen Lebens, des Studien- und Entwicklungsganges, der kleinen wirtschaftlichen Sorgen und Nöten der beiden jungen Freiherrnsöhne, die uns diese Briefe so hochinteressant machen. Immer und immer wieder spielen die großen Ereignisse der Weltbühne herein und werfen ihre Schatten wie ihre Lichter in die Korrespondenz.

Wir hörten schon, daß die Beschießung von Mainz und Heidelberg im Jahre 1689 im Kolleg Gegenstand lebhafter Erörterungen und selbst abgeschlossener Wetten war. Die Schrecken des damaligen dritten Eroberungskrieges spielten in den besorgniserfüllten Briefen des Vaters eine bedeutsame Rolle. Die Söhne dagegen senden alle die Nachrichten, die ihnen zu Ohren gekommen: daß Prinz Eugen in Oberitalien siegreich vordringe und die Franzosen bei Canea geschlagen, ist der Gegenstand zweier Briefe mit ausführlichen Schilderungen des Kampfes und der reichen Beute. Friedrich Karl knüpft daran die Hoffnung, daß auch in Deutschland das Kriegsglück für die Kaiserlichen einen günstigen Umschwung nehme, insbesondere, wenn nun bald der Kurfürst von Bayern (Max Emanuel), den man sehnlichst erwarte, die Operationen beginnen werde. Als ein weiteres gutes Zeichen betrachten sie die freilich nicht ganz sicher verbürgte Nachricht, daß der Herzog von Mantua sich kaiserlich erklärt haben solle. Die Kämpfe Wilhelm III. von Oranien in Holland und um Lüttich beschäftigen ihre Aufmerksamkeit eben so sehr, wie die Kunde von einem Siege über 14000 Türken bei Esseg. Über Malta kam die Nachricht, daß die Venetianer — damals mit dem Kaiser verbündet — die Festung Negroponti durch Verrat eines türkischen Pascha eingenommen hätten. Auch das wird sogleich der Mutter mitgeteilt.

In Rom, dem Mittelpunkt der katholischen Welt, nahm naturgemäß die Gestalt des Papstes, wie die Vorgänge an der Kurie das hervorragende Interesse der jungen Edelleute in Anspruch. Als sie nach Rom kamen, saß auf dem Stuhle des heiligen Petrus Papst Alexander VIII., ein Römer aus dem Hause Ottoboni. Er war schon ein bejahrter Mann. Zweimal wurde er gleich zu Anfang ihres Aufenthaltes, März 1690, für tot gesagt. Beidemale hatten ihn Schlagflüsse getroffen. Die politische Haltung des Papstes war damals etwas schwankend. Im März 1690 berichten die beiden jungen Schönborn nach Hause, daß der Papst „schlecht kaiserlich" sei. Zur derselben Zeit hatten sie einer Kardinalskreation beigewohnt, von deren Eindruck das tiefreligiöse Gemüt der jungen deutschen Edelleute wenig befriedigt erscheint. Hören wir, was Friedrich Karl darüber der Mutter zu berichten weiß:

„Am Donnerstag gab er (der Papst) den Kardinalshut dem Kardinal Cantelini, unter welcher Festivität er continuo mit dem französischen Ambassadeur schwätzte und lachte mit großer Verbitterung und Verdruß aller Umstehenden. auch großem Zorn und dépit sowohl der Romanern, als auch Spaniern und Deutschen, welche 3 über dies sehr scabirten; indem doch dieser Kardinal ein Neapolitaner und also auch ein Spanier ist, er doch mit keinem seiner Landsleute geredet hat . . ."

Papst Alexander VIII. starb am 1. Februar 1691. Die Briefe aus dieser Zeit berichten von der Untersuchung des Leichnams, von der Ausstellung im Palazzo auf dem Monte Cavallo, von der Überführung nach Sankt Peter und von der Ausstellung daselbst in der Kapelle der heiligsten Dreifaltigkeit, wo auch die Zöglinge des Germanicums den heiligen Vater nochmals sehen und ihm den Fuß küssen durften.

Gleich nach diesen Zeremonien hatte die erste Sitzung des Kardinalkollegiums stattgefunden, bei der als Gouverneur von Rom Kardinal Spinola gewählt wurde, als Leiter des Konklave Kardinal Pallavicini.

Friedrich Karl von Schönborn als Fürstbischof von Würzburg
Ölgemälde im Besitze des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg.

Am 15. Februar begann dies Konklave, das sich sehr lange hinziehen sollte. Immer wieder lauten die Meldungen nach Hause, daß das Konklave noch nicht zu Ende sei, daß die französische Politik neue Hindernisse bereitet habe, daß man schon einmal geglaubt, es werde überhaupt aufgehoben — „Gott gebe es nicht!" fügt Friedrich Karl hinzu.

Die Söhne wissen der Mutter zu erzählen, daß während des Konklave bis Anfangs Juli allein 536 Totschläge in Rom geschehen seien, ein Zeichen, wie schmerzlich die heilige Stadt des Oberhauptes entbehrte und wie dringend sie eine höchste Gewalt nötig hatte. Die Decken, die man bereits auf die Loggia della Benedizione, den Ort der ersten Segenserteilung des neuen Papstes, aufgelegt hatte, mußten durch den Architekten Contini wieder weggenommen werden.

Endlich am 17. Juli ging aus der Wahl der Kardinalpriester Antonio Pignatelli hervor als Papst Innozenz XII.

Über seine Heiligmäßigkeit, sein einfaches Leben, seine Freiheit vom damals noch herrschenden Nepotismus und anderes viel mehr erzählen die Briefe, die mit Neuigkeiten beschwert immer wieder, in oft sehr kurzen Zwischenräumen, nach Hause flogen. Von daheim erhielten sie ebenfalls mit den Briefen der Mutter oder der Angehörigen die neuesten Zeitungen übersandt. Herr Hornick sandte ihnen die Hanauer Zeitung.

Mit diesem ihrem ehemaligen Reisebegleiter, ebenso wie mit Senfft, dem Dechant in Aschaffenburg, und dem Propst Denis in Mainz, verband die beiden ehemaligen Zöglinge enge Korrespondenz. Die allerlebhafteste natürlich verband sie mit Eltern und Geschwistern.

Aus der Fülle der Zeugnisse für die Anhänglichkeit und treue Liebe, die sie mit der Heimat und den Angehörigen in Verbindung hielt, wollen wir nur eines herausgreifen; es ist ein Brief, gerichtet an die Mutter. Johann Philipp Franz schreibt da unter anderm:

„Und was uns am allermeisten verwunderſam macht, daß wir das ganze Jahr, welches den 24. verflossenen Monats völlig complet worden, mehr nicht in allem, dann 11 Briefe von der Frau Mutter bekommen haben, indem wir doch wohl wissen und sonst auch genugsam erfahren haben, daß doch, wie noch draußen (das ist in Deutschland) waren, die Frau Mutter doch so oft, ja schier alle 14 Tage uns die Gnade gethan und geschrieben. Sonsten so haben wir auch von unsern andern Befreundten so wenig bekommen; nämlich von der Frau von Ostein (einer Schwester der beiden) 4, Frau von der Leyen (ebenfalls einer Schwester) 3, Frau Bäschen von Orsbeck 1, Frau von Stadion (ebenfalls einer Schwester) gar keinen, von Bruder Damian und Franz Erwein 3, und Frau Bäschen von Schönborn 1; von Herrn Vater haben wir auch die Gnade gehabt, einen zu empfangen, Herr Stadtschreiber (gemeint ist Dietrich) hat uns acht- oder neunmal geschrieben, Monsg. Philipp 3 und Herr Horneck (lies Hornick!), der uns doch alle 8 Tage zu schreiben versprochen, mehr nicht dann 6 oder 7. Dies sind meist all die Briefe, die wir durch das ganze Jahr bekommen; und hab ich all die Brief noch beisammen, dieweilen ich alle die Schreiben, die wir bekommen, in meinen Tabernakel eingeschlossen aufhebe. Laß also die Frau Mutter selbst judiciren, wie groß unser Verlangen sey, alle Zeit und öfter Brief zu haben; es sind ja doch so viele in unserm Haus, welchen doch die Frau Mutter bestellen wolle, daß sie uns zuweilen schreiben, indem sie doch wenig genug zu thun haben. Wir würden gewiß fleißig genug antworten und nicht die geringste Post oder Gelegenheit weggehen lassen, ohne zu schreiben. Sonsten so verhoffe, die Frau Mutter werde zum wenigsten unsere Brief richtig erhalten und mit sämtliche liebe Geschwistern, Freunde und Verwandte noch bei guter Gesundheit sein.

Wir sind, der Frau Mutter zu dienen, Gott lob! alle beide noch ganz frisch und gesund und wenn wir nach diesem vollendeten Jahr noch so gesund nachhaus kommen, so haben wir Gott genug zu danken, sintemalen man unter all denjenigen, welche allhier sind, man sehr wenig finden wird, welche nicht in dem 1. oder 2. Jahr einige Strapazen haben ausgestanden . . ."

Aus diesem Briefe bereits klingt als Unterton, leise zwar, aber doch lauschendem Ohr deutlich wahrnehmbar, das Heimweh hervor, die Sehnsucht nach Elternhaus und dem Kreis der Geschwister.

Und mag ihnen das Leben im Kolleg auch noch so sehr gefallen haben, mögen der Vorteile darin für sie noch soviele gewesen sein, so daß sie ihrem Bruder Rudolf Franz Erwein nur aufs allerdringendste den gleichen Studiengang und rechtzeitige Bemühungen um Aufnahme anraten können: da schließlich im September 1692 ihre Zeit sich dem Ende näherte, sind sie im Herzensgrunde doch froh, wieder fortzukommen.

„Gott gebe, daß es bald ein Ende nehme", schreibt Friedrich Karl, der eben einen kleinen Malariaanfall hatte, am 13. September 1692 dem Stadtschreiber von Aschaffenburg, Erhard Dietrich.

Und bereits acht Tage vorher hatten sie an Philipp Jacobi, den vertrauten Kammerdiener des Vaters geschrieben: Sein Brief habe ihnen eine ungeheure Freude gemacht, ja den Gipfel der Freude, da er ihnen das Herannahen ihrer Erlösung ankündigte (wohl im Auftrag des Vaters).

„Plust à Dieu que Monsgr. notre Père ne change de sentiments et nous fasse y rester un autre an . . ." fügt Johann Philipp Franz mit leiser Besorgnis hinzu.

In der Tat hatten beide gerade in der zweiten Hälfte des Jahres 1692 verschiedentlich unter Unwohlsein, Übelkeit, Brust- und Seitenstechen, offenbar kleinen Malariaanfällen, zu leiden.

„Um die Wahrheit zu gestehen", sagt Friedrich Karl in einem Briefe an Dietrich, „es will keinem von uns mehr die hiesige Luft recht anschlagen".

Nachdem sie am 1. November 1692 erfahren hatten, daß auf ihren Wunsch hin Herr Hornick wieder der Mentor ihrer Reise sein dürfe, schreiben sie der Mutter nochmal um die notwendig gewordenen Reisebedürfnisse: Weißzeug muß Herr Hornick mitbringen, ihre Surtouts sind noch gut, brauchen aber neue Litzen; dagegen sind die Hemder schier alle zu klein; spitze Kravatten sind nötig, da ihre drei goldgestickten Halstücher beim Waschen sehr verdorben sind; ebenso Schnupftücher. Schließlich bitten beide um 30 fl. oder 15 Scudi für ihr allhiesiges Muttergottesbild, wohl wieder eine Weihegabe um den Reisesegen.

Der Vater hatte ihnen auf ihre Bitte noch gestattet vor ihrer Rückkehr erst Neapel, Genua und andere Städte Italiens zu sehen. Mit überströmendem Dank quittierten sie dem Vater diese Erlaubnis, die doch solch große neue Ausgaben verlange.

Hornick, der für sie bestimmte Reisebegleiter, muß wohl gegen Weihnachten 1692 nach Rom gekommen sein; denn am 3. Januar 1693 verließen die beiden Schönborn nach fast dreijährigem Aufenthalt das gastliche Kolleg und das ewige Rom, das wohl mit die bedeutsamste Station ihrer Lehr- und Wanderjahre gewesen.

Und damit hätten wir zugleich in einer Art geistiger Gefolgschaft der beiden Schönborn junge Tage begleitet, bis zum Augenblicke, da sie der Schule im eigentlichen Sinn entwachsen waren.

Was sie von da ab und später bedeuteten, ist allgemein bekannt geworden. Wie und wo sie die Grundlagen zu ihrer späteren Bedeutung legten, das

war bisher in den alten feingeschriebenen Kinder- und Jünglingsbriefen des Wiesentheider Archivs verborgen. Es ans Licht zu ziehen hielt ich deshalb nicht für undankbare Aufgabe, weil es zur Charakteristik historischer Persönlichkeiten wichtig und bedeutungsvoll ist, ihre Jugend und die Verhältnisse, in denen sie dieselbe verbrachten, kennen zu lernen. Denn in der Jugend werden die Anregungen gegeben, die das reifere Alter in die Tat umsetzt, in der Jugend werden jene Linien gezogen, nach denen der Mann später sein Handeln richtet.

Von solchem Gesichtspunkt aus betrachtet, mögen die vorliegenden kurzen Skizzen zugleich Beiträge liefern zur Charakteristik unserer beiden Würzburger Bischöfe aus dem Hause Schönborn.

Bau- und Handwerkskunst in Unterfranken im 18. und 19. Jahrhundert.

Von
Professor **F. Moser**, Würzburg.

Man sollte innerhalb engerer geographischer Grenzen noch viel öfter über heimatliche Bauweise und Handwerkskunst sich äußern, als es geschieht, und wenn der Verfasser der nachstehenden Abhandlung auch schon in einigen Städten Unterfrankens über ein ähnliches Thema Vorträge mit Lichtbildern gehalten hat, so ist es doch vielleicht nicht ganz überflüssig, auch in dieser Monatsschrift hierzu einiges zu veröffentlichen.

Es soll hier nicht über die allbekannten Monumentalbauten längst Bekanntes gesagt, sondern auf bescheidenere Werke der Bau- und Handwerkskunst

aufmerksam gemacht werden, auf solche, von denen wenig oder nichts in Kunstgeschichtswerken zu lesen oder zu sehen ist, von denen wohl auch keine in Reisehandbüchern aufgeführt sind.

Einsichtige, den verschiedensten Berufen angehörende Männer streben es seit einer Reihe von Jahren an und haben es zum Teil auch schon erreicht, daß man gute Bauwerke und Handwerkserzeugnisse zu erhalten sucht und solche, die einer Wiederherstellung bedürfen, mit Liebe und Verständnis behandelt und nicht unüberlegt beseitigt oder durch unverstandene Zutaten verdirbt. Man möchte aber auch erreichen, daß neu zu errichtende Bauten, neu herzustellende Erzeugnisse des Handwerks nicht unter dem Einflusse einer augenblicklich herrschenden Mode oder Anschauung entstehen, sondern daß ihre Gestaltung dem Zweck und Bedürfnis angepaßt und daß, wo dies tunlich erscheint, auch heimische Bauweise und Art sowie heimisches Material berücksichtigt wird. Man möchte ferner erreichen, daß man in kleineren Städten, Märkten und Dörfern nicht die Bauweise, die Möbel und Hausgeräte, die Friedhofsanlagen und Grabmäler der Bewohner großer Städte zum Vorbilde nimmt und die oft sehr reizvollen alten Häuser und Gegenstände des Hausrats, die nicht selten geradezu vorbildlichen alten Grabsteine und Grabkreuze mißachtet. Wenn gesagt wird, die alten Häuser, Möbel usw. seien vielleicht wohl malerischer, die neuen entsprächen aber ihrem Zweck in höherem Grade, so ist dies nur richtig, insoweit sehr alte oder halb verfallene Häuser und Hütten, vielleicht auch einzelne Geräte, wie Öfen, Lampen ꝛc. gemeint sind, denn sehr viele Bürger- und Bauernhäuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, zahlreiche alte Schränke, Geräte und Gefäße müssen heute noch als mustergültig in Bezug auf die Form und als zweckmäßig bezeichnet werden.

Nun wäre es natürlich falsch, wenn man unbekümmert um alle Fortschritte, die in den letzten hundert Jahren gemacht wurden, unbekümmert um die Ansprüche, welche heute gestellt werden, sich damit begnügen würde, die Häuser genau so zu bauen, wie sie vor einem Jahrhundert, oder vor zwei Jahrhunderten gebaut wurden, und alte Möbel, altes Hausgeräte ohne weiteres nachmachen zu lassen, und der Verfasser könnte eine solche Schaffensart ganz gewiß niemals gutheißen. Aber studieren sollen wir die alten Bauten und Erzeugnisse der Handwerkskunst unserer Heimat und anknüpfen an die Bau- und Werkstattart der Zeit um 1790 bis 1830, damit unsere Baumeister und Handwerker nicht plan- und ziellos der jeweiligen Mode ihrer Großstadtkollegen huldigen.

Die Bürgerhäuser und Hausgeräte, welche im 18. Jahrhundert und bis etwa 1830, vielleicht noch bis 1840, entstanden sind, eignen sich mit wenigen Ausnahmen oft besser für unsere heutigen Bedürfnisse als manche neuen Erzeugnisse, denn wenn wir uns die Häuser, Möbel, Eisengitter und Grabsteine aus der Zeit von etwa 1840 bis 1900 betrachten, so müssen wir leider feststellen, daß trotz Fortbildungs-, Bau- und Fachschulen das Verständnis für solche Dinge und die Geschmackskultur, insbesondere in den Dörfern und kleinen Städten, häufig auch in größeren und großen Städten, erstaunlich tief gestanden haben müssen. Ja, zum Teil noch heute ist dieser Tiefstand vorhanden. Es bauen und schaffen

so viele Leute ohne Verständnis und ohne Schönheitssinn. Viele Baumeister konstruieren das bestellte oder auf Spekulation zu errichtende Haus lediglich und verzieren es vielleicht auch je nach den vorhandenen Geldmitteln; viele Handwerker verschaffen sich Vorbilderwerke und Kataloge, um zu sehen, was augenblicklich in großen Städten Mode ist; und deshalb sind viele Bauten aus der Zeit von 1840 bis 1900, zum Teil auch später, entstandene, so trostlos nüchtern, sind viele Wohnungseinrichtungen so gräßlich, viele Friedhöfe so öde.

Altes Fachwerkhaus in Oberweißenbrunn (Rhön).

Altes Fachwerkhaus in Oberbach (Rhön).

Straße mit alten Fachwerkhäusern in Brendlorenzen (B.-A. Neustadt a. d. S.).

Ein wirkliches Gestalten mit Liebe und feinem Empfinden sieht man nur selten betätigt, jenes Schaffen, bei dem der Zweck auf die einfachste und vollkommendste Weise ausgedrückt erscheint, bei dem auch liebevoll eine gewisse Rücksicht auf Überlieferung und Ortsgebrauch genommen wird, jenes Schaffen, das noch bis etwa 1840 in der Stadt und auf dem Lande etwas ganz Selbstverständliches war, zu welchem aber die Fähigkeit im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen mehr und mehr verloren gegangen ist.

Noch um 1830 — das läßt sich einwandfrei nachweisen —, vereinzelt, wie schon erwähnt, bis 1840, entstanden Bauern- und Bürgerhäuser in einfacher Schönheit, an denen nicht viel sogenannte „Architektur" und kein oder nur ein sehr bescheiden auftretendes Ornament zu sehen ist, die aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deswegen — gemütlich, praktisch und wohnlich aussehen und auch wirklich sind. Dieses behäbige Haus mit seinen einfachen, gediegenen Möbeln, die aber leider längst zumeist in Museen und Privatsammlungen gelangt sind, knüpft an die Bauweise des 18. Jahrhunderts an, die Häuser aber, die später entstanden, waren in ihren Formen ganz von der Mode beeinflußt. In der großen Stadt ausgebildete Baumeister und Handwerker, sowie zahlreiche Vorbilderwerke für Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen, Schreiner, Schlosser usw. brachten fremde Elemente und unnötigen Zierat in die bis dahin unverdorbene Bauweise und Handwerkskunst der Dörfer und kleineren Städte. Es entstanden jene Bauten, Möbel, Wirtshausschilder, Grabmäler usw., deren Formen und Ornamente an den griechischen, romanischen, gotischen Stil, an den Renaissance- und gar Rokokostil anklangen, aber mißverstanden waren, bis man endlich auch noch die entlegensten Dörfer mit dem sogenannten „Jugendstil" beglückte. Die äußere Form wurde den Häusern und Gegenständen aufgezwungen, statt daß sie von selbst aus Zweck, Material und Technik entstanden wäre.

Nach 1900 wurde es teilweise besser. Man studierte wieder die bürgerliche Bauweise vergangener Zeiten, namentlich des 18. Jahrhunderts, und fand, daß sie zweckmäßig war; man sammelte die Erzeugnisse alter Volkskunst und sah, daß man bei ihrem Studium viel lernen konnte. Es entstanden in Deutschland und Österreich Vereine, die teils die Erhaltung der guten alten Erzeugnisse der Heimats- und Volkskunst bezweckten, teils auch erzieherisch tätig sein wollten, wie der rührige Verein für Volkskunst und Volkskunde in München, der dort seit mehr als einem Jahrzehnt besteht und in ganz Bayern überaus erfolgreich gewirkt hat und noch wirkt. Auch die Behörden interessierten sich für die Bestrebungen dieser Vereine, erließen Verordnungen zum Schutze guter alter Bauwerke und Erzeugnisse der Handwerkskunst, wiesen die Baugewerkschulen an, im Unterricht die heimische Bauweise zu besprechen und an der Hand von Aufnahmen guter alter Bauwerke und ihrer Einzelheiten durch die Schüler, bei diesen das Verständnis für sachliches Gestalten neuer Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu wecken. Auch durch die Gründung von Bezirks- und Ortsmuseen wurde manches Gute gewirkt und vor allem manches gute Erzeugnis alter Volkskunst erhalten.

Aber leider entstehen auch heute noch trotzdem immer wieder in der Stadt und auf dem Lande teils ganz häßlich-nüchterne, teils auch mit fremdartigem, unpassendem und unorganisch wirkendem architektonischen und ornamentalen Beiwerk versehene Bauten, werden Gegenstände des Hausrates angefertigt, die in geradezu auffallendem Gegensatz zu den guten, noch erhaltenen Sachen häßlich und nicht einmal immer zweckmäßig sind; und die schönsten alten Friedhöfe werden durch öde weiße und schwarze Grabsteine und Grabkreuze verhunzt, neue aber in der allernüchternsten Weise angelegt.

Statt an die guten Überlieferungen anzuknüpfen, um dadurch für die Weiterentwicklung von Bau- und Kunsthandwerk eine feste Grundlage zu schaffen, bringt man auch heute noch ganz fremde Formen herein, die nur verwirrend wirken können. So fehlt den vielen neueren Häusern in der Stadt und auf dem Lande das, was man in Architektenkreisen „Charakter" nennt. Merkwürdig ist die schwer auszurottende Vorliebe für Fassaden mit ledergelben sogenannten „Verblendziegeln" oder in Dörfern gar die Bevorzugung des gewöhnlichen Ziegelrohbaus. Ja, wenn man wenigstens noch Verblendziegel von kräftig roter Farbe nehmen wollte, wie sie in Norddeutschland und Holland viel angewendet werden, oder die Ziegelrohbauten wenigstens weiß verfugen würde. Am billigsten ist freilich ein unverfugter Rohbau, aber auch am scheußlichsten. Wie freundlich sehen dagegen Putzbauten mit oder ohne Holzfachwerk aus; sie mögen ja eine Kleinigkeit mehr kosten, dafür ist aber das Haus auch mehr wert.

Auch bezüglich des Daches begegnet man häufig falschen Anschauungen. Das schöne hohe Dach, dem allein viele Bauern- und Bürgerhäuser ihr stattliches Aussehen verdanken, wird als unpraktisch und zwecklos geschmäht und man hält es für richtiger, niedere Dächer zu bauen. Aber, wenn wir auch ganz von der schönen Wirkung absehen wollen, so muß doch jedermann den Wert eines geräumigen Wäschetrockenbodens und hübscher Dachzimmer — alles Annehmlichkeiten eines hohen Daches — anerkennen. Die jetzt bevorzugten flachen Dächer wirken fast immer unschön; sind sie aber auch noch mit vielfarbigen Zementplatten eingedeckt, so zerstören sie das ganze Dorfbild. Man kann dies am besten gelegentlich einer Eisenbahnfahrt von Brückenau nach Wildflecken beobachten. Dem Manne, der diese scheußlichen Zementplatten in den Dörfern unserer herrlichen Rhön eingebürgert hat, müßte eigentlich auf dem Kreuzberg ein Denkmal aus blauen, gelben und roten Zementquadern mit entsprechender Widmung errichtet werden.

Noch etwas Unschönes hat sich leider in der Rhön eingebürgert. Es sind dies die mit bunt bemalten Blechplatten hergestellten Verkleidungen der Fachwerkhäuser an Stelle der schönen alten Schindelverkleidungen, die durch den Einfluß der Sonne und des Regens so hübsche Färbungen annehmen, bedauerlicher Weise aber durch die nicht einmal sehr dauerhafte Neuerung immer mehr verdrängt werden. Von den häßlichen Reklame- und Firmenschildern, die überall die Landschafts- und Ortsbilder verderben, soll vielleicht ein andermal etwas gesagt werden.

Was wir immer wieder an den Gebäuden und Werken der Handwerkskunst aus dem 18. Jahrhundert und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bewundern müssen und was so lehrreich ist, das ist jene weise Beschränkung, von der Goethe sagt, daß sich in ihr erst der Meister zeige. Ein feines Empfinden für das Richtige besaßen jene Bau- und Handwerksmeister. Man sieht es den Gegenständen jener Zeit an, daß sie nicht rasch fertig gemacht wurden, damit sie eben fertig waren, sondern daß sie, wie schon eingangs erwähnt wurde, mit Liebe zur Sache ausgeführt wurden. Und diese Liebe zur Sache gehört zur Bau- und Handwerkskunst, sonst entstehen Arbeiten, die Niemand erfreuen.

Wenn gesagt wird, es werde heute alles nicht mehr so bezahlt, daß es sich lohnen würde, große Sorgfalt anzuwenden, so mag dies in einzelnen Fällen zutreffen; keinesfalls aber darf dieser Einwand dahin führen, daß dies als allgemeiner Grundsatz Geltung findet. Es wäre traurig, wenn jeder Baumeister und Kunsthandwerker so denken würde. Gott sei Dank, gibt es aber noch manche vom alten Schlag.

Und nun wollen wir einen Rückblick auf das Schaffen unserer Vorfahren in Unterfranken werfen.

Daß das Bauernhaus älter ist als das Stadthaus, das Dorf älter ist als die Stadt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Dörfer hatten im 18. Jahrhundert noch niedere Häuser, deren Dächer in einfachen, klaren Umrißlinien gehalten waren und weit vorsprangen. Von großem Einfluß auf die Bauart war naturgemäß das Klima und die Gegend. In rauhen Gebirgslagen baute man anders als im milderen Flachland. Dörfer und auch Städte an einem größeren Flußlauf sind anders angelegt als solche in hügeligem oder bergigem Gelände. Das Baumaterial wurde möglichst aus der nächsten Umgebung geholt, so daß die Häuser eines Dorfes ein einheitliches Bild boten. Gab es in der Gegend einigermaßen brauchbare Bausteine, so verwendete man sie mit Vorliebe, außerdem Lehm oder Backsteine; gab es in der Gegend viel Wald, so wurden vorzugsweise Fachwerkshäuser gebaut, die in rauher Gegend verschindelt oder, wie in Oberfranken, mit Schiefer verkleidet wurden. Die Dächer waren mit einheitlichem Material gedeckt, mit Schindeln, Ziegeln, Schiefer, ja sogar mit Stroh; die Holz- oder Steinwände waren einheitlich behandelt. Farbige Fensterläden, Steinmauern oder Lattenzäune um die Hausgärtchen, alles dies verlieh den Dorfhäusern etwas Harmonisches. Heute noch finden wir da und dort noch ein entlegenes Dörfchen in schöner einheitlicher Bauart und man erschrickt geradezu, wenn man nach einigen Jahren wieder in die Gegend kommt und sieht, wie die Harmonie durch ein verständnislos hingesetztes, sogenanntes „modernes" Bauernhaus gestört ist.

Auch in den kleineren, ja sogar in größeren Städten verlieh noch bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts eine wohltuende Einheitlichkeit in Material und Bauart den Straßen, Marktplätzen und Häusern einen ganz bestimmten Charakter, so daß eine Stadt in Ober- oder Niederbayern wesentlich anders aussah als eine in Franken oder der Pfalz.

Die kleinen und größeren Städte Unterfrankens haben ihre Eigenart vereinzelt bis heute erhalten und man sieht es manchen von ihnen an, daß ihre Erbauer einen gesunden Sinn für das Richtige und Schöne besaßen, den wir immer wieder bewundern müssen. Das Empfinden dafür, daß eine leichte Biegung einer längeren Straße, ein Abschluß durch einen Torbogen oder durch ein Gebäude, ein Brunnen an der richtigen Stelle und manches Andere außerordentlich viel zur Schönheit eines Ortsbildes beitragen kann, war nicht anerzogen, sondern angeboren. Der Wiener Architekt und Staatsgewerbeschuldirektor Camillo Sitte hat in seinem ausgezeichneten Werke „Der Städtebau" unsere Baumeister wieder auf alle diese

Momente aufmerksam gemacht und er hat das große Verdienst, daß seine Forderungen von vielen Architekten auch beachtet wurden. Es ist noch nicht gar so lange her, da hielt man nur gradlinige Straßen für schön oder man stellte eine Kirche, ein Rathaus, einen Brunnen, ein Standbild, mitten auf einen großen Platz, oft sogar gerade dorthin nicht, wo die Wirkung am besten gewesen wäre.

Altes Haus in Frickenhausen (B.-A. Ochsenfurt)

Altes Bürgerhaus und öffentlicher Brunnen in Höchberg (B.-A. Würzburg)

Altes Haus mit schöner Gartenveranda in Ochsenfurt.

Die unbewußten Äußerungen eines feinen Kunstempfindens bei den alten Baumeistern und Handwerkern unseres heutigen Unterfranken bewirkten, daß die alten Bürgerhäuser vom Ende des 18. Jahrhunderts ab einfache und doch fast vornehm wirkende Gebäude waren. Die Verteilung der Fenster, ein Giebel, das Dach, alles erscheint uns so natürlich, so selbstverständlich gestaltet, daß man gar nicht sagen könnte, wie man es besser machen sollte.

Dabei waren nur wenige architektonische oder ornamentale Verzierungen angebracht, stets aber an der richtigen Stelle. Eine flott geschnitzte Haustüre, ein Erkerchen, ein Heiligenbild, ein hübsches Korbgitter vor den Fenstern des Untergeschosses, bei Fachwerkbauten an den Eckpfosten oder an einem Fries eine wirkungsvolle Schnitzarbeit mit kräftiger Bemalung, das war Alles schlicht und

Mit Blechplatten verkleidetes Haus in Sandberg (Rhön).
Vorn gußeiserne Brunnensäule mit korinthischem Kapitäl.

Nüchternes unverputztes Haus der Neuzeit in einem unterfränkischen Dorfe.

Mit bunten Zementplatten gedecktes Haus in einem Rhöndorfe.

doch außerordentlich fein empfunden, so daß ein hervorragender Kenner Unterfrankens aus dem Norden Deutschlands mit Recht von unseren Städtchen sagte, man müsse sie mit Muße genießen, so wie man etwa einen wirklich guten Schoppen Frankenwein schlürfen müsse, den man nicht rasch hinuntertrinken dürfe, um dann wieder wegzulaufen. Was mit hingebender Liebe entstanden sei, müsse auch mit Hingebung genossen werden. Und diese Liebe zum Handwerk war es, die den

alten Häusern, Möbeln und Geräten so einen besonderen Reiz verleihen. Dinge, die bei liebeloser Herstellung äußerst nüchtern wirken, sind unter der Hand der mit angeborenem Schönheitssinn begabten Handwerker oft kleine Kunstwerke geworden. Die Handwerkskunst wurzelte so tief im Volke, daß fast immer Harmonisches entstand.

Bei den Häusern trug zu dieser Harmonie freilich viel bei, daß sich die früheren Baumeister aus zwingenden Gründen auf das einheimische oder in nächster Nähe erhältliche Baumaterial beschränkten. Die Eisenbahnen haben hierin eine Änderung herbeigeführt und auch die Bauweise kleinerer Städte insofern ungünstig beeinflußt, als überallhin die verschiedensten Materialien gebracht werden können, und leider oft auch solche, die eine höchst unerfreuliche Disharmonie in ein Städte- oder Dorfbild bringen. Man betrachte nur einmal Städtchen und Dörfer von einem Berge oder Hügel aus und sehe, wie die Dächer jetzt verschieden eingedeckt sind; ganz alte Häuschen vielleicht noch mit Schindeln, andere mit roten oder gelblichen Ziegeln, mit Blech, mit Dachpappe, Zementplatten usw.

Wenn wir somit leider im Kreise Unterfranken ebenso wie anderwärts häufig Gelegenheit haben, den Unterschied zwischen Einst und Jetzt zu studieren, so haben wir doch auch noch recht oft die Freude, viel Schönes zu sehen. Wir müssen es nur zu finden wissen.

Ob wir uns von der Kreishauptstadt mainaufwärs auf den Weg machen und über Randesacker, Eibelstadt, das reizende Sommerhausen, Ochsenfurt, die malerischen Orte Frickenhausen, Marktbreit, Marktsteft und — nicht zu vergessen — Sulzfeld und Kitzingen besuchen, von dort Abstecher nach Mainbernheim und dem prächtigen Iphofen machen, die Bezirksämter Schweinfurt und Haßfurt durchstreifen, ob wir mainabwärts nach Thüngersheim, Retzbach, Karlstadt und Gemünden wandern, das Städtchen Lohr und das überaus prächtige Miltenberg besuchen, ob wir Aschaffenburg und die Spessart- und Rhönorte aufsuchen oder Mellrichstadt oder Münnerstadt durchstöbern, überall findet der Freund alter Volkskunst schöne alte Bürger- und Bauernhäuser, Haustüren, eiserne Wirtshausschildträger, Brunnen usw. oder am Wege reizvolle Andachtsbilder auf Säulen oder Pfeilern, Kapellchen als Schmuckstücke der Straße und der Landschaft, hier und da — aber selten — auch noch ein schönes altes Möbel oder anderes Stück des Hausrates.

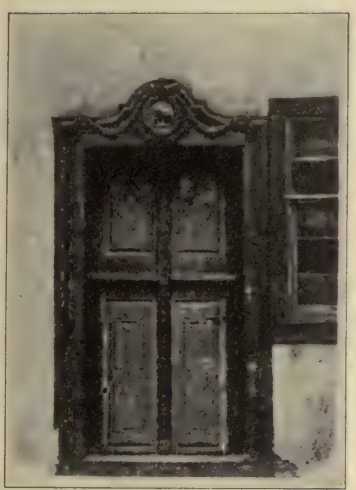
Eine besonders ergiebige Fundgrube bilden die zuerst genannten Orte mainaufwärts; wer sie noch nicht besucht hat, sollte das Versäumte nachholen. Meistens sind dort noch drei Tore vorhanden: ein Ober- und ein Untertor und ein Maintor; eine Hauptstraße, annähernd in der Richtung des Mains, bildet die Straße für den Durchgangsverkehr, ein Gasse führt zum Main, eine meistens sehr malerische Gasse an der Mauer entlang und verschiedene Quergäßchen bilden die sonstigen Verkehrswege. Reizend sind meistens die Brunnen, kleinen Erker, Vordächer an Läden, eiserne Träger für Wirtsschilder, Madonnen oder Heiligenfiguren oder sonstige Zierstücke der Häuser. Besonders eigenartig sind häufig die Eckhäuser, von denen oft eine Ecke ganz oder bis zu einer gewissen Höhe abgerundet sind, damit man sie leichter mit Fuhrwerken umfahren kann. Die Rathäuser erkennt

man auf den ersten Blick als solche, weil sie doch wieder anders gestaltet sind, als die Wohnhäuser, stattlicher, ja sogar oft ganz vornehm.

Und was für mustergiltige Vorbilder findet man — wenn man nur zu suchen versteht — mitunter an alten Höfchen mit köstlichen Gallerien und an

Altes Haus mit Freitreppe in Frickenhausen (B.-A. Ochsenfurt)

Bildstock mit Weinreben-Ornament in Tiefenstockheim (B.-A. Kitzingen)



Alte geschnitzte Haustüre in Bischofsheim v. d. Rhön

Schmiedeeiserner Gasthausschild u. Träger in Neustadt a. S.

Treppen mit den prächtigsten Holzgeländern. Außerhalb der Städtchen gibt es noch reizende Weinbergs- und Gartenhäuschen aus dem 18. Jahrhundert, oft ganz versteckt, kaum noch von irgend Jemand beachtet.

Anders sind wieder die Häuser und ihr Beiwerk dort, wo kein Wein gedeiht, auch nie Wein gebaut wurde. Im rauhen Klima sind die Formen strenger, wenn

auch häufig nicht minder reizvoll als im milderen Maintal, aber es gibt kaum einen Bezirk in unserem heutigen Unterfranken, der nicht mehr oder weniger interessante Gebäude oder Erzeugnisse der Handwerkskunst vergangener Zeiten aufzuweisen hätte. Wer nicht selbst Gelegenheit gehabt hat, größere Gebiete dieses Regierungsbezirkes zu bereisen, der findet jetzt wenigstens bei der Durchsicht der im Auftrage des Kgl. Bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegebenen Hefte des Werkes „Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern“[1]) soweit sie Unterfranken betreffen, einigermaßen Ersatz für eine Besichtigung an Ort und Stelle. Diese Hefte bringen in Wort und Bild das Wichtigste, was sich in den einzelnen Bezirksämtern an Kunstdenkmälern und Altertümern befindet. Manches anspruchslose und doch vorbildliche Haus, manches Stück Möbel oder Hausgeräte konnte freilich weder besprochen noch abgebildet werden, um nicht das ohnedies sehr umfangreiche Werk noch mehr zu vergrößern. Eine vorzügliche Publikation ist auch das von Martin Gerlach in Wien herausgegebene Werk „Unterfranken. Eine Streife auf Volkskunst und malerische Winkel in und um Unterfranken“. Neben außerordentlich zahlreichen Illustrationen bringt dies Buch einen prächtigen Text aus der Feder des Hamburger Künstlers und Schriftstellers O. Schwindrazheim und bildet trotz der beschämenden Tatsache, daß ein Wiener und ein Hamburger die kostbare Fundgrube aufdeckten, ein empfehlenswertes Vorbilderwerk nicht nur für Architekten, sondern auch für Handwerker der verschiedensten Berufe, wenngleich es keineswegs den Anspruch auf die Bezeichnung eines erschöpfenden Werkes erheben kann.

Sehr dankenswert wäre es, wenn alle Bezirksbaumeister Unterfrankens das Beispiel ihres Kollegen in Schweinfurt zum Vorbild nehmen und die schönsten Bürger- und Bauernhäuser, Baudetails, Brunnen usw. in ihrem Amtsbezirk aufnehmen und veröffentlichen würden. Herr Bezirksbaumeister A. Stelter in Schweinfurt hat mit einem kleinen Heft[2]) einen sehr hübschen Anfang gemacht, der nur zur begrüßen ist.

Die vorgenannten drei Publikationen besprechen und veröffentlichen Arbeiten aus den verschiedensten Jahrhunderten. Wenn sich der Verfasser dieser Abhandlung von vornherein darauf beschränkte, nur einiges über die Bau- und Handwerkskunst in Unterfranken im 18. und 19. Jahrhundert zu schreiben, so geschah dies in der Erwägung, daß das eigentliche bürgerliche Wohnhaus erst im 18. Jahrhundert in der einfachen Schönheit entstand, die den Kenner so sehr entzückt, während das Haus des Mittelalters fast festungsartig, das der Renaissance, soweit es Bemittelten gehörte, fast palastartig gestaltet war. Für die Schränke der Gotik und der Renaissance, so sehr sie uns in Museen oder bei reichen Sammlern entzücken, haben wir in gut bürgerlichen Wohnhäusern keine Verwendung mehr

[1]) Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. III. Band. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, herausgegeben vom Kgl. Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

[2]) Altheimische Bauweise im Kgl. Bezirksamte Schweinfurt. Nach Originalaufnahmen von Albert Stelter, Bezirksbaumeister in Schweinfurt am Main. Selbstverlag des Verfassers.

Geschnitzter Faßboden im Luitpoldmuseum zu Würzburg.

Altes Eckschränkchen aus einem Rhöndorfe (in Privatbesitz).

so wenig wie für manch' anderen Hausrat aus dem 13. bis 18. Jahrhundert. Aber an die heimatliche Bauweise und an die Formengestaltung des Handwerks vom ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert könnte man sehr wohl anknüpfen und dann unter Anlehnung an solche Vorbilder Neues schaffen.

Deshalb kann nicht oft genug davor gewarnt werden, solche Bürgerhäuser einzureißen, den alten Hausrat zu verschleudern, um sogenannte „moderne" Wohnhäuser hinzustellen und augenblicklich „als das Neueste" gepriesene Möbel und andere Geräte anzuschaffen. Der Verfasser kann sich in dieser Hinsicht durchaus auf den Standpunkt des bekannten Künstlers und Schriftstellers Paul Schultze-Naumburg stellen, der in seinem mehrbändigen Werke „Kulturarbeiten" so eindringlich und überzeugend zur Hebung der Geschmackskultur beigetragen hat und sich am Schlusse des Jahres wie folgt äußert: „Es hat etwas Furchtbares, zu sehen, wie jährlich Hekatomben guter alter Bauten unnötig geopfert werden, um überall dem Ausdruck eines Zuchthäusler- oder Protzendaseins Platz zu machen, wie jeden Tag der dünne Faden, der uns noch mit der Tradition verbindet, sich mehr lockert, während sie doch das Einzige sein kann, was unsere Kultur des Sichtbaren, als Gesamterscheinung begriffen, retten kann. Aber noch ist es nicht zu spät. Noch sind wir, wenn auch nicht mehr im innern, so doch noch im äußern Besitz eines guten Teils des von den Vorfahren errungenen Gutes. Es gilt, die Erkenntnis von dem Werte dieses Besitztums wieder zu gewinnen, das noch heute Private und Stadtverwaltungen nicht nur verkommen lassen, sondern zerstören, anstatt diese kostbaren Reste als lebendiges Anschauungsmaterial so lange zu bewahren, bis sie wieder begriffen werden, bis der abgerissene Faden wieder angeknüpft ist. Dann, erst dann dürfen sie, wie alles Vergängliche, sterben gehen. Dann wird Neues und Schöneres an ihre Stelle treten, aber dann erst". —

Dieser ernsten Mahnung noch etwas hinzuzufügen, ist überflüssig. Nur auf die den vorstehenden Aufsatz beigegebenen Abbildungen sei noch hingewiesen; ihre

Zahl mußte aus Raummangel sehr beschränkt werden und, da auf einige abschreckende Beispiele nicht wohl verzichtet werden konnte, so wurden es der Illustrationen mit vorbildlichen Bauten und Handwerkserzeugnissen noch weniger. Soweit es notwendig erschien, wurden kurze Erläuterungen darunter gesetzt. Die Aufnahmen sind ursprünglich für Lichtbilder, und zwar zum Teil vom Verfasser gefertigt oder doch veranlaßt, zum Teil in dankenswerter Weise von amtlicher Stelle und von Herrn Kgl. Professor Th. Aign in Würzburg leihweise überlassen worden.

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken.

Von
Pfarrer Dr. **Gmelin**, Großgartach.

Im ersten Teil dieses Auffatzes sind leider bei einigen Namen Druckfehler übersehen, man lese: S. 107 Hedinger statt Uedinger, S. 108 Binder statt Rinder, S. 109 Woltersdorf statt Wolkersdorf.

(Fortsetzung.)

Das hohenlohische Hauptgebiet, das von allen andern Territorien auf allen Seiten eingerahmt den Kern des württembergischen Frankenlandes bildet, ist in hymnologischer Hinsicht durch dreierlei Tatsachen gekennzeichnet; einmal, daß entsprechend seiner die anderen Territorien überragenden Bedeutung hier der Gesangbuch-Bestand sich ebenso gleichmäßig auf alle drei Perioden der Entwicklung: die ältere othodoxe, die mittlere pietistische wie die spätere rationalistische verteilt, wie zugleich diese Entwicklung auch weit früher, um mindestens eine Generation, nicht bloß gegenüber den bisher, sondern auch den noch später zu betrachtenden Territorien einsetzt. Das zweite Charakteristikum ist, daß die Geschichte

des Gesangbuchs hier noch enger als irgendwo sonst verknüpft ist mit derjenigen der Dynastie, von der das ganze Land den Namen hat. Das kommt heraus gleich bei dem ersten der noch vorhandenen eigentlichen Gesangbücher — um von allen Vorarbeiten und Spuren eines etwa noch früher, aber jedenfalls nur im Manuskript vorhanden gewesenen Gesangbuchs abzusehen —, das, von dem auch in der Musikgeschichte einen ehrenvollen Namen genießenden Erasmus Widmann, damaligen Präzeptor und Kantor in Weikersheim (Sprossen einer bekannten Haller Schriftstellerfamilie) auf Anregung des Grafen Wolfgang von Hohenlohe-Weikersheim 1603 besorgt und in Nürnberg bei Valentin Fuhrmann gedruckt worden ist. Übrigens stammt dieses Werk wohl nur nach der musikalischen Seite von Widmann, während die Liederzusammenstellung, wie ein im Öhringer Archiv befindliches Manuskript von 1598 zeigt, auf den Hofprediger Assum zurückgehen dürfte, der da doch nur Bestrebungen, über die schon fast eine Generation früher, 1577, im geistlichen Konvent in Langenburg beraten wurde (nämlich über den Neudruck des hohenlohischen Psalmbuchs, womit der gleich zu erwähnende „Lobwasser" gemeint sein mag), wieder aufgenommen zu haben scheint. Inhaltlich ist dieses Buch durch die ökumenische Weitherzigkeit, die darin zum Ausdruck kommt, ausgezeichnet, indem so auch den Sängern reformierter Richtung, die im Straßburger Gesangbuch, das als Hauptquelle unseres Buchs erscheint, einen breiten Raum einnimmt, ihr ehrlicher Platz gegönnt ist und so namentlich die Lobwasser'schen Psalmen, die im gleichen Jahr 1600 ja eine Konkurrenz durch Cornelius Becker erfuhren, noch mit 19 unter den 107 Nummern figurieren. Diese ökumenische Weitherzigkeit stimmt trefflich zusammen mit dem, was sonst von dem Charakter des Grafen Wolfgang, des ältesten und geistig bedeutendsten unter den Söhnen Ludwig Casimirs (des Ahnherrn der Neuensteiner Hauptlinie des Gesamthauses Hohenlohe) und Erbauers des Weikersheimer Schlosses bekannt ist, nicht am wenigsten durch den Streit mit seinem von ihm extra von Großbottwar her berufenen Hofprediger Assum, der sonst auch selbst als Liederdichter bekannt ist, so von „Christ, heilger Gott, Ich lieg in Not" im Nürnberger Gesangbuch von 1637, doch hier in unsrem Buch weder mit diesem oder sonst einem eigenen Lied vertreten.

Gehört dieses Buch, überschrieben „Geistliche Psalmen und Lieder", als ein prächtiger Schweinslederband mit Goldschnitt schon äußerlich eine Zierde der Gesangbuch-Literatur, zu den Schätzen der k. preußischen Bibliothek in Berlin, so gehört wieder der fürstlichen Hofbibliothek in Langenburg an das zweite sonst nach Weikersheim zurückführende Gesangbuch, das mitten unter den Schrecken des 30jährigen Kriegs 1629 von dem Nachfolger Widmanns, Johann Jeep aus Dransfeld bei Göttingen, unter dem Titel „Geistliche Psalmen und Kirchengesänge" usw. mit Verwertung des alten Materials und Beifügung von 49 neuen Nummern zusammengestellt und wieder in Nürnberg (bei Abraham Wagenseil) gedruckt worden ist. Auch dies gleich dem vorigen mit Noten, darunter eine eigene Komposition von Jeep, der selbst auch als Dichter des Psalms „Zu dir aus tiefer Not" seine Begabung wie Ergriffenheit von der Lage seiner Zeit verrät.

Sonst ist für dies Buch in höherem Grad noch als für das vorige kennzeichnend, daß auch jetzt noch, über ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen Cornelius Beckers und nachdem eben noch zu Anfang dieser 1620er Jahr auch ein hohenlohischer Pfarrer, Wüstholz in Ohrnberg, sich mit einem lutherischen „Lobwasser" abgemüht hatte, die alten Lobwasser-Psalmen, und zwar in noch vermehrter Zahl, zu 24, hier figurieren, was auch jetzt in erster Linie auf den Weikersheimer Landesherrn, den als Anhänger Gustav Adolfs zum Märtyrer seiner evangelischen Überzeugung gewordenen Grafen Georg Friedrich zurückzuführen sein wird. Dieser ist als erster von den damals das Gesamthaus Hohenlohe bildenden Herren, drei von der Neuensteiner und drei von der Waldenburger Linie, die ja sämtlich noch evangelisch waren, auch in der Widmung genannt, unser Buch selbst aber dessen ehemaliges Handexemplar, das von ihm auf seinen Eidam Heinrich Friedrich von Langenburg, den Ahnherrn sämtlicher noch blühenden evangelischen Hohenlohe, übergegangen ist. Eben demselben gehörte auch das früher genannte Heilbronn 1 an, das im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts im Hohenlohischen neben dem Rothenburger und Haller Gesangbuch in Gebrauch gewesen ist und zwar eben aus Mangel eines eigenen das Jeepsche fortsetzenden Gesangbuchs für Gesamthohenlohe. Wurde doch ein solches schon durch dasjenige Ereignis ausgeschlossen, das von 1667 an den Keim einer tiefgehenden Zerklüftung in das Hohenlohe Haus legte: die Rekonversion der Schillingsfürster, damals eben in Schillingsfürst und Bartenstein sich spaltenden Linie von dem Waldenburger Hauptast zu der katholischen Kirche: in der Folge auch durch frühere Erhebung (1744) dieser Linie zum Fürstenrang vor allen übrigen Neuensteiner Linien belohnt, von denen als erste hier die Öhringer 1764 nachfolgte.

Gewann doch unter den Neuensteiner Linien, da die Langenburger sich mit Heinrich Friedrichs Descendenz in die drei Zweige von Langenburg selbst, Ingelfingen und Kirchberg spalteten, die Weikersheimer aber im 17. Jahrhundert zweimal ohne direkte Fortsetzung durch Söhne blieben und so von Neuenstein aus neu rekrutiert wurden, eben diese letztere als Linie von Öhringen, wohin des Neuensteiner Kraft (Georg Friedrichs Bruder) ältester Sohn Johann Friedrich 1677 seine Residenz verlegte, die erste Bedeutung für die Zukunft. Damit stimmt, daß nun auch das dritte Hohenloher Gesangbuch aus dieser auch sonst bedeutendsten Stadt des Hohenloher Landes, und zwar nunmehr durch einen eigenen Drucker, hervorgegangen ist. Und zwar jetzt nicht mehr von obenher angeregt, sondern eben durch Bemühung des Buchdruckers Fuchs bezw. seines Nachfolgers Joh. David Holl, dem dies nach Wibel zuerst 1708 als „Seelenlust", später (nach dem alten Namen Oringaw) als „Seelen-Au" betitelte Gesangbuch des 18. Jahrhunderts zu verdanken ist, das erst 500 bezw. 507, später (seit 1733) 527 Nummern aufzuweisen pflegte. Mit einer Vorrede des aus Sulzbach in der Oberpfalz stammenden Superintendenten Joh. Lor. Jan und hinten mit dem Habermannschen Gesangbuch versehen hat sich dies Buch als älteres Hohenloher Gesangbuch tatsächlich eine nicht geringe Beliebtheit im ganzen Hohenloher Land, in dem es noch hin und her anzutreffen ist, verschafft. Dem Inhalt nach charakterisiert durch die

doppelte Hauptbezugsquelle gemäß der geographischen Lage von Hohenlohe: auf der einen Seite Hedinger, der Stuttgarter Hofprediger, auf der andern das Nürnberger Gesangbuch, zumal das Saubertsche von 1676—77. Nur daß uns neben den sonstigen bekannten Liederdichtern da doch auch ein eigener Sohn des Hohenloher Landes begegnet, nämlich Johann Friedrich Apin (= Bien), der geboren nach 1650 als Sohn eines Mitglieds vom Öhringer Ministerium und seit 1677 der Reihe nach Diakonus erst in Enslingen und Pfedelbach, dann seit 1702 Pfarrer in Großaltdorf (als einer meiner Vorgänger), zuletzt Superintendent in Gaildorf 1707—14, wo er von seinem Amt entfernt wurde (Ursache unerklärt; etwa im Zusammenhang mit den damaligen Veränderungen in Limpurg, oder eine ähnliche wie bei Böhm zu vermuten), anno 1688 von Pfedelbach aus nach Wibel eine „Himmelfreude" hatte erscheinen lassen, aus der fünf an sich keineswegs schlechte Nummern unsres Opus genommen sind.

Dieses erfuhr 1741 ein Pendant durch ein Extra-Gesangbuch von Weikersheim, das seit 1708 wieder einen eigenen Grafen besaß in dem selbst durch seine Alexandriner an den Wänden des dortigen Schlosses und des nach ihm benamten Karlsbergs als Auchdichter verewigten Karl Ludwig. Dieses Gesangbuch, besorgt durch den aus Gochsen bei Neuenstadt bezogenen Hofprediger Mag. Joh. Christian Sparr, von Stuttgart gebürtig, und so mehr als ein zweites hohenlohisches Gesangbuch pietistischen Einfluß verratend, weist von eigenen Dichtern wenigstens ein Lied von dem Weikersheimer Hofrat G. T. Pistorius („Gott, du bist meine Zuversicht, Wenn Kreuz und Trübsal mich anficht") auf, nur daß dieser freilich nicht aus dem Hohenlohischen selbst, sondern von Nördlingen stammte.

Von der allgemeinen Beliebtheit des Öhringer Buchs von 1773 legt dann auch Zeugnis ab die Tatsache, daß es noch 1773 einen Abdruck in dem katholischen Schillingsfürst durch den dortigen Drucker Lobegott, einen bekehrten Juden, und zwar unter Zugabe von weiteren 17 Nummern, so insgesamt 544, erfuhr, natürlich eben für die evangelische Untertanenschaft dieser Linie berechnet. Der katholische Charakter der Herrschaft kommt nur darin heraus, daß in dem Lied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" die Fortsetzung, wie auch sonst häufig, aus „Und steur' des Papst und Türken Mord" geändert ist in „Und steure Christi Feinde Mord", während das Reformationslied „Ein feste Burg" wie anderwärts heißt (nur 5 Verse hat). Dieses Gesangbuch erfuhr dann noch 1791 hier einen abermaligen wesentlich unveränderten Abdruck zum Ausgleich dafür, daß diese katholischen Waldenburger sich geweigert hatten, der Aufforderung zur gemeinsamen Herausgabe eines neuen zeitgemäßen Gesangbuchs, die 1777 von dem damaligen Senior des Gesamthauses, dem Ingelfinger Fürsten Philipp ausging und wofür zunächst der gemeinsame Ober-Superintendent von Öhringen ins Auge gefaßt war, sich anzuschließen, vielmehr in dieser Aufforderung eine Art Attentat auf die eigene landesherrliche Souveränität erblickt hatten. So blieb es den evangelischen Neuensteiner Linien allein überlassen, das neue rationalistische Gesangbuch zu besorgen, was dann im Jahr 1782 durch den Langenburger Hofprediger Koch, doch mit Unterstützung durch den Forchtenberger, späteren

Künzelsauer Pfarrer Kern besorgt wurde, nach Kochs eigener Angabe auch unter wesentlicher Mitwirkung des Kirchberger Prinzen Eberhard, der als Verfasser von Nr. 9 („Beherrscher aller Welten") im bisherigen württembergischen Gesangbuch unter die bekannten Liederdichter gekommen ist.

Das Besondere dieses hohenlohischen Aufklärungs-Produkts, das so im eigentlichen Sinn als das gemeinsame Werk sämtlicher evangelischen Linien von Hohenlohe gelten kann, ist übrigens in Ähnlichkeit von Heilbronn nnd Berlichingen I, daß hier dem Rationalismus keineswegs das Feld allein überlassen wurde, sondern, ob auch in dem 2. Teil, dem Hauptteil, mit 391 Nummern den rationalistischen Wortführern, obenan Dietrich-Mylius (d. h. dem neuen preußischen Gesangbuch von 1780) in weitem Umfang Rechnung getragen wird, während von eigenen Sängern hier namentlich der hohenlohische Hofrat Loder (später in Ohrdruf) voll zu Worte kommt (wie später noch mehr in Berlichingen II), in einem diesem 2. Teile vorangehenden ersten immerhin 267 Nummern unverkürzt d. h. unverändert aus dem älteren Buche herübergenommen wurden, so daß hier beide Teile, neben den Anhängern des Neuen auch die des Alten auf ihre Rechnung kamen, eine Rechnung, die denn auch nach der württembergischen Annexion durch doppelte Anhänglichkeit der Hohenloher an ihr eigenes Gesangbuch, sich als richtig erwies. In ähnlicher Weise hielt es dann auch ein Weikersheimer Pendant zu diesem Produkt, das 1795, der Vorrede nach als 8. Auflage des seit 1741 bestehenden Gesangbuchs herausgekommen, gleichfalls in 2 Teile zerfällt, nur daß dabei der erste unter seinen 415 Liedern bereits ca. 100 rationalistische aufweist, während vollends der zweite mit 118 Nummern als ein rein rationalistischer Anhang sich darstellt. Auch dieses Weikersheimer Gesangbuch wird wieder durch einen eigenen Sänger gekennzeichnet, nämlich den schon 1728 als Vorgänger Sparrs mit Tod abgegangenen Superintendenten Christof Andreas Meister, den auch Wibel als Dichter aufführt, Sohn eines Pfarrers in Ahornberg im bayrischen Franken, und selbst Vater nicht bloß eines später (1768) in seine Stelle in Weikersheim eingerückten Sohnes, der als solcher für Berücksichtigung der Lieder seines Vaters sorgen mochte, sondern auch von zwei anderen, die als Mathematiker bezw. Rechtsgelehrte in Göttingen dem Namen Meister noch größeres Renommee verschafften.

Fügen wir diesen in spezifisch hohenlohischen Gesangbüchern vertretenen Sängern auch noch den in Waldenburg 1709 geborenen, später auf norddeutschem Boden, als Bibliothekar in Hannover zu Ansehen gekommenen und 1761 verstorbenen pietistischen Dichter Christian Ludwig Scheidt bei, Verfasser des Lieds „Aus Gnaden soll ich selig werden", so haben wir mit immerhin einem halb Dutzend geistlicher Liederdichter, die für das Hohenlohische reklamiert werden dürfen, doch wenigstens den Beweis dafür, welch ehrlichen Beitrag dies sonst als geistig unfruchtbar verschriene Gebiet zu der Geschichte der Hymologie geliefert hat, in erster Linie allerdings mehr ein Verdienst seiner Regenten als seiner sonstigen fast ganz in der Landwirtschaft aufgehenden Bewohnerschaft.

Ein wieder wesentlich verschiedenes Bild zeigt die Entwicklung der Reichsstadt Hall. Hier liegt mir als ältestes vorhandenes Gesangbuch ein aus der

Michaelskirche stammendes Buch von 1719 vor, aber mit einer Vorrede, die schon von 1714 stammt und so, daß das Buch ausdrücklich als zweites bezeichnet ist. Die schwierige Frage nach dem Datum der eigentlich ersten Ausgabe desselben hat sich nach allerlei Bemühungen erledigt durch eine Mitteilung von Herrn Verlagsbuchhändler W. German in Hall, indem er in den Ratsprotokollen des Jahres 1689 einen Eintrag fand des Inhalts, daß da dem Buchhändler Laidig für 10 Exemplare der neulich von ihm gedruckten „Seelenharpffe" 15 fl. verehrt worden sind. Auf die Frage aber, wen jenes erste Gesangbuch etwa zum geistigen Urheber gehabt haben möge, möchte man am ehesten auf den damaligen Chef der Haller Kirche, den Dekan und Prediger Johann Bernhard Wibel, den zweiten dieses Namens in Hall, raten, wenn er nicht der Urheber von 6300 sauber im Manuskript hinterlassenen Predigten wäre, neben denen er schwerlich für eine derartige Tätigkeit Zeit gehabt haben dürfte.

So bleibt einem zunächst eben der Verfasser der Vorrede von 1714 Johann Michael Bonhöffer, der 1707 nach 20jährigem Konrektorat und 11jährigem Rektorat am Gymnasium zum Pfarrer an Sankt Katharina, der Gemeinde auf dem linken Kocherufer, aufrückte, um von da 1710 auf die Stelle des Pfarrers an Sankt Michael und Kapitelprokurators, der zweiten geistlichen Stelle der Republik, zu gelangen und hier 1716 abzusterben. Er ist der zweite in das Ministerium seiner Vaterstadt eingerückte Vertreter dieser Familie, die Mitte des 16. Jahrhunderts von Nymwegen in Holland als Goldschmiede in Hall eingewandert, hernach bis zum Ende der hällischen Eigenherrlichkeit neben den Wibel und Beyschlag zu den nahezu erblichen Herren in Staat und vollends Kirche geworden sind, heute in Hall selbst abgestorben, aber zu um so ansehnlicheren Stellungen in der Hauptstadt Württembergs aufgestiegen.

So stammt auch das zweite, gleichfalls „Seelenharpffe" betitelte Buch, das im Unterschied von den 376 Nummern des vorigen ein starkes Drittel mehr, 500 Nummern, aufweist und aus dem Jahr 1741 datiert sich als 4. Auflage gibt, da alle Exemplare der 3. Presse in dem großen Brande von 1728 ihren Untergang gefunden haben, nach der Unterschrift der in Versen gehaltenen Vorrede von einem Bonhöffer, nämlich dem Archidiakonus an Sankt Michael Johann Friedrich Bonhöffer, der 1696 als Amtsschreibers-Sohn geboren und erst 1741 vom Hypodiakonus zum Archidiakonus aufgerückt, von da aus 1744 zum Pfarrer an Sankt Michael wurde, um gleich dem vorigen auf dieser Stufe im Jahre 1750 mit Tod abzugehen. Derselbe Johann Friedrich Bonhöffer hatte schon von 1788 ab als Pfarrer der Vorstadtgemeinde Sankt Johann zwei Bändlein „Geistliche Cantaten" herausgegeben, die nach der dortigen Vorrede von dem Haller Componisten Johann Jacob Renner in Musik gesetzt um diese Zeit Hall in kirchenmusikalischer Hinsicht zu einer Stadt auf dem Berge erhoben zu haben scheinen.

Übrigens ist dieser Johann Friedrich Bonhöffer mit seinem Namenschiffre J. Fr. B. ja nicht zu verwechseln mit einem andern Träger derselben Chiffre nämlich Jacob Franz Beyschlag, dem Verfasser der nächsten nunmehr eben als „Hällisches Gesangbuch" betitelten Auflage von 1758, die (während das vorige in meinem

Eigentum sich befindet) auf der Stuttgarter Landesbibliothek zu finden ist und mit ihren nur 414 Nummern eine starke Reduktion des bisherigen Liedermaterials bedeutet, dafür aber das pietistischste unter sämtlichen in Württemberg-Franken herausgegebenen Gesangbüchern darstellt und so sichtlich von dem klassischen Produkt des Württemberger Pietismus, den schon bei dem Hohenlohe-Weikersheimer Buch genannten „Reinen und kräftigen Liedern" von 1741, beeinflußt ist. Daß aber gerade Johann Friedrich Beyschlag, Dekan von 1754–66, der Urheber dieses Gesangbuchs, das sich unter allen hällischen am meisten eingebürgert zu haben scheint, geworden ist, ist nicht zufällig, sondern Jacob Franz zeigt sich da durchaus nur als würdiger Sohn und Erbe seines Vaters Johann Balthasar Beyschlag, desjenigen unter den Haller Pfarrern, der nicht bloß im Umfang des alten Haller Gesangbuchs, sondern von ganz Württembergisch-Franken am meisten den Namen eines wirklichen Sängers von Gottes Gnaden verdient. Das beweisen seine in seiner „Centifolia melica" zum ersten Mal 1709, in 2. Auflage 1716 zusammengefaßten 100 Lieder, von denen zirka ein halb Dutzend, unter denen die bekanntesten sind „Nur Flügel her, dem Himmel zu" und „Im Himmel ist gut wohnen" in die älteren Gesangbücher übergegangen ist: so in das Württemberger von 1741, mehr noch allerdings in das Ulmer und von da aus durch Daniel Ringmacher in die mancherlei oberschwäbischen; in fränkische freilich bezeichnenderweise keines.

Ungerne verzichte ich so hier auf nähere Zeichnung dieses ersten unter den Sängern unsres Kreises und bemerke so nur, daß Johann Balthasar Beyschlag, 1669 als Sohn eines Inneren Rats in Hall geboren und nach fünfjährigem Studium in Wittenberg, wo er bis zum Privatdozenten aufstieg und auf der Reise wohin er auch Spener in Dresden aufgesucht hatte, von 1694 ab in den Dienst seiner Vaterstadt zurückkehrte, aber bei seiner ausgesprochenen Religiosität offenbar nicht leicht tat, hier zur Anerkennung zu gelangen, und, nachdem er lange auf unteren Stellen, als Pfarrer von Unterlimpurg, Sankt Johann, endlich als Hypodiakonus sich dürftig hatte behelfen müssen, erst 1710 zum Archidiakonat und von da endlich 1716 zur höchsten Stelle als Dekan emporstieg, um aber als solcher schon binnen Jahresfrist 1717 abzusterben. Immerhin scheint seine Arbeit nicht vergeblich gewesen zu sein und durch durch ihn und seinen Sohn Johann Franz der Pietismus in Hall tieferen Fuß gefaßt zu haben, so daß, als in den 90er Jahren auch Hall an eine Änderung seiner kirchlichen Bücher im Sinne der Aufklärung ging, es zu einer Art Aufstand im Kochertal kam. Allerdings galt dieser zunächst dem (Braunschweiger) Katechismus, doch dürfte er auch auf das Gesangbuch sich bezogen haben, das, wohl von dem letzten Dekan, Dötschmann, herrührend, übrigens hier erst 1795 herausgekommen ist: mit seinen 787 Liedern eins der umfangreichsten, aber so zugleich schwächsten Produkte der Aufklärung, so daß es kaum zu bedauern ist, daß es ihm schon an der Zeit gebrach, um sich ähnlich dem Heilbronner Vorbild von 1774 hier tiefer einzuleben, da bereits im Herbst 1802 mit der Annexion durch Württemberg diese republikanische Herrlichkeit für immer dahinsank. (Schluß folgt.)

Auf der Ehrenbürg.

Von Aug. Gräf.

Nun bin ich Jahr um Jahr gegangen
Und hab' geschaut die Lande all in ihrer Schönheit Pracht,
Der Fremde Zauberlieder wohl an's Ohr mir klangen,
In's Aug' hat mir so oft ihr Reiz und ihre Lust gelacht.

Jetzt rast' ich wieder wie vor alten Zeiten
Am Berg, ein Wanderer im Silberhaar, und matt und müd',
Vor mir der Heimat ewig junge Au'n sich weiten.
Und aus den Au'n ersteigt zum Herzen mir ein wundersames Lied.

So sitz' ich lang und lausch' den weichen, leisen Klängen,
Die selten nur ein Irdischer vernimmt. Mein Herz steht still –
Es lösen sich die Bande, all die engen und alles Sehnen, alles Drängen,
Weil in dem Frieden sich das Herz nun nichts mehr wünschen will . .

Hexenwahn, Zauberei und Wunderglauben in Franken.

Nach neuen Quellen des Juliusspital-Archivs Würzburg.

Von
Dr. Fridolin Solleder, München.

(Schluß.)

Verwandt und doch scharf geschieden von den Kunststücken des Hexenwesens waren die der Zauberer und Wahrsager. Die interessanteste und abenteuerlichste Gestalt ist der „bayerische Wahrsager“ [1]). Der so hieß war ein Siebzigjähriger, Hans Thomas seines Namens, Bayer seiner Geburt, Bettler seines Berufs, Wahrsager und Wundermann nach des Volkes Glauben. Er war bekannt in Frankenlanden, mehr verehrt als gefürchtet. Was man von ihm wußte, war wenig, aber das Wenige wußten alle. Er hatte nichts gelernt und konnte alles, unterfing sich, Leibesschäden und Krankheiten aller Art, ja selbst die „fallende Sucht“ zu kurieren, konnte Kugeln gießen, die nie ihr Ziel verfehlten, weissagte den Säuglingen in der Wiege, ob sie zu Glück kämen oder zu Schanden würden, war Heilsalber und Wundarzt, Seher und Prophet zugleich. Am Sonnabend des Peter- und Marzellinustags 1668 hatte er beim Wirt zu Bergrheinfeld um Almosen gebettelt und war von der stolzen Wirtin von der Schwelle gejagt worden. Da prophezeite er ihr, daß das Haus des andern Tags niederbrennen werde. Und diese Weisfagung erfüllte sich und trug seinen Ruf in alle Orte Frankens. Stark war der Zulauf der Hilfesuchenden, von einem Flecken rief man ihn zum andern und für manche Heilung wollten die Unglücklichen ihr ganzes Hab und Gut opfern. Den einen heilte er von seinem Beinschaden, des andern Kind half er von seiner Wassersucht, des dritten Weib gab er eine Wurzel, damit sie ihr Mann nicht mehr schlage, anderen gab er seltene Wurzeln gegen Feuer, Viehseuche und

[1]) Vergl. den ausführlicheren Artikel des Verfassers „Der bayerische Wahrsager im Hochstift Würzburg“, Bayerland XXIV, 353 f. München 1913. – Bei Ordnung des Juliusspitalarchivs

Leutenot, wahrsagte den Weibern, wie viel Kinder sie gebären würden, machte die Hexen eines Dorfes offenbar und drohte als Strafgericht Gottes Feuersbrünste an. Er hatte es zu keck getrieben. Der Bischof ließ ihn greifen und zum Prozeß gen Würzburg führen. Wie der Lehrer von Bergrheinfeld in der gleichzeitigen Dorfchronik berichtet, war in glaubwürdige Erfahrung gebracht worden, daß der heiligmäßige Wundermann trotz seines hohen Alters zuweilen mit losen Dirnen wandere und zu Zeiten zwei bis drei Nächte mit ihnen zeche und schwelge, daß er ein nichtswürdiger gottloser Landbetrüger sei, in jener Nacht heimlich in eines benachbarten Bauern Scheuer sich verborgen gehalten, und vermutlich auch das Wirtshaus selbst angezündet habe. Viermal wurde der bayrische Wahrsager in der Zeit vom 30. Juli bis 31. August vom Dr. Fichtel und dem Malefizschreiber Eyerich zu Würzburg peinlich befragt. Sie glaubten weder seinem Vorgeben, daß er die Hexen, Manns- wie Weibspersonen kenne und wisse, wie viel jeden Orts seien, noch dem Vorbringen, daß er Offenbarungen habe, es käme ein Vögelein und eine Taube zu ihm, von dergleichen habe er seine Wissenschaft. Nachdem seine Richter an den Bischof berichtet, lautete das Urteil, daß er zwei Stunden mit seiner Bettelkötzen auf dem Rücken am offenen Pranger stehen, darnach mit Ruten aus der Stadt ausgehauen und auf ewig des Landes verwiesen sein solle. Und so geschah's mit ihm am letzten August 1670.

Des Hannsen Winheimer[1]) zu Ried Weib war nach des Volkes Glauben eine „weise Frau". Bastian Schatz, ein Köhler zu Gräfendorf, hatte sein, seiner Frau und seines Tochtermanns Stoffel Kuhn Geld im Walde in einer Kohlplatte in zwei Kuhschellen vergraben, um sich und die Seinen in den schweren Kriegszeiten vor Raub und Diebstahl sicher zu stellen. Da plötzlich waren vor Mariä Geburt des Jahres 1648 von dem Gelde 17 Dukaten und 2 alte Goldgulden verschwunden; einen gekrümmten Dukaten, 13 Reichs- und 4 Königstaler hatte der unbekannte Dieb liegen gelassen. Der Tochtermann, Stoffel Kuhn, tat, was beim kleinen Mann damals selbstverständlich schien, er ging zur weisen Frau, ob sie ihm wieder zu dem Gelde verhelfen könne. Sie antwortete ihm, er solle nur nach Hause gehen, vielleicht fürchte sich der Dieb und bringe das Geld wieder; doch werde sie alles tun, was ihr möglich sei. Nach einigen Tagen sprach er ihr wieder zu: „Er könne nichts verspüren, daß das Geld wiederkomme. Wie es mit der Sache stehe?" Die Wahrsagerin antwortete: „Es stehe eben gar hart." Dabei ging sie fort zum Grasen. Der Hilfe heischende Kuhn begleitete sie über die Wiese und bat nochmals um Gotteswillen, daß sie ihr Bestes tue er begehre es ja nicht umsonst. Sie versprach's, sagte aber, „das Geld sei nicht mehr ganz beieinander, sei schon davon ausgegeben". Stoffel Kuhn ging heim und erzählte es seinem Schwiegervater, dem Köhler. Der ging zum Hirten von Gräfendorf, Lorenz Weigand, und bat ihn, mit ihm zur weißen Frau zu gehen,

[1]) fand sich in einer Bergrheinfelder Dorfchronik (Liter. 109) die früher vergeblich gesuchte Nachricht über den Ausgang seines Prozesses.

[1]) Juliusspitalarchiv Wolfsmünster Rentei 55,2. Untersuchungsakten über die Wahrsagerei der Frau des Hans Winheimer von Ried.

da er mit ihr bekannt sei; sein Tochtermann Stoffel hätte nichts ausgerichtet. Auf ihr beider Drängen gab die Wahrsagerin kund: „Er solle alle Tage droben im Walde suchen. Wenn neun helle Tage vorüber seien, und sich wieder nichts finde, hätte sie Sorge, daß sie ihm nichts zwingen könne". Nun frug der Hirte, ob der Dieb unter der Verwandtschaft zu suchen sei, er könne sich's denken, daß keiner über 100 Meilen hergekommen, der hätte alles genommen, und begehrte, daß sie ihm den Dieb nenne. Sie antwortete: „Es wäre nicht gut, daß er es wisse; es geschehe sonst Mord und Wehr. Es stehe gar hart unter der Freundschaft. Aber sie wollte gut dafür sein, daß der eine Tochtermann, Stoffel, es nicht getan habe". Der Köhler bat, sie solle dem Dieb ein Zeichen antun, daß man ihn kenne, und versprach ihr einen Taler. Doch sie entgegnete: „Wenn sie ihm schon einen Schabernack tue, habe er kleine Kinder, die hätte der Hirt dann alle Tage vor der Thür". Mit diesem Bescheid gingen Köhler und Wirt nach Gräfendorf zurück. Bastian Schatz versammelte sogleich seine drei Schwiegersöhne und Töchter um sich und hielt ihnen vor, daß er bei der weisen Frau gewesen, welche ihm gesagt, das Geld stecke unter der nächsten Verwandtschaft. Er wolle sie gewarnt haben; wer es habe, solle es heimlich wieder an seine Stelle tun, es werde ihm sonst zu Schimpf und Schande gereichen. Hans Pflaum, einer der Tochtermänner erwiderte: „Schwiegervater, Ihr fangt da Händel an, die werden nicht gut tun. Ihr werdet es nicht hinausmachen, müßt es anders angreifen, durch diese Frau werdet Ihr es nicht bekommen". Weil nun der Pflaum seinem Schwiegervater vorgehalten, daß er die Zauberin angegangen, hielten sie den Unschuldigen gleich für verdächtig, um so mehr, als er Kinder hatte. Eines an den Worten der Wahrsagerin bewahrheitete sich alsobald. Die Verwandten gerieten wegen ihrer Auskunft so sehr aneinander, daß des Hans Pflaum Weib bei einem Streit mit ihrer Mutter und den beiden Schwestern beinahe ums Leben gekommen wäre, wenn nicht fremde Männer dazwischen getreten wären. Ihr Mann klagte schließlich vor Gericht gegen seinen Schwiegervater wegen öffentlicher Bezichtigung des Diebstahls und das verurteilte den Köhler von Gräfendorf für seinen Aberglauben und wegen Verleumdung zu 25 Gulden Strafe, weil er „Schwarzkünstlerrat gesucht, wodurch gemeinlich Früchte der Uneinigkeit, Mord und Totschlag entstehe". Das verschwundene Geld aber konnten alle Künste der weisen Frau nicht hervorzaubern.

Von den Orten der Rhön hatte um die Mitte des 18. Jahrhunderts großen Zulauf der juliusspitälische Hofbeständner zu Völkersleier, Johann Haas, der gegen jede Krankheit bei Mensch und Vieh Sympathiemittel zu verordnen hatte[1]). Der Kaplan und Kurat Damian Kreydmeyer zu Windheim, richtete schließlich unterm 27. September 1768 an den Oberrat des Würzburgischen Polizeigerichts, den Präsidenten des Juliusspitals und Rektor Magnifikus der Universität, Philipp Anton Christoph von Guttenburg, eine Bittschrift um Abstellung dieses abergläubischen Treibens. Daraufhin wurden die stiftisch fuldischen Untertanen vom Amts-

[1]) Juliusspitalarchiv, Wolfsmünster Rentei 52,30. Pater Curatus gegen Hofbeständner Haas wegen Abgabe abergläubischer Mittel. 1768.

keller zu Hammelburg wegen seines geldgierigen und sündhaften Gewerbes, das er trotz wiederholter Verwarnungen nicht aufgeben wollte, zum Verhör vorgeladen und in Gegenwart des Pfarrers von Wartmannsroth abgehört. Nach diesen Zeugenaussagen hielt der Beschuldigte alles für Zauberei, was ihm an kranken Menschen und Vieh vorkam. Einem gewissen Scheller zu Wartmannsroth hatte er Pulver überreicht, die Zauberei zu vertreiben. Wenn er jedoch viele Jahre davon freibleiben wolle, würde er ihm Pflöcke in seinem Viehstall oder seinem Haus einschlagen. Von diesen Pflöcken kostete jeder 20 Kreuzer. Diese Kunst zu erlernen, wollte er viel Geld ausgegeben haben. Dem Huffnagel zu Wartmannsroth händigte er für sein krankes Kind ein Pulver ein, mit dem das Kind Montags, Mittwochs und Freitags früh vor dem Morgengrauen, solange die Menschen noch schlafen, beräuchert und der lahme Fuß, den er für verzaubert erklärte, mit Knoblauch, weißem Hundskot und Haarspitzen von einem siebenjährigen Knaben verbunden werden sollte. Während der Beräucherung des Kindes an bestimmten Tagen, ließ sich in der Nacht ein gewaltiges Rauschen über dem Bett hören, wo die Huffnagelin mit ihrem Kinde lag, allerhand Gebötzig, Heublumen und kleine Steine fielen von oben auf die Mutter, obwohl man oben an der Wand nichts verletzt und abgelöst bemerkte. Obwohl zwar, wie die Mutter versicherte, die Schmerzen des Kindes gelindert wurden, blieb das Kind nach wie vor lahm. Der Bauer Hans Adam Schneider zu Windheim mußte auf des Wundermanns Geheiß eine kranke Kuh rückwärts vor die Stalltüre führen und Kreuz und Rücken mit einem Rebbüschel reiben, ohne daß dabei ein anderer Sterblicher zusehe. Die sonderbaren Kuren des Johann Haas fanden nach diesem Verhör ein schnelles Ende. Es wurden ihm vom Gericht aufs strengste verboten, dergleichen Heilmittel fernerhin zu verkaufen und irgend etwas zu tun, was auf Zauberei gedeutet werden könnte.

Die Jüdin Barbara Mayin aus Holland war im Jahre 1785 zur Kur ins Juliusspital aufgenommen worden und hatte sich daselbst zum katholischen Glauben bekehrt. Nach ihrer Bekehrung wurde sie juliusspitälische Pfründnerin, mußte aber zwei Jahre später wegen Saufens und Zankens aus dem Hospital, trotz ihres Alters, ausgesagt werden. Nun nährte sie sich kümmerlich vom Bettel und da kein Ort sie länger aufnehmen wollte und man sie nächtlicher Weile auf der Bettelfuhr von einem Dorf zum andern schaffte, trieb sie aus Not einige Jahre hindurch das Wahrsagergeschäft[1]).

Im Sommer des Jahres 1628 war im Juliusspital ein Mägdlein von Balbach, das auf allen Vieren gänzlich lahm gewesen, gleichsam durch ein Mirakel wieder geheilt worden, sodaß es eines Tags plötzlich nach Dettelbach wallfahren konnte. Der Bischof ließ das Kind mit 12 Reichstalern beschenken, nachdem sich seine geistlichen Räte von der Richtigkeit dieser wunderbaren Heilung überzeugt hatten[2]). Im Jahre 1769 hatte die im Spital verwahrte Sophie Kastin verschiedene

[1]) Juliusspitalarchiv, Oberpflegschaftsakten 91,2. Aufnahme von Israeliten zur Kur 1790 bis 1821.

[2]) Juliusspitalarchiv Lit. 248 Rrl.-Prot. 1626/29.

mit Haaren umwickelte Knochen erbrochen, andere wurden ihr von den spittelschen Chirurgen mit Instrumenten aus dem Magen herausgenommen. Der Doktor der Medizin und Professor der Botanik Elias Adam Papius erhielt daher von der geistlichen Regierung den Befehl, die für besessen gehaltene Kastin zu besuchen und über die an ihr beobachteten Phänomene ein medizinisches Gutachten zu erstatten. Als nun Dr. Papius die der Kastin aus Magen und Rachen herausgenommenen und mit Haaren umwickelten Knochen besichtigte, bemerkte er, daß Farbe und Gestalt der Haare mit denen der Besessenen durchaus übereinstimmten, und stellte fest, daß sie sich die Haare selbst vom Kopfe geschnitten, wo sie 10 bis 12 Blößen in der Breite eines Daumens hatte. Die hysterische Person hatte aus Bosheit Haare und Knochen geschluckt. Das Gutachten des Arztes lautete dann auch, daß sie „vielmehr für eine Betrügerin als für eine Besessene anzusehen" [1]). Zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben weit über Bayern hinaus die sogenannten Gebetskuren des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst Aufsehen erregt. Auf des Spitalpfarrers und seines Kaplans Neuland Ersuchen kam der Fürst am 5. Juli 1821 früh um halb 7 Uhr auch ins Juliusspital. Er wurde in vier Zimmer der Frauenabteilung geführt, zwei Kranken- und zwei Pfründnerinnenzimmer. In den ersteren lagen vornehmlich eine unheilbar wassersüchtige und eine von Gicht gelähmte, des Gebrauches all ihrer Glieder beraubte junge Person, in den letzteren auch noch jüngere, teils durch Verwachsungen, teils durch Nervenzuckungen seit längerer Zeit gelähmte Frauen. Alle waren voll Sehnsucht und Vertrauen. Der Fürst betete über sie, wie gewöhnlich, und forderte sie zu Bewegungen auf. Eine bewegte ihre Hände und Arme etwas, eine andere ging, wie sie auch zuvor etwas gehen konnte. Alle glaubten, sich erleichtert und von Schmerzen befreit. Professor Schönlein, Deutschlands größter Mediziner, führte den Fürsten endlich auch in das männliche klinische Zimmer zu einem durch luxatio spontanea ganz gelähmten schon reiferen jungen Mann. Doch auch hier bewirkte er nichts. Ein Kanzlist Albert aus Würzburg, der sehr schwer hörte, bat den Fürsten um Hilfe. Er glaubte auch besser zu hören, doch seine Umgebung merkte nichts. Der Pfarrer wie der Administrationsrat des Juliusspitals berichteten, als der Stadtmagistrat im Auftrag der kgl. Regierung Erkundigungen über die angeblich vom Fürsten Hohenlohe bewirkten Wunderheilungen einzog, daß der Fürst zwar über verschiedene Kranke betete und sie segnete, daß aber keine Heilung erfolgte und alle sich dermalen befinden wie zuvor [2]).

Auch der Gespensterglauben ist überall verbreitet. Vom verstorbenen Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, der ein großer Jagdfreund war, erzählt sich der gemeine Mann, daß er zur Strafe für seine sündhafte Neigung zum Waidwerk und für die Schädigung des Bauersmannes nächtlicher Weile als wilder Jäger die Forste des Hochstiftes mit seiner Meute durchirre [3]). In dem

[1]) Oberpflegamtsakten A 156, 1/III.

[2]) Juliusspitalarchiv Akten Nr. 4746.

[3]) Vergl. darüber des Verfassers Abhandlung „Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, der wilde Jäger des Hochstifts Würzburg" im Bayerland XXV. Jahrg. Mai 1914.

eben vom Juliusspital erkauften freiherrlich Thüngen'schen Schloß Windheim hatte im Jahre 1666, etwa sechs Wochen zur Nachtzeit sich solch erbärmliches Geschrei und jämmerliches Seufzen erhoben, verstärkt durch Poltern und Steinwerfen, Auf- und Zuschlagen versperrter Türen, daß man es fast im ganzen Dorfe hörte und die Schloßbewohner, ja selbst die Dorfleute in steter Angst waren, es möchte ein Gespenst oder unnatürlich Wesen sein. Der Schloßvogt, ein unerschrockener Mann, war vernünftig genug, nicht zu glauben, daß „Hexerei und ein Zentfall dahinter stecke". Er verbot den Untertanen im Dorf bei Strafe, davon weiter zu erzählen und einander der Hexerei zu zeihen, was meist die Folge solcher unerklärlicher Erscheinungen war. Immerhin wandte er sich, als der unheimliche nächtliche Spuk nicht enden wollte, an die Vorsteher des Juliusspitals, ob er nicht die Herren Patres zu Altenstadt um Rat angehen sollte. Auf deren Zustimmung hin begab er sich ins Kloster gen Hammelburg, traf aber den Hexenpater Wolfgang nicht an, dagegen den Pater Quardian, der nicht Bescheid geben konnte. Zu Hause legte sich der Vogt auf die Lauer und ertappte am 25. August zwei Stunden vor Tag eine Dienstmagd bei ihrem frevlen Spiel als Schloßgeist. Sie bekannte, daß sie aus lauter Fürwitz, weil sie gesehen und gehört, wie sich die Leute im Dorf und Schloß allenthalben fürchteten und es ein Geraune und Geflüster vom Gespenst im Schloß war, das nächtliche Umgehen getrieben habe, und ward dafür in den Kerker geworfen [1]).

Kunz Seyfried von Grumbach und Agatha Ulrichin, Enders Hergets des Schmieds zu Burgsinn Stieftochter, des Jörg Balthasar von und zu Rodenstein Knecht und Magd hatten beide hinter des Schloßherrn Rücken heimlicher Liebe gepflogen. Sie beide beteuerten bei ihrer Seelen Seligkeit, daß keines mit dem andern in Unehren zu tun gehabt. Der Schloßherrin spiegelten sie vor, die Magd leide an der roten Ruhr, und als die gütige Herrin der kranken Magd eine warme Suppe kocht, geht diese hin ins heimliche Gemach, ein Kind zu gebären. Und unten im Hof heben Weiber aus dem schmutzigen Tümpel ein neugeboren Kind, das Hälslein entzwei gebrochen und das Köpfchen zerschlagen, da es von Balken zu Balken aufs harte Gestein gefallen. Als der Rodensteiner das vernommen wies er angesichts des Pfarrherrn und mehrerer Gerichtspersonen der Missetäterin ihr totes Kind vor, „ob sie bekenne, daß es ihr Fleisch und Blut und sie seine Mutter sei". Und da sie zur Beteuerung ihrer Unschuld zwei Finger auf des Gerichtsherrn Geheiß auf des Kindes Herzen legte, fing es von Stund an zu schweißen an und das Blut des toten Kindes zeugte wider die Mutter. Und als Kunz Seyfried zwei Finger auf den Leichnam legte, blutete das tote Kind wiederum und viel stärker aus dem Näslein, daß alle, die dabei waren, sich verwunderten. Und es blutete bis in seine letzte Ruhestatt. Da warf man sie und ihren Buhlen in Ketten. Als der Herr von Rodenstein zwei Tage später nach dem Urteil schickte, d. h. das Gericht einberief, da zogen plötzlich bayerische Kriegsvolker — es war in den schlimmen Zeiten des 30jährigen Krieges,

[1]) Wolfsmünster Rentei 149, 4. Der nächtliche Tumult im Schloß Windheim.

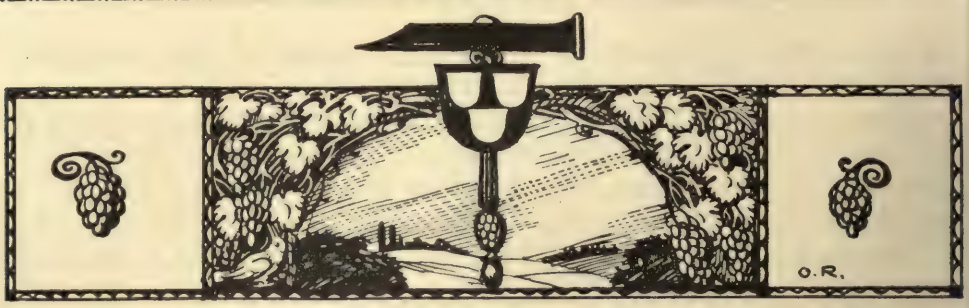
im November 1624 — durch Grumbach, und die Dorfleute wie der Junker flüchteten. Als niemand mehr im Dorfe war, machte sich die Gefangene ledig und eilte ihrem Buhlen nach, der trotz schwerer Fesseln eines Nachts entwichen. Heißen Fußes war der Rittersknecht zu den Eltern der Verführten gelaufen und hatte um die Hand der Tochter gebeten. „Habe ich sie gefällt, will ich sie auch wiederum aufrichten." Sie aber erklärten, lieber die Unglückliche zu erstechen oder zu ertränken als sie einem so leichtfertigen Vogel zu geben. Ja in Burgsinn beschuldigten sie ihn, er habe die Dirne erschlagen, da er ohne sie komme und über ihren Verbleib keine Auskunft geben konnte. Inzwischen war die Sünderin ihren Häschern schon in die Hände gefallen. Am 7. Dez. 1624 ward ihr von dem Zentgrafen und den Schöppen des vierherrischen Zentgerichts zu Mittelsinn im Namen der Junker von Thüngen, Hutten, Breitenstein und Rodenstein der peinliche Prozeß gemacht. Am 10. Dezember sollte sie wegen Hurerei, geheim gehaltener Schwangerschaft und begangenen Kindmordes mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet werden. Das Urteil war verlesen, der Stab vom Richter zerbrochen und der armen Sünderin vor die Füße gewerfen. Der Scharfrichter begann sein blutig Werk. Er holte zu einem mächtigen Hieb aus. Das Henkerschwert sauste nieder, doch der Streich mißlang und das Schwert fuhr in die linke Schulter, so daß das Weib einen lauten Schrei ausstieß und wie leblos zu Boden fiel. Der Streich hatte ihr nach der Umstehenden Glauben nichts am Leben geschadet. Nach altem Volksglauben war sie also für die Tat „geheiligt" und konnte frei die Richtstatt verlassen. Doch nun geschah das Ungeheuerliche. Der Henker holte wieder und wieder zum Hiebe aus und trennte der am Boden liegenden mit zwei mächtigen Streichen das Haupt vom Rumpfe. Starres Entsetzen ergriff den Umstand. Laut murrte das Volk, „weil er sie so jämmerlich zermetzelt". Und als der Henker mit dem bloßen Schwert, das kein rechtes Richtschwert gewesen, davonging, da stürzte sich der Pöbel auf ihn, verfolgte ihn von einer Statt zur andern, warf ihn mit Steinen und schlug den Zusammenbrechenden mit Prügeln und was sie bekommen konnten, tot. Henkerlos![1])

Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts machte sich im Hochstift Würzburg namentlich im Odenwald, Spessart und Rhön, unter dem Namen der „Konradinischen Bruderschaft"[2]) eine religiöse Sekte bemerkbar, welche bald auch in den angrenzenden Gebieten von Kurmainz, der Grafschaft Hanau und des Stiftes Fulda eifrige Anhänger zählte. Der Stifter dieser Sekte, „der berüchtigte Konradin", soll zu Kleinwallstadt bei Aschaffenburg häuslich gesessen sein und im Rufe gestanden haben, daß er durch Messelesen arme Seelen erlösen könne. Von dieser Kraft predigte er dem Volke und forderte es zu Geldspenden auf, die seitens des leichtgläubigen Landvolks selbst in ärmeren Gegenden reichlich flossen. Hatte der „berüchtigte Konradin" eine größere Summe Geldes beisammen, so machte er sich auf längere Zeit unsichtbar. Zu seinen eifrigsten Anhängern zählte ein

[1]) Wolfsmünster Rentei 73, 2.
[2]) Wolfsmünster Rentei-Akten 76, 13.

spittelscher Untertan Hans Hoffmann im Dorf Obersinn, der ihm nacheinander zwei Sohne zur persönlichen Dienstleistung zuführte.

Den ersten Sohn hatte er, auf den Bericht des Dorfseelsorgers an die geistliche Regierung hin, wieder zurückbringen müssen. Als Hans Hoffmann mit einem seiner jüngsten Buben, dem elfjährigen Kaspar, im Jahre 1786 wieder plötzlich aus seiner Heimat verschwand, angeblich zu einer Wallfahrt nach Heßlathal im Spessart, entstand im Dorf ein Aufruhr und im ganzen Sinn- und Saalegrund ging das Gerede, daß er sein Kind dem Teufel zugeführt habe. Auf den Befehl seiner Grundherrschaft hin, wurde er vom spittelschen Amtsvogt zu Wolfsmünster in den Kerker geworfen und, als er sich hartnäckig weigerte, den Aufenthaltsort seines Sohnes und des berüchtigten Konradin anzugeben, mit Stockschlägen traktiert. Doch er litt „alles zur Ehre Gottes" und führte zum Beleg für sein standhaftes Dulden Bibelstellen und Psalmen an. Als er vor die gemeinschaftliche Zent zu Mittelsinn geschafft werden sollte, ging er zu seinem Schwager, dem Kirchenpfleger von Obersinn, einem Rekruten der Konradinischen Bruderschaft, und sie suchten in inbrünstigem Gebet auf den Knien Stärkung in ihrem Glauben. An dieser heiligen Handlung hatte des Kirchenpflegers Familie teilgenommen und dessen 17jähriges Töchterlein rühmte sich nachher, daß ihr Ohm sich nicht mehr fürchten brauche, vor dem Blutgericht zu erscheinen; denn sie habe selbst die Mutter Gottes gesehen, wie sie ihm zuwinkte und versprach, ihn unter ihren Schutzmantel zu nehmen. Und wirklich, der Angeklagte konnte nicht zum Reden gebracht werden, hätte doch der Verrat des Aufenthaltorts dem Stifter der Sekte, der seitens der Stifter Mainz und Fulda schon seit langem mit schweren Kosten gesucht wurde, das Leben gekostet. Der Pfarrherr von Obersinn selbst verwandte sich für den Angeklagten, der sich nach seiner Aussage eher totschlagen ließe als etwa gestehe, weil das Stillschweigen eine der ersten Satzungen des Orden ist. So war der berüchtigte Konradin für dieses Mal noch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entronnen.



Die Wandmalereien des Hospitals zu Mosbach.

Beitrag zur Baugeschichte des Hospitals.

Von

Zeichenlehrer **Fritz Landes**, Mosbach.

Im Sommer 1913 fand man gelegentlich einer Hausrenovierung im vordern Teil des sog. Hospital zu Mosbach zur großen Ueberraschung Wandmalereien. Malereien in einem Privathaus, das wohl schon durch seine eigenartige Grundrißform auf etwas besonderes hinwies, aber jetzt erst durch das Vorhandensein solcher Wandmalereien als ein, zu ganz bestimmten Zwecken benutztes Gebäude angesehen werden muß. Doch darauf möge am Schluß noch kurz hingewiesen werden. — Beim Aufgang einer später eingebauten Treppe sieht man die wiederhergestellten Wandbilder die linke Hälfte der polygon gebildeten Wand einnehmen. Die Höhe ist durchweg die gleiche, nur an einer Stelle durch Einzug eines Balkens zerstört, ebenso rechts und links gewaltsam geendigt. Es ist sehr leicht möglich, oder gar als sicher anzunehmen, daß die rechte Hälfte des Zyklus noch unter der Tünche und den Tapeten eines daselbst später eingerichteteten Wohnzimmers zu finden ist. Vielleicht ist es bei einer gelegentlichen späteren Renovierung möglich, die fehlenden Bilder dann freizulegen.

Passionsdarstellungen sind das Thema der Bilder. Zwei ganze und eine halbe Darstellung bieten die noch vorhandenen freigelegten Bilder. Sämtliche Bilder 150 cm hoch, das erste 70, das zweite 100 und der Rest 40 cm breit. Wer nun die bisher vorhandenen neu aufgedeckten Wandbilder in dem nordbadischen Gebiet kennt, wird mit Erstaunen gewahr, daß diese Bilder wieder einen ganz eigenen Typus für sich bilden. Die zwei noch nahezu vollständig erhaltenen Teile zeigen uns die Darstellung Christi vor dem Volk und die Kreuztragung. Von dem rechts daran anschließenden Bild sind nur noch zwei Frauengestalten zu erkennen. Auf dem ersten, 150×70 cm großen Bild zur Linken Christus mit vorgebundenen Händen, wie er eben von Pilatus dem Volk dargestellt wird. Die ganze linke Seite wird von Christus eingenommen. Er neigt seinen Kopf gegen die linke Schulter und blickt mit traurigen Augen zu Boden. Christus, hier mit einem braunen, kurzen Doppelbart, ein grünes Tuch um den Kopf geschlungen, die Hände mit ganz steifen, glatt gedrückten Fingern übereinander

gelegt, trägt über einem weißen Untergewand einen innen rot gefütterten Mantel. Rechts daneben Pilatus mit Judenhut, auf dem eine dreizackige Krone sitzt. Die Spitze des Judenhutes in schön geschwungener Form nach rechts gebogen. Er hält in der Hand einen bekrönten Stab wie ein Szepter und trägt an seinem nur allein sichtbaren rechten Bein einen langgeschnabelten rosaroten Schuh. Pilatus hier dargestellt mit braunem Haupthaar, das lang über die Ohren fällt und mit langem, breitem Bart, in den die einzelnen Haargruppen mit schwarzer Farbe aufgemalt sind. Er ist in ein grünes Gewand gekleidet, das in langen Falten zu Boden geht. Hinter Christus auf der linken Seite kommt noch ein Kopf zum Vorschein, mit sehr deutlichem nahezu realistischen Gesicht. Die Augen scharf nach links gerichtet, sodaß noch neben dem seitlich gerichteten Augapfel das scharfe Weiß des Auges hervortritt. Bei näherem Zusehen ein Kopf mit eminent stark betonter Charakteristik. Der beste auf allen Bildern. Daneben ist nochmals ein Kopf sichtbar, mit ähnlich scharf ausgeprägten Zügen. Vier Männer rechts der Hauptgruppe alle auf Christus hinsehend, sämtliche mit rosafarbenen runden Hüten bedeckt, einfaches schwarzes Schuhwerk an den Füßen, bilden die rechte Hälfte des Bildes. Die ganze Komposition auf einem grünen Hintergrund mit einem hellgrünen Erdboden. — Daran anschließend das größere, mittlere Bild 100×150 cm groß. Christus sein Kreuz tragend. Er ist hier in dem gleichen rotgefütterten Mantel mit schwarzbrauner Außenseite wie beim Bild nebenan dargestellt. Das große Kreuz, das der Herr hier trägt, bildet gerade die Diagonale für die obere Hälfte des Bildes. Sehr fein und klar in das Ganze hineingepaßt. Rechts und hinter dem kreuztragenden Herrn Gestalten in dunkeln und grünen Gewändern, zum Heiland hingewandt. Sie tragen alle große runde Hüte, die zum Teil mit einem breiten aufgeschlagenen Rand versehen sind. Im Hintergrnnd unerklärbare, rote Längsstreifen, die man wohl für die Überbleibsel gemalter Häuser oder Stadtmauern halten kann. — Das rechts sich anschließende Bild ist nur noch als ein Bruchstück teilweise erhalten. Man hat an dieser Stelle in früheren Jahren ein Fenster ausgebrochen und dadurch die Wand zerstört. Was man noch als erhalten vorfand, sind zwei Frauen, die jedenfalls von einem Bild herrühren, das die Kreuzigung zur Darstellung brachte. Die erste Frau zur Linken trägt über einem grünen Unterkleid ein rotes Obergewand mit lang herabfallenden Falten und hat ihren nach oben gerichteten Kopf mit einem grünen Tuch bedeckt, das in geraden Falten herunterfällt. Um den Kopf selbst ein schwarz umrandeter, doppelt konturierter Nimbus. Die Begleiterin zur Rechten ist in ein grünes Obergewand gehüllt, von dem nicht viel mehr zu sehen ist, nur einige mit Sepia aufgemalte Falten.

Das Colorit der Bilder ist in lebhaften Farben gehalten, die leider ziemlich dunkel geworden sind, was wohl auf die verschiedenen, äußeren Einflüsse zurückzuführen ist, denen diese Wand bis heute schon ausgesetzt war. Das Vorhandensein dieses Bilderzyklus weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß dieser Teil des sogenannten Hospital eine Kapelle gewesen sein muß. 1421 wurde vom Bürgermeister und dem Rat der Stadt Mosbach ein Haus gekauft, „darinnen die armen

Leut und Bilgram wohnen sollten, welchem der Titel zum Spital beigelegt, wozu es heutigen Tags noch employiert und gebraucht wird". 1780 wurde von der Stadt noch ein zweites Haus dazu gekauft und so haben wir die noch heute bestehenden Gebäulichkeiten des Hospitals. Doch dürfte der ersterwähnte Bau erst im 16. Jahrhundert so erstellt worden sein, wie wir ihn heute vor uns haben. Die über der jetzigen rundbogig abgeschlossenen Eingangstüre geschriebene Zahl 1603 dürfte jedoch das Datum eines späteren Umbaues sein. Zudem ist beim jetzigen Treppenaufgang deutlich noch die Sakramentsnische erhalten, ein Beweisgrund mehr, hier den Abschluß einer Kapelle anzunehmen. Es liegt ja auch in anderer Beziehung ziemlich nahe, dies zu glauben, denn niemals fehlte bei solchen größeren, reich dotierten städtischen Pfründerhäusern ein besonderer kirchlicher Dienst. Wenn man auch von keinem besonderen Altar oder Priester des Hospitals bis heute etwas erfuhr, so ist doch das Vorhandensein dieser polygonen Chorwand mit ihrer Bilderfolge genug überzeugend. An die fünf Wände der Chorwandung hatte man zehn solcher Einzelteile der Wandmalereien anbringen lassen, die unten mit dem üblichen Ornamentstreifen abgeschlossen sind, noch deutlich Spuren von Spruchbändern zeigend. Im Innern des Hauses ist natürlich alles verbaut, Querwände wurden zwischenhinein gezogen, Fenster ausgebrochen. Bei der Renovierung im vorigen Jahre fand man auf einem Gewölbebogen des unteren Stockwerks inschriftliche Aufzeichnungen, die jedoch durch voreiliges, gedankenloses Überarbeiten mit Salzsäure zerstört wurden. Die Bilder in ihrer speziellen Eigenart, besonders der so charakteristisch durchgeführten, individuellen Köpfe, die mitunter realistische Haar- und Gesichtsbehandlung, lassen als Entstehungszeit die zweite Hälfte und den Ausgang des 15. Jahrhunderts vermuten. Dafür sprechen auch die warmen, tiefen, farbigen Grundtöne. Keine Übergangsfarben, wie auf Bildern späterer Zeiten. Doch lassen gewisse Partien der Kleidung eine Meisterschaft des Könnens nicht zu. Die steifen Finger der Christusfigur, ein lebloses, fast blechernes Stück Gewand, das derselben Figur auf dem Verspottungsbild vom Hals auf die linke Oberkörperhälfte fällt, zeigen hier leider einen Mangel des Könnens, das man bei gewissen anderen Partien anzunehmen versucht ist. Möglich, daß ein vorübergehend in Mosbach beschäftigter Künstler diese Bilderfolge erstellte. Ein Vergleich mit den sonst in der Gegend noch vorhandenen Passionsdarstellungen (Mosbach, Friedhofkapelle; Neudenau u. a. O.) deutet darauf hin, daß wir hier das Werk eines Künstlers aus anderer Gegend vor uns haben. Die vereinzelt eminent ausdrucksvollen Köpfe passen in eine wohlüberlegte Komposition im Einzelnen, wie im Ganzen. Wenn hier nun auch nur die linke Hälfte des Zyklus zu sehen ist, so fällt doch auf, daß die $2^1/_2$ Darstellungen in ihrer Gesamtrichtung nach rechts, nach der Mitte zu gewandt sind: nach der Kreuzigungsgruppe. Jedes Bild für sich wieder betrachtet wohl erwogene Verteilungen. Beim ersten, der stehende Christus die linke Hälfte einnehmend, neben ihm Pilatus, die Begleitpersonen, jede differenziert die rechte Hälfte füllend —, beim Bild nebenan der das Kreuz tragende Heiland in gebeugter Haltung die Mitte einnehmend, das Kreuz, wie oben schon bemerkt, die Diagonale

der oberen Hälfte bildend, dazwischen die anderen Figuren geschickt verteilt. Leider fehlen historische Belege aus Hospitalrechnungen oder dergleichen Dokumente, um daraus erfahren zu können, wer der Künstler dieser Bilderfolge gewesen war. Auch der Zustand oder der Erhalt der Bilder läßt eine genaue Präzisierung des lokalen, künstlerischen Einflusses nicht zu. Nur das direkte Fehlen einer entsprechenden Parallele im oberen badischen Neckargebiet bietet uns indirekt einen Anhaltspunkt, hier einen von fremden Vorbildern beeinflußten Maler vor uns zu haben. Wenn auch die Bilder kunstgeschichtlich keinen großen Wert besitzen, so sind sie uns doch wertvoll als Zeugnis einer farbenfrohen, bilderfreudigen Menschheit früherer, längst entschwundener Zeiten. Doppelt uns noch interessant, da sie bewahrt werden in einem Haus, an dem unsere Zeit vorbeigeht, ohne von der früheren Bestimmung und Bedeutung desselben etwas zu wissen.

Rundschau.

Deutsche Naturschutzparke. Die Naturschutzbewegung macht erfreuliche Fortschritte. Mit Hilfe der kaiserlichen Spende von 50 000 Mark und der Genehmigung einer neuen Lotterie, die am 21. und 22. November ausgespielt wurde und annähernd weitere $1^1/_2$ Millionen bringen sollte, kann an die Erweiterung des Schutzgebietes um den Wilhelm-Berg in der Lüneburger Heide gedacht werden. Dieses Gebiet, einschließlich der im Sinne des Vereins Naturschutzpark (Stuttgart, Pfizer-Str. 5) bewirtschafteten Gelände, beläuft sich bereits auf 60 000 Morgen. Alle Abwehrmaßregeln gegen Boden-Spekulation, Anlage von Villenkolonien, Jagdgründe u. a. sind getroffen. So ist hier das erste große deutsche Naturschutzgebiet in voller Entwicklung begriffen.

Weniger schnell geht es im Alpenlande vorwärts. Bei Schladming in den Tauern war ein herrliches Gebiet gepachtet, das allen Bedingungen entsprach, aber wieder aufgegeben werden mußte, da der Besitzer allzu hohe Forderungen stellte.

Dafür ist nun ein Gebiet im Salzburgischen in Aussicht genommen. Bereits sind 10 Quadratkilometer als Grundstock angekauft; diese bilden also einen sicheren Kern, der sich durch Zupachtung des ringsum liegenden Staatsbesitzes auf ein natürlich abgeschlossenes Gebiet von 120 bis 130 Quadratkilometer erweitern läßt. Aussichtsvolle Verhandlungen darüber sind mit der österreichischen Staatsregierung im Gange.

Ein dritter Park wird vermutlich im böhmisch-bayerischen Waldgebirge erstehen; ein vierter im Nordosten. Und endlich sind solche Schutzparke in unseren Kolonien in Aussicht genommen, wo sie aus denselben Gründen ebenso nötig sind wie in Deutschland.

Auch kleine und kleinste Gebiete mit bemerkenswerter bedrohter Fauna und Flora sollen geschützt werden, wie der große Zehlaubruch bei Königsberg in Ostpreußen, ein Hochmoor voll seltener Arten.

Ebenso vorsorglich wird in Niederbayern gearbeitet, zum Schutz der einzigartigen Waldbestockung, wie sie der Bayerische Wald hervorgebracht hat. Um auch der Zukunft Bilder dieser

durch Holzartenmischung, Mächtigkeit der Entwicklung und Frische der Waldnatur ausgezeichneten Bestände zu erhalten, hat die Staatsforstverwaltung nunmehr fünf Schonbezirke eingerichtet, nämlich im Rißloch (Forstamt Bodenmais), am Arber (Forstamt Bodenmais und Rabenstein), Mittelsteighütte (Forstamt Zwiesel-West), Höllbachgespreng (Forstamt Zwiesel-Ost) und am Rachel (Forstamt Klingenbrunn und Spiegelau), die zusammen eine Fläche von 343 Hektar umfassen.

In diesen Bezirken hat jegliche Waldnutzung zu unterbleiben, mit Ausnahme der aus dringlichen Rücksichten des Forstschutzes oder der Forstrechtsbefriedigung notwendigen Nutzungen. Die Jagdausübung ist vollständig zu unterlassen und dem Bestand an Pflanzen und Tieren möglichster Schutz gegen Eingriffe aller Art zuzuwenden.

Zur Schonung in gleicher Weise wurden bereits früher sechs im Staatswalde der Forstämter Rabenstein, Klingenbrunn, Spiegelau und St. Oswald gelegene Hochmoore mit einer Gesamtfläche von 77 Hektar bestimmt, um die dort vorhandene eigenartige Flora dauernd zu erhalten.

Außerdem besteht noch ein Schonbezirk im Hienheimer Forste des Forstamts Kelheim-Süd, 4,5 Hektar groß, welcher als Rest der früher auf großen Flächen vorhanden gewesenen Bestockung von mächtigen Alteichen mit Buchen von der Nutzung verschont werden soll.

(Aus den Tageszeitungen.)

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Hartmann, Guido: Aus dem Spessart. Kultur- und Heimatbilder. 124 S. m. Abb. 2. Aufl. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M. 1.80 Mk.

Der auch als Lyriker bekannte Verfasser giebt uns aus dem Spessart wirkliche Kultur- und Heimatbilder in wechselvoller Mannigfaltigkeit. Formvollendete Essays wie die „Spessartwanderung im Herbst" oder „Durchs Elsavatal bergan" und 8 Spessartballaden, von denen „der Echterspfahl" besonders erwähnt sei, werden überall gern gelesen werden.

Die Aufsätze „Der Spessart in der Literatur" sind ebenso beachtenswert wie die pietätvolle Würdigung der um die Spessartforschung hochverdienten Aschaffenburger Adalbert von Herrlein und Max Beilhack. In den Artikeln „Etwas vom Bauen" und Aschaffenburger Fachwerkbauten steht manches treffliche Wort, dem weiteste Nachachtung im Frankenlande zu wünschen wäre.

Am wärmsten begrüßen möchte ich die Studie über das Volkslied im Spessart. Hartmann zeigt hier, wie die soziale Notlage, die die Spessartbevölkerung zur Wander- oder Heimarbeit zwang, die alten Volkslieder fast ganz beseitigt hat. Der Spessarter singt nicht mehr – jedenfalls nicht der Väter Weise. Hier muß unbedingt Sammelarbeit in energischer Form einsetzen – gleichmäßig für Text und Melodie – und dann muß nach Hartmanns Vorschlag Massenverbreitung in billigster Aufmachung erfolgen.

So könnte man hoffen, dem Spessarter sein Lied wiederzugeben und darin eine reiche Quelle des Trostes und der Freude. Hoffentlich kommt es unter tätiger Mitarbeit Hartmanns bald dazu. „Frankenland" wird jederzeit diesen verdienstvollen Bestrebungen offen stehen. –

Jedem der den Spessart liebt sei das billige, schön ausgestattete Buch warm empfohlen.

H. W.

Helmes, H. Das Regiment Orff. Kurze Geschichte des k. b. 6., 8. und 10. Jägerbataillons, sowie des k. b. 17. Infanterie-Regiments Orff, 1850—1908, einem Lebensabrisse des Regiments-Inhabers. Mit 6 Zeichnungen von Anton Hoffmann und 11 Skizzen. 1908. Steimer, Germersheim. VII u. 148 S.

Im Geleitwort betont der Verfasser, daß er bei der Schilderung die so oft anzutreffende Hurrahstimmung vermeiden wolle. Sein Büchlein soll schlicht und einfach die Kämpfe und Kriegsleistungen der Stammbataillone schildern und ein anregendes und belehrendes Ausbildungsmittel werden. Diesen Grundsatz hat Helmes getreulich befolgt. Nach einer sehr anziehenden und äußerst lebhaften Lebensbeschreibung des Regimentsinhabers, des Generals der Infanterie Karl von Orff, geht er auf die interessante Geschichte der Stammbataillone ein. Das 6., 8. und 10. Jägerbataillon waren es, die 1878 zum 17. Infanterie-Regiment vereinigt wurden, dem die vorliegende Schrift gewidmet ist. Haben sie sich schon 1866 trotz schlechter Ausrüstung und andern in der allgemeinen Lage begründeten Mißständen wacker gehalten, so sehen wir sie 1870 in heldenhaftem Kampfe gerade in den blutigsten Gefechten des ganzen Feldzuges. Wer nur einigermaßen Interesse an vaterländischer Geschichte hat, wird diese Detailforschungen mit Freuden lesen. Die Berichte von Augenzeugen liefern hier ein äußerst lebendiges Bild. Dem Offizier aber dürften diese Seiten manche wichtige Belehrung bieten. Auf die Erlebnisse in Frankreich folgt die Regimentsgeschichte bis 1908. Mit Recht trägt das Regiment den Namen Orff. Möge der blutige Tag von Coulmiers, der Ehrentag Orffs dem Regiment immer vor Augen schweben. Nicht umsonst wurde Orffs Brigade die eiserne oder die schwarze genannt. Ganz vortreffliche, tabellarische Zusammenstellungen aus der Geschichte der Bataillone und des Regiments ergänzen die Broschüre. Dr. Haug, Wertheim.

Aus der Steigerwald-Werbeschrift: **Treppenhaus im Kloster Ebrach.**

Der Steigerwald. Herausg. vom Steigerwaldklub in Verbindung mit d. Nordb. Verkehrsverein Nürnberg. Kitzingen a. M., Steigerwaldklub.

Dieses wertvolle Büchlein ist nicht als Führer durch den Steigerwald gedacht. Es stellt sich vielmehr die Aufgabe, vor aller Welt ein beredtes Zeugnis von der Schönheit des Steigerwaldes abzulegen, um so allerorten helle Begeisterung und überwältigende Neugier zu diesem Höhenzuge des Frankenlandes zu wecken.

Dementsprechend wird uns der Steigerwald in den glühendsten Farben geschildert. Von geeigneten Höhen dürfen wir einen Blick tun auf gesegnete Gefilde, friedliche Dörfer, ehemals bewehrte Städte, sagenumwobene Berge und rebenbekränzte Höhenzüge. Vorbei geht es an prächtigen Wiesengründen, herrlichen Eichen- und Buchenwaldungen. Liebliche Dörfer und malerisch gelegene Städtchen kommen uns zu Gesicht. Berühmte Weindörfer und alte Handelsstädte laden zum Besuche ein. Manches Schatzkästlein altfränkischer Baukunst wird der Verborgenheit entrückt. An denkwürdigen Stätten verweilen wir ehrfurchtsvoll. Schöne Schlösser und altersgraue Burgen fordern unsere Bewunderung heraus. Mächtig wirken ehrwürdige Wallfahrtskirchen und verfallene Kapellen.

Unterstützt wird diese reiche Schilderung von den Reizen des Steigerwaldes durch ein sorgfältig ausgewähltes Bildermaterial. Beigefügt ist ein Kärtchen vom Steigerwald.

So wird dieses von wahrer Heimatliebe durchdrungene Büchlein seiner Aufgabe voll und ganz gerecht. Begeistert von der Schönheit dieser Frankenwelt ergreift uns die Sehnsucht nach diesem schönen Fleckchen Erde zu schauen. Karl Keller-Wertheim a. Main.

Deutsche Gaue. Zeitschrift für Heimatforschung. Herausgegeben von Kurat Frank-Kaufbeuren. Band XIV. Jahrgang 1913. 2.40 Mk. 288 S.

Eine der merkwürdigsten Zeitschriften, diese „Deutschen Gaue", viel angefochten, oft als dilettantisch verspottet und manchmal gar durch anonyme Denunziationen verfolgt. Und doch zum Wertvollsten zählend, was zur Pflege der Heimatkunde und zur Erhaltung unserer alten gesunden Volkskultur jetzt in Massen auf den Büchermarkt geworfen wird. Sie sind das Organ des Vereins „Heimat", der sich „Förderung der Heimatkunde, -kunst und -sitte" zur Aufgabe gestellt hat, in dem gleichen Geist, wie er vor kurzem auch in dieser Zeitschrift (S. 25) als Basis volkskundlicher Arbeit gefordert wurde: „Rastlos – so schreiben sie – und vielfach unbeachtet wird daran gearbeitet, jedes Würzelein zu lockern, mit dem das Volk noch mit der Heimat zusammenhängt; auch auf dem Lande droht das Volk geistig heimatlos zu werden"; „wir wollen sein eine Zusammenscharung aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschwächt und unverdorben zu erhalten" – also auch Beschäftigung mit dem Heimattum nicht um kurzweiliger Spielerei willen, auch nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern aus der Überzeugung von ihrer sittlichen und nationalen Notwendigkeit.

Und was wird da nicht alles geleistet: Fast 5000 Mitglieder umfaßt der Verein, ganz überwiegend in Bayern, seine Schwäche zugleich und seine Stärke. Er sammelt und registriert jede, auch die unscheinbarste Feststellung, die er über die Heimat erhalten kann. Aus dem Schatz seiner Sammlungen versendet er Material an die Forschenden, erledigt Anfragen und veröffentlicht Einzelnes in den „Deutschen Gauen", um anzuregen und den Weg zu weisen für weiteres Retten. Gerade diese immer wiederkehrenden Anweisungen über die richtige Art des Sammelns, das beständige Hinweisen auf technische Einzelheiten, die so oft vernachlässigt werden, auf drohende Fußangeln, auf die peinlichste Sorgfalt sind besonders erfreulich, da dadurch auch dem weniger Geschulten allmählich ein nutzbringendes Mitarbeiten ermöglicht wird. (Vgl. S. 30 Tafel mit Waffenformen in historischer Entwicklung und Richtpunkten zu ihrer zeitlichen Bestimmung. S. 65–86 Winke für die Benutzung der staatlichen bayerischen Archive [die 3 fränkischen Kreisarchive umfassen ca. 160000 Nummern]. Anweisung zur volkskundlichen Forschung [16 S.]. S. 264 die leider immer wieder, auch an studierte Herren, nötige Warnung vor übereilten etymologischen Deutungen.) – An die 100 Notizen werden täglich katalogisiert, etwa 10 Sendungen mit Anfragen oder Auskünften gehen hinaus. Und wie atmen doch die „Deutschen Gaue" den Geist gesundesten Volkstums, in der Art, wie der Herausgeber Herz und Verstand auch des Einfachsten aus dem Volke für seine Herzenssache gewinnt, in den Veröffentlichungen urwüchsiger Äußerungen des Volkswitzes, in der Wiedergabe von Erzeugnissen einer hochstehenden Volkskunst – was könnten allein aus diesen unsere Handwerker an Anregungen entnehmen!

Ausstellungen und Besserungsvorschläge lassen sich kaum machen. Nötig wäre es mit Rücksicht auf die nichtbayerischen Leser, bei allen Ortsangaben auch den Regierungsbezirk, nicht nur das Bezirksamt anzugeben. Die Überschriften müßten mehrfach ausführlicher oder präziser sein, so verbirgt sich S. 241–247 unter der Überschrift „Lieber Heimatbube" eine wertvolle Sammlung von Volksbräuchen aus Mistelfeld; vielfach kann man erst aus dem Inhaltsverzeichnis Näheres erkennen. Auch ein Sachregister wäre erwünscht. Gelegentlich scheint mir der Herausgeber doch zu weit zu gehen in der Wertung von Heimatdokumenten; so wäre die „Probe ländlicher Dichtkunst" S. 108 doch besser ungedruckt geblieben, und der Kalauer über den Aeroplan S. 267 ist wirklich keine so typische Äußerung des Volksgeistes, daß auch noch der Bürgermeisterssohn Stefan Knoier der Nachwelt als Autor überliefert werden müßte. Daß die Kritik nur solche Kleinigkeiten einwenden kann, spricht ja laut genug für die Trefflichkeit des Werkes.

Zum Schluß noch eine Zusammenstellung der wichtigeren Mitteilungen aus fränkischem Gebiet, die zugleich die Mannigfaltigkeit des Inhaltes zeigt. Volksglaube: Als Geistererscheinung Gaul ohne Kopf (Name „Hans Heu", wohl zu dem Huimann, Hämann der Sage zu stellen), Hund ohne Kopf, dreibeinige Katze (143 Mfr.). Arme Seelen umgehend und vertrieben in der Mainacht (150 Obfr. Gute Parallele zu den römischen Lemurien und den griechischen Anthesterien). Feldaberglaube (52 Ofr.), Bienenglaube (247 Ufr.). – Volksbräuche im Jahresfestkreis:

Weihnachtsgebäck (133 Ofr.), „Pfeffern" 28. Dezember + 1. Januar (242 f. Ofr.), Dreikönigsspiel (205 Ufr.), Bräuche an Fastnacht, Petri Stuhl, Mittfasten, Ostern, mit Heischeliedchen (115 f. Ufr.), Klappern an den Kartagen (133 Ufr. ausführlich), Tod-Winteraustragen (mit Liedern 150 Ofr., 117 Ufr.), Johannisfeuer, mit 3 Heischeliedchen (109, 242 f. Ofr. vgl. „Frankenland" S. 32 f.). – Sonstige Bräuche: Bei Taufe, Verlobung, Bestattung (178 Ufr., Mfr. zum Teil aus alter Hs.), Liedchen beim Pfeifenklopfen und Beerensammeln (242 ff. Ofr.), Besprechungsformeln (140 ff. 249 Ufr.), Stolper-Mitgabe an die Hochzeitsgäste (38 Mfr.). – Kinderspiele und Volkshumor: Kinderreime (114, 197 Ufr.), Neckliedchen (113 Ufr., 118 Ofr., 55 Namenneckereien Ofr.), Spottverse (35 auf Juden, 45 auf Besenbinder und Pfannenflicker Mfr.), Kalauer usw. (35 ff. Mfr.), Parodie (132 Mfr.), Volksrätsel (137 Ufr.). – Limeskastelle bei Stockstadt und Miltenberg (47). Wirtshausnamen (184 Ufr.). Beobachtungen von Zu- und Abnehmen von Pflanzenund Tieren (194 Mfr.). Gereimte Liste der Schutzbezirke der Heiligen (199 Ofr.). Volz, Wertheim.

2. Zeitschriften-Schau.

Die Übersicht berücksichtigt in erster Linie Aufsätze fränkischen Charakters, sodann allgemein interessierende Beiträge, namentlich volkskundliche.

Heimatbilder aus Oberfranken. Volkskundliche Vierteljahrsschrift. 2. Jahrgang München 1914. **Heft 2 (April–Juni)** Karl Walther: Sitte und Brauch in der Pfarrgemeinde Stammbach.

Der Aufsatz ist eine schöne Erfüllung seines Motto „Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen, man muß sie ehren". Freiherr von Guttenberg: Unsere oberfränkischen Burgen. Die Beiträge aus dem 1. Heft über Kapellen und Kirchen (Hankapelle bei Prächtig von Dr. Klein), über Zenten (Zent Seßlach von H. Reiser, Zent Staffelstein von J. Finzel), Wanderseuchen von L. J. Pfau, werden fortgesetzt. – Thomas Dotterweich: Das Aufseesianum in Bamberg, zur Gründungsgeschichte des bekannten Seminars. Ferner kleinere Beiträge zur oberfränkischen Mundart und Bauweise. Dr. Heinrich Marzell veröffentlicht einen Aufsatz zur Volksbotanik im Fichtelgebirge und einen Aufruf zur Sammlung volkstümlicher Pflanzennamen.

Das Bayerland. 25. Jahrgang 1914. München.

Heft 27. Hörner: Palmsonntag in Sitte und Volksbrauch.

– 28. Schnitzlein: Alt-Rothenburger in der Fremde (Ergänzungen und Richtigstellungen zu Herolds Aufsatz in Heft 25). Urff: Der Spessart-Urwald mit Bildern.

– 29. Zum 70. Geburtstag des Münchener Juristen Professor Dr. Karl Gareis (geboren 24. April 1844 in Bamberg). Meyer-Wunsiedel: Verborgene Schätze im Fichtelgebirge.

– 30. Petzet. Nittinger: Sommerhausen am Main. Stuhl: Altgermanische Gestüte im unterfränkischen Grabfelde.

Der Bayerwald. 12. Jahrgang 1914. Straubing.

Heft 2 und 3. Schmöller: Zur Geschichte des Passauer Kriegsvolkes. (Ausführliche Mitteilungen nach den Quellen über die Truppenzusammenziehung und Einquartierungsnot in den Jahren 1610 und 11.)

– 3. Schneller über vorgeschichtliche Schanzwerke (Wallburgen) bei Kelheim und Weltenburg mit Lagerbau.

Tonindustrie-Zeitung. 38. Jahrgang 1914. Berlin. Heft 22. Versu: Römische Töpfereien in Beinstein (bei Stuttgart).

Interessante Ausführungen über Römische Keramik um 150 nach Christi Geburt in Süddeutschland mit Abbildungen.

Archiv für Kulturgeschichte. 12. Band. Leipzig-Berlin 1914. 1. Heft. Dr. Haug. Der Schmuck einer fränkischen Gräfin um 1611.

Es handelt sich um den Schmuck der Gräfin Walburga von Löwenstein-Wertheim, von dem die Besitzerin eigenhändig ein Inventar aufgesetzt hat. Die Goldschmiedekunst hat hier Triumpfe feiern können, stand ihr doch eine Fülle edelsten Materials zur Verfügung. Silber ist kaum verwendet, neben einer Unzahl von Rubinen, Smaragden, Saphiren, Granaten, Jaspisen, zählt man 1300 Diamanten und 5200 Perlen. Wie weit die Wertheimer Meister, Elias Pfeil und Michael Böhm, an der Herstellung beteiligt waren, ist leider nicht ersichtlich; spanische und Pariser Arbeit wird wiederholt erwähnt. Ein großer Teil des Schmuckes dürfte auch altes Familienerbe sein aus dem Besitz der Mutter, einer geborenen Gräfin von Stolberg. Nicht mehr lange hat dieser prächtige Renaissanceschmuck seiner Bestimmung dienen können. Er fiel den Schweden in die Hände und dürfte von diesen ebenso leicht vergeudet als gewonnen sein.

3. Neuerscheinungen.

(Besprechung vorbehalten.)

Archiv für Fischereigeschichte. Darstellungen und Quellen, hrsg. von Emil Uhles. Berlin. Paul Parey 1914. Heft 1 und 2.

Eichelsbacher, August. Stadelhofen bei Karlstadt. Eine ehemals reichsritterschaftliche Ortschaft. Ohne Jahr.

– Hörstein im Freigericht (Bez.-Amt Alzenau). 85. Sonderheft der „Deutschen Gaue". Kaufbeuren 1910.

Feller, Otto Dr. Das Fürwort in der Mundart von Gerolzhofen. Ein Beitrag zur Syntax der ostfränkischen Mundarten. Würzburger Dissertation 1913. Würzburg 1914.

Götz, Johann Baptist Dr. Stadtpfarrer. Die religiöse Bewegung in der Oberpfalz 1520–1560. – Im 10. Band der Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, hrsg. von L. v. Pastor. Freiburg i. B. Herder 1914. 6 Mk.

Ludwig, A. Fr. Dr. Die chiliastische Bewegung in Franken und Hessen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Mit einem Sendschreiben Möhlers. Regensburg 1913 bei Pustet.

Reimers, J. Dr. Handbuch für die Denkmalspflege. 2. Auflage. Hannover. Geibel 1912.

Schneider, Peter Dr. Volksetymologie in Bamberger Namen und in der Bamberger Mundart. Bamberg 1911. (Selbstverlag. Speyer.)

– Der Wortschatz der Bamberger Mundart von 1880–1910. 1. und 2. Teil. Sonderabdruck aus dem 70. und 71. Bericht des Historischen Vereins zu Bamberg. 1913. (Kommissionsverlag Koch, Speyer).

Wilke, Georg Gymnasialprofessor Lic. theol. Dr. phil. Beiträge zur Lebensgeschichte des Andreas Pankratius. Hof. Gymnasialprogramm 1913.

Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Herausgeber: **Dr. Hans Walter**, fürstl. Archivar, **Kreuzwertheim a. M.** – Druck & Verlag: **K. Trilitsch, Dettelbach a. M.**

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** – doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift – zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Gymnasial-Prof. **Bolz** in Wertheim.

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberseider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Mundartenforschung
Universitäts-Prof. **Dr. August Gebhardt** in Erlangen.
Professor **Dr. Chr. Beck** in Bamberg.
Professor **Dr. Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Regierungsassessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KONRAD TRILTSCH
VORNEHME FREMDENVERKEHRS-
REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN
ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN,
ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE
PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE
DETTELBACH·A·M·

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — **Würzburg** — **München**

Oberfranken. Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. Jetztstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim. ==

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Gasthof Zum Adler Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching

Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.

Restaurant und Gasthof „Franziskaner" Würzburg

Besitzer: Anton Englert — Fernsprech-Anschluß 63

Altbekanntes Haus in der Nähe der Residenz und des Domes.

Vornehm eingerichtete Fremdenzimmer im Preise v. 1.50 – 1.80 M.

Für Gebildete

die das Übermaß einseitig sozialer, naturwissenschaftlicher und technischer Anforderungen unserer Tage in gebührende Grenzen zu verweisen gedenken, wird als anregende und allgemeinbildende Erholung die Lektüre der neuen Zeitschrift

„Die Persönlichkeit"

Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Vierteljährlich 2.80 Mk.

herausgegeben von Ed. Schneider-Grimmenthal angelegentlich empfohlen. Männer von Urteil haben das eigenartige Zeitschriften-Unternehmen warm empfohlen. Wegen Ansichtsheften und Bestellungen wendet man sich am besten an seine Ortsbuchhandlung. Werbeschrift versendet kostenfrei der

Verlag Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M. Bau-straße 10

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

1. Jahrgang Heft 5, 1914

Illustrierte Monatsschrift für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 5. Heftes:

Dekorative Fayencen der Ansbacher Fayencefabrik. Von Konservator August Stoehr, Würzburg.

Alexander Kaufmann. Von Archivar Dr. Haug, Wertheim.

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach. (3. Fortsetzung.)

Nr. 503. Von a. o. Professor an der Universität Erlangen, Dr. August Gebhardt.

Zur Frage nach der Herkunft des Kruzifixus in der Schwabacher Stadtkirche. Von Pfarrer Hermann Clauß, Schwabach.

Auf eine alte Stadt. Gedicht von Max Alfred Vogel.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Rundschau.

Büchertisch.

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Gymnasial-Prof. **Volz** in Wertheim.

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberseider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Mundartenforschung
Universitäts-Prof. **Dr. August Gebhardt** in Erlangen.
Professor **Dr. Chr. Beck** in Bamberg.
Professor **Dr. Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Regierungsassessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

1914 Mai
1. Jahrg. Heft 5

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Dekorative Fayencen der Ansbacher Fayencefabrik.

Mit 2 Tafeln in Duplexdruck.

Von
Konservator **August Stoehr**, Würzburg.

Das Ansbacher Hochzeitsregister meldet uns, daß am 18. Mai des Jahres 1722 der „Porcellainmahler" Georg Christoph Popp in den Ehestand getreten ist. Der junge Mann hatte an diesem seinem Ehrentage wohl keine Ahnung, daß er in der vom Markgrafen Wilhelm Friedrich um 1710 gegründeten „hochfürstlich Onolzbachischen Porcellainfabrik" einstens von Stufe zu Stufe steigen werde, ja daß es ihm nach 47 Jahren sogar noch gelingen könnte, die Fabrik, der er sein ganzes bisheriges Leben und Können gewidmet hatte, zum Eigentum zu erwerben, und dabei zur Würde eines Commerzien-Kommissärs aufzusteigen.

Im Jahre 1722 nun war die Ansbacher „Porcellain"-Fabrik, die natürlich, um das vorweg zu sagen, kein „echtes" Porzellan, sondern Fayence, also eine Irdenware mit einem Überzug von undurchsichtiger Zinnglasur herstellte, schon seit wenigstens 12 Jahren in Betrieb und muß trotz einer im nahen Nürnberg seit 10 Jahren bestehenden Konkurrenzfabrik sich eines guten Absatzes erfreut haben.

Wie in allen frühen Fayencefabriken, so pflegte man auch in Ansbach anfangs hauptsächlich die Blaumalerei auf weißem Grunde, in der man es, wie die erhaltenen Stücke zeigen, zu hoher Vollendung gebracht hatte. Auch unser Georg Christoph Popp wird anfangs seine Haupttätigkeit im „Blaumalen" entfaltet haben. So sind uns im Fränkischen Luitpoldmuseum zwei ganz gleich bemalte Platten erhalten, von denen die eine Popp's Namen, die andere das Jahr der Entstehung, 1733, trägt. Um diese Zeit aber hatte sich Popp schon länger mit künstlerisch und technisch weit höheren und schwierigeren Problemen befaßt, als die Blaumalerei sie bietet.

Ob hochfürstliche Wünsche und Befehle oder eigenes Streben ihn dazu veranlaßten, wissen wir heute nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Doch rückt wohl die erste Annahme in den Vordergrund der Wahrscheinlichkeit. Vielleicht bringt einmal ein glücklicher Zufall sogar ein Aktenstück zum Vorschein, in dem die „hochfürstliche Porcellainfabrik" klipp und klar den Auftrag erhält, für das in seiner Ausstattung der Vollendung entgegengehende hochfürstliche Residenzschloß zu Onolzbach chinesisches und japanisches Porzellan in genügender Menge und größtmöglicher Naturtreue nachzumachen. Die am sächsischen Hofe herrschende Begeisterung für chinesisches Porzellan, eine Liebhaberei, der auch die Nacherfindung des echten Porzellans in Dresden keinen Abbruch tat, scheint auch am Ansbacher Hofe erwacht zu sein. Während aber König August der Starke in der Lage war, Unsummen für den Erwerb köstlichen echten chinesischen und japanischen Porzellans auszugeben, mit dem das „Japanische Palais" in der Neustadt Dresden vom Jahre 1719 ab von oben bis unten ausgestattet wurde, scheint es, als ob man am Ansbacher Hofe den Ehrgeiz gehabt hätte, sich das „chinesische Porzellan" in der eigenen Fabrik selbst herzustellen. Denn anders vermögen wir nicht zu erklären, wie die Ansbacher Fayencefabrik dazu gekommen ist, sich eine Zeit lang mit der Erzeugung jener wundervollen Fayencen abzugeben, die heute das Entzücken aller Sammler bilden und die in ihrem Aussehen, namentlich was die Nachahmungen von bestimmten chinesischen Porzellanen der Tsingdynastie, bekannt unter dem Namen der „Grünen Familie", anlangt, wohl einen Vergleich mit den köstlichen Originalen aushalten.

Daß wir mit der Annahme, es möchten hochfürstliche Wünsche den Anlaß zur Beschäftigung mit der Nachbildung der Porzellane der „Grünen Familie" gegeben haben, nicht unrecht haben, mag eine Nachricht beweisen, die Keyßler in seinen „Reisen durch Deutschland" 1731 vermeldet: „Der vorige Herr Markgraf hat ein großes Geheimnis gemacht aus einer mit blauer und grüner Farbe gemachten Vergoldung des Porzellans und weiß vielleicht niemand mehr diese Kunst als ein gewisser Nagelschmied, der von dem Markgrafen in dem Laboratorium sehr gebraucht und mit zur Aufsicht über die Porzellanfabrik gesetzt worden".

So verworren diese Notiz auch klingt, das wenigstens geht aus ihr mit Sicherheit hervor, das man damals Fayencen herstellte, bei denen eine grüne und eine blaue Farbe, sowie die Vergoldung eine besondere Rolle spielten, und daß sich ein „Herr Markgraf" besonders dafür interessierte. Sicherlich müssen wir dabei an die nach den chinesischen Porzellanoriginalen kopierten Fayencen denken, denn sie zeichnen sich durch eine wundervolle leuchtend grüne und eine von dem gewöhnlichen Unterglasurblau verschiedene prächtig blaue Farbe, die beide über Glasur aufgetragen sind, aus. Auch die Vergoldung werden wir bei der Besprechung einer zweiten, zur gleichen Zeit für den Ansbacher Hof gefertigten Fayencegattung, noch kennen lernen.

Weiter geht aber auch aus Keyßlers Notiz hervor, daß man sich in der Ansbacher Fayencefabrik wohl bewußt war, welche außergewöhnlichen Kunstwerke

durch die geheimnisvolle blaue und grüne Farbe erzeugt werden konnten, so daß man damals in Deutschland ohne Konkurrenz dastand.

Ohne Zweifel waren die gelungene grüne und blaue Farbe, zu denen übrigens noch ein von Keyßler allerdings nicht genanntes braunrot und ein reines schwarz kommt, das Ergebnis langjähriger Versuche und angestrengter Arbeit; wir können es dem Herrn Markgrafen daher nicht übel nehmen, wenn er bemüht war, das Geheimnis dieser Farbenherstellung zu wahren.

Wenn Keyßlers Angabe aus dem Jahre 1731, daß der „vorige Herr Markgraf" das lebhafteste Interesse für diese Farbengeheimnisse entwickelt habe, richtig ist, so müssen die Versuche spätestens Anfangs der zwanziger Jahre begonnen haben, denn 1731 regierte bereits Karl Wilhelm Friedrich. Sein Vater Wilhelm Friedrich starb schon im Jahre 1723. Für den minderjährigen Karl Wilhelm Friedrich hatte damals die Markgräfin Christine Charlotte, eine Tochter des Herzogs Friedrich Karl von Württemberg, die Regierung übernommen. Karl Wilhelm Friedrich, der sich mit Friederike Louise, einer Schwester Friedrich des Großen, vermählt hatte und 1729 den Ansbacher Thron bestieg, war ein prunkliebender Herr, der allerlei Künstler an seinen Hof zog, um das der Vollendung nahe, seit 1713 in Bau befindliche Residenzschloß glänzend auszustatten. Ich möchte daher glauben, daß Keyßlers Hinweis auf den „vorigen Herrn Markgrafen" auf einem Mißverständnis beruht und annehmen, es sei Karl Wilhelm Friedrich gewesen, der sein lebhaftes Interesse für die grüne und blaue Farbe bekundete.

Damit würde auch die Tatsache übereinstimmen, daß wir bis jetzt kein Stück der Ansbacher „Grünen Familie" kennen, das eine Datierung vor 1730 trägt.

Wer aber der von Keyßler genannte „gewisse Nagelschmied" gewesen ist, läßt sich vorerst nicht sagen. Für einen Mann mit dem Namen „Nagelschmied" ist wenigstens unter den Verwaltern der Ansbacher Fabrik kein Platz. Denn von der Gründung bis zu seinem 1725 erfolgten Tode leitete sie Matthäus Bauer, ein Nürnberger; ihm folgte sein Schwiegersohn, der Fayencemaler Georg Christian Oswald. Von 1734 an war Johann Georg Köhnlein Verwalter, dem, wie der Onolzbachische Adreß- und Schreibkalender vom Jahre 1737 zum ersten Male meldet, unser Georg Christoph Popp als Gegenschreiber beigegeben wurde. Popp hatte es also vom einfachen „Porcellainmahler", als den wir ihn 1722 kennen lernten, 1737 bis zum Gegenschreiber, also eine Art „Vizedirektor" gebracht, und wir gehen nicht fehl, wenn wir diesen Erfolg seiner persönlichen Tüchtigkeit zuschreiben, nicht zum mindesten auch seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Nachempfindung des geschätzten chinesischen Porzellans. Das früheste bisher bekannt gewordene Stück, ein Humpen (Maßkrug? der Verfasser) mit mattem Email (bunte Verzierungen in harten mit schwarz schattierten Farben), wie Jännicke es in seinem „Grundriß der Keramik usw." allerdings wenig günstig beschreibt, trägt auf dem Boden außer der Jahreszahl 1730 auch die Anfangsbuchstaben von Popps Namen G. C. P.

Mit Popps Namen, oder wenigstens mit P. oder der Abkürzung „Po"

bezeichnete Fayencen der „Grünen Familie" sind – zerstreut in den Museen – noch mehrere bekannt. Seiner Schönheit wegen soll ein von Popp 1732 dekoriertes Enghalskrüglein besonders erwähnt sein, das heute das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg bewahrt. Im Bayerischen Nationalmuseum in München finden wir außer anderen Stücken der Ansbacher „Grünen Familie" auch einen Maßkrug von Popps Hand, der mit Po und der Jahreszahl 1734 bezeichnet ist.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Museen und Privatsammlungen aufzuzählen, in denen heute Ansbacher Fayencen der „Grünen Familie" eine Heimat gefunden haben, aber außer den bereits genannten beiden Museen seien doch die Sammlungen der Bayerischen Landesgewerbeanstalt in Nürnberg, das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe und das Fränkische Luitpoldmuseum in Würzburg ihrer reichen Bestände wegen ausdrücklich hervorgehoben.

Das Ansbacher Schloß selbst beherbergt heute nur noch wenige Stücke dieser kostbaren Nachbildungen chinesischen Porzellans. Welche Fülle von außergewöhnlichen Erzeugnissen der eignen Fabrik einst der Ansbacher Hof in seinen Schlössern bewahrt haben mag, können wir heute nur noch ahnen.

Vorhin haben wir Keyßlers Angaben als Beweis dafür angesprochen, daß am Markgräflichen Hofe das lebhafteste Interesse für besonders bemalte Fayencen, die wir als diejenigen der „Grünen Familie" erkannt haben, bestand; es kommen uns aber auch noch andere Beweismittel für unsere Behauptung zu Hilfe, daß der Ansbacher Hof wirklich der Auftraggeber für jene köstlichen Nachbildungen chinesischen Porzellans gewesen ist, nämlich diese Fayencen selbst.

Vor allem eine Anzahl von Tellern eines großen Tafelservices, die auf der Rückseite außer den getreu den Originalen nachempfundenen Blumenzweigen am Rande, in der Mitte des Bodens ein geviertes Wappen als Marke tragen. Weil dieses Wappen wie die Blumen auch, nur mit roter Farbe gemalt worden ist, hat man anfänglich die Herkunft dieser Fayencen verkannt, und sie einer gräflich Castellschen Fabrik zu Rehweiler zugeschrieben. Der Irrtum lag nahe genug, denn die Grafen Castell führen ja einen rot-weiß (silbern) gevierten Schild und besaßen tatsächlich in Rehweiler eine keramische Fabrik. Daß diese Fabrik erst 1788 begonnen wurde, nur Steingut herstellte und 1792 wieder einging, hat die spätere Forschung einwandfrei ergeben. Nun wäre noch der Gedanke zu erwägen, es möchten jene mit dem rot-weiß gevierten Schild bezeichneten Fayencen für einen Grafen Castell in der Ansbacher Fayencefabrik angefertigt worden sein.

Beziehungen zum Ansbacher Hofe waren ja vorhanden; das untere Schloß und das halbe Dorf Castell befand sich seit Jahrhunderten im Besitz der Markgrafen von Ansbach. Erst dem Grafen Dietrich, den, wie Kreisarchivar Dr. Sperl, der Geschichtsschreiber des Hauses Castell erzählt, traute Freundschaft mit dem Markgrafen Johann Friedrich verband, gelang es 1680, die Schloßruine und fünf Morgen Landes im Umkreis als Ansbacher Lehen zu erhalten, und endlich 1684 Schloß und Dorf durch Tausch wieder der Familie zu gewinnen. Noch enger sind die Geschicke des 1694 geborenen Grafen Wolfgang Georg, eines

Sohnes Wolfgang Dietrichs, mit Ansbach verbunden. Markgraf Friedrich Wilhelm übertrug ihm im Frühjahr 1717 die Charge eines Hauptmanns in einem Grenadierregiment, dessen Oberst der Ansbachische Erbprinz selbst war. Mit seiner Kompagnie nahm Wolfgang Georg unter anderem an den Kämpfen um Belgrad teil, wo er schwer verwundet wurde. 1719 wurde dem Markgrafen über die hervorragende Tüchtigkeit des Grafen lobend berichtet. Die Folgen seiner schweren Verwundung blieben aber nicht aus. Er nahm deshalb im Jahre 1726 seinen Abschied als charakterisierter Obristleutnant und ein Jahr darauf vermählte er sich mit der jugendlichen Gräfin Friederike zu Ortenburg. Man könnte nun annehmen, daß Wolfgang Georg bei seiner Verheiratung für seinen Haushalt sich ein auf der Rückseite mit seinem Wappen versehenes Service entweder bestellt hätte, oder daß es als Geschenk des Markgrafen an ihn gelangt wäre. Aber diese Annahmen sind zurückzuweisen, denn erstens befindet sich nicht ein einziges Stück einer Fayence der „Grünen Familie" im Besitz des Hauses Castell, ferner ist eine Wappenbezeichnung auf der Rückseite bei derartigen Bestellungen oder Geschenken gegen jeden Brauch und jede Regel. Unter allen Umständen würde der Graf zu Castell sein und seiner Ehegattin Wappen auf der Schauseite der Geschirre bei einer Bestellung verlangt haben, und bei einem Geschenk des Markgräflichen Hofes aus Anlaß der Vermählung würde man erst recht eine solche Ausstattung nicht versäumt haben.

Der rot-weiß gevierte Schild jener Fayencen kann nichts anderes bedeuten als den eigentlich schwarz-weiß gevierten Hohenzollernschild, der von dem Maler einfach mit der roten Farbe, die er für die Blumenzweige im Pinsel hatte, aufgemalt wurde.

Der Schild kann aber auch nichts anderes bedeuten als eine Besitzmarke des Markgräflichen Ansbachischen Hofes, die nur einzelnen Stücken des großen Services beigefügt wurde. Als Fabrikmarke dürfen wir den Schild schon deswegen nicht ansprechen, weil er niemals auf den doch zahlreich genug erhaltenen übrigen Ansbacher Fayencen vorkommt, die mit Blaumalerei oder den vier Scharffeuerfarben blau, gelb, grün und mangan dekoriert sind.

„Uni" gemalte Wappen gerade in der in heraldischen Dingen damals nicht mehr allzu ängstlichen Zeit sind keine Seltenheit, und am Ansbacher Hofe selbst konnte man ja gar nicht im Zweifel sein, wessen Wappen mit dem rot-weiß gevierten Schild gemeint sein mußte.

Aber noch ein weiterer einwandfreier Zeuge kommt uns zu Hilfe, ein nun in den Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg bewahrter Milchtopf, wohl das einzige Überbleibsel einer einstmals stattlichen Reihe, der auf der Schauseite das große 22-feldrige Wappen von Brandenburg fränkischer Linie trägt. Dieses Prachtstück zeigt aber außerdem unter dem Rande und am Fuße die gleichen Bordüren, die wir an den Tellern und übrigen Geschirren jenes Services finden und an den Seiten schöne Päonienzweige, die ebenfalls auf den Geschirren mit anderen chinesischen Motiven zusammen wiederkehren.

Erhalten geblieben sind etwa 100 Teller und Platten, (Abbildung 1), sowie einige Terrinen, bezw. Teile von solchen, ferner ein halbes Dutzend Messer und Gabeln, deren Fayencegriffe in überaus geschickter Weise mit den chinesischen Motiven geschmückt sind, einige Maßkrüge, ein Tintenzeug (im Fränk. Luitpoldmuseum, Tafel I Abb. 2—4), und eine Reihe von Vasen, von denen ein Satz sich im Ansbacher Schloß selbst noch erhalten hat.

Außer diesen stets das gleiche chinesische Vorbild variirenden Gegenständen finden sich auch noch Reste eines zweiten, auf ein anderes chinesisches Vorbild zurückgehenden Services, ferner eine kleine Anzahl von Geschirren und Krügen, die unter Benützung der Farbenskala der grünen Familie mit Ornamenten im Stil des Laub- und Bandelwerks, den charakteristischen Zierformen um die Zeit

Abbildung 1.

von etwa 1725—1735 dekoriert sind. Hier haben wir es wohl mit dem Versuch einer geschäftlichen Ausnützuug der erfundenen Farbenskala zu tun; wenigstens rechtfertigen einige Maßkrüge mit bürgerlichen Wappen diese Annahme, einer im Luitpoldmuseum (Tafel I Abb. 5), ein anderer im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, ein dritter von Popp bezeichneter im Kunstgewerbemuseum zu Karlsruhe. Auf das Absatzgebiet der Fabrik wirft die Tatsache ein interessantes Licht, daß ein birnförmiges Krüglein in den Sammkungen des Schlosses zu Sigmaringen u. a. mit einem Wappen bemalt ist, das sich auch an dem Amtshause des Klosters Wald in Überlingen am Bodensee befindet.

Mit besonderer Liebe ist ein Maßkrug bemalt, der heute die Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums ziert. In einer prächtig gezeichneten Kartusche sehen wir ein Spiegelmonogramm, aus J. G. K. zierlich verschlungen; unter der

Kartusche steht die Jahreszahl 17—36. An beiden Seiten, übereinander angeordnet, europäische Jagdszenen: Hirsch- und Saujagden. Der Gedanke ist zu verlockend um ihn nicht, wenn auch mit allem Vorbehalt, auszusprechen, es könnte dieser Maßkrug für den Herrn Verwalter Johann Georg Köhnlein selbst gemalt worden sein. Dieses Stück bedeutet übrigens vorerst die Datierungsgrenze nach unten für die in der Farbenskala der grünen Familie bemalten Fayencen der Ansbacher Fabrik. Popp hatte natürlich noch eine kleine Anzahl von Malern an seiner Seite, die mit der Herstellung dieser Fayencen beschäftigt waren. Wir lernen Wolfgang Meyerhöfer kennen, der mehrmals mit den Anfangsbuchstaben seines Namens signierte, ferner den Maler Uz, der die Gewohnheit hatte, seinen kurzen Namen versteckt auf der Schauseite der Teller oder am Henkel eines Krügleins anzubringen, und zwei oder drei Maler, für deren auf den Geschirren angegebene Anfangsbuchstaben der Namen augenblicklich noch keine einwandfreie Deutung zu finden ist. Meyerhöfer ist von 1724—1734, und Uz von 1727—1736 urkundlich in Ansbach nachzuweisen.

Nicht mit dem gleichen Glück gelang die Nachahmung der unter dem Namen Imari-Porzellane bekannten Japanware. Imari-Porzellane sind in kräftigem Blau *unter* Glasur und in Eisenrot und Gold *über* Glasur in dekorativer Weise hauptsächlich mit Blumen, aber auch mit landschaftlichen Darstellungen bemalt und für die Bedürfnisse des europäischen Marktes in Japan angefertigt werden.

So schwierig ohne Zweifel die Herstellung der bisher viel genannten Farben der „Grünen Familie" war, sie ist doch gelungen; an der Herstellung des leuchtenden Eisenrots und an der eingebrannten Vergoldung scheiterte die Kunst der Ansbacher Farbenlaboranten. Man half sich kurzerhand dadurch, daß man das Blau wie bei den Vorbildern unter Glasur einbrannte, das Eisenrot und das Gold aber mit Lackfarben kalt, wie der technische Ausdruck für diese Art der Bemalung lautet, auftrug. Es sei übrigens ausdrücklich erwähnt, daß man in Ansbach ein Blau von ausgezeichneter Tiefe und Leuchtkraft herzustellen verstand. Gut erhaltene Stücke dieser Ansbacher Nachahmungen der Imari-Porzellane sind bis zu einem gewissen Grade wohl im Stande, den Schein der Täuschung zu erwecken. Leider sind sie aber äußerst selten, denn die unsolide Bemalung hat in den meisten Fällen dem Scheuerlappen nicht Stand gehalten, so daß die ursprüngliche Schönheit nur noch zu ahnen ist.

Der größte Teil der erhaltenen Stücke besteht aus Vasen, bestimmt die Kamine zu schmücken oder zu den Seiten derselben aufgestellt zu werden, und dekorativen Platten (Tafel I Abb. 6—10, Fränkisches Luitpoldmuseum). Es erscheint auf den ersten Augenblick merkwürdig, daß man aber auch Gegenständen begegnet, die ihrer eigentlichen Bestimmung nach sicher nicht für eine so unsolide Technik geeignet sind. So besitzt das Fränk. Luitpoldmuseum eine Suppenterrine und einen Brotkorb, bei denen heute von der ehemaligen Lackbemalung fast nichts mehr zu sehen ist.

Wir haben es bei allen diesen Stücken eben nicht mit wirklicher Gebrauchs-

ware zu tun, sondern nur mit Schmuckstücken für die Prunk- oder Schauküche und für das Prunkbuffet, das bei festlichen Gelegenheiten aufgestellt wurde.

Nicht minder beliebt waren damals auch die Einrichtungen sogenannter chinesischer Kabinette. Nicht nur in fürstlichen Schlössern, sondern auch in den Häusern des wohlhabenden Adels und des Patriziates finden wir die Prunkküche, das Schaubuffet und das chinesische Kabinett. Das japanische Palais König Augusts des Starken hat ohne Zweifel Schule gemacht. Ein glücklicher Zufall hat uns in dem reizenden Schlößchen Favorite, zwischen Rastatt und Baden-Baden

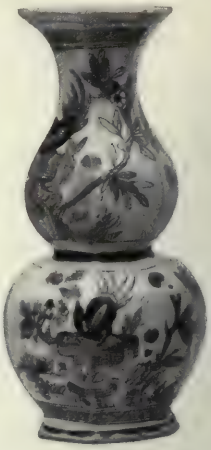
Abbildung 11.

gelegen, eine auf das reichste mit Straßburger Fayencewerken ausgestattete Prunkküche erhalten. Das chinesische Porzellanzimmer im Dresdener Schloß sei kurz erwähnt wie auch das kleine Kabinett im Schlosse zu Weikersheim, die beide ihre Einrichtung aus dem 18. Jahrhundert fast unberührt in unsere Zeit herübergerettet haben. Hieher gehören ja schließlich auch die allerdings im wesentlichen mit europäischen, besonders Meissener Figuren und Gruppen reich ausgestatteten Porzellankabinette in der Münchner Residenz, im Schlosse zu Ansbach und in Wilhelmstal bei Kassel.

Tafel 1.

6

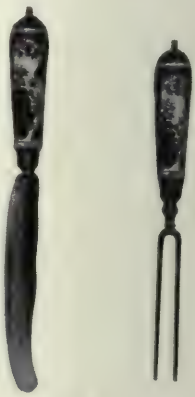
7



8

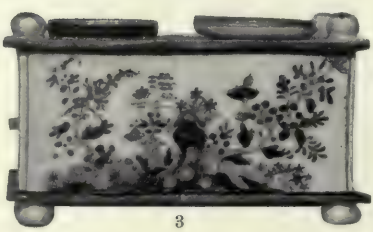
9

10



4

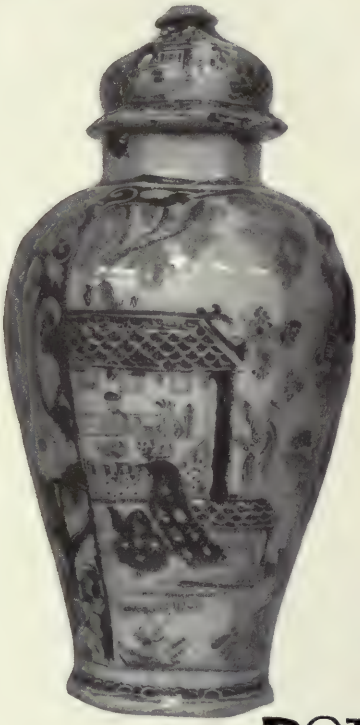
2



3

5

12



13

POP:
1737.

14

15

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir wieder zu unseren Nachahmungen der Imariporzellane zurückkehren.

Im Ansbacher Schloß befinden sich zu beiden Seiten eines Spiegelkonsoltisches zwei stattliche Vasen von 84 cm Höhe, die in der vorhin beschriebenen Weise dekoriert sind (Abbildung 11). Die zwölfmal abgeflächten Seiten der Prunkstücke sind auf drei einzelnen Flächen mit kräftigen Längsbändern in tiefem Blau bemalt und mit Gold und Rotlack gehöht, die dazwischen liegenden aus je drei zusammengefaßten Flächen bestehenden Felder zeigen ostasiatische Landschaften in denen ein Pavillon, Gebirge und blühende Bäume die Hauptmotive bilden; das Unterglasurblau und kalt aufgetragenes Gold und Rotlack sind hier zu einem farbenprächtigen Bilde vereinigt. Genau den gleichen Schmuck zeigen eine Anzahl kleinerer Vasen, bei denen der Pavillon und die Gebirge (Tafel I Abb. 7) sogar noch als Reliefs erscheinen.

Als Mittelglied zwischen den Riesenvasen des Ansbacher Schlosses und den kleinen Vasen, von denen sich ein Paar im Fränkischen Luitpoldmuseum befindet, ist die in der gleichen Sammlung aufgestellte Vase anzusprechen (Tafel I Abb. 10), deren Seiten keine Abflächungen zeigen, die aber sonst in der gleichen Weise dekoriert ist. Leider ist die Überdekoration mit Lack und Gold vollständig weggewaschen.

Eine andere Reihe von Vasen trägt den Schmuck blühender Zweige, die gleichfalls in Relief vorgebildet, dann mit Unterglasurblau teilweise bemalt und mit Gold und Lackfarben überdekoriert sind. (Tafel II Abb. 15, Fränk. Luitpoldmuseum).

Einem anderen Satz von Vasen gehören zwei in der Art der Flaschenkürbisse gestaltete Vasen an, deren Lackbemalung noch ziemlich gut erhalten ist, bei denen ein auf einem Dache sitzender Hahn und blühende Zweige das Dekorationsmotiv bilden. (Tafel I Abb. 8, Fränk. Luitpoldmuseum). Das gleiche Motiv erscheint auf einer birnförmigen Vase, bei der die wesentlichen Teile der Dekoration reliefiert sind; drei dieser Vasen, von denen eine im Luitpoldmuseum, (Tafel I Abb. 9), die anderen in Würzburger Privatbesitz stehen, sind in hellem Blau, stumpfem Grün und schwarzem Mangan bemalt, eine vierte, die heute noch im Ansbacher Schloß den Speisesaal schmückt, ist vollständig vergoldet.

War man bisher gezwungen, durch Vergleiche auf die Zugehörigkeit dieser Imarinachahmungen zu der Ansbacher Fayencefabrik zu schließen — es kommt sowohl die kleine Vase mit dem Pavillon als auch die Vase mit den Blumenzweigen (Tafel II Abb. 12—15) im Schmuck der Farben der „Grünen Familie" vor — so sind wir nun in der Lage ihre Zugehörigkeit durch eine einwandfrei bezeichnete Vase zu belegen. In einer Würzburger Privatsammlung stehen zwei Vasen mit dem Pavillon, außergewöhnlich reich in Unterglasurblau, Gold und Lackfarben bemalt, von denen die eine auf dem Boden die volle Bezeichnung Popp 1737 in roter Lackfarbe (Tafel II Abb. 13) trägt. Popp, der Vielseitige hat also auch bei der Herstellung dieser Japannachahmungen einen sicheren Anteil.

Abbildung 16.

Aus der gleichen Form wie diese, stammt eine ebenfalls in Würzburger Privatbesitz befindliche Vase mit Gold- und Lackdekor, deren Boden in Rotlack, die Bezeichnung *f* trägt. Mit *f* in Blau unter Glasur sind auch die beiden kleinen birnförmigen Vasen im Luitpoldmuseum bezeichnet, die mit Reliefblumenzweigen dekoriert sind (Tafel II Abb. 15). Da ein Fayencenmaler Johann Paul Förster um 1733 in Ansbach nachzuweisen ist, werden wir nicht fehlen, wenn wir ihn als den Maler dieser Vasen ansehen.

Wir haben vorhin von den beiden Riesenvasen neben dem Spiegelkonsoltisch im Ansbacher Schloß gesprochen. So dekorativ sie wirken, sie werden doch durch einen Satz von drei gleich großen, aus derselben Form hervorgegangenen Vasen bedeutend übertroffen, von denen die eine in den Sammlungen des Luitpold-

museums (Abb. 16), die anderen zwei in Würzburger Privatbesitz stehen. Nicht zwar in Hinsicht auf ihre dekorative Wirkung, denn sie sind ausschließlich in Blau unter Glasur bemalt, sondern wegen der außerordentlich reichen und sorgfältigen Malerei, die mit zu dem Besten gehört, was aus der Ansbacher Fabrik überhaupt hervorgegangen ist. Sie stehen in dieser Art der Bemalung sogar den besten holländischen Fayencen Pynackers wenig nach, nur die Glasur entbehrt des Glasglanzes, der die holländischen guten Fayencen in hohem Maße auszeichnet. Es ist besonders zu bedauern, daß der Künstler es versäumt hat, sich auf diesen Prachtstücken zu nennen, die nicht nur ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Ansbacher Fayencefabrik, sondern der deutschen Fayencefabriken des 18. Jahrhunderts überhaupt bedeuten. Der Legende nach sollen diese Vasen mit anderen Fayencen und mit vielem Mobiliar zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem Platz vor der Ansbacher Residenz versteigert worden sein. Ich registriere diese Legende, von der die sogenannten ältesten Leute zu erzählen wußten, ohne ihr einen Wert beizulegen, um so mehr, als sie nicht nur von Ansbach, sondern auch von den Residenzen und Schlössern anderer Städte, z. B. von Würzburg erzählt wird.

Noch einmal, nach fast 30 Jahren, nahm der Markgräfliche Hof seine Fayencefabrik für eine umfangreiche Aufgabe in Anspruch. Es handelte sich darum, einen großen Saal des Schlosses in Ansbach ganz und gar an allen vier Wänden mit Fliesen auszukleiden. Eine derselben mit der Darstellung eines Fayenceverkäufers trägt die Jahreszahl 1763 und die Buchstaben A. P., die wir für Ansbach, Popp zu lesen haben. Die in den bekannten vier Scharffeuerfarben mit allerlei figürlichen Darstellungen wie Jägern, Bauern, Chinesen, Handwerkern geschmückten Fliesen erinnern aber in keiner Weise mehr an die einstigen farbenprächtigen Erzeugnisse. Sie erheben sich in nichts über die noch in zahlreichen Stücken erhaltene gewöhnliche Gebrauchsware der damaligen Zeit, die allerdings in ihrer flotten Bemalung und der geschickten Farbenzusammenstellung eines gewissen Reizes nicht entbehrt. Zwei solcher Fliesen befinden sich im Fränkischen Luitpoldmuseum.

Das Interesse des Markgräflichen Hofes für die Fayencefabrik war mit der Vollendung dieser Arbeit erloschen und wandte sich einer neuen Unternehmung zu, der um 1759 errichteten und 1763 nach dem Schlößchen Bruckberg bei Ansbach verlegten Fabrik echten Porzellans, die bald zu einer bemerkenswerten Blüte gelangte.

Kommerzienkommissär Georg Christoph Popp ist hochbetagt zwischen den Jahren 1785 und 1791 gestorben.

Huldas Umritt[1].

(Hasloch bei Wertheim).

Aus dem Wald, dem düstern Wald,
Starret dumpfes Winterträumen;
Einsam ruht der Mondenschein
Auf den tiefverschneiten Bäumen.

Plötzlich in der stummen Nacht
Weckt's den Waidmann; froh erschrocken
Fährt er auf, von ferne her
Klingt's wie süße Silberglocken.

Näher bald, dann wieder fern,
Lauter bald, dann wieder leise;
Jetzt wie froher Lerchenschlag,
Jetzt wie Nachtigallenweise.

„Das ist Hulda's güt'ger Geist.
Die umreitet durch die Lande
Und der Erde bange Brust
Löst vom schweren Winterbande!"

„Das ist Hulda's güt'ger Geist,
Und es trägt ein Roß die Holde,
Weiß von Farbe, dessen Schmuck
Tausend Glöckchen, all' von Golde."

„Sei uns gnädig! Laß den Ton
Lust und Segen uns verkünden.
Segen dort den lichten Höh'n,
Segen hier den dunkeln Gründen!"

Also fleht des Waldes Sohn.
Aber leuchtend steigt die Sonne
Und erblickt mit stiller Lust
Rings ein Land voll reinster Wonne.

Eingezogen ist der Lenz,
Horch, wie jubeln schon die Quellen!
Und die Blume schaut empor,
Und die jungen Knospen schwellen.

Sel'ge Töne werden wach,
Lauter hier und drüben leise;
Bald ist's froher Lerchenschlag,
Bald ist's Nachtigallenweise.

Alles hat der Geist gelockt,
Licht und Wärme, Blüt' und Lieder,
Doch in frischem Bade kühlt
Hulda ihre schlanken Glieder.

Singt mit wunderbarem Laut,
Selbst von all der Lust verwirret,
Während rings die junge Welt
Bang in Liebesträumen irret.

Unmut.

Wer in alten Papieren wühlt,
Sieht nicht lockenden Sonnenschein;
Wenn sich einmal das Herz gekühlt,
Schlüpft die Liebe nicht mehr hinein.
O, wie der Nachtwind schneidet kalt!
Lust und Liebe verrauscht so bald.

Wer da wühlt in staub'gem Papier,
Selber wird zum Pergament,
Das des Frühlings leuchtende Zier,
Blüt' und Vogelsang nicht kennt.
Sprächen sie noch so süßvertraut,
Herz und Kammer sind längst verbaut.

Manchmal nur in der Abendzeit
Zuckts's wie Blitzen in weiter Fern',
Träumt's mir, als stieg voll Herrlichkeit
Drüben ein schöner, goldner Stern;
Schwer die Luft und zauberschwül —
Ach, das Herz bleibt stumm und kühl!

[1] Die folgenden Gedichte sind Kaufmanns Sammlung „Unter den Reben", Berlin, Fr. Lippertheide 1871, entnommen.

Alexander Kaufmann.

Von
Archivar **Dr Haug**, Wertheim.

Zwanzig Jahre sind in's Land gegangen, seit Alexander Kaufmann die Augen geschlossen. Da unsere Zeitschrift von der Stätte seines Schaffens ausgeht, betrachten wir es als unsere Pflicht, das Andenken an den verdienstvollen Kultur- und Sagenforscher, an den tüchtigen Archivar und gottbegnadeten, fränkischen Dichter schon in den ersten Heften zu erneuern. Dazu ist gerade jetzt die rechte Zeit; ruft uns doch der Monat Mai alljährlich die Erinnerung an das Hinscheiden des trefflichen Mannes wach. Möge es seinem zweiten Amtsnachfolger vergönnt sein, an der Hand der biographischen Publikationen von H. Hüffer[1]), der schriftlichen Aufzeichnungen und Publikationen Kaufmanns und nicht zuletzt des in liebenswürdiger Weise überlassenen Materials seiner Kinder ein kurzes Lebensbild dieses fränkischen Gelehrten und Dichters zu entwerfen.

Alexander Kaufmann war geboren zu Bonn am 14. Mai 1817. Sein Vater war während der französischen Herrschaft Maire zu Adendorf in der Eifel und siedelte 1814 nach Bonn über, um dort seine Kenntnisse im französischen Recht durch eingehende Studien zu vervollständigen. Die angestrebte Universitätsprofessur erreichte er aber nicht; denn am 8. September 1823 machte der Tod seinem jungen Leben ein Ende. Die Witwe verblieb mit ihren fünf Kindern in Bonn. Der junge Alexander, von Geburt auf sehr schwächlich, mußte sein Studium am Gymnasium wegen Krankheit unterbrechen. Er wandte sich dem Buchhandel zu, aber gar bald zog es ihn doch wieder zum Studium zurück. Nach erlangter Reifeprüfung bezog er im Mai die Universität seiner Vaterstadt und ließ sich in der juristischen Fakultät immatrikulieren. Aber dem für Geschichte, Kunst und Literatur begeisterten, poetisch veranlagten jungen Mann wollte das trockene Recht nicht zusagen; er gelangte trotz allen Fleißes zu keinem Abschluß seiner Studien. Zudem befand er sich damals in einem Freundeskreis, der ihn immer mehr auf die historisch-literarische Laufbahn hindrängte. Josef Aschbach war sein Lehrer in der Geschichte. Er sollte später dem jungen Kaufmann der väterliche Gönner werden. Karl Simrock, damals mitten im dichterischen Schaffen, wohnte in Bonn

[1]) Allgemeine deutsche Biographie u. Köln. Zeitung 1893, Nr. 398, 14. Mai.

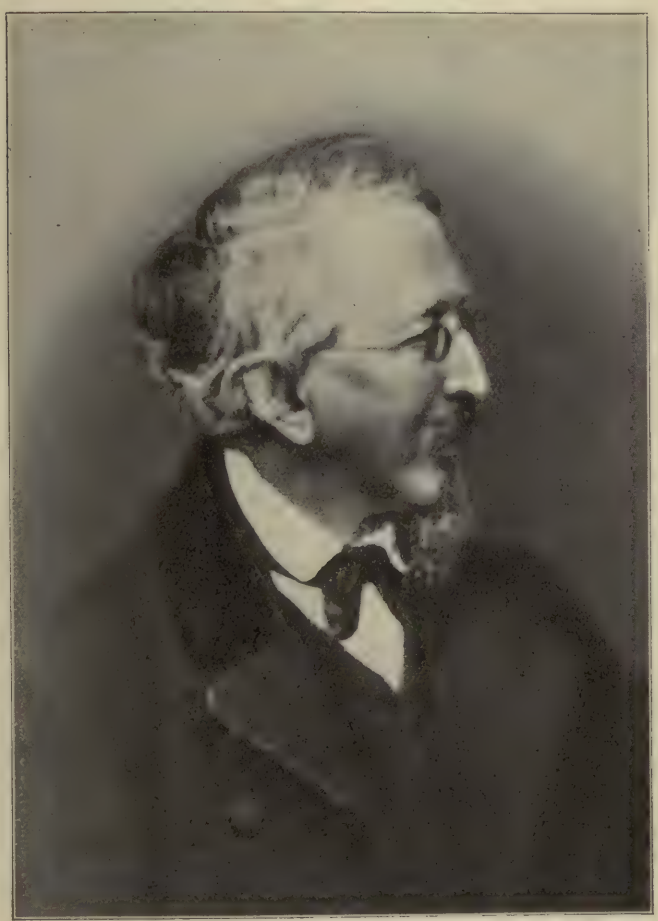
in unmittelbarer Nähe der Kaufmann'schen Familie. 1838 kam Gottfried Kinkel nach Bonn. Um ihn scharte sich bald ein Kreis von Dichtern, der sich den Namen „Maikäferbund" zulegte. Kaufmann lieferte unter dem Namen „Rosenkäfer" manchen Beitrag ins Vereinsblatt. Hier erlebte der junge Musensohn wohl die heitersten Tage seines Lebens. In geistreichem Freudes- und Familienverkehr verflog hier die Zeit, ohne daß dem Jüngling der Ernst der rauhen Wirklichkeit jemals nahe getreten wäre. Das schöne Ahrtal, der Kaufmann'sche Landbesitz in Mondorf war gar oft das Ziel genußreicher Ausflüge. Aus dieser Zeit stammt ja eine Anzahl der reizendsten Gedichte, die Kaufmann später (1871) in der Sammlung „Unter den Reben" mit dem Titel „Jugendleben am Rhein 1840 bis 1850" zusammengestellt hat.

„Durch das tiefe Waldesgrün,
Durch die wildverschlungenen Klüfte
Mag der Pilger sorglos ziehn
In dem Schutz der Frühlingslüfte".

So singt der junge Dichter begeistert von der Pracht der Natur, während er leichten Herzens durch die Auen streift. Gedichte, Aufsätze und Recensionen waren die Frucht dieser frohen Stunden. Die beiden Dichtungen „Die Trennung" und „Die Heimkehr" erschienen 1840 in dem von Freiligrath, Matzerath und Simrock redigierten „rheinischen Jahrbuch". Für Kaufmann drängte sich immer mehr die Berufsfrage heran. Da war es Aschbach, der dem Gelehrten fördend an die Seite trat. Wie wir oben gehört, war Aschbach Kaufmanns Lehrer in der Geschichte an der Universität. Er hatte 1843 eine Geschichte der Grafen der Grafen von Wertheim und ein Urkundenbuch hiezu herausgegeben. Durch diese Publikation hatte er nahe Beziehungen zur fürstlichen Familie Löwenstein-Wertheim-Rosenberg erlangt. Dort waren der hochsinnige Erbprinz Constantin und nach seinem Tode (1838) sein Herr Vater, Fürst Karl Thomas eifrige Förderer der Geschichtsforschung ihres Hauses wie der dem Haus ehemals gehörigen Gebiete. Der fürstliche Prinz und Fürst Karl erstrebten ein großes Löwensteinisches Geschichtswerk, zu dem Aschbachs Werk über die Grafen von Wertheim den Vorläufer bilden sollte.

Aschbach empfahl nun der jungen Kaufmann als Erzieher für den ältesten Sohn des Erbprinzen, den späteren Fürsten Karl Heinrich. Von 1844—1845 oblag Kaufmann dieser Aufgabe. Um sich in den historisch-philosophischen Fächern noch mehr auszubilden, kehrte er 1845 nach Bonn zurück. Aus dieser Zeit stammen seine ersten bedeutenden historischen Publikationen. 1844 veröffentlichte er einen Aufsatz über Caesarius von Haisterbach im niederrheinischen Jahrbuch, das Lorenz Versch herausgab. 1850 folgte über das gleiche Thema eine eigene Schrift; sie war Karl Simrock und dem Altmeister historischer Forschung Johann Friedrich Böhmer gewidmet; dieser hatte sich eben in den Regesten der Hohenstaufen sehr wohlwollend über Kaufmann ausgesprochen. So kam Kaufmann der ernsten historischen Forschung immer näher. Allerdings verleugnete er auch jetzt wie in seinem ganzen späteren Leben die schöngeistige Richtung in seiner Forschung nicht.

Das war der Grund, weshalb er sich mehr der Kulturgeschichte zuwandte und in diesem uferlosen Gebiet nie zu einer großen, abgeschlossenen Gesamtleistung gelangte. Auch war die historisch-kritische Art der Forschung an den Universitäten, die Archivtechnik und das Entgegenkommen der Archive in der Herausgabe der Archivalien damals noch nicht so ausgebildet wie heute; es wäre deshalb Kaufmann von vorne herein schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, eine gründliche



Alexander Kaufmann.

Löwensteiner Forschung an die Öffentlichkeit zu bringen. Er hat zwar im fürstlichen Archiv eine beträchtliche Stoffsammlung für dieses Werk hinterlassen, aber er hat nicht systematisch gesammelt, dachte später auch offenbar nicht mehr daran, den gewaltigen Stoff zu einem großen Werk zu verarbeiten. Muster für seine Stoffsammlung war ihm die 1858 von G. Simon herausgegebene „Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach und ihres Landes". Die Löwensteinische Geschichte hätte nach der Anlage der Stoffsammlung einen kurzen Abriß der Haus-

geschichte und daran anschließend nach der Sitte der damaligen Zeit eine eingehende historisch-geographische Beschreibung der ehemaligen Herrschaftsgebiete, namentlich der Grafschaft Wertheim, enthalten. Da aber Weidenbach 1869 einen Abriß der Löwensteinischen Geschichte veröffentlichte, war für Kaufmann der erste Teil seines Werkes vorweggenommen. Nach diesem vorgreifenden Exkurs zurück zur Lebensgeschichte des jungen Historikers.

Seinem Sohn Constantin folgte am 3. November 1849 Fürst Karl Thomas in's Grab. Der Enkel Karl Heinrich, der die Herrschaft übernehmen sollte, stand erst im 15. Lebensjahre. Da berief die Vormundschaft Fürst Heinrich XX. zu Reuß und der Prager Kardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg mit Dekret vom 10. und 12. November 1850 den ehemaligen Erzieher als Archivrat in die fürstliche Verwaltung. Auf diesem Posten hat Alexander Kaufmann über 40 Jahre mit treuester Hingebung dem hohen Hause gedient. Es mochte ihm nicht leicht gewesen sein, sich in seine neue Lage hinein zu finden. Die schönen Tage am Rhein waren für alle Zeiten vorüber. Der Ernst strenger Pflichterfüllung begann für den jungen Beamten. Dazu übernahm Kaufmann zwei völlig ungeordnete Archive. Er stand hier vor einer Aufgabe, die das Lebenswerk *eines* Mannes weit überstieg. Wie Kaufmann am Schlusse seines Lebens über seine Archivarbeiten dachte, hat er in einem Referat niedergelegt, das in trübem Tone die noch vorhandenen Mängel, die gewaltige, noch zu leistende Arbeit wahrheitsgetreu offenbart. Die erste Zeit wohnte Kaufmann in Bronnbach; dort befand sich damals noch ein Teil des fürstlichen Archives. Hernach war Werheim sein Wohnsitz. Es waren saure Wochen, die der junge Archivar anfangs in seinem Archiv verlebte. Auch scheint ihm der gesellschaftliche Verkehr in der ersten Zeit nicht zugesagt zu haben. Seine Lieder aus der Zeit von 1850 überschreibt er mit dem Titel: Lieder aus ernster Zeit. Im „Unmut" dichtet er:

„Wer in alten Papieren wühlt,
Sieht nicht den lockenden Sonnenschein;
Wem sich einmal das Herz gekühlt,
Schlüpft die Liebe nicht mehr hinein".
„Wer da wühlt in staub'gem Papier,
Selber wird er zum Pergament". . .

Seinen Gesellschaftskreis zeichnet er mit den abfälligen, an seine Braut gerichteten Zeilen:

„Deiner gedacht ich im lästigen Kreis langweil'ger Gesellen
Hier war der Körper, bei Dir weilte der sehnende Geist!"

Aber die Schaffensfreunde errang bei Kaufmann gar bald den Sieg über die erste Niedergeschlagenheit.

„Nur was der Mensch erkämpft, nur das nennt er sein Eigen,"

schreibt er bald darauf. Den Mangel einer größeren Bibliothek suchte er durch eine reiche Privatbibliothek zu ersetzen. Sein „Durst nach Geist, nach Liebe, Leben" fand Befriedigung in seiner mit Mathilde Binder, Tochter des vormaligen Bürgermeisters von Nürnberg eingegangenen Ehe. Mathilde war eine geistig hochstehende Dame, die, selbst Dichterin, die schönsten Saiten von Kaufmanns Seele zu rühren

wußte. Nach zweijähriger Brautzeit, der die feinsten Liebeslieder des Dichters entstammen, führte Alexander die Erwählte am 20. Mai 1857 in sein Heim. Er hatte sich seit seiner Anstellung schon sehr gut in die neue Lage eingelebt und sein dichterisches Schaffen gar bald wieder aufgenommen. 1852 war die erste Sammlung seiner „Gedichte" in Düsseldorf bei Araz erschienen. 1853 folgte nach dem Beispiel von Simrocks Rheinsagen die Sammlung der Mainsagen von Kaufmann. Sein „trefflicher Freund" Fries, Schulrat in Wertheim, hat hiezu manches beigetragen und wohl auch die Anregung gegeben. Außer diesem lieferten Wolfgang Müller in Königswinter, Gisbert von Vincke in Münster und Ludwig Bechstein dem Sagenforscher willkommenes Material.

Bald darauf begann Kaufmann seine „kleinen Beiträge zur fränkischen Geschichts- und Sagenforschung" im Archiv für Unterfranken und Aschaffenburg (1855, 13. Band, 3. Heft). „Die Wettenburg", „Hasloch und die Markuskapelle" bildeten den Anfang. Im 14. Band folgte 1858 eine Fortsetzung: „Die Wassergeister in Main und Tauber", „Die Külsheimer Fehde". Damit wurde Kaufmann mit den Würzburgern Forschern bekannt; er blieb sein Leben lang ein treues Mitglied des historischen Vereins für Unterfranken und hat im „Archiv" eine große Anzahl ganz vortrefflicher Detailforschungen veröffentlicht. Der gründliche, gewissenhafte Charakter seiner Forschung tritt von jetzt ab immer mehr zu Tage. Seine Wettenburgforschung hat heuer im Jahresbericht des Wertheimer Historischeu Vereins ihre Forsetzung gefunden.

Seine Leistungen und sein Verkehr mit allen geistig Hochstehenden des Landes brachte Kaufmann bald hohe Ehren ein: am 26. August 1857 ernannte ihn die Universität Tübingen zum Doktor der Philosophie. Der Verein für Unterfranken und Aschaffenburg, der Verein für das württembergische Franken und der für den Niederrhein ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Kaufmanns bescheidener Charakter bedurfte aber solcher Ehren nicht, er fand in seinen Leistungen und Forschungen wie in seiner Familie seine volle Befriedigung. Seine Frau (mit dem Dichternamen Amara George) stand ihm auch in seinen wissenschaftlichen und dichterischen Publikationen fördend zur Seite. 1858 gab Kaufmann mit ihr und Georg Friedrich Daumer ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch unter dem Titel Mythoterpe heraus. Amara George hatte schon vorher manches Gute veröffentlicht, so z. B. die „Indianermythen" (bei Araz in Düsseldorf). In „Mythoterpe" finden wir lettisch-litauische, alt- und neugriechische, römische, persische, wallachische, neapolitanische, englische, serbische und brasilianische u. a. Stoffe verarbeitet.

1862 veröffentlichte Kaufmann die Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und zu seinen Mainsagen. Diese Publikation war zwar nur eine Erweiterung einer bereits früher als Anhang des Simrock'schen Werkes herausgegebene Abteilung. Aber die scharfe Quellenkritik, die Kaufmann hier übte, trug nicht wenig zur Verbreitung seines Namens bei. Seinen Gelehrtenruf begründete aber Kaufmann für ewige Zeiten durch eine noch im selben Jahre erschienene Veröffentlichung: „Caesarius von Heisterbach", ein Beitrag zur Kultur-

geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Dieses Werk kann heute noch als ein willkommener Beitrag zur rheinischen Kulturgeschichte angesehen werden. Erst in neuester Zeit (1911) hat Dr. Ernst Müller-Holm wieder eine Übersetzung des Caesarius herausgeben, ein Zeichen dafür daß man heute noch den wissenschaftlichen Wert dieses Autors zu schätzen weiß.

Gegen Ende der sechziger Jahre muß Kaufmann den Plan einer Geschichte des fürstlichen Hauses und der Grafschaft Wertheim aufgegeben haben. Es war inzwischen Weidenbachs Arbeit, die 1870 herauskam, ziemlich weit gediehen. Nach dieser Publikation war Kaufmanns Werk seiner Anlage nach illusorisch; denn Kaufmann wollte ja nur einen Abriß der Hausgeschichte liefern, ohne auf die schwierigeren und wichtigen Forschungsprobleme näher einzugehen. Im Anschluß an die kurze Familiengeschichte sollte dann breit und gründlich eine kulturhistorische und geographische Bearbeitung der einzelnen Orte der Grafschaft Wertheim folgen. Nun wollte er aber doch das für das letztere Werk gesammelte Material nicht brach liegen lassen. Und so erschienen im Chilianeum und in der Zeitschrift für das württembergische Franken „Kleine Beiträge zur Kulturgeschichte der Grafschaft Wertheim". Auch im Archiv für Unterfranken und Aschaffenburg folgten von jetzt ab Artikel über dieses Thema. Neben diesen kulturgeschichtlichen Veröffentlichungen liefen rein historische Publikationen, so eine kleine Abhandlung über den Briefwechsel des Fürsten Maximilian Karl mit dem Markgrafen von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen, eine Schilderung vom Überfall des Klosters Bronnbach durch Turenn'sche Truppen im Jahre 1673 usw.

Die Kriegsjahre 1870/71 scheinen wieder die dichterische Veranlagung des vaterländisch begeisterten Mannes geweckt zu haben:

„Darf ein vergessener Dichter wohl es wagen,
Zu treten vor sein Volk! Mir zagt der Mut!"
„Was soll jetzt, da wir Weltgeschichte leben,
Des Dichtergeistes träumerisches Weben?"

Mit solchen Worten leitet Kaufmann ein reizendes Büchlein ein, „Unter den Reben" betitelt. Es erschien 1871 und enthält eine Sammlung der verschiedenartigsten Gedichte. Wir haben einige diesem Heft als Proben beigegeben. Auch im angehenden Alter war Kaufmann immer noch schriftstellerisch tätig. 1881 schrieb er ein Lebensbild von Philipp Josef von Rehfues in die Zeitschrift für preußische Geschichte. 1886 erschienen von ihm: „Simrocks geschichtliche, deutsche Sagen" durch neue Stücke und den Quellennachweis vermehrt, weiter eine Schrift über den Gartenbau im Mittelalter und während der Renaissance (1892). Aus seinem Nachlaß wurde 1899 herausgegeben: Thomas von Chantimpré. Es würde hier zu weit führen, auf alle Publikationen Kaufmanns näher einzugehen. Soweit wir sie ausfindig machen konnten, haben wir sie im nachfolgenden Verzeichnis zusammengestellt. Natürlich sind wir für jeden Beitrag, auch zu Kaufmanns Briefsammlung sehr dankbar.

Werfen wir einen Blick zurück auf Kaufmanns schriftstellerische Publikationen, betrachten wir, was er als fürstlicher Beamter geleistet hat und wir können dem

ausdauernden Fleiß, der Spannkraft und Schärfe dieses edlen Geistes unsere Anerkennung nicht versagen. Es ist nicht zu verwundern, wenn wir sehen, daß die besten Männer seiner Zeit in regem Briefverkehr mit ihm standen.[1]) Der gewissenhafte und leistungsfähige Beamte fand auch die volle Anerkennung seiner hohen Herrn. Fürst Karl Thomas und sein Nachfolger, Fürst Karl Heinrich, schätzten den Archivrat sehr hoch und pflegten mit ihm einen geradezu freundschaftlichen Briefwechsel.

So konnte Kaufmann auf eine segensreiche Tätigkeit hinschauen, als am 1. Mai 1893 der Tod an ihn herantrat. Die von ihm so oft besungene Nachtigall schlug eben im Fliederbusch unterm Fenster, als der Dichter die Augen schloß. Er liegt an der Mauer des altehrwürdigen Wertheimer Friedhofes neben seiner Gattin begraben. Die Leier krönt das mit schönem Reliefbild gezierte Denkmal.

Alexander Kaufmanns Publikationen.

1840: „Die Trennung" und „Die Heimkehr", hrsg. im rhein. Jahrbuch von Freiligrath, Matzerath und Simrock.
1844: Cäsarius von Heisterbach, hrsg. im niederrhein. Jahrbuch v. Lorenz Bertsch.
1850: Eine eigene Schrift über das gleiche Thema. (Ausgabeort?)
1852: „Gedich'e". Düsseldorf, Arnz.
1853: Mainsagen, gesammelt u. hrsg. v. A. K. Mit einem Titelkupfer von August Lucas. Aschaffenburg, C. Krebs. 12°. XX. u. 276 S.
1856: Das Quodlibetum des Grafen Rudolf von W. im Anz. Germ. Mus. Nr. 1.
1857: Nachträge u. Ausführungen v. K. u. Warnkönig zu Aschbachs Geschichte der Grafen von Wertheim (1843, Frankfurt, Andreä) im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 7–9.
1857: Krankheit u. Tod des letzten Grafen von W. im Anz. Germ. Mus. Nr. 9.
1857: Sagen u. Bräuche aus der Main- u. Taubergegend in Wolff-Mannhardt, Zeitschr. f. deutsche Mythologie III pag. 107–9; IV,1 (1858) pag. 19–24 u. 162–7.
1858: Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- u. Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer u. Alex. K., hrsg. v. Amara George. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8°. XI u. 408 S.
1859: Die Hofordnung des Grafen Ludwig von Stolberg-Königstein in der Zeitschrift für Kulturgeschichte von Müller-Falke. Sept.-Heft, 573–81.
1861: Lied vom falschen Hans Gansen im Anz. Germ. Mus. Nr. 8.
1862: Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen u. A. K.'s Mainsagen v. Dr. A. K. f. löwenst. Archivrat. Köln, K. M. Heberle (Heinr. Lempertz), Druck von F. Krüger in Bonn. XIV u. 248 S.
1862: Cäsarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 12. u. 13. Jahrhunderts v. Dr. A. K. u. mit einem Bruch aus des Caesarius VIII libri miraculorum. Vermehrte Auflage. XII u. 212 S. Cöln, J. M. Heberle, (H. Lempertz).
1865: Auszüge aus der Korrespondenz des Fürsten Maximilian Karl von Löwenstein mit dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen. Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Quellen. 37. Bd., S. 205.
1866: Kulturgeschichtliches v. A. K. A. Ein Blick in die Wertheimer Bürgerhäuser des 16. Jahrhunderts. B. Polizeiwesen in der Stadt Wertheim. Hrsg. in Württembergisch Franken, Bd. VII, 2, pag. 307 ff. 1885–1867).

[1]) Scheffelbriefe im 1. Heft dieser Zeitschrift.

1866: Lapidarische Plaudereien v. A. K. Alte u. Neue Welt. Benzinger Schweiz.

1866: Kleine Beiträge zur Kulturgesch. d. Grafschaft Wertheim v. Dr. A. K. I–IV in Chilianeum, Blätter für kath. Wissensch. VIII. pag. 106 ff. 136 ff.

1866: Einige Bemerkungen über die Zustände des Landvolkes in der Grafsch. W. während des 16. u. 17. Jhs. im Freiburger Diöcesan-Arch. II. pag. 48–61.

1868: Nachlese zu den Auszügen aus der Correspondenz des Fürsten Maximilian Karl von Löwenstein mit dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen. Arch. f. Kunde österr. G.-Q., XL. Bd. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei.

1870: Bibliographischer Anzeiger für die seit 1843 erschienenen Schriften u. Abhandlungen, betr. Gesch. der Grafen v. W., der Fürsten v. L. u. der Stadt W. in Petzold's Neuer Anzeiger f. Bibliographie, Maiheft.

1871: Unter den Reben. Lieder u. erzählende Gedichte v. A. K. Berlin, Fr. Lipperheide. XII u. 261 S.

1872: Beiträge zur Kulturgeschichte der Grafschaft W. I. Ein Blick in die Wertheimer Bürgerhäuser des 16. u. 17. Jhs.; II. Taufen; III. Vergnügungen; IV. Krankheiten u. Beerdigungen; V. Aberglaube; in J. H. Müller, Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. Neue Folge, I. Jahrg. pag. 246 ff. 309 ff. 431 ff.

1872: (anonym). Die Grabmäler der Stadtkirche in Werth. Zeit. Nr. 191.

1873: (anonym). Über den „neuen Brunnen" in Werth. Zeit. Nr. 46.

1888: Wunderbare u. denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach, ausgewählt, übersetzt u. erläutert v. A. K. 1. Teil. Köln 1888. J. u. W. Boisserée. VIII u. 228 S. Hrsg. in den Annalen für den hist. Verein für den Niederrhein insbes. für die alte Erzdiöcese Köln. 47. Heft. 2. Teil. 1891. 53. Heft. VIII u. 250 S.

1892: Der Gartenbau im Mittelalter u. während der Renaissance, dargest. in 5 Vorträgen. 80 S. (wo?)

1893: Thomas von Chantimpré über das Bürger- u. Bauernleben seiner Zeit. Berlin, H. Lüstenöder. Zeitsch. f. deutsche Kulturgesch. v. Dr. Ch. Meyer. S. 289–301.

1899: Aus dem Nachlaß: Thomas von Chantimpré, v. A. K. Köln, J. P. Bachem. 137 S. Görresges. z. Pflege der Wissensch. im Kath. Deutschl. Erste Vereinsschrift.

Im Archiv für Unterfranken und Aschaffenburg.

1855: Band 3, pag. 139: Kleine Beiträge zur fränkischen Geschichts- und Sagenforschung:
I. Die Wettenburg. II. Hasloch und die St. Markuskapelle.

1858: Band 14,1 Titel ebenso pag. 175:
III. Wassergeister in Main u. Tauber.
IV. Die Külsheimer Fehde.

1868: Band 19,1 Titel ebenso pag. 191:
V. Überfall des Klosters Bronnbach durch Turennische Truppen im Jahre 1673.
19,2 pag. 35:
VI. Bruchstücke aus einer Kulturgeschichte der Grafschaft Wertheim.
19,3 pag. 1:
Fortsetzung von VI.
VII. Zum Klosterleben des 15. Jahrhunderts.

1870: Band 20,1 Titel ebenso pag. 1:
VIII. Nachgelassene Schriften des Reformators Johann Eberlein von Günzburg.
IX. Die Schicksale des Dichters Christian Egenolph auf der löwensteinischen Pfarrei Laudenbach.
X. Ein Mythus der Edda im Maintal.
XI. Nachtrag zu Nr. VI. B. der kleinen Beiträge.
XII. Nachträge zu Nr. VI. H. der kleineren Beiträge.
20,3 pag. 137: Nachträge zu Alex. Kaufmann, Quellenangaben u. Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen u. A. Kaufmanns Mainsagen. Köln bei J. M. Heberle. 1862.

pag. 123: König Rupprechts Feldzug in die Wetterau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schlösser Mömbris u. Wasserlos.

1871: Band 21,1 pag. 81: Kleine Beiträge:
XIII. Fränkisches aus Cäsarius von Heisterbach.
pag. 398: Urkunde zur Geschichte der westphälischen Fehme.

1882: Band 26, pag. 137: Titel ebenso:
XIV. Nachträge u. Berichtigungen zu Früherem.
XV. Rudolf u. Rudolf, Brüder, Grafen von Wertheim verkaufen auf Wiederlösung an den Schultheißen Gernot ihre Mühle zu Dertingen u. Gülten zu Kreuzwertheim 1325.
XIV. Vergleich zwischen der Karthause Grünau u. ihren armen Leuten zu Schollbrunn, B.-A. Marktheidenfeld 1355.
XVII. Nachtrag zu Höflings Mitteilungen über Pfarrei u. Ort Wiesenfeld, im Archiv Band III, 3, pag. 84.
XVIII. Zur Geschichte des Ortes Kleinheubach.

1884: Band 27: pag. 220: Titel ebenso:
XIX. Kleinigkeiten zur Geschichte des Bauernkrieges.
XX. Nachträge zur Abhandlung über die Gebäude der Stadt Wertheim. (Arch. 19,3).
XXI. Eine Beschreibung des Mainlaufes aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Trennung.

Er ritt so einsam durch den Wald,
Sie fuhr so einsam auf dem See;
Sein Rößlein ging und machte Halt,
Er sprach nicht: „Halt!“ er sprach nicht: „Geh'!“

Ihr trieb der Kahn am Ufer hin,
Auf weitem See das Ruder floß;
Sie schaute in der Woge Grün
Und sah nur ihn im lichten Schloß.

Er sang ein Lied und wußt' es nicht,
Das Lied erklang wie bitt're Lust.
Sie horchte: „Still, die Woge spricht!“
Doch war's ein Seufzer ihrer Brust.

Das Rößlein ruht im grünen Tann,
Der Nachen steht die längste Zeit:
Sie träumet von dem schönsten Mann,
Er träumet von der schönsten Maid.

Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken.

Von
Pfarrer Dr. **Gmelin**, Großgartach.

Mit Hall in seiner älteren Geschichte vielfach verbunden war die Grafschaft Limpurg, das Gebiet der einstigen „semperfreien Schenken" des Herzogtums Franken, die, erst auf der Limpurg über Hall als Hüter der staufischen Rechte über diese wichtige Münzstätte bestellt und in Comburg ihr Erbbegräbnis besitzend später, im 15. Jahrhundert, in Gaildorf und im 16. in Obersontheim sich ihre eigenen Residenzen schufen, übrigens dort bereits 1690, hier 1715 im Mannsstamm ausstarben. Just in der Zeit, wo sonst auch solch kleine Herrschaften sich ihre eignen Gesangbücher schufen. Deshalb ist auch kaum daran zu denken, daß ein besonders altertümlicher auf den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückgehender viereckiger Schweinslederband, der der Pfarrei Obersontheim angehört, wirklich als Limpurgisches Gesangbuch anzusprechen sein dürfte. So hat als ältestes Produkt dieser Herrschaft überhaupt ein in 1. Auflage aus dem Jahre 1740 stammendes Gesangbuch einer limpurgischen Teilerbschaft, nämlich der Herrschaft Limpurg-Speckfeld zu gelten. (In dieser 1. Auflage wieder in der fürstlichen Hofbibliothek Langenburg zu findenden, während Wernigerode nur die 2. Auflage von 1761 hat). Die Herschaft gehörte vorher dem zweiten Bruder des letzten Obersontheimer Schenken Vollrath, nämlich dem Grafen Georg Eberhard († 1795) und kam von diesem durch eine Erbtochter an die niederländischen Grafen Rechteren, die in Mark-Einersheim sich ihr neue Residenz erbauten. Ein andrer Teil dieser Speckfelder Masse war übrigens durch eine zweite Erbtochter an die Grafen von Welz-Eberstein gelangt, von wo er auf demselben Wege, durch eine Erbtochter, an die Grafen von Pückler weiterwanderte, die auch unter den Teilerben der Obersontheimer Schenken, nämlich von deren Anteil an Gaildorf, uns begegnen und so in Gaildorf selbst bis zum heutigen Tage als Patronatsherren residieren. Für uns ein Rechtstitel mehr, dieses Limpurg-Speckfelder Gesangbuch hierher zu ziehen, zumal es auch verschiedene Akrosticha auf jene Welz-Ebersteiner Herrschaften, die (mütterlichen) Ahnen der heutigen Grafen von Pückler-Limpurg, enthält. Mit 787 Nummern, genau so viel wie das letzte Haller Aufklärungsprodukt, ist dies Gesangbuch eins der reichhaltigsten unsrer Periode und so mit mehr Unica als

ein zweites von den älteren Nummern unserer Reihe ausgestattet, sonst aber ähnlich wie Berlichingen I namentlich wieder auf dem Schleusinger Gesangbuch und daneben dem der Reichsstadt Rothenburg aufgebaut.

Sonst ist das älteste Limpurger Gesangbuch im Umfang des heutigen Württembergs dasjenige der Teilherrschaft Obersontheim, die von Vollrath und seiner selbst als Dichterin begabten Gemahlin Sophie Eleonore aus an deren (3.) Tochter Amöne Sophie Friederike bezw. deren Gemahl einen Grafen von Löwenstein-Wertheim gefallen künftig als Allodial-Annex dieser Grafschaft galt. Aus Anlaß von Besuchen dieser von Wertheim her an ein eignes reichhaltiges Gesangbuch gewöhnten Landesherren kam es so zu allerhand Aufforderungen zur Schaffung eines eigenen Limpurg-Obersontheimer Gesangbuchs, wovon die Vorrede des 1759 von dem Obersontheimer Buchbinder Koch verlegten „Limpurger Gesangbuchs" erzählt, dessen Vorrede selbst mit den Anfangsbuchstaben des Obersontheimer Superintendenten Ernst Adam Gotthilf Weiler (1743—66) versehen ist, auf den wohl die Zusammenstellung des Buchs zurückgeht.

Allzu viel Mühe scheint er sich da nicht gemacht zu haben, da das Ganze mit seinen 390 Liedern zu vierfünftel eben aus dem Haller Buch von 1741, das hier vorher gebraucht sein dürfte, geschöpft ist, woneben aber auch das Wertheimer sichtlich noch besonders herangezogen ist. Aus diesem, dem Wertheimer Gesangbuch, ist dann vollends das letzte Limpurger Produkt, das 1791 in Obersontheim mit 426 Nummern herauskam, geflossen und zwar in solchem Maße, daß es bis auf den geringen Rest von sechs eigenen Nummern völlig mit dem entsprechenden Wertheimer Aufklärungsprodukt von 1790 zusammenstimmt, also auch eine Art Kopie von diesem für den Obersontheimer Annex darstellt.

Von eignen Dichtern, die das Limpurger Gebiet zu diesen Büchern beigesteuert hätte, kann weiter keine Rede sein, da von den beiden an sich nicht unbedeutenden Sternen, die außer Eleonore Sophie dieser Landschaft entsprossen sind, dem Fichtenberger Pfarrerssohn Philipp Heinrich Weißensee und dem Obersontheimer Präzeptors- und Kantorssohn Christian Friedrich Daniel Schubart der eine zu Rang und Würden gekommene Prälat frühzeitig, der andere nach allerlei Irrfahrten als Musikdirektor und unglücklicher Häftling auf dem Hohenasperg der Geschichte von Württemberg anheimgefallen sind und von Limpurg schwerlich etwas an ihnen hängen geblieben sein dürfte, falls man nicht eine gewisse Wildheit, die dem letzteren zeitlebens nachging, darauf zurückführen will.

Bleiben uns noch die drei in ihren Hauptteilen heutzutage bayerischen Territorien, die mit kleineren Teilen in das heutige Württemberg hineinragten. Relativ noch am meisten, fast mit der Hälfte ihres Landgebiets, war das bei der Reichsstadt Rothenburg der Fall, über die so hier am wenigsten ein Wort fehlen darf. Daß dies nur ein kurzes zu sein braucht, darf dem Musikdirektor Ernst Schmidt verdankt werden, insofern dieser 1905 eine eigene Monographie „Zur Geschichte des Gottesdienstes und der Kirchenmusik in Rothenburg" hat erscheinen lassen, in welcher der Leser den reichhaltigsten Aufschluß vor allem über die musikalische Seite des Rothenburger Gesangbuchs findet, d. h. wenigstens

des älteren, so lange dieses mit Noten versehen zu sein pflegte. Dies gilt freilich nur für die zwei von den fünf Nummern, die hier in Betracht kommen, nämlich von den 1638—39, also 7 Jahre nach der Eroberung durch Tilly (als Fortsetzung von Erasmus Widmanns, des hohenlohischen Präzeptors in Weikersheim, der 1614 hierher als Präzeptor und Organist kam und Oktober 1634 hier an der Pest verstarb) herausgekommenen „geistlichen Psalmen, Hymni und andere Kirchengesäng" seines Nachfolgers Seb. Stür, die mit ihren 127 Liedern sich zu $^3/_4$ an Widmann, aus dem 68, und Jeep, aus dem 26 weitere Nummern genommen sind, anschließen: während unter den 33 (bezw., wenn wir von dem sonst aus dem älteren Württemberg bekannten Material absehen, 19) neuen namentlich auch ein paar eigene Liedersänger beteiligt sind. Als solche präsentieren sich die beiden Superintendenten Johann Neser (1604—1621), Verfasser von „Herr Jesu Christ, bei uns einkehr" (keine Glanzleistung) und sein Nachfolger Georg Zierlein (1621—61), Verfasser von „Herr, hör mein Bitt, dein' Gerechtigkeit und deine Wahrheit", letzterer schon als Lichteler Pfarrerssohn Württemberg im engeren Sinne angehörend. Eben dasselbe ist der Fall mit demjenigen Superintendenten, der unter allen späteren Rothenburger Kirchenmännern seit der Reformationszeit den größten Namen gewonnen hat; Johann Ludwig Hartmann, als Lichteler Pfarrerssohn 1640 geboren und schon in seinem 20. Lebensjahr, nach Studien in Tübingen und Wittenberg, wo er erst 19jährig Magister wird, 1660 zuerst zur Pfarrei Spielberg, 1662 zum Rektorat, 1666 zur Superintendentur hier gelangt, von der ihn, den Schwager Speners, bereits 1680, erst 40jährig, ein früher Tod wegnahm, nach einer erstaunlichen Fülle von Arbeit, auch literarischer. Von ihm stammt das Vorwort des zweiten Rothenburger Gesangbuchs, das 1672 von dem Kantor und Organist Georg Falck, einem Schüler Widmanns, wieder bei Noah von Millenau, Buchdrucker in Rothenburg, herausgegeben wurde und 195 Lieder mit 146 Tonsätzen enthält, für welche 13 Komponisten aufgezählt sind, Falck selbst hier für nicht weniger als 167 Nummern mit 109 eigenen Tonsätzen. Unter den übrigen Komponisten figuriert namentlich auch D. Josafat Weinlein, der aus Hall stammende Arzt, der zu zwei Liedern, die beide von ihm selbst stammen, auch als Tonsetzer genannt wird, nämlich bei „Ach Herr mit deinem Geist" und „O Gott, sieh, wie grausamlich".

Zu diesen 195 Liedern fügte der Sohn Johann Bernhard Falck 1701 einen Anhang mit weiteren 31 Liedern, unter denen zum ersten Mal nun auch dasjenige Lied erscheint, das als eine Art Nationallied Rothenburgs sich weiterhin heraushebt: „Beklag es Stadt und Land, Ein' große Ceder fället"; ein Lied auf den Tod eines Stättmeisters, unter denen man unwillkürlich auf Nusch, den Retter von 1639, raten möchte, nur daß die genaue Festlegung da den Rotenburger Lokalforschern überlassen bleiben muß.

Von dem vorhin genannten Hartmann, dem Haupt der Rothenburger Kirche, ist bis dahin nichts zu finden, obgleich derselbe doch als Verfasser mehrerer Lieder bekannt ist (so „Wie groß ist doch die Sicherheit" und „O Gottesstadt, du Himmelschloß"), wie das nächste Gesangbuch zeigt, das anno 1706, bald genug

hinter Bernhard Falcks Anhang, als „Rothenburger Seelenharpff" mit 407 Liedern herausgekommen ist, nunmehr ohne Noten, und einen mit dem Haller Produkt von 1689–1714 ganz ähnlichen Eindruck macht. Von dem Superintendenten Hartmann ist auch das angehängte Gebetbüchlein mit 72 Liedern, während die Vorrede, schon vom 30. März 1695 datiert, von Hartmanns Nachfolger in der Superintendentur, dem selbst als Orientalist und Polyhistor berühmten M. Seb. Kirchmajer herrührte, der auch schon 1700 starb. Mithin dürfte das Buch in seiner ersten Gestalt bereits 1695, bald nach dem ersten Haller erschienen und 1706 nur eben ein Anhang, auf den auch die Vorrede zeigt, von 359 ab, also 49 Nummern, hinzukommen sein. Diese 407 Lieder erhielten dann bis 1751, aus welchem Jahr mir die nächste „Seelenharfe" (aus der Universitätsbibliothek Greifswald) vorgelegen hat, eine Vermehrung auf die stattliche Zahl 589, nunmehr, wie sich denken läßt, vielfach pietistischen Inhalts, wenn auch weniger ausgesprochen als in Hall III. Wohl hat ja auch Rothenburg einen eigenen ausgesprochen pietistischen Sänger hervorgebracht, der Jesum bereits 1766 in mehr als 100 Liedern und 1771 gar in 365 Oden und Liedern auf alle Tage des Jahres besungen hat, nämlich Johann Adam Lehmus. Als Rothenburger und zwar Sohn eines Rektors und Enkel eines beliebten Predigers (1676–1707), 1707 geboren und selbst Zeit seines Lebens im Rothenburger Kirchendienst, womit er als Pfarrer von Tauberscheckenbach 1734 den Anfang machte, um diesen nach 26jähriger Superintendentur 1788 zu beschließen, war er, wie man meinen möchte, zu einer Erstlingsrolle im Rothenburger Gesangbuch prädestiniert. In Wirklichkeit sucht man dort vergebens nach ihm, da seine Lieder erst eigentlich durch Albert Knapp singgerecht geworden sind, wohl auch bei seinem Auftreten die Zeit für Jesuslieder vorbei war. So hat in unserem Material nur das Hohenlohe-Weikersheimer letzte Gesangbuch sein Andenken aufrecht erhalten, während Rothenburg IV an seiner Stelle durch eine Reihe Lieder von Hävecker, den Schwiegersohn Scrivers und Pfarrer und Inspektor von Calbe († 1722) charakterisiert ist, Rothenburg V aber, ein Rationalismusprodukt von 1792 mit 609 Liedern, nach der Vorrede neben Dieterich und Mylius sich besonders nach dem Ansbacher Gesangbuch gerichtet hat.

Gehen wir denn vollends zu diesem fürstlichen Hauptgebiete über, das an dem heutigen Württemberg mit Crailsheim, Gerabronn, Blaufelden und Creglingen beteiligt ist, so seien, um zum Schlusse zu kommen, da nur ganz kurz die mir zur Hand gekommenen Gesangbücher aufgezählt. Nr. 1 ist da ein ganz prächtig-niedliches neutestamentartiges kleines Schweinslederbändchen in 16° „Geistliche Lieder und Psalmen D. Martin Luthers und anderer frommen Christen, auf gn. Befehl wieder aufs neue zugericht und mit noch viel mehr Gesängen vermehrt" (nämlich auf jetzt 200 Nummern), welcher Zusatz schon zeigt, daß das Onolzbach 1628 herausgekommene doch in keinem Fall die älteste Auflage des markgräflich ansbachischen Gesangbuchs darstellt. Aber woher eine ältere auftreiben? Wenigstens die von mir befragten Fundgruben, selbst die hymnologische Zentralbibliothek in Wernigerode, lassen durchaus im Stich.

Ansbach 2, aus der K. Bibliothek in Berlin, stammt von 1684 als Werk des Ansbacher Konsistorialrats D. Gottfried Händel, der mit einer ganzen Reihe eigener Produkte sich darin als einen ziemlich fruchtbaren keineswegs unbedeutenten geistlichen Dichter verrät, wie auch das Buch mit seinen 506 Nummern, für welche als eine Hauptquelle neben Nürnberg 1676—77 das Bayreuther Pendant von 1668 sich entpuppte, die meisten andern Sammlungen dieser Zeit weit hinter sich läßt. Demgegenüber bilden dann wieder Nr. 3 (aus der Kapitelsbibliothek Crailsheim) und 4 (aus der Stuttgarter Landesbibliothek) mit 387 und 399 Nummern eine gewisse Reduktion. Beide gehören zeitlich sehr nahe zusammen, da jenes von 1711, dieses von 1714 stammt, doch auch noch 1753 unverändert abgedruckt wurde, (so unser Exemplar), nur daß an die Stelle des Markgrafen Wilhelm Friedrich und seiner Gemahlin Christiane Charlotte in der letzteren Ausgabe Karl Wilhelm Friedrich und seine Gemahlin Friederike Luise sich uns präsentieren. Hauptsache hier ist, daß — das bemerkenswerteste Faktum des markgräflichen Gesangbuchs — von einem pietistischen Produkt hier nichts bekannt ist, vielmehr eben das Fehlen dieser Bewegung das Kennzeichen und, wie mir scheint, den Mangel der markgräflichen Kirche und damit auch, da diese für die ganze bayerische evangelische Kirche vor allem maßgebend geworden ist, dieser selbst bis in die neuere Zeit herein bildet, die ohne diese Wirkung des Pietismus allzusehr entweder auf starren Orthodoxismus oder unfruchtbaren Radikalismus angewiesen ist. Denn fehlt der Pietismus, so ist dafür der Rationalismus um so bedeutsamer vertreten und zwar durch das Produkt von 1782, indem da mit dem Konsistorialrat Junckheim und dem Dichter Uz zwei Sachverständige der Poesie sich wie an die Auswahl der 512 Lieder, so an deren Umdichtung, die ja einen der ausgesprochenen Zwecke der Aufklärung bildete, gemacht haben, infolge dessen diese Schöpfung wirklich vorteilhaft von den letztgenannten Pendants von Hall wie von Limpurg — weniger von Rothenburg, schon weil dies sich ja vorzüglich nach Ansbach richtete — absticht. Näher auf den Inhalt einzugehen, verbietet der Raum.

Bleibt uns noch das Gesangbuch der Herrschaft Crailsheim, die auf württembergischen Boden heute noch vor allem durch die Besitzungen Hornberg bei Kirchberg und Morstein bei Dünsbach vertreten, früher zeitweise auch an Braunsbach im Kochertal wie an Gröningen und Erkenbrechtshausen bei Crailsheim beteiligt war, wie sie namentlich das Patronatsrecht in Hengstfeld (bei Wallhausen) besaß. Für diese Herrschaft war mir bis in die letzte Zeit nur das Gesangbuch aus der Aufklärungszeit bekannt, das der Stuttgarter Landesbibliothek angehört, und von dem Stadtpfarrer Gottfried Ludwig Pflaum in Weißenburg, einem früheren Crailsheimer Patronatspfarrer (wo?) mit insgesamt 796 Liedern, von denen aber 34 einen Anhang bilden, 1784 (mit Druck in Schwabach bei Johann Gottlieb Mizler) herausgegeben worden ist. Auch hier verraten sich als Hauptquelle für die späteren Lieder deutlich vor allem das Ansbacher, aber auch das Hohenloher Aufklärungsprodukt. Und zwar sind es solcher späteren Rationalismusprodukte über 400, also mehr als die Hälfte des ganzen Buchs,

die aber nun nicht wie bei Hohenlohe in einem zweiten Teil zusammengestellt, sondern an Stelle der ausgemerzten früheren eines als veraltet erkannten Gesangbuchs gerückt sind und zwar, wie auch in der Vorrede gesagt ist, eben aus Gründen der Ersparnis, um jenes ältere Gesangbuch so auch weiterhin nicht zu entwerten. Nur daß das ältere Gesangbuch mir lange Zeit eine mythische Größe blieb, von dem ich nur aus der Einleitung wußte, daß es einen † Pfarrer Lenker zum Verfasser gehabt habe. Wer und wo aber dieser Pfarrer gewesen ist, blieb durch fast ein Jahrzehnt hindurch eines der Rätsel dieser Arbeit, bis ich durch die Güte des Herrn Barons Adolf von Crailsheim bei einem Besuche in Hornberg die Familiengeschichte des reichsfreiherrlichen Hauses, die von dem Freiherrn Sigmund von Crailsheim verfaßt ist und eine mustergültige Arbeit dieser Art bildet, in die Hände bekam und von da aus in die Lage kam, mich an sämtliche Pfarrer der darin genannten Crailsheimer Patronate im heutigen Bayern — es waren ihrer 11 — mit entsprechender Anfrage zu wenden. Und da hatte sich die Sache bald, indem mir nicht nur von mehreren Seiten die richtige Auskunft, sondern auch von dem Pfarrhaus Neuhaus bei Höchstädt a. Aich durch die Güte des Herrn Kollega Dietrich das Buch selbst in die Hände kam, das eben von einem dortigen Vorgänger, jenem Pfarrer Johann Wilhelm Lenker herstammte: wie den gütigen Notizen des Herrn Pfarrers Dietrich zu entnehmen war, dorthin von Fröhstockheim her 1759 gekommen, aber bereits am 15. November 1772, erst 38jährig, gestorben. Das Buch selbst in absolut gleichem Format, Druck und Ausstattung wie das spätere, so mit dem Crailsheimer Wappen auf dem Titelblatt, nur unter dem Namen „Übung der Gottseligkeit" bei Johann Christof Messerer in Hall gedruckt, auf der Rückseite mit einer Empfehlung der hochlöblichen theologischen Fakultät der Universität Altdorf vom Juni 1764. Die Zahl der Lieder hier 776, von denen aber 14 wieder einen Anhang bildeten, so daß der Grundstock mit 762 beide Male gleich ist. Übrigens besteht schon dieser Grundstock von 762 Liedern hier keineswegs durchaus nur aus älteren Gesängen, sondern haben doch auch schon hier eine kleine Anzahl neuerer, so eben von Gellert, Aufnahme gefunden, immer aber doch nur 4 statt der späteren 42. Hauptkennzeichen des älteren von 1766 die starke Heranziehung von bei Schmolck. Das verdienstliche beider Auflagen aber bestand darin, daß überall soviel möglich die Verfassernamen beigesetzt sind, was bei dem späteren Buch insgesamt 169 verschiedene Namen mit 574 Liedern ergibt neben 222 dem Autor nach unbekannten. Nur wer selbst schon die Aufgabe gehabt hat, ein Gesangbuch ohne solche Angaben den Verfassern nach näher kennen zu lernen, weiß, welche Mühe einem dadurch erspart ist und weiß so diesen Liebesdienst doppelt zu würdigen.

Übrigens sind natürlich auch diese Angaben nicht immer absolut zuverlässig und fehlt so gerade derjenige Dichter, der als eigentlicher Crailsheimer Patronatspfarrer für diese Herrschaft in Anspruch genommen werden kann, Verfasser des Lieds „O großer Gott von Macht und reich an Gütigkeit". Dies wird hier mit Olearius dem Johann Matthias Meyfarth zugeschrieben. Es ist aber nach Fischer wie Tümpel für Balthasar Schnurr gesichert, nur aus der Zeit seiner Pfarrwirk-

samkeit in Amlishagen (1604–19), das den mit den Crailsheim vielverschwägerten von Wolmershausen gehörte. Vorher aber war er, wenn auch in dem hohenlohischen Lendsiedel 1572 geboren, in Fröhstockheim und dann in Hornberg, beides crailsheimische Pfarreien, angestellt, wie er auch in Hengstfeld, wohin er 1619 von einem Creilsheimer Patron berufen war, 1644 sein Leben beschloß, also daß jedenfalls die größere Zeit seines Leben im Dienst dieser Familie sich verbrauchte.

Endlich gehört zur Vollständigkeit dieser Arbeit, daß es auch ein eignes Gesangbuch für die fränkischen Kreistruppen gegeben hat, das, in Nürnberg 1796 gedruckt auf 59 Seiten (einschließlich ein tägliches Morgen- und Abendgebet) 41 Nummern zählt, die meisten Produkte der Aufklärung und zwar, wie sich denken läßt, bekanntere Lieder derselben, woneben doch auch ein paar seltenere („Als in der Krankheit Schmerzen", „Ich denk an dein Gerichte" und „Wie mannigfaltig sind die Gaben, Womit, Herr, deine Huld uns nährt", ein Lied von der Mäßigkeit) nicht fehlten. Fundort auch für dies Buch die fürstlich-hohenlohische Bibliothek in Langenburg, die für diesen hymnologischen Aufsatz bereits so viel andere Schätze ersten Rangs gesichert hat[1]).

[1]) Zum Schluß wage ich an diejenigen, die für fragliches Werk irgend welches Interesse haben, auch an dieser Stelle die Aufforderung zur Subskription für dasselbe. In diesem Fall kann es zu 7.50 Mk., von 5 Exemplaren an zu 6 Mk. abgegeben werden, während es sonst im Buchhandel unter 10 Mk. nicht zu haben sein wird. Grund schon eben die für ein solches Werk unentbehrlichen Tabellen über den Liederbestand dieser 66 Gesangbücher, die den Druck so unverhältnismäßig verteuern, daß ohne bedeutendere Subventionierung (für welche eine größere Gabe von 2000 Mk. von S. Durchlaucht dem Fürsten von Hohenlohe-Öhringen die Grundlage bildet) an diese Drucklegung nicht gedacht werden könnte. Bestellungen entweder an den Verlag W. Kohlhammer in Stuttgart oder an mich direkt.

Nr. 503.

Von
a. o. Professor an der Universität Erlangen, **Dr. August Gebhardt.**

Wenn man zur Reisezeit den Johanniskirchhof in Nürnberg besucht, so kann man beobachten, wie Männlein und Weiblein deutscher und fremder Stammes- und Sprachangehörigkeit sich bemühen, das ziemlich schwer auffindbare Grab Nr. 503 zu entdecken und wenn sie es glücklich gefunden haben, in ehrfürchtigem Schweigen wie in Anbetung eine Zeit lang davor verharren.

Was hat es nun mit diesem Grabe auf sich?

Die auf dem Stein befestigte Metallplatte berichtet uns, daß es sich handelt um das 1589 erworbene Grab eines Zuckermachers, der zufällig den gleichen Vor- und Zunamen hatte, wie unser berühmter Landsmann, der Schuhmacher und Meistersinger Hans Sachs, der Begründer des deutschen Dramas.

Die Inschrift der Bronzeplatte, die weit besser und leichter zu lesen ist als die verschnörkelten Schriftzüge der meisten gleichzeitigen, lautet nämlich buchstäblich:

Des Ersamen Hannß Sachsen Zuckher-
machers vnd Anna seiner Ehewirtin vnd Irer
beider seeligen Erben Begrebtnus Anno Domi:
1559
Hie lig Ich in der erden Ruhe und Schlaff
Biß Ich durch Christum widerum erwach.
Der dann mein Grab wirdt Enndeckhenn
Vnd mich zu eim Herrlichern leben erweckhen.
Do den leib vnd Seel wird wider verainigt werden,
Darin Ich werde sehen Gott meinen Herren,
Die Heilige Tryfaltigkeit mit grossen Ern.

Darunter sehen wir auf einem Schilde das Fabrikzeichen, bestehend aus dem Monogramm H S und damit verbundenen weiteren Strichen, und auf beiden Seiten davon je einen Zuckerhut.[1])

Es wird also nicht nur der Schustermeister und Meistersinger mit keinem Worte in der Grabschrift erwähnt, sondern es ist auch die einzige darin vorkommende Jahreszahl 1589 um dreizehn Jahre später als sein Todesjahr 1576. Angesichts

[1]) Vgl. die Abbildung zum Text und das Werk „Die Bronceepitaphien der Friedhöfe zu Nürnberg". Herausgeg. von Martin Gerlach mit textlichen Erläuterungen von Hans Boesch. Wien o. J., Tafel 80 Nr. 4.

der großen Verehrung, die der Dichter genoß, ist es aber ganz undenkbar, daß sein Name nicht genannt wäre unter so nahe Anverwandtem, daß beide die gleiche Grabstätte benutzt hätten.

Zwar hat schon im Jahre 1894 der, fast möchte ich sagen offizielle Geschichtschreiber der Stadt Nürnberg, Herr Archivrat Dr. E. Mummenhoff, klipp und klar gesagt „Seine Ruhestätte ist nicht bekannt", und zwar an einer Stelle, die in Tausenden von Exemplaren vor allem in Nürnberg, aber auch übers ganze deutsche Sprachgebiet und darüber hinaus verbreitet ist, nämlich auf Seite 134 seines hübschen Büchleins „Hans Sachs. Zum 400jährigen Geburtsjubiläum des Dichters. Im Auftrag der Stadt Nürnberg." Ebenda 1894.

Aber das hindert nicht im Geringsten, daß nach wie vor das Grab des Zuckermachers für dasjenige des Dichters angesehen und ausgegeben wird, nicht nur von ununterrichteten Leuten, sondern von Personen und an Stellen, bei denen man so etwas nicht erwarten sollte.

In denjenigen Kreisen, in denen man sich ernstlich um Kenntnisse über Hans Sachs bemüht, d. h. in den Kreisen der Literatur- und Sprachforscher ist ja die Sache längst zweifellos bekannt. Nicht nur hat Edmund Goetze bereits 1890 in seinem wohl auch in weiteren Kreisen verbreiteten Büchlein „Hans Sachs" (Bayerische Bibliothek Band 19) keinen Zweifel darüber gelassen, daß das Grab des Zuckermachers Hans Sachs nur die angebliche Ruhestätte des gefeierten Hans Sachs ist, sondern erst 1909 hat Karl Helm im 35. Bande der Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Seite 326 den Fall als ein typisches Beispiel für den Wert von Traditionen angeführt, die Inschrift dem Wortlaute nach abgedruckt und darauf hingewiesen, daß man trotzdem in Büchern über Nürnberg, z. B. in Griebens Führer Seite 87 und bei P. J. Rée, Nürnberg (Berühmte Kunststätten V.), Seite 173[1]) lesen kann, daß auf dem Johannisfriedhof das Grab des Hans Sachs erhalten sei, worunter natürlich der Meistersinger gemeint ist.

Helm fügt hinzu: „ein mehr als oberflächlicher Leser, der von der Inschrift nichts weiter beachtet hat als den Namen, hat die falsche Notiz in den genannten Büchern auf dem Gewissen."

Es erhebt sich nun die Frage: ist Herr Professor Helm nicht etwas allzu wohlwollend inbezug auf den mutmaßlichen Ursprung der falschen Angabe?

Gerade in Fremdenführern und Ortsbeschreibungen pflegt ja durchaus nicht alles auf eigener Beobachtung allein zu beruhen, sondern es pflegt ein jeder Verfasser eines solchen auch zahlreiche Vorarbeiten zu benutzen. Man kann also wohl bei dem Grieben'schen Führer ebenso wie bei dem Rée'schen Werke von einer Unvorsichtigkeit in der Herübernahme älterer Nachrichten sprechen. Ob aber die erste Aufnahme in derlei Berichte wirklich nur auf oberflächlicher Beobachtung beruhte, ist mir zum mindesten zweifelhaft.

[1]) In der 3. Auflage lautet die Stelle S. 172: „Von den vielen Großen, deren Gräber sich hier erhalten haben, seien nur Peter Vischer (Rochusfriedhof), Albrecht Dürer, Willibald Pirkheimer, Veit Stoß, Lazarus Spengler, Hans Sachs und Wenzel Jamnitzer und Anselm Feuerbach (Johannisfriedhof) genannt."

Zu unserem Meistersinger wird dieses Grab Nr. 503 soviel ich sehe zum ersten Mal in Beziehung gesetzt von Christoph Gottlieb von Murr, der es in seiner „Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg", ebd. 1778 in dem Abschnitt vom Kirchhof zu St. Johannes zwar nicht nennt, aber Seite 570 unter den Zusätzen zur Erwähnung des Hans Sachshauses im Mehlgäßlein[1]) die Inschrift wiedergibt und hinzufügt: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Zuckerbäcker ein Anverwandter unseres Dichters gewesen. Er hinterließ keine Kinder", aber jegliche Begründung darüber schuldig bleibt, warum ihm eine Verwandtschaft beider „sehr wahrscheinlich" vorkam. Er hat sie wohl nur aus den Fingern gesogen, genau wie er aus bloßer Unachtsamkeit einen Zuckerbäcker aus dem Zuckermacher macht, dessen Handwerkszeichen aus dem Monogramm H S mit darüber stehendem pfeilähnlichen Zeichen und rechts und links je einem Zuckerhut besteht.

Und so wie diese Erwähnung bei Murr, schwankend und oberflächlich, ist dann auch die Stellung der Verfasser der verschiedenen Führer durch Nürnberg in dieser Frage gewesen, seitdem die Stadt im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zur Fremdenstadt wurde.

Erwähnt sei übrigens, daß durchaus nicht alle Führer durch Nürnberg den falschen Vortrag enthalten; so findet er sich z. B. selbstverständlich nicht bei Friedrich Mayer, Nürnberg und seine Denkwürdigkeiten — wenigstens nicht in der mir vorliegenden, von Lochner besorgten dritten Auflage, 1861 —, und einer der neuesten, der Beckmann-Führer Nürnberg mit Fürth und Umgebung von Heinrich Heerwagen, Stuttgart o. J., hatte früher das Grab 503 stillschweigend übergangen, in der vierten Auflage [1912] aber in richtiger Erkenntnis des Unfugs, der hier getrieben wird, auf S. 62 den Satz eingefügt „Grab 503 wird zu Unrecht als das Grab des Dichters Hans Sachs gezeigt, dessen letzte Ruhestätte ungewiß ist", wie denn überhaupt dieser vortreffliche Führer durch Nürnberg sich durch eine eigene Auffassung der Dinge von einer höheren Warte aus und vor allem durch grundsätzliche Ablehnung alles Sensationellen vorteilhaft auszeichnet.

Das altbewährte Reisehandbuch von Baedeker hat sich in diesem Punkte von seiner früheren Objektivität entfernt. Während z. B. die mir zufällig zugängliche 15. Auflage von Baedekers „Süddeutschland und Österreich" 1872, auf S. 204 wohl die wirklich bezeugten Gräber berühmter Männer auf dem Johanniskirchhof aufzählt, übergeht sie mit vollem Rechte das Grab 503 stillschweigend. Baedekers „Süddeutschland", 31. Auflage 1913 dagegen sagt S. 449: „(Nr. 503) das Grab des Zuckerbäckers [falsch anstatt Zuckermachers] Hans Sachs und seiner Erben, vielleicht auch des Dichters Hans Sachs".

Die letzte Neuheit unter den einschlägigen Reisebüchern aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts, nämlich „Meyers Reisebücher. Franken und Nürnberg. Leipzig und Wien 1913" zählt auf S. 111 in einer Reihe auf

[1]) In der zweiten Ausgabe, Nürnberg 1801, sind diese Ausführungen S. 1698 in den Text eingefügt.

„die Gräber Dürers (Nr. 649), Pirkheimers (Nr. 1414), des Hans Sachs (Nr. 503)", worunter der gutgläubige Leser selbstverständlich auch nur den Dichter Hans Sachs verstehen kann.

Ist es denn aber überhaupt sicher, daß Hans Sachs auf dem Johanniskirchhof begraben ist? Die Geschichtschreibung sagt ja so, z. B. Goetze, S. 59, Mummenhoff, S. 134.

Aber keiner von ihnen gibt eine Quelle für diese Behauptung an.

Freilich ist Hans Sachsens Todes- bezw. Begräbnistag sowohl in dem großen Sebalder Totenbuch[1]), wie in dem sogenannten Totengeläut von St. Sebald verzeichnet. Es ist mir aber doch fraglich, ob diese Einträge vollgültige Beweise dafür sind, daß er auch wirklich auf dem Johanniskirchhof begraben ist, der allerdings allgemein die Begräbnisstätte für die Sebalder Pfarrei war.

Da Hans Sachs in seinem letzten Wohnhause im „Spitlgäßlein" gestorben ist, mußte er selbstverständlich im Sebalder Totenbuch eingetragen werden und auch beim Antritt seiner letzten Reise das Sebalder Geläut bekommen. Aber ist es ausgeschlossen, daß er dennoch in einer Grabstätte zu St. Rochus bestattet wurde? Etwa in einer, die er von seinen Eltern ererbt, oder in einer, die er beim Ableben eines seiner Kinder erworben hatte, als er noch in seinem Geburtshause in der Kotgasse, der jetzigen Brunnengasse in der Lorenzer Pfarrei wohnte, für die der Rochuskirchhof die zuständige Begräbnisstätte war.

Herr Archivrat Dr. Mummenhoff, dem ja die Urkunden am ehesten bekannt sein dürften, nimmt vielleicht einmal Veranlassung, bekannt zu geben, *worauf* sich die allgemeine Angabe stützt, daß Hans Sachs auf dem Johanniskirchhofe begraben ist.

Nur dann, wenn diese Frage sicher gelöst ist, läßt sich die Legende von Nr. 503 richtig bekämpfen. Und wie wichtig ihre Bekämpfung ist, das ersieht man daraus, bis zu welchen Stellen hin sich ihre Weiterverbreitung findet, Stellen, bei denen man sich über eine solche irrige Berichterstattung höchlichst verwundern muß.

Veranlaßt durch Helms Erwähnung schlug ich nämlich s. Z. im „Adreßbuch der Stadt Nürnberg, angefertigt im magistratischen Einwohneramt"! nach, und glaubte als Nürnberger, der mit größter Anhänglichkeit an seiner Vaterstadt hängt, vor Scham in den Erdboden versinken zu müssen, als ich tatsächlich im Jahrgang 1909 S. 25 des IV. Teiles las:

„Der Kirchhof zu St. Johannis mit den Gräbern von: Albrecht Dürer (Nr. 649), Willibald Pirkheimer (1414), Ratsherrn Nützel (1321), Lazarus Spengler (1319), Veit Stoß (268), Hans Sachs (503), Dr. Wenzel Link (870), Wenzel Jamnitzer (604)" usw.

Auf weiteres Zusehen überzeugte ich mich dann, daß dieser irreführende Vortrag sich schon seit vielen Jahrem im gleichen Wortlaute durchschleppte; so steht er bereits im Jahrgang 1888, vermutlich schon in noch früheren.

[1]) Und zwar in verzierter größerer Schrift als alle anderen Einträge, selbst als die über die mächtigsten Ratsherren; ein Beweis, wie sehr schon die Mitwelt den Dichter schätzte.

Gewiß steht nicht da, welcher von mehreren Trägern des Namens Hans Sachs in dem Grabe 503 beigesetzt ist. Allein der ganze Zusammenhang läßt keinen Zweifel darüber, daß der Bearbeiter dieses Abschnittes im Adreßbuch niemand anderen hat nennen wollen, als den Meistersinger. Denn wenn auch der ehrsame Zuckermacher dieses Namens vermutlich ein biederer braver Mann

Nr. 503. Epitaph.

und fleißiger Handwerksmeister war, so ist doch nicht die mindeste Veranlassung gegeben, ihn nun mitten zwischen den hervorragendsten Vertretern der Künste, Wissenschaften und Staatskunst aufzuführen.

Am 2. September 1909 schrieb ich ans Einwohneramt der Stadt Nürnberg als den Herausgeber des Adreßbuchs, erhielt zwar keine Antwort, hatte aber die

Genugtuung, daß vom Jahrgang 1910 ab die irreführende Angabe unterblieb, was schon viel heißen will angesichts der bekannten Abneigung aller Verwaltungsbehörden, von außen kommende Anregungen für berechtigt zu halten. Doch nicht lange konnte ich mich meines Erfolges freuen, denn wer beschreibt mein Erstaunen, als ich genau vier Jahre später, am 1. September 1913 zufällig wieder den betreffenden Abschnitt im Adreßbuch der Stadt Nürnberg auf das Jahr 1913 gefertigt im magistratischen Einwohneramt, nachschlug und mir abermals dieser Unfug entgegenstarrte! Daraufhin begab ich mich alsbald in das städtische Amtszimmer fürs Adreßbuch im Fünferhaus, Nr. 121, und erfuhr, der dort diensttuende Herr glaubte, es sei die Angabe wieder eingesetzt worden auf einen Aufsatz in der Nürnberger Stadtzeitung hin, dessen Verfasser ein bewegtes Klagelied gesungen oder große Entrüstung darüber gezeigt hätte, daß man das Grab des berühmten Sohnes der Stadt nicht einmal genannt hätte.

Ob diese aus verwischter Erinnerung gegebene Auskunft richtig war, vermag ich nicht anzugeben. Auf dem Geschäftszimmer der Nürnberger Stadtzeitung vermochte man mir den Aufsatz nicht nachzuweisen. War die Auskunft richtig, so haben wir hier ein bezeichnendes Beispiel für die Macht der Presse, die selbst das städtische Einwohneramt ins Bockshorn zu jagen vermag.

Manchem mag die oben gebrauchte Bezeichnung „Unfug" zu stark erscheinen. Allein so wie der Vortrag im Adreßbuch stand, darf er unbedenklich als Unfug bezeichnet werden. Denn selbst wenn das städtische Einwohneramt der Ansicht war, der ehrsame Zuckermacher Hannß Sachs sei ein Anverwandter des berühmten Namensvetter gewesen — freilich wissen wir durchaus nichts davon, daß dieser, das einzige Kind eines erst von auswärts in Nürnberg eingewanderten Vaters[1]) hier Verwandte gehabt hat —, und seine Erben hätten unglaublicher Weise auf dem Epitaphium verschwiegen, daß es auch die sterblichen Überreste ihres unsterblichen Vetters bedeckte, selbst dann müßte zum allermindesten eine Anmerkung darauf hinweisen, daß dem Einwohneramte der Widerspruch zwischen der Inschrift „Zuckhermacher" und dem Gewerbe des Dichters bekannt war. Wo nicht, so lief das Einwohneramt Gefahr, daß man ihm Förderung der unlauteren Fremdenindustrie vorwerfen dürfte.

Im neuesten Adreßbuch, auf das Jahr 1914, ist nun der Name Hans Sachs und die Nr. 503 aus der Aufzählung von Grabstätten berühmter Männer auf meine Veranlassung hin wieder gestrichen worden. Hoffentlich auf immer.

Mögen ruhig die Reisehandbücher lieber eine Denkwürdigkeit zu viel als eine zu wenig aufzählen, damit der Besucher Nürnbergs auch was zu sehen kriegt für sein gutes Geld. Sehnlichst ist dagegen zu wünschen und zu hoffen, daß das Adreßbuch der Stadt Nürnberg seinen früheren Irrtum nunmehr dauernd einsieht, und daß ein für alle Mal dafür gesorgt wird, daß das magistratische Einwohneramt sich nicht wieder durch die Zeitungsnotiz eines mehr als oberflächlichen Beobachters so weit hereinlegen läßt, die mühsam richtiggestellte Angabe abermals

[1]) Goetze, S. 3.

zu verschlimmbessern. Der in der neuesten Entwicklung des Nürnberger Lebens einseitig nach dem Erwerbe hin ohnedies gefährdete alte Ruf Nürnbergs als einer Pflegestatt der Künste und Wissenschaften steht dabei auf dem Spiele.

Zur Frage nach der Herkunft des Kruzifixus in der Schwabacher Stadtkirche.

Von

Pfarrer **Hermann Clauß**, Schwabach.

Über der Rückwand des mittleren Altars in der hiesigen Stadtkirche, wegen der an ihm von jeher vollzogenen Abendmahlsfeiern gemeinhin der „Speisealtar" genannt, erhebt sich zu imposanter Höhe ein geschnitztes Bild des Gekreuzigten, das wir nebenstehend im Bilde wiedergeben[1]) und das zu den markantesten Inventarstücken dieser an alten Kunstschätzen reichen, aber leider einer eingehenden kunstgeschichtlichen Würdigung von fachkundiger Seite noch immer entbehrenden Kirche gehört.

Die edlen Formen der in Überlebensgröße dargestellten Christusfigur, die Ebenmäßigkeit der Proportionen und die Natürlichkeit der Haltung ohne jede Steifheit oder übertriebene Derbheit der Realistik, das feine, ernst-milde Antlitz des zum Tode sich neigenden Hauptes — das alles zeugt von tiefer künstlerischer Auffassung und großer Meisterschaft der Stoffbearbeitung und ergreift — beim Original noch weit mehr als in der immerhin guten Reproduktion — unwillkürlich den Beschauer. Kein Zweifel, daß ein Künstler von bedeutenden Fähigkeiten der Schöpfer dieses Werkes gewesen ist. Nur ist es bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich, die Frage nach der Person desselben mit genügender Sicherheit zu beantworten.

[1]) Das Clichee entstammt dem Museum des historischen Vereins Schwabach und wurde von dessen Vorstand, Herrn K. Rektor W. Meyer, gütigst zur Verfügung gestellt.

Veit Stoß ist für den Hersteller des Kruzifixus gehalten worden, und ein Kunstkritiker von dem Ruf Berthold Dauns hat in gutem Glauben an die Richtigkeit dieser angeblichen „Tradition" ein echtes Veit Stoß-Werk in ihm erkennen zu dürfen geglaubt. Es braucht dem Verdienst des Berliner Gelehrten, dem wir die besten zusammenfassenden Arbeiten über Veit Stoß und seine Schule verdanken, keinen Eintrag zu tun, wenn konstatiert werden muß, daß er in diesem Punkte irriger Meinung war. Denn niemand wird billiger Weise verlangen dürfen, daß ein mit einem weithin durch ganz Deutschland und Polen zerstreuten Bildermaterial arbeitender Forscher mit nie fehlgehendem Spürsinn jedes echte Veit Stoßwerk entdecke und jedes fälschlich ihm zugeschriebene ausscheide, oder in jedem einzelnen Fall die Zuverlässigkeit einer lokalen Tradition über den Verfasser nachprüfe und unwiderruflich entscheide. Er muß hier immer wieder vieles der örtlichen Spezialforschung überlassen und auf ihren Ergebnissen weiterbauen, will er je eine größere Sache zum Ziele führen.

Aber freilich, eine Spezialstudie über den Schwabacher Kruzifixus hat bis zu der Zeit, wo Daun schrieb[1]), eben so wenig existiert, als auch nur eine gesicherte Nachricht über die Herkunft des in Rede stehenden Schnitzwerks. Von einer Schwabacher „Tradition", daß Veit Stoß der Autor sei, wie Daun annimmt, kann keine Rede sein, nachdem die drei Schwabacher Chronisten von Falkenstein, Maurer und Petzold, von denen die beiden ersteren 1740 und 1756, der zuletzt Genannte 1854 arbeiteten, von einer Autorschaft Stoß'ens an dem Bild nichts wissen und andere ältere Quellen nicht existieren. Petzold, dessen Schwabacher Chronik in einer Zeit entstand, wo bereits das kunstgeschichtliche Interesse lebhafter erwacht war, und der bei einer Reihe von andren Kunstschätzen der Stadtkirche feststellt, was er aus Akten und andren Quellen über ihre Herkunft hatte erfahren können, der speziell verschiedene Schnitzwerke von Veit Stoß namhaft macht, sagt von dem Speisealtar mit seinem Kruzifixus weiter nichts als: „der Kommunionaltar, an dem sich ein sehr gut gearbeitetes großes Kruzifix befindet, wurde . . . erbaut." Er, der es sich ganz gewiß nicht hätte entgehen lassen, auch hier den berühmten Nürnberger Bildschnitzer zu nennen, wenn ihm von dessen Beziehungen zu dem Kruzifixus etwas bekannt gewesen wäre, schweigt da völlig still!

Erst spätere Zeiten müssen die irrige Tradition, oder richtiger gesagt, Legende, von einem Veit Stoß'schen Kruzifix in Schwabach aufgebracht haben, wahrscheinlich aus Verwechslung mit der allerdings gut bezeugten Nachricht, daß die geschnitzten Partien am Hochaltar der gleichen Kirche von Veit Stoß herrühren, oder mit der ebenfalls sicher von Stoß stammenden Kreuzigungsgruppe, welche ehedem einen Seitenaltar der Stadtkirche zierte und heute in der Rosenberger Kapelle aufbewahrt wird. Zuerst scheint Bergau in Dohme's „Kunst und Künstler" (erschienen 1875 ff.) den Kruzifixus als Veit Stoß'sche Arbeit in der Öffentlichkeit erklärt zu haben. Die gleiche Annahme findet sich in M. Herolds „Kultus-

[1]) Sein Buch „Veit Stoß und seine Schule in Deutschland, Polen und Ungarn" ist 1903 erschienen.

bilder aus vier Jahrhunderten" (Erlangen 1896), welcher davon redet, daß der Kruzifixus am Speisealtar „dem Veit Stoß zugeschrieben werde", doch ohne Angabe, von wem er diese Nachricht übernommen hat. Aus Bergau und Herold wieder wird Daun geschöpft haben.

Hat sich uns so die vermeintliche Überlieferung, daß Veit Stoß der Urheber unseres Bildwerks sei, bei näherem Zusehen als unzuverlässige posthume Behauptung erwiesen, so kommen noch andre schwerwiegende Bedenken gegen die Veit Stoß'sche

Kruzifix in der Stadtkirche zu Schwabach.

Autorschaft hinzu, welche zum teil bereits von andrer Seite geltend gemacht worden sind.

Seit dem Jahre 1910 sind wir im Besitz einer kunstgeschichtlichen kleinen Monographie über den Kruzifixus der Schwabacher Stadtkirche von Friedrich Baum (erschienen als Programm des K. Progymnasiums dahier), der als Erster das Bildwerk einer eingehenden kritischen Prüfung unterzogen und sofort das Problematische der Veit Stoß'schen Autorschaft erkannt hat. Er gelangt aus äußeren und inneren Gründen zu entschiedener Ablehnung dieser Hypothese. Was Baum dabei über die charakteristischen Eigentümlichkeiten Veit Stoß'scher Arbeitsmethode sagt, die gerade bei diesem Christusbild fehlen und andrerseits über diesem Werk eigentümliche Züge, die bei keinem echten Stoßbild zu finden seien, beruht auf scharfer Beobachtung und wirkt durchaus überzeugend. Auch das Moment, das schon Baum geltend macht, wird von vornherein gegen die Veit Stoß'sche Autorschaft bedenklich machen müssen, daß der Nürnberger Meister, soviel wir wissen, 1533 gestorben ist, und vorher längere Jahre erblindet und darum zur Unproduktivität verurteilt gewesen war, während der Schwabacher Altar erst 1534 aufgestellt worden ist. So bliebe für die Vertreter der Veit Stoß' Hypothese nur der immerhin wenig wahrscheinliche Ausweg, anzunehmen, daß die Christusfigur vorher irgend einem andren Zwecke gedient hätte und erst hernach an den neuerrichteten Speisealtar transportiert worden wäre.

Alle diese Baum'sche Deduktionen werden das Richtige treffen und ich beabsichtige keinerlei Einwände dagegen geltend zu machen. Vielmehr möchte ich zur nachdrücklicheren Bestätigung derselben nur noch auf eine andre, ihm unbekannt gebliebene Tatsache hinweisen, durch welche meines Erachtens die Annahme Veit Stoß'scher Autorschaft gänzlich unmöglich gemacht wird.

Baum ging von der Voraussetzung aus, daß, was ja an sich natürlich erscheint, der Kruzifixus gleich bei der Aufrichtung des Speisealtars, also im Jahre 1534, an demselben angebracht worden sei. Das entspricht nun, wie aus einem neuerdings im Nürnberger Kreisarchiv aufgefundenen Schriftstück hervorgeht, nicht den Tatsachen. Vielmehr trug der Altar zuerst mindestens 20 Jahre lang einen anderen Bildschmuck und erst nach 1557 wurde der Kruzifixus an dessen Stelle dort aufgerichtet.

Bei der Durchsicht eines auf die Geschichte der Stadt und der Pfarrei Schwabach bezüglichen Aktenbandes im genannten Archiv[1]) stieß mir unter anderen aus der Reformationszeit stammenden Berichten, Korrespondenzen u. dergl. ein Schriftstück auf, das vierundzwanzig die Kirche und die Gemeinde Schwabach betreffende Desiderien aufzählt, und hierunter steht unter Punkt 14 Folgendes zu lesen:

„Das Maria bild auf dem mitteln altar, weill es zur sach nicht dienstlich, solt wegkgethan werden, und so man den tisch nicht bloß stehn lassen wölt, Irgent ein Cruzifix dafur gesetzt".

[1]) Schwabacher Bezirksamtsakten Nr. 114.

Trotzdem das Berichtsblatt undatiert ist und keine Unterschrift trägt, auch die Vergleichung der Handschrift nicht zur Eruierung des Verfassers zu führen versprach, weil die schönen, ebenmäßigen Schriftzüge offenbar von der Feder irgend eines Kopisten aus der Schwabacher Oberamtskanzlei herstammen, war es doch aus dem übrigen Inhalt möglich, den Zeitpunkt seiner Abfassung ziemlich genau festzustellen. Denn in Punkt 19 und 20 werden die Nomen von vier Kaplänen der Pfarrei Schwabach: Thomas Stieber, Werner, Peter Stammler und Georg Selnecker erwähnt, von denen wenigstens der erste und letzte auch sonst bereits bekannt sind und feststeht, daß Georg Selnecker von 1552 bis etwa 1560 hier im Amt war, während Thomas Stieber 1557 ins Schwabacher Diakonat kam [1]). Damit ist der terminus a quo und ad quem für die Verabfassung unseres Aktenstücks eng an einander gerückt; es kann nur aus der Zeit zwischen 1557 und etwa 1560 herrühren. Wer gegen die Richtigkeit dieser zeitlichen Fixierung noch Bedenken hegt, wird überdies durch Vergleichung mit den im gleichen Aktenband zunächst vorangehenden und nachfolgenden Skripturen, welche in die Jahre 1553 und 1563 fallen, ersehen können, daß auch unser Aktenstück in ebendieser Zeit entstanden sein muß.

Im Jahre 1556 war durch Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, den Organisator des evangelischen Kirchenwesens in beiden fränkischen Fürstentümern, zunächst für sein väterliches Erbland, das Land unterhalb des Gebirgs in eifriger Ausübung der ihm durch den Augsburger Reichsfrieden gewährten Rechte eine geordnete kirchliche Verfassung aufgerichtet worden. Zehn Dekanate wurden geschaffen, die Abhaltung jährlich wiederkehrender Synoden befohlen, die lange unterbrochene Arbeit der allgemeinen kirchlichen Visitationen wieder aufgenommen usw. Auch nach Schwabach wurde ein Dekanatssitz verlegt und der dortige Pfarrer Koliander mit der Superintendentenwürde betraut. Es leuchtet von selbst ein, daß der neue Dekan zunächst in seiner eigenen Pfarrei daran ging, äußere und innerliche Schäden in den kirchlichen Zuständen festzustellen und auszumerzen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die obigen 24 Desiderien aus der Schwabacher Kirche und Gemeinde von ihm entworfen und an die weltliche Behörde weitergegeben worden sind. Koliander wird auch der Pfarrer gewesen sein, der zuerst das Seltsame des Zustandes, daß der Hauptaltar in der evangelisch gewordenen Stadtkirche als Schmuck ein katholisches Marienbild trug — wenn es auch schon andere vorher empfunden hatten — in Worten offen ausgesprochen und dessen Entfernung durchgesetzt hat. Unter seiner Amtszeit ist der Kruzifixus dort aufgestellt und damit ein für ein evangelisch gewordenes Gotteshaus und eine evangelische Gemeinde allerdings auf die Dauer „nicht sachdienlicher" Zustand beseitigt worden, von dem es immerhin seltsam, wenn auch schließlich nicht unerklärlich ist, daß man ihn 1534, da doch die Reformation in Schwabach bereits

[1]) Ebenfalls im Nürnberger Archiv liegt eine aus dem genannten Jahre stammende Notifizierung der Ansbacher Regierung an den Schwabacher Rat, des Inhalts, daß Joh. Schmidt zum Pfarrer in Oberferrieden und Thomas Stieber zum Kaplan in Schwabach angenommen werde.

zum Siege gekommen war, noch geschaffen hatte. War in jener Zeit, da man den Speisealtar in der Stadtkirche errichtete, das Gefühl für evangelisches Wesen gerade hinsichtlich der Marienverehrung unter den Schwabachern noch nicht so stark, daß man Bedenken getragen hätte, jenes Muttergottesbild, das gewiß nicht erst zu diesem Zweck hergestellt wurde, sondern ein schon älteres kirchliches Inventarstück gewesen sein wird, auf den Altar zu setzen? Waren es Gründe der Sparsamkeit, des Mangels an finanziellen Mitteln zur Beschaffung eines entsprechenden Altarschmuckes, die dazu trieben, sich in Hoffnung künftiger Änderung einstweilen mit diesem Provisorium zu begnügen? Oder spielten etwa auch Rücksichten menschlicher Pietät gegen einen vielleicht noch lebenden Stifter des Marienbildes mit herein, daß man dasselbe noch einmal zu Ehren kommen ließ? Wir werden das Eine wie das Andere für möglich zu halten ein Recht haben.

Soviel aber wird mit Gewißheit gesagt werden dürfen, daß der jetzt am Speisealtar stehende Kruzifixus nicht schon um 1534 in der Schwabacher Kirche vorhanden gewesen sein kann, sonst wäre es eine Unbegreiflichkeit, daß man ihn in einer Ecke stehen gelassen und ein Muttergottesbild an den hervorragenden Platz vor das Angesicht der ganzen Gemeinde gestellt hätte.

Daraus ergiebt sich dann aber weiter, daß der Kruzifixus erst nach 1534 hergestellt worden sein muß, womit die Veit Stoß'sche Autorschaft von selbst dahinfällt. Ich möchte als das Natürlichste annehmen, daß der Kruzifixus erst zu der Zeit und für den Zweck seiner Aufstellung an seinem heutigen Platz angefertigt wurde, und wiederum wird es sich von selbst nahelegen, mit Baum an einen Nürnberger oder sonst fränkischen Künstler dieser Zeit als seinen Hersteller zu denken.

Wer freilich dafür angesehen werden darf, ist schwer zu sagen. Seit dem Tod von Veit Stoß und Peter Flötner († 1546) kennt die Nürnberger Kunstgeschichte keinen Holzbildner von bedeutendem Namen mehr; auf die höchste Blütezeit der religiösen Plastik zu Ausgang des Mittelalters folgt eine Zeit des Niedergangs im 16. Jahrhundert, wo nur einzelne Talente mehr in der Stille die von den Vätern ererbte Kunst weiterpflegen und aus ihren Schöpfungen Anregung zu eigenem Schaffen nehmen. Ein solches wird der unbekannte Hersteller unsres Kruzifixus gewesen sein. Mehr vermag vorläufig nicht über ihn gesagt zu werden.

Wenn so die vorliegende Erörterung nicht in der Lage ist, eine positive und endgiltige Antwort auf die Frage nach dem Schöpfer des Schwabacher Kruzifixus zu geben, so hängt dies vor allem damit zusammen, daß die dunklere Periode der fränkischen Kunstgeschichte, in welche seine Entstehung fällt, noch zu wenig durchforscht ist. Ein nicht ganz wertloses positives Ergebnis wird es immerhin sein, daß wir nun mit ziemlicher Sicherheit wissen, wann das Christusbild, das sicherlich zu den beachtenswertesten künstlerischen Erzeugnissen aus der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts gehört, angefertigt worden ist. Da es kein Werk eines einheimischen Künstlers sein kann, sondern von auswärts bezogen sein muß — Holzbildnerei ist unter den Schwabacher Gewerben und

Künsten nie nennenswert vertreten gewesen — so hat die lokale Forschung bei der Bestimmung der Entstehungszeit die naturgemäße Grenze des von ihr Feststellbaren erreicht. Sie wird die Antwort auf das Weitere, was noch problematisch bleibt, von andrer, hierfür zuständigerer Seite zu erwarten haben. Aber vielleicht dienen diese Zeilen dazu, die Fachwissenschaft aufs neue auf das noch nicht gelöste Verfasserproblem an dem Schwabacher Christusbild aufmerksam zu machen und zu neuer, hoffentlich erfolgreicher Bemühung um dasselbe anzuregen.

Der Vandalen Auszug.

Von Alexander Kaufmann.

Wie die Türme Neu-Karthago's hell im Morgenglanze strahlen!
In dem Hafen stolz gerüstet liegt die Flotte der Vandalen.
Hoffend, harrend, doch kein Lüft'chen weckt der Segel schlaffe Falten,
Und wie niemals sieht man heute den Gebieter zögernd halten.
An der Spitze seines Fahrzeugs steht der Held in tiefem Sinnen,
Und der Krieger fragt den Krieger: „Sprich, was mag der Fürst beginnen?
Sprich, wohin sich unsere Kiele zu erneuten Taten wenden?"
Plötzlich flammt des Helden Auge, zuckt das Schwert in seinen Händen:
„Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, die wir selbst dem Sturmwind gleichen!
Gährt es nicht in allen Schlünden? Das ist gottgesandtes Zeichen!
Pfeift es nicht um Mast und Rahe? Rauscht nicht wilder jede Welle?
Scheucht nicht steigendes Gewölke diese unwillkommene Helle?
Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, dessen Nah'n wir Alle spüren:
Welchem Volk die Götter grollen, dahin wird ihr Hauch uns führen!"
Ruder schlagen, wie lebendig ist mit einem Mal die Flotte!
Hörner gellen, wilde Lieder singt die mordbegier'ge Rotte;
Mächtig stürmt's auf allen Meeren, daß die Kiele sausend jagen —
Wem die Götter grollen? — Roma, deine Trümmer mögen's sagen!

Auf eine alte Stadt.

Von Max Alfred Vogel.

Freundliches Städtchen,
Einer Geliebten gleich
Ruhst du gelassen im Grunde,
Wenn mich der stürmische Sinn,
Wenn mich der lockenden Wege einer
Fort von dir aus dem Tale führt.

Schau ich mich um:
Du lächelst mir nach,
Lächelst so hold und ruhig,
Als wärst du deines nimmer endenden Zaubers
Allzu sicher,
Geliebte!

Fürchtest du deinen Feind denn nicht,
Den drängenden Weggeist?
Siehe, er führt mich ja fort
— Weiter vielleicht, als du denkst —
Hinauf auf den Berg, hinein in den Wald!

Hier im düsteren Dickicht
Dunkelnder Tannen
Was hat er nur vor?
Will er mit dämpfendem Flor
Schon mich der lachenden Welt entwöhnen?
Singt er die süße Einsamkeit
Mir ins sehnende Herz?

Aber da wendet er sich.
Auf die Teraſſe
Weist er mich lächelnd hinaus:
Du!

Gebannt stehe ich, stehe geblendet!
Schöner schimmertest du
Nie noch im Abendschein!
Wärmer wob dir die sinkende Sonne
Nie um das Haupt den goldenen Kranz!
Nie stand ich Staunender
So betroffen vor dir,
So überwältigt!

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Aufruf zur Gründung eines Otto Ludwig-Vereins. Kaum ist einem andern großen deutschen Dichter soviel Unrecht widerfahren als Otto Ludwig, und die Nachwelt hat noch nicht gut gemacht, was die Mitwelt an ihm gesündigt.

Und doch hat er ein hohes Recht auf dir begeisterte Anerkennung aller Schichten der Nation, denn er war sicher einer der deutschesten Dichter unseres Volkes. Er bekämpfte das heimatfremde Weltbürgertum der klassischen Zeit und wies mit aller Kraft auf die gewaltige, unerschlossene Fruchtbarkeit deutschen Volksgeistes und deutscher Eigenart für die höchsten Ziele der Poesie hin. Dazu ist er einer der modernsten von allen großen deutschen Dichtern.

Er erkannte den wahren Kern in der geistigen Bewegung der neueren Zeit und wurde der literarische Begründer des modernen Realismus. Wahrheit ging ihm stets über Schönheit. Daher sind die Gestalten seiner Werke noch heute von unmittelbarer Lebensfrische, seine Gedanken von moderner Schlagkraft. So ist er der Bahnbrecher der modernen Dramatik und der bedeutendste Meister unserer Novellistik geworden.

Die Tatsache, daß Ludwig weiteren Kreisen auch unter den Gebildeten bis heute kaum dem Namen nach bekannt ist, erscheint fast unbegreiflich, da dieser Dichter jedem unmittelbar zu Herzen sprechen muß. Die Wucht des Menschenschicksals an den Thronen der Fürsten und in den Hütten der Armut findet in der Welt seiner Poesie ebenso ergreifenden Ausdruck wie die innige, in der Thüringer Heimat gewonnene Naturempfindung.

Wir möchten uns mit allen Gleichgesinnten zu einer Vereinigung zusammenschließen, als deren Organ jährlich ein Kalender unter Otto Ludwigs Namen ins Land gehen soll. In durchaus populärer Form, aber auf wissenschaftlicher Grundlage könnten hier alle auf den Dichter bezüglichen Fragen erörtert, hervorragende Stücke seiner Werke abgedruckt und ungedruckte Sachen, wie uns solche schon zur Verfügung stehen, bekannt gegeben werden. Jedoch möchten wir auch weiter greifen und jüngere, ringende Talente in Thüringen und Franken zu Wort kommen lassen, sowie zu Unrecht vergessene Werke heimischer Dichter (Jean Paul, Schaumberger u. a.) wieder zu Ehren bringen.

Dazu soll den Mitgliedern als jährliche Beigabe ein besonders wertvolles und unbekannteres Werk Otto Ludwigs in eigener Ausgabe geliefert werden, auch sollen in dieser Form ungedruckte Werke anderer heimischer Dichter herausgebracht werden. Jahresbeitrag 3 Mk.

Alle Freunde dieser Sache bitten wir, durch eine kurze Mitteilung an die „Geschäftsstelle des Otto Ludwig-Vereins Eisfeld i. Thür. Bahnhofstr. 109 c" ihren eventuellen Beitritt in Aussicht zu stellen, damit der Umfang des Interesses für das Unternehmen festgestellt werden kann.

Rundschau.

Restaurierung des Rathauses in Grünsfeld. Das Städtchen Grünsfeld im badischen Amtsbezirk Tauberbischofsheim birgt einen Schatz in seinen Mauern, der nicht überall so bekannt ist, wie er es wohl verdiente. Das schöne Rathaus ein interessanter, wohl erhaltener Renaissancebau, ist nach von Oechelhäuser: die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim, Freiburg 1908, S. 44 ff., der schönste Profanbau der ganzen Gegend. Nach Inschriften ist es 1579 neu errichtet worden. An der Straßenseite des von allen Seiten freiliegenden Fachwerkbaus führt ein poly-

gonaler Treppenturm mit malerischer Wirkung zu dem reich verzierten Fachwerkobergeschoß. „Der Hauptschmuck des Obergeschosses besteht: in den geschnitzten Ständern – teils mit Rankenwerk versehen, teils mit formenartigen Figuren – und der reich verzierten Brüstung. Wir sehen hier das Wappen der Stadt von zwei geschwänzten Figuren gehalten, zwei Wappenschilde mit der Jahreszahl 1620 darunter (wohl nachträglich dort eingesetzt), Fratzenbilder, Sirenen und dergleichen in reicher Abwechslung, alles flott und flüchtig, aber nicht ohne Geschick behandelt. Damit wechseln mannigfaltig gekreuzte und verschlungene Holzstreben als Füllungsmotive". (Oechselhäuser a. a. O.).

Kein Wunder, daß dieser herrliche Bau auf Kunstkenner und -Freunde guter alter Bauweise schon bisher seine Anziehungskraft ausgeübt hat. (Auch der historische Verein von Unterfranken in Würzburg hat im Jahre 1913 auf seinem Jahresausflug nach Tauberbischofsheim das Rathaus in Grünsfeld besichtigt.) Es ist ein gutes Zeugnis für das Verständnis der Grünsfelder Bevölkerung und ihren Sinn für die Erhaltung des von den Vorfahren übernommenen Schatzes, daß der Bürgerausschuß von Grünsfeld am 14. März 1914 beschlossen hat, das Rathaus nach den von dem Großherzoglichen Konservator der öffentlichen Baudenkmale zu entwerfenden Plänen einer gründlichen Restaurierung zu unterziehen. Die Kosten dieser Restaurierung sind auf etwa 25000 Mark veranschlagt. In sehr dankenswerter Weise hat das Großherzogliche Ministerium des Kultus und Unterrichtes einen Staatszuschuß von 10000 Mark zu den Restaurierungskosten zugesagt und außerdem die nicht zu unterschätzenden Kosten der Oberleitung, der örtlichen Platzleitung und der Bearbeitung der erforderlichen Ausführungspläne auf die Staatskasse übernommen. Es wäre zu begrüßen, wenn sich die Gemeinde dazu entschließen würde, den Spritzenraum und die Viehwage aus dem unteren Stockwerke zu entfernen, damit die schöne alte Halle im Erdgeschoß freigelegt werden könnte. Möchten sich, wenn die Restaurierung erst vollendet sein wird, recht viele Freunde guter, alter, deutscher Bauweise auf ihrer Fahrt durchs Frankenland, an diesem herrlichen Renaissancebau erfreuen.

Strack.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Schneider, Peter, Dr. **Volksetymologie in Bamberger Namen und in der Bamberger Mundart.** Bamberg 1911. (Selbstverlag. Speyer).

– **Der Wortschatz der Bamberger Mundart von 1880–1910.** 1. und 2. Teil. Sonderabdruck aus dem 70. und 71. Bericht des Historischen Vereins zu Bamberg. 1913. (Kommissionsverlag Koch, Speyer).

Auf wenigen Gebieten zeigt sich die sprachliche Gestaltungskraft des Volkes so lebendig wie auf demjenigen der Volksetymologie, d. h. in dem Bestreben, ungeläufige und daher unverständliche Wörter durch ähnlich lautende bekannte zu ersetzen. Wie sie in Bamberg auftritt, teils an Namen die, weil alleinstehend, dem Wortsinne nach unbekannt sind, teils an Fremd- und Lehnwörtern des täglichen Lebens, das hat Schneider zum Gegenstande der ersten der beiden oben genannten Schriften gemacht, die zuerst 1911 als Gymnasialprogramm erschienen ist. Wie aus dem Erlach vor der langen Gasse (1406) eine Ehrlichsgasse, aus dem Widtum ein Flurname Wittib wird, derartiges sehen wir in ihrem ersten Teile, während der zweite uns mit solchen

Entstellungen bekannt macht wie Ritterkiel aus franz. réticule, oder wie Pommerland aus lat. pomarium im Kinderlied vom Maikäfer.

Gelegentlich der Verzeichnung und Feststellung der zahlreichen mit großer Belesenheit und Literaturkenntnis sowie auf Grund emsiger Urkundenforschung und lebendiger Kenntnis der Mundart vorgetragenen Wortdeutungen und Namenserklärungen kommt eine ganze Reihe allgemein sprachlicher Beobachtungen zum Vortrag, so z. B. das Anwachsen von m aus dem Geschlechtswort, wie Mornsta für altes Arnstein, aus der häufigen Zusammenstellung mit vorhergehenden zum, am, vom, oder die der Mundart eigenene Vorliebe zur Rundung (Labiierung) des Lautes ei, mit der also der Bamberger sagt pfeufen, Beubäs (Beifuß), leuna (auftauen), die allerdings, weil sie regelmäßig nur in der Nachbarschaft von Lippenlaut oder Nasenlaut vorkommt, wohl doch nicht mit Schneider zur Erklärung der früher bekanntlich weit verbreiteten Form Reuter verwendbar ist.

Bei einem solchen Gegenstande, wo so oft alles auf Vermutungen beruht, kann es überhaupt nicht ausbleiben, daß der Leser hie und da anderer Ansicht sein wird als der Verfasser, so bin ich es z. B. da, wo Schneider S. 19 gegen meine Verurteilung der Form Regnitz als einer gelehrten Spintisiererei die Meinung vertritt, die Urkunden bewiesen, daß wir hier eine volkstümliche Umbildung vor uns hätten. Das ist wie man zu sagen pflegt eine contradictio in adiecto. Urkunden sind bis zum Beweise des Gegenteils immer als gelehrt, nie als volkstümlich anzusehen, ganz besonders aber in einer Bischofsstadt wie Bamberg, wo ein zahlreicher und hochgelehrter Klerus das gesamte amtliche Schreibwerk wo nicht besorgte, so doch beeinflußte.

Aber auch in den wenigen derartigen Fällen, in denen der eine oder andere Leser an der Richtigkeit der Deutungen Schneiders zweifeln kann, will er sie fast nie uns aufdrängen, sondern trägt sie nur als Vermutung vor und giebt nns die urkundlichen Belege, sodaß wir uns stets ein eigenes Urteil bilden können.

Das gleiche gilt für das andere Schriftchen, einen Sonderabdruck aus dem 70. und 71. Berichte des Bamberger Historischen Vereins, an dem nur zu bedauern ist, daß einem leider mehr und mehr aufkommenden Mißbrauche zufolge die Seitenzahlen gegenüber dem Erstdruck durchaus verändert sind – und zwar trotz der alten Seitenumbrechung – so daß man kein Zitat finden kann, wenn es nach der anderen Ausgabe gegeben ist als die einem selbst zugänglich ist.

In dem 1. Teile dieser Schrift, Wörter der Schriftsprache, die der „Bamberger Mundart fehlen", überschätzt Verfasser meines Erachtens den Einfluß der Bekenntnisse, wo er S. 22 von den durch Luther in die Schriftsprache eingeführten Wörtern spricht. Genau die gleichen Wörter der Sprache Luthers, z. B. Antlitz, besudeln, bange, blach, Küchlein, die in Bamberg nach Schneider deswegen fehlen, weil hier die „Bürgerschaft, von kürzeren Schwankungen abgesehen, den Protestantismus nicht annahm", fehlen nämlich mit einziger Ausnahme von Lippe auch in Nürnberg, das bekanntlich von Anfang an eine Hochburg der Reformation war und diese Überlieferung bis in die neueste Zeit hochgehalten hat. Dies beweist deutlich, daß nicht die Vertrautheit oder Unbekanntheit mit Luthers Bibelübersetzung das Entscheidende ist, sondern einzig und allein der Umstand, ob ein Wort dem heimischen oder dem ausgesprochen ostmitteldeutschen Wortschatze Luthers angehört, genau wie Schneider ganz richtig auf den vorhergehenden Seiten für eine große Anzahl von Wörtern ausführt, wie sie aus anderen Mundarten in die Schriftsprache eingedrungen, aber der Bamberger Mundart fremd geblieben – oder auch, früher allgemein verbreitet, in Bamberg ungebräuchlich geworden sind.

Wenn in diesem Teile der Verfasser sagt, der Wortschatz des gemeinen Mannes ist nicht nur durch das charakteristisch, was er enthält, sondern auch durch das, was er nicht enthält und schließt, es sollten die Mundartwörterbücher auch diese in den Mundarten fehlenden Wörter aufführen, so ist das ein Goldkorn, dessen Wert gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Der 2. Teil der Schrift, „Die Träger der Bamberger Mundart" enthält zunächst höchst beachtenswerte grundsätzliche Darlegungen. Durchaus gutzuheißen ist es, wenn Verfasser Bamberg „keine mitteldeutsche sondern eine süddeutsche Stadt" nennt, also neben die sprachgeschichtliche Grenze zwischen oberdeutsche und mitteldeutsche die kulturgeschichtliche zwischen Süddeutschland und dem nördlich anstoßenden Gebiete legt, die sich mit jener durchaus nicht deckt und dem Gebiete des

Wortschatzes das lautlich ja mitteldeutsche Ostfranken näher ans Oberdeutsche als ans Thüringisch-ostmitteldeutsche rückt, wie wir ja oben sahen, daß das der Mundart nach oberpfälzische Nürnberg inbezug auf Ablehnung der ausgesprochen ostmitteldeutschen Wörter Luthers trotz der anderen Konfession durchaus mit dem ostfränkischen Bamberg zusammengeht.

Dieser Teil geht sodann auf die viel umstrittenen Stammesfragen ein, vor allem auf die Fragen, wie weit die Bayern hier nach Norden vorgedrungen sind, und wie weit wir am Main und an der Rednitz eine ursprünglich wendische Bevölkerung annehmen müssen, wobei Schneider gegenüber sowohl der früher üblichen Slavenriecherei wie der neuesten wohl übers Ziel hinausschießenden Ablehnung sehr gute und wohlbegründete gemäßigte Ansichten vorträgt, die man schon bei ihm selber nachlesen mag, wie denn die beiden Heftchen, denen hoffentlich bald weitere folgen, als recht willkommene und lehrreiche Bausteine zum Ausbau der heimatlichen Landeskunde nach der sprachgeschichtlichen Seite hin bestens empfohlen sein sollen.

August Gebhardt, Erlangen.

Aus Heimat und Fremde. Gedichte von Heinrich Hartmann (Selbstverlag. Würzburg).

Das Bändchen enthält eine Reihe Gedichte meist balladenmäßigen Charakters, deren Vorzug in der warmen Hingabe an die fränkische Heimat liegt. In formeller Hinsicht sind sie sehr verschieden geraten. Einige, die dem Lebenskreis des Verfassers zu entspringen scheinen, wie die Lieder aus dem Drama „Ländliche Pietät" sind ganz anziehend, andere leiden unter übergroßer Breite und Ausdehnung der Darstellung und lassen in Sprach- und Versform manches zu wünschen übrig.

Klingenstein.

Otto Feller, Das Fürwort in der Mundart von Gerolzhofen (Ufr.). Ein Beitrag zur Syntax der ostfränkischen Mundarten. Würzburg (Dissertation), Druck von Drescher & Reichart. 1914. IX u. 53 S.

Nach einer Einleitung über die Stellung der Gerolzhofer Mundart innerhalb der verwandten Mundarten behandelt Feller die einzelnen Arten der Fürwörter, indem er zunächst die Formen der einzelnen Biegungsfälle usw. aufführt und sowohl lautgeschichtlich wie wortgeschichtlich erläutert und dann ihre Anwendung im Satzbau an der Hand anschaulicher Beispiele vor uns zeigt. So viel ich sehe, hat das Fürwort in Gerolzhofen im Großen und Ganzen die allgemein ostfränkische Entwicklung genommen, wenn auch selbstverständlich Besonderheiten vorkommen, so z. B. daß „unnerees" nur in der Bedeutung „ich" gebraucht wird. Hervorzuheben ist, daß die Form fi[ch] für das rückbezügliche Fürwort der 1. Person Mehrzahl nicht üblich ist, wie es denn – trotz Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart S. 114 Anm. 2. – auf das Nordgauische beschränkt zu sein scheint.

Aber bisher mußte man sich all diese Dinge erst aus den in Mundart geschriebenen Veröffentlichungen mühsam zusammensuchen, und es ist also ein großes Verdienst, das sich Feller durch die äußerst übersichtliche und klare Darstellung dieses Gegenstandes in seiner Mundart erworben hat, an die sich künftige Darstellungen für verwandte Mundarten mit Vorteil werden anlehnen können. Freunde der Mundart und der Mundartforschung werden ihre Freude an seiner Darstellung haben, die übrigens so vollständig ist, daß auch der aus einem Fürwort entstandene Artikel ebensowenig fehlt wie die Wörter öppes und niks oder das unbestimmte mər 'man'.

August Gebhardt-Erlangen.

Jacques Rosenthal, München, Briennerstr. Katalog 54. **Alte Ansichten von Süddeutschland.**

Die Kataloge unserer großen Buch- und Kunstantiquariate werden ja längst mit wissenschaftlicher Akribie gearbeitet, so sind sie gleichzeitig ein gern gesehenes Hilfsmittel für den Forscher wie eine angenehme Lektüre für den Sammler. Der vorliegende Katalog giebt eine sehr große Anzahl von Stadt- und Landschaftsbildern Süddeutschlands bekannt, die so genau nach Herkunft und Erhaltungszustand beschrieben werden, daß der Käufer kaum ein Risiko übernimmt. Die Preise sind durchaus nicht hoch. – Franconia (Urkunden, Handschriften, Bücher) sind in großer Auswahl auf Lager, so daß die Einsendung von Desideratenlisten meist zum Ziel führen wird. H. W.

Die Persönlichkeit. Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Herausgeber Eduard Schneider, Grimmenthal. Verlag Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M. 1. Jahrgang. Heft 1—6. 5.60 Mk.

Die richtige Bewertung der Individualität will die neue Zeitschrift fördern und vertiefen, so stehen biographische Studien zum Leben und Werk eigenartiger und bedeutender Menschen im Mittelpunkt des Programms. Wer fähig ist, den feinen Reiz solcher Untersuchungen unabhängig von dem umrankenden Anekdotenkram zu kosten, wird in diesen Heften sicher auf seine Kosten kommen.

Von erschöpfender Vielseitigkeit ist die Liste der Mitarbeiter, das aufgezeigte Inventar der vorliegenden biographischen und philosophischen Studien und Essays. – Natürlich wird nicht nur dem Gewordenen von Plato bis Wagner nachgegangen, einen breiten Raum nehmen „eigenartige" und „bedeutende" Menschen unserer Tage ein. Da war es gewiß eine gute Tat, die Lebenden und Strebenden auch selbst „über sich" zu Wort kommen zu lassen; wie Dr. Molenaar-Bayreuth in „Mein Lebenswerk". Ferner sei besonders hingewiesen auf E. Friedländer: Börries, Freiherr von Münchhausen, Göring: Rudolf von Deutsch. In Heft 2 steht noch ein Aufsatz von der im Februar verstorbenen Elisabeth Mentzel über Isaak Kehr, einen vergessenen Jugendfreund Goethes. Oberst Dr. von Renauld ist ein warmer Nachruf Ludwig Fränkels gewidmet. Oskar Wiener weiß interessant von einem Aufenthalts Detlevs von Liliencron in Prag zu erzählen.

Zahlreiche gediegene Besprechungen und eine von der Persönlichkeitsforschung aus orientierte Bibliographie erhöhen den Wert des in Fachkreisen bereits lebhaft begrüßten Unternehmens.

Allerdings ist es nicht recht verständlich warum die sonst so genaue Biographie, die Preis, Seitenzahl und Format angiebt, Erscheinungsjahr und Verlag regelmäßig fortläßt.

H. W.

Reimers, J. Dr. phil. Handbuch für die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Provinzialkommission zur Erforschung nnd Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover. 2. Auflage. Hannover, Ernst Geibel.

Das Handbuch ist als Real-Lexikon angelegt und für die praktischen Bedürfnisse aller derer berechnet, die Interesse und Verantwortung für Denkmalsschutz haben sollten, ohne doch über eine fachmäßige Ausbildung verfügen zu können. Die lexikalische Form ermöglicht eine große Vielseitigkeit der Erklärung aller irgendwie für die Denkmalspflege in Frage kommenden Fachausdrücke. Besonders zu begrüßen ist eine ausführliche Aufstellung der Attribute heiliger und biblischer Personen, sowohl als Sach- wie als Personenregister. Die Erklärungen werden sehr reichlich durch Abbildungen unterstützt. Bei dem Artikel, der die Entwicklung der geistlichen und weltlichen Tracht darstellt, hätte wohl auch das Problem der Volkstrachten unserer Tage eine eingehende Behandlung verdient. Das Buch giebt Auskunft über eine solche Menge überall erscheinender Formen, daß es auch außerhalb seines provinzialen Bestimmungskreises mit Nutzen gebraucht werden wird. H. W.

2. Zeitschriften-Schau.

Die Übersicht berücksichtigt in erster Linie Aufsätze fränkischen Charakters, sodann allgemein interessierende Beiträge, namentlich volkskundliche.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München 1914.

Heft 31. Dr. W. R. Schmid: Gewänder aus der Wittelsbachischen Fürstengruft zu Lauingen. Die Zersplitterung des Landbesitzes und die Teilung in viele Seitenlinien brachten es mit sich, daß das Wittelsbachische Fürstenhaus seine Toten nicht in einer einzigen Familiengruft bestattet hat, sondern daß der Wittelsbacher Grabstätten eine große Zahl im Lande und auch außer Bayern zerstreut liegt. Für die Pfalz-Neuburger Linie hat nun Herzog Philipp Ludwig in der Stadtpfarrkirche zu Lauingen 1570 eine Gruft gebaut, die 1584 bis 1664 mit 38 Leichen belegt wurde. Aus den zum Teil schon sehr ruinösen Zinnsärgen hat dann Kurfürst Karl Theodor 1781 der Sicherheit wegen die Pretiosen herausnehmen lassen, die mit zu den vollendetsten Goldschmiedearbeiten der Renaissance gehören und eine hervorragende Zierde des Bayerischen Nationalmuseums bilden, wo sie seit 1862 untergebracht sind. Da inzwischen die Zinnsärge weiter ganz verfallen waren, wurden auf Anordnung König Ludwigs II. 1877 die sämtlichen Leichen in einen neuen Steinsarkophag

gebettet und die besseren Metallsärge mit verschiedenen Gewändern daraus dem Nationalmuseum einverleibt. Im Jahre 1913 fand sich nun in einem der alten Särge ein Bündel Stoffreste, die so zerschlissen waren, daß man schon daran dachte, Abschnitte davon der Stoffmustersammlung des Museums zu übergeben. Eine vor der Reinigung vorgenommene Untersuchung ergab jedoch die Möglichkeit, daraus wieder ganze Kleidungsstücke herstellen zu können, und so wurden in der Konservierungsanstalt Versuche nach dieser Richtung vorgenommen. In langwieriger, schwieriger Arbeit gelang es auf diese Weise eine größere Anzahl bisher unbekannter fürstlicher Gewänder des Hauses Wittelsbach neu zu gewinnen, die nunmehr eine wesentliche Bereicherung der allgemeinen Kostümkunde sowie unserer Kenntnisse in Schnitt und Ausstattung der Gewänder und in der Bemusterung und Webetechnik der Stoffe herbeigeführt haben. – Gruber: Mittelfränkische Nester mit 12 Abb. – Zeisner: Hofgot Jobsttal bei Hausen, Ufr.

Heft 32. Dr. Fridolin Solleder: Fürstbischof Graf Friedrich Karl von Schönborn, der wilde „Jäger" des Hochstifts Würzburg. – Urff: Beim alten Leinweber. Eine Erinnerung an ein aussterbendes Gewerbe mit 5 Bildern.

Heft 33: Julian Dörr: Die Lorenzerkirche in Nürnberg.

Bayerischer Heimatschutz, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München. Druck und Verlag von E. Aug. Seyfried & Comp. Jahrgang 12. Heft 1–4. S. 1–60. –

Der Jahrgang beginnt mit einem Nachruf für den am 13. Januar auf seinem Landsitz in Pöcking dahingeschiedenen Architekten Fritz Jummerspach, ord. Professor an der technischen Hochschule in München. Jummerspach war ein eifriger Förderer und 1895 der 2., dann (1906–1908) der 1. Vorstand des Vereins für Volkskunst und Volkskunde. Diesem Nachruf folgt ein sehr interessanter Artikel von K. Gareis über „befestigte Dorfkirchen in der Gegend von Eichstätt". Franken ist ja reich an solchen Bauten. Gerne folgt der Leser dem Verfasser, der in der anschaulichsten und lehrreichsten Weise die Entwicklung dieser Verteidigungsanlagen an der Hand vorzüglicher Bilder vor Augen führt. Einige gute Reproduktionen von altem Geschirr und einem alten Ofen im Feuchtwanger Museum vervollständigen einen früheren Artikel von Fischer-Jölz, der sich ja um Feuchtwangen und sein Museum hohe Verdienste erworben hat. Zum Schluß bespricht Architekt R. Schmidt „die Renovation eines Nürnberger Bürgerhauses" und Hans Lippert ein altes Theater eines leider ungenannten Städtchens.

Im 2. Heft lesen wir eine Abhandlung von Roth über die Kirche von Reichardsroth, eine Besprechung der Heimatkunst- und Heimatkunde-Ausstellung in Neumarkt in der Oberpfalz, dann einige kleine Mitteilungen: die Kapellenruine zu Arzlohe, der schwarze Mantel zu Marktbreit usw.

Das 3. und 4. Heft ist ganz dem am 27. April 1913 verstorbenen um die Volkskunst hochverdienten Architekten und Professor Gabriel von Seidl gewidmet. Daß hier München und Tölz, die Hauptorte seines Schaffens, im Vordergrunde stehen, ist leicht begreiflich. Seidls feiner Kunstsinn zeigt sich uns so recht in seinen Federzeichnungen aus der Tölzer Gegend. Fischer und Höfler haben ihm in zwei Artikeln ein Dankbarkeitsdenkmal gesetzt. Seidls Einwirkung auf die Kunst des bayrischen Oberlandes und darüber hinaus auf die weitesten Kreise wird bleibend sein, denn seine Kunst ist dem Volk entnommen, rein und wahr.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 62. Jahrgang. Berlin 1914.

Das von dem zweiten Direktor der Preußischen Staatsarchive, Geh. Archivrat Dr. P. Baillen, herausgegebene Organ vermittelt nicht nur zwischen den 194 Geschichts- und Altertumsvereinen, die heute dem „Gesamtverein" angehören, einen regen Austausch von Erfahrungen und Bestrebungen, es ist auch unentbehrlich für jeden, der über die Fortschritte der deutschen Geschichtsforschung unterrichtet sein will. Die ausführliche Wiedergabe der Vorträge und Verhandlungen auf den Hauptversammlungen, die Berichte zahlreicher historischer Kommissionen und der vielen Einzelvereine bilden ein Material, wie es gleich umfangreich und erschöpfend nicht wieder vorliegt. Es ist selbstverständlich, daß jeder Verein, der historische Forschung treiben will – also auch Denkmal- und Heimatschutzbünde, Genealogische und Numismatische Gesellschaften, Museumsvereine – den Anschluß an den Gesamtverein suchen muß. Unter besonderen Bedingungen können dann die Mitglieder der angeschlossenen Vereine das gewiß schon billige „Korrespondenzblatt" (12 Hefte zu 5 Mk.) noch billiger erhalten. Es kann hier bei der Vielseitigkeit des Inhalts nur auf einige Beiträge hingewiesen werden:

Heft 1 und 2. Berichte von der Hauptversammlung des Jahres 1913 in Breslau. (Vortrag des Univ.-Prof. Dr. Preuß: Die Quellen des Nationalgeistes der Befreiungskriege).

Heft 2 und 3. Ebenda Univ.-Prof. Dr. Rehme: Stadtbücher als Geschichtsquellen. (Wir hoffen auf den bedeutsamen Vortrag, der auch gesondert im Buchhandel erschien, noch eingehend zurückzukommen.) G. Berfu-Stuttgart: Hausbau der Steinzeit in Deutschland.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Verlag der Zeitschrift „Frankenland" Dettelbach a. M.

Buch- und Kunstdruckerei Konrad Triltsch (Telefon 25).

In unserem Verlage erschien:

Dettelbach

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten.

Nach Urkunden und Quellenschriften bearbeitet von

Hauptlehrer M. Göbel in Dettelbach a. M.

84 Seiten Oktav, in feinstem Sepia-Mattkunstdruck.
Mit 41 Autotypien im Text und reizendem farbigen Titelbild.

Preis Mk. 1.—

Den vielen Besitzern von „Iphofen, ein altfränkisches Städtebild" (zu beziehen vom Stadtmagistrat Iphofen) und allen Freunden des Frankenlandes dürfte das Werkchen eine wertvolle Bereicherung der Frankenliteratur bilden.

Zu beziehen direkt vom Verlag und durch alle Buchhandlungen.

Hof-Antiquar

Jacques Rosenthal

Briennerstr. – 47 – **München** Briennerstr. – 47 –

versendet gratis und franko Katalog 54:
Alte Ansichten von Baden, Bayern Württemberg und Elsaß-Lothringen

Außerdem reiches Lager an Porträts, Büchern, Urkunden etc. die sich auf Franken beziehen. – Desideratenlisten bitte genau adressiert an mich zu senden.

Gasthof Zum Adler Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching
Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-
REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN
ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN,
ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE
PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH · A · M ·

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken. — **Würzburg** — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. — **München** — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim. ==

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Restaurant und Gasthof „Franziskaner" Würzburg

Besitzer: Anton Englert — Fernsprech-Anschluß 63

Altbekanntes Haus in der Nähe der Residenz und des Domes.

Vornehm eingerichtete Fremdenzimmer im Preise v. 1.50 – 1.80 M.

Studenten - Utensilien - Fabrik
Carl Roth, Würzburg 111

Erste und größte Spezialfabrik für Parade-, Mensur-, Abituria- u. Kneipausstattungen, Paradefahnen, Flaggen, Coleurkarten Mützen, Bänder, Bier-, Wein- u. Sektzipfel, Coleurgeschenke für Damen u. Herren etc.

Erstklass. Fabrikate. Fabrikpreise.

Catalog gratis und franko.

Für Gebildete

die das Übermaß einseitig sozialer, naturwissenschaftlicher und technischer Anforderungen unserer Tage in gebührende Grenzen zu verweisen gedenken, wird als anregende und allgemeinbildende Erholung die Lektüre der neuen Zeitschrift

„Die Persönlichkeit"

Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Vierteljährlich **2.80 Mk.**

herausgegeben von Ed. Schneider-Grimmenthal angelegentlich empfohlen. Männer von Urteil haben das eigenartige Zeitschriften-Unternehmen auf das Günstigste beurteilt. Wegen Ansichtsheften und Bestellungen wendet man sich am besten an seine Ortsbuchhandlung. Werbeschrift versendet kostenfrei der

Verlag Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M. Baustraße 10

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Jahrgang 1914
Juniheft 6

Jahrhundertfest-
Ausgabe

1814 1914

Illustrierte Monatsschrift
ir alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt der Jubiläumsnummer (6. Heft).

Huldigung an Se. Majestät König Ludwig III.

Unsere Heimat vor 3000 Jahren. Von K. Konservator Dr. Hock, Würzburg. – **Würzburgs Werdegang.** Von Dr. Hans Ring, München. – **Zum 100jährigen Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.** Von Friedr. von Furtenbach, Major a. D. – **Die Würzburger Truppen in den Kriegen Napoleons.** Von August Eichelsbacher, Würzburg. – **Würzburger Infanterie in Bayerischen Diensten nach 1815.** Von k. Major z. D. Schleicher-München. – **König Ludwig I. von Bayern und die Rhein-Seeschiffahrt.** Von Geh. Reg.-Rat, Univ.Prof. Dr. Gottfried Zoepfl, Berlin. – **Heimkehr.** Ein Freudengruß an Frankens Musenstadt. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg. – **Die Universitätskirche in Würzburg.** Von K. Konservator Dr. Felix Mader, München. – **St. Kolumbanshaus zu Kells, aus dem St. Kilian hervorgegangen ist.** Von Dr. Will, Erlangen. – **Der Grafen-Eckardsturm zu Würzburg.** Von Aug. Sieghardt, Nürnberg (Kufstein). – **Altwürzburger Sitt' und Art.** Von Dr. Leo Wilz, Würzburg. — **Kleine Baufteine zur Geschichte der Bevölkerungsbewegung in Franken.** Von Dr. Otto Riedner, k. Reichsarchivassessor, München. — **Aus Archiven und Museen.** – **Aus dem Frankenland.** – **Erinnerungsblätter.** – **Aus den Vereinen.** – **Büchertisch.** – **Zeitschriftenschau.**

Das farbige Titelblatt unserer vorliegenden Festausgabe haben wir auch als Festpostkarte hergestellt und liegt für unsere werten Abonnenten eine solche Gratisgabe bei. Später kann die Karte nur wenn Vorrat vorhanden nachgeliefert werden

---

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.

Professor **Volz** in Wertheim

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberfeider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Reichsarchivrat **Otto Geiger** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Fränkische Wirtschaftsgeschichte
Kreisarchivassessor und Stadtarchivar **Paul Glück** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Mundartenforschung
Univ.-Prof. **Dr. Aug. Gebhardt** in Erlangen.
Professor **Dr. Chr. Beck** in Bamberg.
Professor **Dr. Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.
Kunstbildhauer **Heinz Schiestl** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Reg.-Assessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Heraldik: H. T. von Kohlhagen.

An alle Freunde des Frankenlandes!

Die ersten sechs Hefte unserer Zeitschrift liegen nunmehr vor und haben hoffentlich den Weg zu den Herzen unserer Leser gefunden. Natürlich ist fortgesetzt unermüdliche Arbeit notwendig, um der Verwirklichung unserer auf Heimatschutz und Heimatforschung gerichteten Ziele nahe zu kommen. Es würde für den Herausgeber eine wesentliche Erleichterung und Förderung bedeuten, wenn in immer stärkerem Maße aus unserem Leserkreise persönliche Fühlung mit Redaktion und Mitarbeit an unserem Werk erstrebt würde.

Auch sonst können unsere Freunde und Gönner noch sehr viel für Fundierung und Ausbau unserer Zeitschrift tun, besonders indem sie durch Hinweis, Empfehlung und Adressenangaben die Zahl unserer Mitarbeiter, Abonnenten und Inserate vermehren helfen.

Also Franken werbet für Eure Zeitschrift.

Redaktion und Verlag
der Zeitschrift „Frankenland".

Wie urteilt die Presse über „Frankenland".

Bayrische Staatszeitung, München. Nr. 84. 10. April 1914. . . . Alle Altertumsfreunde und alle, die sich für die Vergangenheit ihrer Heimat interessieren, litten bisher unter dem Mangel einer unabhängigen, die ganzen Gebiete „Franken" umfassenden heimatkundlichen Zeitschrift. Ihre dankenswerten Vorläufer – die volkskundlichen Beilagen einiger Lokalblätter – waren nie gesondert beziehbar, und den alljährlich einmal erscheinenden Publikationen der historischen Vereine sind räumlich enge Grenzen gesteckt, erscheinen auch zu selten, als daß sie dem Volk den Wert der Heimat, der bodenständigen Eigenart hätten offenbaren können. Und dies muß doch im Interesse der Erhaltung unseres prächtigen Volkscharakters geschehen, ehe städtisches Wesen immer stärkeren Einfluß darauf gewinnt. Diese soziale Tat durchzuführen, scheint die unter trefflicher Leitung stehende Monatsschrift „Frankenland" berufen zu sein, der wissenschaftlich hervorragende Mitarbeiter eine frohe Zukunft sichern. Wird sie dem Laien manche genußreiche Stunde sichern, so wird sie dem Freund verrauschter Zeiten eine Fundgrube kulturgeschichtlicher, volks- und heimatkundlicher Anregungen sein. Damit ist der Zweck der sympathischen Monatsschrift erfüllt, die allen Frankenfreunden, die nicht in der Heimat sein können, Heimatluft verspüren läßt und Heimatgrüße bringt.

Münchener Neueste Nachrichten. Nr. 249. 16. Mai 1914. . . . Diese neue Zeitschrift stellt sich zur Aufgabe, zu behandeln Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken; das ist bei der reichen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Vergangenheit, dem interessanten und bodenständigen Volksleben und den herrlichen Naturschönheiten der Frankengaue eine außerordentlich dankens- und unterstützenswerte Aufgabe, der erfolgreich zu dienen die neue Zeitschrift nach dem vorliegenden Doppelheft wohl in der Lage sein dürfte.

Augsburger Postzeitung, Augsburg. Nr. 257. 6. Juni 1914. . . . Die Monatsschrift „Frankenland" erscheint im Verlag K. Triltsch in Dettelbach am Main und verspricht eine hochfein ausgestattete und reichhaltig versehene Heimatzeitschrift zu werden, die zu einem bedeutenden Zentralorgan für alle fränkischen historischen Interessen sich entwickeln kann.

Fränkischer Kurier, Nürnberg. Nr. 287. 8. Juli 1914. . . . Wir freuen uns des glücklichen Gedankens, der zur Herausgabe dieser seit Beginn des laufenden Jahres erscheinenden Zeitschrift geführt hat. Ihr Zweck ist in dem Titel bereits genügend angedeutet. Die fränkischen Gaue sind in politischer Hinsicht längst kein geschlossenes einheitliches Gebiet mehr, sondern in eine Reihe von Staaten aufgeteilt und verschiedene Wege territorialer Entwicklung gegangen. Dennoch besteht der Begriff „Franken" mehr als nur in der Idee bis heute fort. Fränkische Städte und Dörfer mit ihren Bewohnern haben sich ihren Stammescharakter treu zu bewahren gewußt, geistige und sonstige Beziehungen haben im Wechsel der Zeiten über die politischen Grenzpfähle hinübergeflutet und wird es auch in Zukunft tun. Diese Verbindungen bewußt und froh zu pflegen, das Einheitsband unter den Stammesbrüder fester zu knüpfen, die verborgenen Fäden geschichtlicher Zusammenhänge nach Möglichkeit aufzudecken, der Erforschung fränkischer Vergangenheit zu dienen, aber auch auf den mannigfachen Gebieten des modernen Lebens, in Poesie und Kunst fränkische Eigenart

zu wecken und zu stärken, den schaffenden Persönlichkeiten Gelegenheit zum Gedankenaustausch und zur Propagierung ihrer Ideen zu geben und über bedeutsame Erscheinungen heimischen Schaffens weitere Kreise zu orientieren, – kurz einen Sammelpunkt fränkischen Lebens und Strebens zu sein, das ist das Ziel, welches „Frankenland" sich gesteckt hat. Ein ideales Ziel, wert, daß um seinetwillen jeder, der Frankenblut in seinen Adern rollen fühlt und sein Heimatland lieb hat, dem neuen Unternehmen von vornherein warme Sympathie entgegenbringen wird. Möge es ihm beschieden sein, die Hoffnungen, die es erweckt, auch zu erfüllen.

Würzburger Generalanzeiger, Würzburg. Nr. 128. 4. Juni 1914. . . . . Illustrierte Monatsschrift „Frankenland", die seit 1. Januar 1914 bei K. Triltsch in Dettelbach erscheint. Die Redaktion liegt in Händen des Fürstl. Archivars Dr. Hans Walter, Kreuzwertheim, dem eine Reihe erster Kräfte zur Seite steht, so daß alle Gebiete ihre berufene Feder finden. Um nur einiges zu erwähnen, so sind gewonnen als Mitarbeiter für fränkische Volkskunde u. a. Prof. Dr. Henner, für Vorgeschichte und Denkmalpflege die Konservatoren Stoehr und Dr. Hock, für Historische Geographie Prof. Dr. Regel, für Kulturgeschichte Dr. Albert, für fränkische Literaturgeschichte Dr. Handwerker und Prof. Kühnlein, für fränkisches Kunsthandwerk und Architektur Prof Dr. Moser. Die Geschichte von Unterfranken behandelt Dr. Sperl und Dr. Henner, jene von Oberfranken Dr. Dürrwächter und Kreisarchivar Oberfeider in Bamberg, jene von Mittelfranken Archivar Gümbel in Nürnberg und Dr. Hollweck in Eichstätt. Außerdem kommt voll das württembergische und badische Franken zu seinem Rechte. Bis jetzt sind in technisch vollendeter Ausführung fünf Nummern der neuen Monatsschrift erschienen; sie alle zeigen, daß das lange Bestreben eine nach jeder Richtung vollwertige Heimatsschrift zu schaffen und lebensfähig zu gestalten, endlich glückliche Verwirklichung gefunden hat.

Frankfurter Volkszeitung. Nr. 87. 17. April. . . . Das schön ausgestattete, inhaltsreiche und dabei äußerst billige Unternehmen wendet sich an alle Franken und Frankenfreunde. Die neue Zeitschrift hofft, indem sie allen nach wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeiteten Beiträge zur fränkischen Geschichte, Kultur, Kunst, Volkskunde und Literatur einen großen Leserkreis, und die Kritik der Fachgenossen vermittelt, manche wertvolle Arbeit nutzbar zu machen für Belebung und Vertiefung heimatgeschichtlicher Forschungen.

Deutsches Volksblatt, Stuttgart. Nr. 102. 4. Mai 1914. . . . Wir haben es mithin mit einem Unternehmen zu tun, das sich in den Dienst der Heimatkunde stellt und dabei Wege einschlägt, die nur begrüßt werden können. Jeder Freund der Heimatkunde sei auf das schöne Unternehmen nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Neckarzeitung, Heilbronn. Nr. 43. 14. April 1914. . . . Der Zweck der Zeitschrift bringt es mit sich, daß trotz der wissenschaftlichen Grundlage eine leicht flüssige, populäre Darstellungsweise Platz greift, so daß die Zeitschrift in weiteren Kreisen Anklang finden wird. Lobenswert ist auch der Anhang mit Rundschau, Büchertisch und Zeitschriftenschau. Die Illustrationen bilden eine angenehme Veranschaulichung des Inhalts. Die ganze Ausstattung, Form, Druck, Papier sprechen für die Zeitschrift, der wir einen guten Erfolg wünschen auch in Heilbronn, als dem Bollwerk des württembergischen Frankenlandes.

Badische Neueste Nachrichten, Mannheim. 17. April 1914. . . . Das Programm, das dem literarisch wertvollen Inhalt des Heftes durch den Herausgeber vorausgeschickt wird, skizziert die Richtlinien des neuen Unternehmens. . . . Wir wünschen dem Unternehmen auch im badischen Frankenland einen recht großen Leserkreis.

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.–.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

Oscar Klein · Würzburg

Telephon-Ruf 2820

Domerschulstr. 13|I

General-Vertr. der Motorwagen-Fabrik Adam Opel, Rüsselsheim a. M.

an Produktion und Erfolg bedeutendste Automobil-Fabrik Europas.

Gebrüder Mitzlaff

Feines Civil- und Uniform-Geschäft

WÜRZBURG

Gasthof Zum Adler Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching

Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.

Für Gebildete

die das Übermaß einseitig sozialer, naturwissenschaftlicher und technischer Anforderungen unserer Tage in gebührende Grenzen zu verweisen gedenken, wird als anregende und allgemeinbildende Erholung die Lektüre der neuen Zeitschrift

„Die Persönlichkeit"

Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Vierteljährlich 2.80 Mk.

herausgegeben von Ed. Schneider-Grimmenthal angelegentlich empfohlen. Männer von Urteil haben das eigenartige Zeitschriften-Unternehmen auf das Günstigste beurteilt. Wegen Ansichtsheften und Bestellungen wendet man sich am besten an seine Ortsbuchhandlung. Werbeschrift versendet kostenfrei der

Verlag Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M. Bau-straße 10

A-G

Sternbräu A.-G.

Gegründet i. J. 1888

Dettelbach

Telefonruf Nr. 9

empfiehlt seine

aus feinsten Rohstoffen erzeugten überall beliebten, kräftigen helle u. dunkle Biere

Franz Lippert ≈ Würzburg

Domstraße 23
Sanderstr. 4a

In≈ u. ausländische Cigarren, Cigaretten, Tabake

Franz Lippert ≈ Nürnberg

:: im ::
Grand≈Hotel

Für

Bavarica≈Sammler

Katalog 133 Bavarica. 2 Teile.

Inhalt: Bücher, Autographen, und Urkunden zur bayerischen Volks≈ u. Landeskunde. – Geschichte. – Geographie. – Literatur und Kunst. Über 7600 Nummern. Zu beziehen gratis und franko durch

Ludwig Rosenthals Antiquariat
München, Hildegartstr. 14.

Dietwar, Pfarrer in Kitzingen, 1592–1670, Leben, herausgegeben von Wirsch; wertvolle Nachrichten zur Profan≈, Kirchen≈ und Kulturgeschichte Frankens; **Mk. 2.–.**

Kerler, Patronate der Heiligen; erstmalige Zusammenstellung der Heiligenpatronate Frankens; geb. **Mk. 3.–.**

Antiquarkatalog 427 Bavarica gratis bei

Heinrich Kerler, Ulm.

J. Staudinger'sche Sortimentsbuchhandlung

Gegr. 1862 **Würzburg** Telefon 1261
gegenüber dem Juliushospital
empfiehlt ihr großes Lager von Werken aus allen Wissenschaften. — — Kataloge gratis.
Journal-Lesezirkel.

GREGOR NEISINGER

Münzgasse 4 **WÜRZBURG** Münzgasse 4
Buchbinderei - Papierhandlung
Ansichts- und Künstlerkarten.

Hotel Löwen ≈ Volkach a. Main

Telephon 6 Besitzer: Josef Barget. Telephon 6
Erstes Haus am Platze. Fremdenzimmer. Frankenweine.

Antiquariatskotalog 107, Heft 12:
BAVARICA sendet gratis
MAX HARRWITZ, Nikolasee bei Berlin.

FRANCONICA

Reichhaltiges Lager interessanter Bücher und Bilder aus alter und neuerer Zeit. —
:: Kataloge auf Verlangen gratis. ::
Angebote aus diesem Gebiete erwünscht.

Erlangen, Th. Krische, Univ.-Buchhandlung

Zum Herbst findet bei mir eine Versteigerung von

Süddeutschen Städte≈Ansichten

(viel über Franken) statt. Wünsche wegen Zusendung des Verzeichnisses schon jetzt erbeten.

F. Lehmann, Frankfurt a. Main
Römerberg 3.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343
Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle
für qualitativ unübertroffene Kern≈, Schmier≈, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver ≈ Mittel zur Toilette≈, Haar≈, Haut≈, Mund≈ und Zahnpflege Feine Parfüms ≈ Haushalt≈, Luxus≈, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

1814 1914
IN TREUE FEST
OTTO RICKERT

1914 Juni
1. Jahrg. Heft 6

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Huldigung.

Seit 100 Jahren sind die Gaue des alten Hochstiftes Würzburg in stürmischen und sonnigen Tagen unter dem schützenden Königsschild der Wittelsbacher mit den bayerischen und schwäbischen Landen verbunden. Es waren Jahre stetig fortschreitender Wohlfahrt, nicht zuletzt dank unserem hochseligen Prinzregenten, Frankens edelstem Sohne, dessen wir auch in diesen Jubeltagen in treuer Dankbarkeit gedenken. Seines Herrn Vaters treue Fürsorge für die Frankenlande hat König Ludwig III. schon als Prinz geteilt und auf allen Gebieten sozialer und wirtschaftlicher Entwickelung betätigt. Franken weiß sich eins mit seinem erlauchten Herrscherhaus und aus allen Herzen ertönt jauchzend der Ruf

dem König Heil!

Feierlich wird das Gelöbnis erneuert, untrennbar verbunden in Treue fest König und Volk.

Bayerns Herrscher seit 100 Jahren.

Unsere Heimat vor 3000 Jahren.

(Mit 2 Tafeln in Duplexkunstdruck.)

Von

K. Konservator **Dr. Hock**, Würzburg.[1])

Vorgeschichte! — Für viele ein graues Nebelland, in das man nur mit einer gewissen Scheu und Voreingenommenheit den Fuß zu setzen wagt. Verbindet doch selbst mancher Gebildete damit noch den Begriff simpler Schatzgräberei und unnützer Altertümelei. Diese bedauerliche Verkennung gründet sich zum guten Teil auf jene ungenügenden und dilettantenhaften Gräbereien, mit denen man jahrzehntelang der Vorgeschichte mehr geschadet als genützt hat. Trotz alledem ist in den letzten zwanzig Jahren ein gewaltiger Aufschwung der vorgeschichtlichen Forschung zu verzeichnen. Das unglückliche Wort „Vorgeschichte" bedeutet für uns heute ebenso gut ein Stück „Geschichte" wie etwa das Mittelalter oder irgend ein noch späterer Zeitabschnitt. Freilich muß der vorgeschichtliche Forscher in den meisten Fällen auf literarische Quellen verzichten, dafür reden aber zu ihm die Kulturreste selbst (Siedelungen, Gräber) eine umso deutlichere Sprache.

In Süddeutschland lassen sich heute die drei großen metallführenden vorzeitlichen (vorrömischen) Stufen — Bronzezeit, Hallstattzeit, Latènezeit — in je vier Unterstufen gliedern. Dazu kommen dann noch 6—7 Stufen der jüngeren Steinzeit, ganz abgesehen von der älteren Steinzeit, deren Kultur in unserer engeren Heimat bis jetzt erst an einigen oberfränkischen Plätzen sicher nachgewiesen ist. Ich habe im vorigen Jahre versucht, diese verschiedenen, anfangs wohl etwas verwirrenden vorgeschichtlichen Stufen in der prähistorischen Abteilung des Fränkischen Luitpoldmuseums durch entsprechende Aufstellung, ferner durch Zeichnungen, Photos und Abbildungen nach ihren Leitfunden näher zu umschreiben.

Es ist klar; daß sich unter dem vorgeschichtlichen Kulturniederschlag unserer Heimat einzelne Zeitabschnitte besonders prägnant gestalten, durch die Fülle ihrer Funde andere Kulturstufen übertreffen, sei es, daß die Besiedelung eine wirklich stärkere war oder daß unsere bisherige Forschungsmethode noch nicht scharf genug

[1]) Die vorliegende Abhandlung ist die verkürzte und entsprechend veränderte Wiedergabe eines Lichtbildervortrags im Historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg.

das Gesamtbild überschauen kann. So ergibt neuerdings in Süddeutschland insbesondere die beginnende Erste Eisenzeit (die erste Stufe der Hallstattzeit) oder, wie wir kurz zu sagen pflegen, die Frühhallstattzeit ein überraschend klares und übersichtliches Bild. Ihre Erscheinungen sollen im folgenden in Wort und Bild vorgeführt und dabei eine Reihe von unterfränkischen Funden gewürdigt werden, deren Mehrzahl erst in jüngster Zeit gehoben wurde.

Vielfach rechnet man heute noch den Inhalt dieser Frühhallstattstufe zur späten Bronzezeit. Allein da der Formenkreis ein ganz bestimmter ist, sich von älteren Erscheinungen deutlich abhebt, da unsere Stufe im klaren Zusammenhang mit der beginnenden Ersten Eisenzeit in Italien steht, da außerdem jetzt zum ersten Male Eisen, wenn auch sehr spärlich Verwendung findet, ist es entschieden richtiger nach dem Vorgange Reineckes (Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. S. 231 ff.) von der Frühhallstattzeit zu sprechen.

„Relative" und „absolute" Chronologie der Frühhallstattzeit können wir bereits mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Die erstere, die relative Chronologie, ergibt sich ohne weiteres aus den „stratigraphischen Verhältnissen", aus der gegenseitigen Lagerung der Funde, vornehmlich an länger besiedelten Plätzen oder in öfter benützten Hügelgräbern, dann aber auch durch die Typologie, welche auf Grund der Typenentwicklung Älteres von Jüngerem scheidet. Die absolute Chronologie vorgeschichtlicher Funde finden wir durch deren Vergleich mit ähnlichen oder identischen Altsachen anderer Länder, deren vorgeschichtliche Kulturstufen zeitlich bereits genügend geklärt sind. Für die vorgeschichtlichen Kulturen des mittleren und nördlichen Europa bietet nach dieser Richtung natürlich die Archäologie der Mittermeerländer das beste Fundament. So entspricht unserer Frühhallstattzeit im ägäischen Kulturkreis ungefähr die „spätmykenische" Stufe, nach ägyptischer Chronologie die Zeit der 20. bis 21. Dynastie, also in Zahlen ausgedrückt der Zeitraum von 1200—1000 oder 950 vor Chr. Mannigfache Beziehungen sind vorhanden zwischen unseren frühhallstättischen Gräbern und den gleichalterigen Grabanlagen in Oberitalien. Der Kenner sei insbesondere erinnert an die ältesten Gräber von Benacci bei Bologna, an die älteren „protoetruskischen", sogenannten Brunnengräber (tombe a pozzo) in Mittelitalien, vornehmlich bei Corneto, kurz an den Inhalt jener Stufe, die wir dort in Italien als den ältesten Abschnitt der italischen Villanova-Zeit zu betrachten haben, und der die gleiche Zeitstellung ergibt.

Wenn wir mit der Betrachtung des Kulturnachlasses der Frühhallstattzeit beginnen, so bieten uns natürlich wie in den meisten anderen vorgeschichtlichen Perioden die Gräber das reichhaltigste Material. Die schon in der späteren Bronzezeit übliche Brandbestattung ist in der Frühhallstattzeit gang und gäbe, nur vereinzelt scheinen bis jetzt Skelettgräber angetroffen worden zu sein. Während aber in der Bronzezeit das Hügelgrab, d. h. der aus Erde und Steinen aufgeschüttete und aufgebaute Tumulus die normale Grabform ist, treffen wir in der Frühhallstattzeit zahlreiche Flachgräberfelder oder besser gesagt Urnenfriedhöfe. Die Bestattung in Hügelgräbern tritt dagegen zurück, wenn sie auch nicht verschwindet.

Die Gräber sind meistens in den Boden eingeschnitten, mit Steinen umstellt und abgedeckt. Nicht selten werden wirkliche kleine Grabkammern aus Steinplatten gebildet, die dann gewöhnlich ein großes Tongefäß, oft ein förmliches Tonfaß bergen, das mit einer Schüssel oder einer Steinplatte abgedeckt ist. Dieses Hauptgefäß enthält wiederum kleinere Gefäße mit dem Leichenbrand, sowie die übrigen

Abbildung 1.
Urnengrab der Frühhallstattzeit bei Goldbach (Bezirksamt Aschaffenburg).
Die obere Steindecke ist entfernt.

Beigaben, allerlei Bronzeschmuck, der nicht selten erkennen läßt, daß er die Verbrennung der Leiche auf dem Scheiterhaufen mitgemacht hat und dann zusammen mit der Asche und den Knochenresten gesammelt und beigesetzt wurde. Bestattungen dieser Art wurden erst in den letzten Tagen am Westende des Dorfes Goldbach (Bezirksamt Aschaffenburg) aufgedeckt (Abb. 1 siehe oben).

Über Wohnungen und Siedlungen der Frühhallstattzeit sind wir natürlich ungleich schlechter informiert. Die Untersuchung von vorgeschichtlichen Wohnplätzen ist eigentlich erst neueren Datums, früher hat man sich mit derartig schwierigen Arbeiten selten befaßt und auch heute noch zieht man vielfach die Untersuchung von Hügelgräbern und sonstigen Gräbern vor, um auf diese Weise schneller und sicherer Sammlungen zu füllen. Daß dieser Standpunkt wissenschaftlich durchaus zu verwerfen ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden.

Die Hütten haben wir uns analog älteren vorgeschichtlichen Wohnungen etwas in den Boden eingetieft zu denken und aus Holz konstruiert, das mit Lehm gedichtet wurde. Die Grundrisse sind in der Hallstattzeit meist geradlinig und scharfwinkelig, doch ist auch die runde Hütte offenbar noch nicht verschwunden. Von den Überresten solcher Hütten aus vorgeschichtlichen Zeiten darf man sich freilich keine allzu blühenden Vorstellungen machen. In günstigen Fällen gelingt es, die ursprünglichen Pfostenlöcher und etwa die zugehörigen Herdstellen und Abfallöcher herauszupräparieren und mit deren Hilfe den ehemaligen Grundriß zu zeichnen. Reichliche Spuren von Hüttenlehm, das heißt Reste von dem ehemaligen Wandbewurf, der, durch Wärme und Feuer erhärtet, die Rutenabdrücke des Flechtwerks zeigt, geben uns Aufschluß über die Wandkonstruktion.

Im benachbarten Neckarland, und zwar im unteren Neckargau, hat Hofrat Schliz mehrfach Hüttenstellen der älteren Hallstattzeit untersucht und glaubt sie als ausgesprochene Blockhausbauten mit zweizelligem Grundriß rekonstruieren zu müssen. In einem besonders lehrreichen Falle ergab sich auf der einen Seite Schlaf- und Wohnraum, auf der anderen Seite ein Raum mit großem Herd, zwischen beiden ein großes in den Boden eingelassenes Wasserfaß, abseits vom Wohngebäude ein Vorratshaus mit kleinerem bienenkorbartigem Keller. Andere Wohnstellen zeigten ähnliche Grundrisse. Der Zufall hat uns übrigens die wohlerhaltenen Reste eines solchen Frühhallstatt-Blockhauses in der Nähe von Hallstatt selbst infolge eines Bergrutsches zu Tage gefördert.

Die Siedlungen erscheinen meist in Form größerer Haufendörfer oder wenigstens Wohnungsgruppen. Diese geschlossene Dorfsiedlung wird bereits von der ackerbautreibenden Bevölkerung der jüngeren Steinzeit bevorzugt (vor allem in der Stufe der sogenannten Bandkeramik). Nur in der älteren Bronzezeit begegnen uns mehr Einzel- oder Kleinsiedlungen. Mitunter erscheinen solche Dorfsiedlungen der Hallstattzeit bereits von Wall, Graben und Palisaden geschützt, die bekanntesten Beispiele dafür sind die allerdings etwas jüngeren Hallstattdörfer bei Neuhäusel im Westerwald und in der Koberstadt bei Darmstadt.

Während die jüngere Steinzeit sich infolge ihrer unvollkommenen Werkzeuge ängstlich an das mit Löß bedeckte Gelände hielt, nimmt der besser ausgerüstete, gleichfalls Ackerbau und Viehzucht treibende Frühhallstattsiedler auch mit weniger günstigem Boden vorlieb; ein gutes Beispiel dafür bietet die starke Besiedlung der Schwäbischen Alb in der Hallstattzeit. Ja, die Forschungen des letzten Jahrzehnts haben gerade gezeigt, daß die Frühhallstattzeit insbesondere Höhensiedlungen liebt. Eine Reihe der bekanntesten großen Ringwallburgen

Süddeutschlands haben in ihren Fundreihen für die Frühhallstattzeit eine auffallende „Verdichtung der Siedlungsniederschläge" ergeben, so der Hesselberg bei Wassertrüdingen, die Gelbe Bürg bei Gunzenhausen, der Buigen an der Brenz, der Ipf bei Bopfingen, der Heiligenberg bei Heidelberg, die Engelsburg bei Rothenburg, die Schwedenschanze bei Hofheim in Unterfranken u. a. m.

An den Alpenseen bestehen die Pfahlbautendörfer fort, sie liegen nur häufig jetzt weiter draußen im See als in der neolithischen Zeit. Ja der größte Teil der aus den Pfahlbauten stammenden Metallfunde gehört gerade wieder der frühen Hallstattzeit an.

Die Bevölkerung Süddeutschlands in der Frühhallstattperiode muß zahlreich gewesen sein und zweifelsohne eine höhere Kulturstufe eingenommen haben. Die Verteilung der Siedlungen im Gelände läßt auf intensiven Betrieb von Ackerbau und Viehzucht schließen. Leider erfahren die in den Siedlungen gefundenen Tierknochen nur selten richtige Bestimmung durch Zoologen. Eine rühmliche Ausnahme bildete nach dieser Richtung die Untersuchung des reichen Knochenmaterials vom Hesselberg, das wohl größtenteils der Frühhallstattzeit angehört. Die Hauptmenge der dort gefundenen Knochen fällt dem Rinde zu und zwar einer ziemlich kleinen Rasse. In zweiter Linie folgt das Schwein, sowohl das Wildschwein als auch das sogenannte Torfschwein (Sus palustris) als Hausschwein. Auch das dort vertretene Pferd war ein kleines und schlankes Tier, etwa dem kleinen Pferde von Latène und Auvernier entsprechend. Das Schaf war besonders klein und dürfte der modernen Heidschnucke ziemlich nahe kommen.

Für ausgedehnten Handel und Verkehr in der Frühhallstattzeit sprechen viele Beobachtungen, so die Lage mancher Hallstattsiedlungen an prominenten Örtlichkeiten, an Straßenknotenpunkten, Flußübergängen usw., ganz besonders aber die überaus zahlreichen Depotfunde, die wir in solcher Fülle in keiner anderen vorgeschichtlichen Stufe wiedertreffen. Wir bezeichnen mit Depotfunden die Verstecke von wandernden Händlern und Hausierern, die etwa wie unsere Zinngießer im Lande herumzogen, alte Bronzen zum Einschmelzen sammelten und neue Gegenstände verkauften. Der Bequemlichkeit und Sicherheit halber legten sie sich an bestimmten, leicht wieder erkenntlichen Plätzen „Depots" an. Mancher von den armen Schelmen kam nicht mehr dazu, sein Depot zu heben, und erst der Zufall oder die Bodenkultur bringt es in unseren Tagen wieder ans Licht. Wir werden weiter unten verschiedene Depotfunde aus Franken kennen lernen. Sie sind für die Erkenntnis alter Straßen und Handelsverbindungen sehr wichtig. Auf rege weitere Handelsbeziehungen lassen auch die zahlreichen aus der Ferne importierten Metallgegenstände schließen. So kennzeichnet sich ein großer Teil des frühhallstättischen Bronzegeschirres nach Form und Dekoration als Importware altitalischer Fabriken und das Gleiche gilt von einzelnen Waffen, insbesondere von Helmen, Schilden und Panzerteilen.

Über die Bevölkerung selbst, d. h. über ihre somatische und ethnologische Zuteilung, lassen sich leider bestimmte Angaben noch nicht machen. Die anthro-

pologische Forschung wird dadurch erschwert, daß uns die Frühhallstattzeit fast durchweg Brandbestattungen hinterlassen hat. Doch genügen die wenigen somatischen Reste, um die von Schliz aufgestellte Annahme wahrscheinlich zu machen, daß in der Frühhallstattzeit die vorhandene spätbronzezeitliche Bevölkerung Süddeutschlands von einem neuen Volkselement, einem langköpfigen alpinen Typus, durchsetzt und kräftig in seiner Kulturentwicklung beeinflußt wird. Dieser alpine Typus sitzt vornehmlich in der Westschweiz, hat gegen Ende der Bronzezeit und zu Beginn der Hallstattzeit in seinem „bel âge de bronze" einen außerordentlichen Formenreichtum entwickelt und drückt nun auch der Frühhallstattzeit das charakteristische Gepräge auf. Trotzdem müssen wir es uns noch versagen, bestimmte ethnologische Schlüsse zu ziehen. Von den Kelten im engeren, landläufigen Sinn zu reden, ist wohl verfrüht, wir lernen Kelten mit Sicherheit erst später in Süddeutschland kennen, gegen die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. Ganz falsch ist es selbstverständlich, an Germanen zu denken, die in jener Zeit noch weit im Norden Deutschlands sitzen und erst gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. über den Thüringerwald nach Süden vordringen.

Wenden wir uns nunmehr zu den Niederschlägen der Frühhallstattzeit im einzelnen und zwar zunächst zu den Metallfunden! Eisen findet, wie schon oben erwähnt, zunächst sehr spärliche Verwendung, so als kostbarer Einlageschmuck auf Bronzeschwert-Griffen. Das neue Metall kam erst langsam, nach und nach in Gebrauch, vermittelt offenbar von Osten und Süden her, vielleicht, wie Hörnes meint, durch Wanderschmiede, die je nach Bedarf von Ort zu Ort zogen, ihre Öfen bauten, wo man sie brauchte und wo Eisenerz und Holz genügend vorhanden waren. Erst in der jüngeren Hallstattzeit wird Eisen in reicherem Maße und zwar vornehmlich zu Waffen, z. B. zu Schwertern, verwendet. Das Eisen ist auch keineswegs, wie schon öfter betont wurde, das Metall, dem der Fortschritt gehört, von dem die Entwicklung abhängt, diese Bedeutung gehört nach wie vor der Bronze, die in der Frühhallstattzeit fast ausschließlich das Metall für Schmucksachen, Geräte und Waffen bildet. Die frühhallstättischen Bronzen entstammen zum größten Teil den zahlreichen Depot- und Einzelfunden, zum geringeren Teil den Gräbern, welch' letztere dafür um so reichere keramische Ausbeute bieten.

Im Gegensatz zu früheren und späteren vorgeschichtlichen Stufen liebt es die Frühhallstattzeit im allgemeinen nicht, den Toten Waffen mit ins Grab zu geben, doch sind Ausnahmen gerade im Maingebiet wiederholt beobachtet worden.

Unter den frühhallstättischen Bronzeschwertern unterscheiden wir verschiedene Typen, von denen der bekannteste stark an Formen der vorausgehenden späten Bronzezeit erinnert und wegen seines häufigen Vorkommens als „ungarischer", besser aber als „süddeutscher" Typ bezeichnet wird (Taf. I, 9). Die Klinge zeigt meist schilfblattähnlichen Umriß mit starkem mittlerem Grat, sie ist in den separat gegossenen Griff eingeschoben und dieser mit Nieten befestigt. Der Griff ist gewöhnlich mit Querwülsten oder Querrillen und oben mit einem Schalenknauf versehen. Eigentümlich ist hier wie bei den meisten vorgeschichtlichen Schwertern der kurze Griff, der wohl beweist, daß die Schwerter in erster Linie zum Stechen

und nicht zum Hauen bestimmt waren. Eine andere Form wird nach zwei Hauptfundorten gewöhnlich als Möriger- oder als Ronzanotypus bezeichnet, Taf. I, 31 (Mörigen in der Schweiz, Ronzano in der Nähe von Bologna). Auffallend sind an diesen Schwertern die stark betonten ovalen Schalenknäufe, ferner die immer wagrechten Abschlüsse des Griffs, sowie die ovalen oder rechteckigen Einlagen im Griff, Taf. I, 1. Diese Einlagen bestehen nicht selten in kleinen, offenbar besonders geschätzten Eisenblättchen. Auch eine Art Eisentauschierung kommt an diesen Schwertgriffen zum ersten Male vor, wie neuerdings wieder ein schöner Fund von Unterkrumbach bei Hersbruck lehrt. Daß derartige Waffen nicht alle aus dem Süden importiert, sondern auch gelegentlich in unseren Landen nachgegossen wurden, beweist unter unter anderem die Gußform eines Ronzano-Schwertgriffes von Erlingshofen in Mittelfranken. Noch auffallender ist der Griff bei dem ebenfalls dieser Stufe angehörigen Antennenschwert, das auf österreichischem Gebiete, sowie weiter westlich in der Schweiz und am Rhein häufiger ist. Der Knauf endigt nämlich in fühlhörnerartigen Verzierungen. Neben diesen Schwertern mit massivem Griff kommen dann auch solche mit Griffzungen oder Griffangeln vor, auf welche die Griffverschalung aus einem organischen Material, Holz oder Knochen, aufgeschoben wurde. Das Fränkische Luitpoldmuseum besitzt ein solches Stück von Hallstadt bei Bamberg und neuerdings ein besonders interessantes von Eßfeld, Bezirksamt Ochsenfurt. Aus diesen Griffzungenschwertern hat sich dann das spätere eiserne Hallstattschwert entwickelt.

Der Dolch fehlt in der Frühhallstattzeit so gut wie ganz. Pfeilspitzen (Taf. I, 12, 27, 28) sind häufig, unterscheiden sich aber kaum von denen der jüngeren Bronzezeit, ebenso die Lanzenspitzen, letztere oft mit sorgsam gravierter Tülle (Taf. I, 17, 25).

Sehr selten sind, insbesondere auf süddeutschem Gebiet, Schutzwaffen der ältesten Hallstattzeit, also Helme, Schilde, Panzer, die bis jetzt niemals in Gräbern beobachtet wurden, sondern sich stets als gelegentliche Schatzfunde erwiesen. Der Frühhallstatthelm (wenig bekannt) ist überhaupt der älteste Metallhelm der mittel- und nordeuropäischen Kultur, in seiner Grundform eine einfache halbkugelige Kappe (Taf. I, 18); Löcher am unteren Rande zeigen, daß sein Inneres jedenfalls mit einem filzartigen Stoff gefüttert war und er wahrscheinlich aus dem gleichen Material Nacken- und Wangenschutz trug. Vor einiger Zeit tauchte ein solcher Helm im süddeutschen Kunsthandel auf, dessen Fundort ich in einer Örtlichkeit in der Nähe von Kronach ermitteln konnte. Ich habe das wertvolle Stück im Zusammenhang mit den übrigen wenigen europäischen Funden in den Mitteilungen des Germanischen Museums in Nürnberg 1911 publiziert und die Heimat des Typus in der frühen Villanovazeit Italiens nachgewiesen. Dort ergaben gleichaltrige Gräber eine Reihe von Helmen, die unserem Kronacher Exemplar enge verwandt oder, wie ein Fund von Fermo, völlig gleichartig sind.

Das Mainzer Museum verwahrt zwei Frühhallstatt-Bronzeschilde, von denen der eine aus dem Rhein bei Bingen, der andere von Spalt in Mittelfranken stammt.

Eine Mittelstellung zwischen Waffe und Werkzeug nimmt der Celt oder

besser gesagt die Bronzeaxt ein, deren Entwicklung bereits in der frühen Bronzezeit beginnt, die aber ihre reichste Ausbildung gegen Ende der Bronzezeit sowie in unserer Frühhallstattzeit erhält. Der letzteren gehört insbesondere an die große Masse der Lappenäxte (Taf. I, 19, 26), sowie der Hohl- oder Tüllenäxte (Taf. I, 30). Die Bronzeaxt scheint ein weitverbreitetes Instrument gewesen zu sein. Sie ist fast stets bei Depotfunden und oft in mehreren Exemplaren vertreten. Noch häufiger als die Axt findet sich das Bronzemesser (Taf. I, 2, 3, 8), es bildet vor allem eine stehende Grabbeigabe. Im Umriß mehr oder weniger elegant geschwungen, erinnert es nicht selten an die vollendet schönen, gleichaltrigen Pfahlbautenfunde und wird deshalb auch vielfach kurz als Pfahlbautenmesser bezeichnet. Die fränkischen Sammlungen, insbesondere das Fränkische Luitpoldmuseum enthalten eine ansehnliche Reihe solcher Messer.

Eine Spezialität, die auf gesteigerte Kulturbedürfnisse schließen läßt, ist das Bronzerasiermesser (Taf. I, 29, gleichfalls eine beliebte Beigabe in Gräbern, und, wie wir wohl hoffen dürfen, ausschließlich in Männergräbern. Die Form ist etwas abenteuerlich, der Griff meist zierlich durchbrochen, die Schneide ringförmig geschlossen, wahrscheinlich um ein vorsichtiges Schaben zu ermöglichen.

Eine stark begehrte Handelsware bildete ohne Zweifel auch die Bronzesichel (Taf. I, 13), gewöhnlich unserem heutigen Grasstumpf ähnelnd, in den meisten Depotfunden und zwar gewöhnlich mit verschiedenen Typen vertreten. So enthielt ein großer Depotfund, der unweit der Saalburg bei Homburg v. d. H. gemacht wurde und wie alle ähnlichen Depotfunde teils aus unbrauchbarer, zum Einschmelzen bestimmter Ware, teils aus fertigen zum Verkaufe bestimmten Gegenständen besteht, nicht weniger als 31 Sicheln.

Frühhallstattzeitliche Schmuckſachen geben uns die Gräber wieder sehr reichlich; zum ersten Male findet sich jetzt die Fibel, unsere Sicherheitsnadel, stets in Form größerer zweigliedriger Stücke mit zwei Endspiralen und schlangenförmigem oder schildartigem Bügel (Taf. I, 10). Daneben existieren allerhand Schmucknadeln, nach der jeweiligen Form ihres rundlichen, keulenförmigen oder schalenartigen Knaufes „Kugel"-, „Vasen"- oder „Scheiben"kopfnadeln geheißen (Taf. I, 5, 6, 7, 15, 16), ferner Fingerringe aus Bronzeblech und allerhand Ketten- oder Klapperschmuck. Arm- und Halsringe sind meist offen und von bescheidener Form (Taf. I, 20, 21, 22). Zu mancherlei Zwecken dienen die kleinen, auch schon in älteren vorgeschichtlichen Stufen bekannten Bronzedrahtröllchen (Taf. I, 11); ebenso beliebt sind Ringe aus doppelt geführtem Bronzedraht, „Noppen"- oder besser „Schleifenringe" genannt. Auch „Brillenspiralen", die wir schon in der älteren Bronzezeit finden, werden noch verwendet und erst neuerdings hat sich gezeigt, daß sogar die merkwürdigen großen, schon in der älteren Bronzezeit bekannten Arm- und Kniebänder mit ihren mächtigen Endspiralen noch gelegentlich, wenn auch in etwas veränderten Typen, in Frühhallstattgräbern vorkommen.

Nicht selten finden sich auch Gußformen zu Metallgeräten, so zu Messern, Bronzeäxten, Lanzenspitzen und Sicheln, meist in Stein geschnitten. Diese Form-

steine, wie wir sie besser nennen werden, dienten aber wohl schwerlich unmittelbar zum Bronzeguß, sondern erst zur Herstelluug eines Wachsmodelles.

Unter den Grabbeigaben wären endlich noch zu erwähnen Bernstein- und Glasperlen, erstere aus dem baltischen Gebiet, letztere aus dem Süden eingeführt.

Sehr interessant ist das Bronzegeschirr der Frühhallstattzeit, dessen Stilcharakter überall der gleiche ist. Er dokumentiert sich hauptsächlich in der Kunst des Bronzeschmiedens, in der Gewandtheit das Metall zu treiben, zu strecken, zu dehnen und zu nieten; Löten kennt man noch nicht. Die Metallgefäße erhalten ihre Dekoration materialgerecht durch Nietköpfe, Riefelungen, durch ornamental gestellte, getriebene Buckelgruppen, durch konzentrische Kreise und dergl. In der Hauptmasse ist dieses Frühhallstatt-Bronzegeschirr zweifellos italische oder besser gesagt oberitalische Importware. Dort in den schon vorhin erwähnten ober- und mittelitalischen Gräberfeldern der frühen Villanovazeit finden wir in großer Masse die entsprechenden Analogien, ja nicht selten direkt identische Stücke aus der gleichen Fabrik. Beliebt sind kleine Henkeltassen, die gerade auch in Franken sich wiederholt in Gräbern fanden (Taf. II, 15), dann kleine, zierliche, eiförmige Näpfchen mit feiner Gravierung unterhalb der Mündung, Schüsseln mit wagrechtem Rand und mehreren „getriebenen Hohlkehlen". Nicht selten finden sich aber auch größere Prunkgefäße, so ein zweihenkliger Eimer-Typ mit dem bekannten Motiv der symmetrisch um konzentrische Kreise angeordneten Vogelhälse. Gerade dieser Eimer kehrt in verschiedenen, örtlich weit von einander entlegenen Frühhallstattfunden ganz gleichartig wieder, so in einem Funde von Unterglauheim bei Dillingen, dann in einem Depotfunde von Granzin, Mecklenburg-Schwerin, (2 Exemplare), ebenso in dem berühmten Depotfunde von Hajdu-Böszerméný in Ungarn, endlich auch in einem oberitalischen Funde von Rivoli. Hier kann es sich also nur um Fabrikate handeln, die aus einem Kulturzentrum stammen und zwar jedenfalls von einem solchen des älteren italischen Villanovakreises. In dem Unterglauheimer Funde sind bemerkenswert zwei getriebene Goldnäpfe mit dem üblichen zonenartigen, aus Buckeln und konzentrischen Kreisen sich zusammensetzenden Ziersystem. Während nun die Bronzegefäße Importware vom Süden sind, sucht man neuerdings die Heimat dieser goldenen Gefäße nach dem germanischen Norden zu verlegen. Derartige zierliche, dünne Goldgefäße haben sich nämlich in stattlicher Anzahl im gleichzeitigen germanischen Norden, namentlich in Dänemark gefunden. Erst im letzten Jahre ging durch die Zeitungen die Kunde von einem kostbaren Goldschatzfunde, der bei Eberswalde in Brandenburg gehoben wurde und neben allerlei Ringschmuck acht ähnlich dekorierte kleine Goldschalen enthielt im Gesamtgewicht von $2^1/_2$ Kilogramm. Der Eberswalder Fund gehört offensichtlich der Frühhallstattzeit oder nach nordeuropäischer Terminologie der Bronzezeit IV an, die mit unserer Frühhallstattstufe zeitlich zusammenfällt.

Im engen Zusammenhang mit dem Bronzegeschirr steht die frühhallstättische Keramik, die mit zum Besten des ganzen süddeutschen vorgeschichtlichen Kulturnachlasses gehört, obgleich man den Gebrauch der Töpferscheibe noch nicht

kennt. Selbst große, gröbere Gefäße, die im Haushalte als Wasser- und Vorratsgefäße, in den Gräbern als Ossuarien dienten, weisen im Gegensatz zu den entsprechenden derben Formen der Späthallstattzeit vielfach eine bessere Technik und sorgfältige Glättung auf. Sie zeigen nicht selten — wahrscheinlich in Anlehnung an wirkliche Strickumschnürungen — allerhand plastische, umlaufende Verzierungen. Beliebt ist die „Fingertupfen-Leiste", die allerdings auch in anderen vorgeschichtlichen Stufen geläufig ist. In großen Massen kennen wir aus Gräbern die mittelgroßen und kleineren Gefäße. Sie sind in der Regel dunkeltonig, oft ganz schwarz, feinpoliert und dünnwandig, die Formen sind gewandt, gefällig und deuten in vielen Fällen in überraschender Weise auf Metallgefäße als Vorbilder hin. Man kann geradezu von einem Metallcharakter der Frühhallstattkeramik sprechen. Da gibt es flache Schüsseln (Taf. II, 6, 9, 11) mit stufenförmigem Profil und wagrecht umgelegtem Rande, ganz analog gewissen Bronzeblechschüsseln, ebenso kleine, eiförmige Tassen mit spitzem Boden, dann allerhand doppelkonige Urnen (Taf. II, 3, 4, 7, 10, 12, 14, 17) mit mehr oder minder ausgeprägtem trichterförmigem oder zylinderartigem Halse. Formen wie die scharfprofilierten Gefäße (Taf. II, 1, 10) lassen auch den Laien über ihren Ursprung nicht im Unklaren. Metallvorbilder läßt auch durchweg die Dekoration erkennen. Gebräuchlich sind allerhand plastische Riefelungen und Kannelüren, die um das Gefäß laufen und oft guirlandenartig aufgenommen sind (Tafel II, 10, 12, 14, 16), daneben mancherlei aus der Bronzeblech-Treibtechnik entliehene flache oder auch nietkopfartige Buckeln, die vielfach mit hängenden Halbkreisen zusammen gruppiert sind. An anderen, besonders an kleineren Gefäßen, wird reichlich von der Gravierung Gebrauch gemacht, ganz in der Art, wie wir diese an Frühhallstattbronzen sehen und unter Verwendung der dort üblichen geometrischen Muster (Taf. II, 6). Zu den besten Leistungen der Frühhallstatt-Keramik gehören die Brandgräberfunde von Nauheim, jetzt im Museum zu Frankfurt. Ihre Technik ist eine ganz vorzügliche, der Ton tiefschwarz und poliert, die Gefäßwand sehr dünn, die Konturen elegant und scharfkantig.

Im Gegensatz zu den stark profilierten Frühhallstattformen stehen die weichgeschwungenen Umrisse der Späthallstattkeramik, von der bekanntlich das Fränkische Luitpoldmuseum große Massen verwahrt.

Die bisherigen Ausführungen allgemeiner Art waren nötig, um unsere heimischen Funde typologisch und chronologisch würdigen zu können. Im Anschluß daran sei ein kurzer zusammenfassender Überblick über die frühhallstättischen Bodenfunde Unterfrankens und Oberfrankens gegeben, zunächst über die Grabfunde. Da besitzt, wenn wir mit dem westlichen Unterfranken beginnen, das Fränkische Luitpoldmuseum gute Frühhallstatt-Keramik vom Untermain, und zwar bemerkenswerterweise nicht aus Flachgräbern, sondern aus einzelnen Grabhügeln bei Pflaumheim und Großostheim. Es handelt sich fast durchweg um Gefäße aus der ehemaligen Sammlung Lang, die meist erst durch geschickte Hände in der Werkstätte des fränkischen Luitpoldmuseums richtig zusammengesetzt und ergänzt wurden. Leider lassen sich die

Funde vielfach nicht mehr einzelnen bestimmten Hügeln zuteilen, doch sind ihre Formen so prägnant, daß ich sie im Luitpoldmuseum von der großen Masse des jüngeren Hallstattgeschirres sehr wohl ausscheiden konnte. Vorhanden sind zunächst ein paar große nach oben weitausladende Gefäße aus Pflaumheimer Hügelgräbern mit echt frühhallstättischem scharf umgelegtem Mündungsrand, weiterhin aber auch eine größere Anzahl mittelgroßer und kleinerer Gefäße mit gut profilierten Umrissen (Beispiele Taf. II, 1, 2, 3, 5, 8, 10, 11). Beachtenswert ist das Gefäß Taf. II, 1 oben, das ja nur verständlich wird als Uebersetzung eines Bronzeblechgefäßes in Ton; auf diese absichtliche Übersetzung weist auch die glänzende schwarze Politur hin. Ähnlich sind die Schalen Taf. II, 5, 9, 11 unten zu beurteilen. Die Urne Taf. II, 3 oben rechts hat die bekannte weitausladende nach oben sich verjüngende Frühhallstattform mit feinen Quer-Kannelüren. Besonders charakteristisch ist das zweihenklige Gefäß Taf. II, 10 mit seinem prächtigen Profil. Ein paar geläufige kleinere Typen bilden vor allem die Henkeltasse Taf. II, 8 und die Henkelschale Taf. II, 2.

Das hübsche doppelkonige Töpfchen Taf. II, 14 mit dem bekannten guirlandenartigen Dekor befindet sich in Aschaffenburg (Städt. Sammlung) und stammt mit einigen anderen Stücken aus einem Flachgrab bei Mainaschaff. Ein reicher Frühhallstatt-Friedhof mit steinkistenartigen Grabbauten liegt am Westende des Dorfes Goldbach. Erst kürzlich konnten dort neun Brand-Bestattungen untersucht werden, die eine stattliche Anzahl von Gefäßen, darunter sowohl große, derbe Ossuarien, als auch kleinere und allerkleinste Typen ergaben. (Beispiele Taf. II, 4, 6, 17). Da die Resultate der Untersuchung demnächst veröffentlicht werden, sei hier nur kurz auf die schöne Schüssel mit der plastischen Innendekoration und dem sorgfältig gravierten Rande Taf. II, 6 hingewiesen. Ein aufgedecktes Steinkistengrab noch in situ zeigt die Abbildung 1 auf Seite 245.

Ein gleichaltriges Urnengräberfeld liegt bei Kahl auf der Gänsewiese in der Nähe des Bahnhofes. Es hat Funde in die Sammlungen nach Hanau und Aschaffenburg geliefert.

Wie das wichtige Mainknie bei Aschaffenburg mit seinem Odenwald- und Spessartvorlande, mit der reichen Ebene des Bachgaues, so war auch der nicht minder günstige Mainwinkel bei Miltenberg offenbar in der Frühhallstattzeit dicht besiedelt. Ich kenne sowohl aus dem Stadtbilde Miltenberg selbst Frühhallstattgrabfunde als auch von der rechten Seite des Mains in der Nähe der alten Fähre. Dazu kamen jüngst Frühhallstattbestattungen in der Nähe des Kleinheubacher Bahnhofes, und weiter mainaufwärts kennen wir seit längerer Zeit ein größeres, leider ziemlich zerstörtes Urnengräberfeld bei den Kirschfurter Höfen gegenüber von Freudenberg. Das Würzburger Museum besitzt von dort einige Funde, so zwei Schalen mit typischen Metallprofilen (Taf. II, 9), ferner ein paar Spiralen, Armringe sowie ein Messer.

Bei Birkenfeld (Bezirksamt Marktheidenfeld) hat vor Jahren Herr Lehrer Spiegel in der Feldlage „Tolle Kirche" Frühhallstattbestattungen mit

kleinen Steinkammern nachgewiesen und die Funde von dort der Prähistorischen Staatssammlung in München übergeben.

Aus Hügelgräbern bei Diebach unweit Hammelburg besitzt das Fränkische Luitpoldmuseum ein paar große, derbe Vorratsgefäße. Ebenso befinden sich einige Frühhallstattgefäße von Waitzenbach im Henneberg'schen Museum zu Meiningen. Bei Mellrichstadt hat vor Jahren Herr Domkapitular Dittmeyer ein Frühhallstatt-Urnengräberfeld entdeckt und seine Funde dem Würzburger Museum zugeeignet. Es handelt sich um vorzügliche schwarztonige Gefäße und um verschiedene Bronzen, darunter mehrere Nadeln, ein Messerbruchstück und eine größere Bronzepinzette. Ein gutes Beispiel der Frühhallstattkeramik bietet das schöne zugehörige Gefäß Tafel II, 12. Bei Gädheim unweit Haßfurt habe ich vor einigen Jahren ein frühhallstattzeitliches Gräberfeld mit Skelettbestattungen feststellen können. Unter den dortselbst gehobenen Bronzen sind hervorzuheben mehrere Pfeilspitzen mit Tülle und Widerhaken Taf. I, 12, 27, 28, sowie der Rest eines Rasiermessers.

Noch weiter mainaufwärts sind Frühhallstattgräber bekannt von Gundelsheim bei Bamberg und von Reundorf und Wolfsdorf bei Lichtenfels. Sowohl bei Gundelsheim als auch bei Reundorf sind einwandfrei Skelettbestattungen in unmittelbarer Nähe von Brandbestattungen nachgewiesen. Da die Funde ziemlich gleichartig sind und vielfach an Formen der Spätbronzezeit erinnern, so dürfte wohl hier eine Übergangsstufe von der Spätbronzezeit zur Frühhallstattzeit vorliegen und zwar vielleicht weniger in zeitlicher als kultureller Hinsicht. Denn manches spricht dafür, daß wir in Oberfranken wie auch in der Oberpfalz bereits Mischungen unserer süddeutschen Frühhallstattkultur mit der benachbarten böhmischen, vornehmlich nordböhmischen Kulturstufe voraussetzen dürfen. Neben der Brandbestattung scheint die konservative Sitte der Leichenbestattung noch nicht verdrängt zu sein. Auf Zusammenhänge mit der Oberpfalz und Böhmen deuten besonders mehrere Doppel- oder Etagenurnen vom Gundelsheimer Gräberfeld hin. Hier wie auch bei Reundorf ergaben sich weiterhin ganz gleichartige, mittelstarke, tordierte Halsringe, sowie größere Bronzenadeln mit flauer Vasenkopfbildung (Taf. I, 16). Von Gundelsheim besitzt die Bamberger Sammlung außerdem ein Bronzeschwert vom süddeutschen Typ, ein Messer mit goldner Zwinge (Taf. I, 8), sowie eine Bronzeblechtasse, ähnlich der von Fuchsstadt auf Tafel II, 15. Das Reundorfer Gräberfeld ist leider größtenteils zerstört. Funde von dort liegen in Würzburg, Bamberg und Staffelstein, am letzteren Ort u. a. ein echt frühhallstättisches Rasiermesser sowie ein Messer vom „Pfahlbauten-Typ". Eine kritische Untersuchung der Reundorfer Gräber wurde erst kürzlich von Herrn Dr. Roßbach in Lichtenfels begonnen, dem wir auch die Entdeckung des gleichaltrigen dritten Gräberfeldes bei Wolfsdorf verdanken. Wohl frühhallstattzeitlich ist auch ein Grabfund (?) der Bamberger Sammlung von Medlitz, bestehend aus zwei größeren Nadeln mit keulenförmigen, kannelierten Köpfen, vier großen Zierscheiben aus Bronzeblech und einem Tonrad.

Hier sei noch erinnert an ein weiter südlich bei Altensittenbach unweit Hersbruck entdecktes Frühhallstatt-Urnengräberfeld (Sammlung der Naturhistori-

schen Gesellschaft Nürnberg), das gleichfalls — insbesondere durch eine große Fibelform mit Rautenplatten-Bügel — bereits östlichen oder besser nordböhmisch-mitteldeutschen Einfluß verrät.

Verschiedene gute Gräberfunde hat endlich noch der Süden Unterfrankens, hauptsächlich der Ochsenfurter Gau, geliefert, so ein ausgezeichnetes Grabensemble von Aub, bestehend neben allerhand Kleinigkeiten aus einem feingeriefelten Halsring (Taf. I, 20), einer doppelgliedrigen Spiralfibel (Taf. I, 10) und einem interessanten Messer, an dem auch der Holzgriff und sogar die Verschnürungen oben an der Zwinge in Bronze imitiert sind (Taf. I, 2). Das Ganze: der Inhalt eines leider ohne wissenschaftliche Assistenz vor einigen Jahren bei Aub geöffneten Grabes, den ein Privatsammler für geringes Entgelt an sich brachte. Von Gnötzheim stammt ein Flachgräberfund, bestehend aus zwei Nadeln (Taf. I, 15), einer kräftigen Lanzenspitze (Taf. I, 17) und einem Armring. Von Fuchsstadt (Bez.-A. Ochsenfurt) besitzt die Prähistorische Staatssammlung in München aus einem Urnengrab ein Messer, eine Nadel (Taf. I, 6), ein Rasiermesser (Taf. I, 29), zwei Tongefäße und eine Bronzeblechtasse mit Henkel (Taf. II, 15). Bei Tauberrettersheim habe ich vor zwei Jahren ein einzelnes Frühhallstattbrandgrab gehoben mit einer größeren gut dekorierten Urne (Taf. II, 16). Von weiteren Gräberfunden seien lediglich erwähnt ein Bronzemesser von Mainbernheim, eine Lanzenspitze und eine „Mohnkopfnadel" (Taf. I, 7) aus der Scheinfelder Gegend.

Ein sehr bemerkenswertes Frühhallstattgrab wurde endlich im Herbst 1912 bei Eßfeld in der Nähe des Klingholzes angeschnitten und von uns untersucht. Das Eßfelder Grab war in den Boden eingetieft, mit Steinen umstellt und ursprünglich auch mit Steinen abgedeckt. Auch der Boden war sorgfältig mit Kalksteinplatten pflasterartig belegt. Die ursprüngliche Anlage bildete ungefähr ein Rechteck mit den Außenmaßen 3,20 zu 1,50 Meter, war also wie in anderen Fällen ziemlich geräumig und für ein Brandgrab verschwenderisch groß. Man möchte fast meinen, daß hier bei der Herstellung des Brandgrabes noch die alten Maße der ehemals üblichen Leichenbestattung beobachtet wurden. In dem Grabe fanden sich nun vier Gefäße und vor allem eine Anzahl interessanter Bronzen, ein Kurzschwert mit Griffangel, zwei Messer, drei Armringe, ein Halsring, zwei Nadeln, endlich zwei große, reich gravierte Bronzeblechbänder mit Endspiralen, die wohl an den Unterschenkeln getragen wurden und ähnlich bereits in dem wichtigen Frühhallstattgrabfunde von Wollmesheim in der Rheinpfalz vorliegen. Sehr charakteristisch sind auch die vier im Eßfelder Grab gefundenen Gefäße. Es sind die üblichen Frühhallstatt-Typen, wiederum starke Anlehnung an Metallgefäße verratend (Taf. II, 13, 18).

Die Untersuchung der Umgebung des Fundplatzes ergab noch ein zweites Grab ohne Beigaben, nur Leichenbrand enthaltend, sowie die Spuren eines Hüttenplatzes. Die Bestattung war also, wie dies in vorgeschichtlicher Zeit nicht selten ist, in unmittelbarer Nähe der dann vielleicht aufgegebenen Wohnung erfolgt. Das fruchtbare Gelände rings um Eßfeld und Fuchsstadt war offenbar in der Frühhallstattzeit dicht besiedelt. Weitere Grabungen ergaben in der Nachbarschaft

noch mehrere Abfall- und Wohngruben. Eine mehr kellerartige Grube, ganz in der Nähe des Dorfes war später, wahrscheinlich gegen Ende der Frühhallstattzeit zu einer Leichenbestattung benützt worden.

Eine ziemlich umfangreiche Wohnstelle der Frühhallstattzeit wurde 1913 in der Nähe des Dorfes Aufstetten untersucht. Der Grundriß gestaltete sich oval, von Pfosten konnten wir keine Spur finden; wahrscheinlich haben wir Stakenbau in Zeltform anzunehmen. Tiefer eingeschnitten in den Boden waren zwei Herdgruben. Gehoben wurden aus der Wohnstelle fast zwei Zentner Hausratabfälle, vor allem Scherben und Hüttenlehm, dabei auch eine fragmentierte Gußform.

Wahrscheinlich stehen auch die jüngst bei einem Kurhausbau unweit Mergentheim angeschnittenen „bronzezeitlichen" Hütten (vgl. den Bericht auf Seite 133 dieser Zeitschrift) der Frühhallstattstufe bereits zeitlich nahe, zweifellos ist das der Fall bei dem gleichzeitig gefundenen Urnengrab.

Endlich sei noch erinnert an die von mir früher untersuchte Hallstattsiedlung bei Althausen unweit Münnerstadt, die nach ihren Scherbenfunden bis in die Frühhallstattzeit zurückgeht, allerdings erst in der Späthallstattzeit aufgegeben oder zerstört wurde.

Falls uns Mittel und Kräfte zur Verfügung stehen, um in den nächsten Jahren einige unserer unterfränkischen Ringwallburgen zu untersuchen, so zweifle ich nicht daran, daß manche von ihnen gleichfalls Frühhallstattkulturreste ergeben werden, wie die schon vorhin genannte Engelsburg bei Rothenburg, der Hesselberg, die Gelbe Bürg u. a. So hat bereits die Schwedenschanze bei Hofheim einiges Frühhallstattmaterial geliefert; ebenso scheint der Würzburger Marienberg schon in der Frühhallstattzeit besetzt und befestigt gewesen zu sein. Als im vorigen Jahre dort Wasserleitungsarbeiten vorgenommen wurden, gelang es mir dabei, unter der mittelalterlichen Schicht eine umfangreiche vorgeschichtliche Kulturschicht nachzuweisen, die mit Materialien der Frühhallstattzeit durchsetzt war.

Und nun noch einige Worte über unsere unterfränkischen Depot- und Einzelfunde! In erster Linie seien genannt zwei kleinere Bronzedepotfunde von dem wichtigen Mainknie bei Schweinfurt, wo offenbar schon in vorgeschichtlicher Zeit mehrere Handelswege von Süd nach Nord und von Ost nach West zusammenstießen. Bei Schweinfurt selbst wurden gelegentlich des Bahnbaues eine Reihe ganz gleichartiger Bronzelappenäxte gefunden, von denen damals drei Stück in die Sammlung des Historischen Vereins nach Würzburg gelangten. Es handelt sich um Beile mit „mittelständigen" Lappen, die in der Spätbronzezeit und in der Frühhallstattzeit geläufig sind. Aus der gleichen Gegend stammen vier Bronzesicheln, noch neu und unbenützt, zum Verkaufe bestimmt, ein kleiner Depotfund von Gochsheim, den ich vor einigen Jahren dem Würzburger Museum sichern konnte (Taf. I, 13). Derartige Bronzesicheln sind gleichfalls bereits in der jüngeren Hälfte der Bronzezeit bekannt, treten aber gerade in Depotfunden der Frühhallstattzeit häufig auf. Einen ähnlichen Sichelfund kennen wir von Dürrmorsbach bei Aschaffenburg in der Münchner Sammlung. Auf Tafel I, 9 ist ein Bronzeschwert wiedergegeben mit Weidenblattklinge und gegossenem Griff vom sogenannten

Tafel 1. Funde der Frühhallstattzeit aus dem bayerischen Maingebiet.

Nr. 18 = $^1/_5$ natürl. Größe; Nr. 1–4, 8, 9, 13, 17, 19–22, 25, 26, 29, 30, 31 = $^1/_4$ natürl. Größe; Nr. 5–7, 10–12, 14–16, 23, 24, 27, 28 = $^2/_5$ natürl. Größe.

Tafel 2. Gefäße der Frühhallstattzeit aus dem bayerischen Maingebiet.

Nr. 15 Bronze, alle übrigen Ton. Sämtliche Abbildungen $^1/_5$ natürl. Größe.

ungarischen oder süddeutschen Typ, das zwischen Gemünden und Langenprozelten im Mainbette gefunden wurde.

Unter anderen hierher gehörigen Einzelfunden des Würzburger Museums seien noch erwähnt: Vier Bronzebeile mit mittelständigen Lappen vom Ende der Bronzezeit oder Anfang der Hallstattzeit, die wahrscheinlich einen geschlossenen Depotfund von Orb bilden. Ein weiteres Lappenbeil stammt von Hofheim, ein „Tüllenbeil" angeblich von Poppenlauer (Taf. I, 30). Daß derartige Bronzeäxte auch bei uns hergestellt wurden, beweist der Fund einer Gußform von Gössenheim in der Nähe der Homburg an der Wern, der auf Tafel I, 4 abgebildet ist. Von den beiden aufeinander passenden Gußschalen ist die eine von außen, die andere von innen gesehen; sie waren bestimmt zur Herstellung eines Celtes mit oberständigen Lappen, wie ein derartiges Exemplar auch mit der Gußform gefunden wurde, jedoch nicht aus dieser Form stammen kann. Ein paar ähnliche Bronzebeile mit endständigen Lappen sind Einzelfunde von Großostheim und von Wertheim.

Das elegant geschwungene Bronzemesser (Taf. I, 3) stammt aus dem Mainbett bei Eltmann. Ein vorzügliches Stück ist die Bronzelanzenspitze in der unteren Reihe (Taf. I, 25). Meist ist an derartigen Waffen die eigentliche scharfe, ausgedengelte äußerste Schneide infolge der Oxydation verloren gegangen. Hier bei diesem Stück ist der ursprüngliche Zustand infolge der Lagerung im feinsten Mainsand noch vorhanden und läßt uns das Furchtbare der Waffe ahnen. Die Tülle unten ist sorgfältig graviert. Das Stück wurde bei Mainaschaff im Mainbett gefunden und der Würzburger Sammlung erst neuerdings durch Herrn K. Baurat Jakobi überwiesen.

Die Sammlung des Bamberger Historischen Vereins verwahrt an frühhallstattzeitlichen Einzelfunden das schöne Ronzanoschwert (Taf. I, 31) aus der Gegend von Pottenstein, ein fragmentiertes Griffzungenschwert unbekannten Fundorts, ein Tüllenbeil von Neuensee, eine Lanzenspitze nebst Nadel mit Scheibenknopf von Wildenberg und einen Bronzemeißel von Bamberg. Über den wichtigen Bronzehelm von Kronach, der zweifellos auch zu einem Depotfunde gehörte, ist bereits oben das Nötige gesagt.

Wohl den interessantesten fränkischen Bronzedepotfund konnte ich 1911 für die Würzburger Sammlung retten. Er wurde in der Nähe von Niedernberg am Main in einer Sandgrube in unmittelbarer Nähe der alten Mainstraße gefunden. Die Bronzen waren ursprünglich in einem Gefäße geborgen, das jedoch von den Findern zerschlagen wurde. Sie bestehen wie immer teils aus alter zum Einschmelzen gesammelter, teils aus neuer zum Verkaufe bestimmter Ware. Zu ersterer Art gehören mehrere absichtlich zerstückte Brillenspiralen, die wohl unmodern geworden waren und eingeschmolzen werden sollten. Die anderen Gegenstände aber waren zum Verkaufe bestimmt, so drei Sicheln, dann die prächtige Bronzeaxt (Taf. I, 19), vollständig neu und ungebraucht, ferner zwei stangenförmige Pferdetrensen, noch mit frischen, nicht abgearbeiteten Gußnähten. Zwei große Spiralringe sind vollends Halbfabrikate oder Rohmaterial, nur einmal flüchtig

durchgehämmert; aus ihnen sollten erst Armringe oder etwas Ähnliches hergestellt werden. Hochinteressant sind eine große Anzahl von Bronzedrahtröllchen, die unser Händler offenbar paketchenweise verschnürt zum Verkaufe mit sich führte; aus ihnen wurde durch Aufreihen allerhand Ketten- und Halsschmuck hergestellt. Mehrere der Paketchen sind noch, obwohl ihre aus organischem Stoff bestehende Verschnürung längst zerstört ist, erhalten (Taf. I, 11). Andere sind erst bei der Auffindung auseinandergerissen. Die Röhrchen haben alle eine bestimmte Länge, von ungefähr 7 cm, offenbar eine damals geläufige Maßeinheit. Zu dem Funde gehört noch ein Kettenschmuck, bestehend aus kantigen Bronzeringelchen mit verbindenden Blechstreifen, von dem leider bei der Auffindung mehrere Glieder verloren gingen (Taf. I, 24). Derartiger, in der Frühhallstattzeit besonders beliebter, oft mit Anhängern versehener Kettenschmuck findet sich öfters im Pfahlbautengebiet der Westalpen und erst im vorigen Jahr ist im Kanton St. Gallen auf einem Felshöcker im Rheintal ein größerer Schmuck dieser Art zu Tage gefördert worden.

Mit diesem reichen Niedernberger Depotfund beschließen wir unsere Betrachtung der Frühhallstatt-Materialien. Im Luitpold-Museum zu Würzburg und in der Bamberger Sammlung wird man bei eifrigem Studium der vorgeschichtlichen Abteilungen noch mancherlei Kleinigkeiten finden, die hierher gehören und dort nach Alter und Herkunft genau bezettelt sind.

Wie der geneigte Leser aber aus dem Gesagten bereits ersehen haben wird, sind es nicht die Gegenstände selbst, die wir eigentlich suchen. Nicht das Sammeln ist Wissenschaft, auch nicht das Ausgraben lediglich zum Zweck des Museumfüllens kann Aufgabe der vorgeschichtlichen Forschung sein, da wüßte ich mir wahrhaftig etwas Besseres zu tun. Nein, die vorgeschichtlichen Sammlungen sind, wie ich schon sagte, Mittel zum Zweck, die vorgeschichtlichen Kulturreste sind in erster Linie *Urkunden*, vielfach die *einzigen Urkunden und Quellen für die älteste Geschichte unserer Heimat*. Deshalb gilt es, diese Schätze, die uns der heimische Boden treu durch Jahrtausende bewahrt hat, vor *Verschleuderung*, aber auch vor unnötiger *Verzettelung* zu schützen. Nur durch die möglichst lückenlose Vereinigung der topographisch zusammengehörigen Bodenfunde in größeren Central- oder Provinzialmuseen wird eine Vergleichung der verschiedenen Kulturgruppen mit einander und eine vorgeschichtliche Siedlungsgeschichte ermöglicht. Kleine und kleinste Lokalsammlungen, deren Bedeutung durchaus nicht zu unterschätzen ist, aber auf einem anderen Gebiete liegt, sollen deshalb nicht vereinzelte, zusammenhangloſe Bodenfunde verwahren, sondern diese, wie schon früher einmal auseinandergesetzt wurde[1]), als Geschenk oder unter Eigentumsvorbehalt größeren Museen mit bereits vorhandener vorgeschichtlicher Abteilung zuleiten. Abgesehen von der ganz unnötigen Erschwerung der wissenschaftlichen Forschung, sind die kleinen Sammlungen wohl nur selten in der Lage, vorge-

[1]) Vergl. Rundschreiben der K. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns vom 16. Juni 1909.

geschichtliche Funde kritisch zu untersuchen, sachgemäß zu heben, richtig zu konservieren, entsprechend aufzustellen und wissenschaftlich zu verwerten. Prähistorische Objekte dürfen ferner nicht Gegenstand von Privatsammlungen sein oder werden. Größtenteils Gräbern entnommen, sollten die prähistorischen Funde auch jetzt noch als sakrosankt, als Nationalgut gelten und nur der Allgemeinheit zugewendet werden. Der Einzelne sollte sich überhaupt nicht befugt fühlen, solche Gegenstände, die seinerzeit als Beigaben der Toten unter dem Schutze der Öffentlichkeit niedergelegt wurden, an sich zu nehmen. Auch der Brauch sollte endlich einmal verschwinden, daß ein Gebildeter aus Spielerei oder falscher Altertümelei ein Steinbeil oder eine vorgeschichtliche Bronze als Briefbeschwerer und simple Kuriosität auf dem Schreibtisch liegen hat.

Stets sollten wir in den vorgeschichtlichen Funden die Bausteine erblicken, aus denen das Gebäude der Kultur- und Siedlungsgeschichte unseres Landes erstehen soll. Aber wie ein wirkliches Gebäude, um ein Wort Lehners zu gebrauchen, unmöglich erstehen kann, wenn seine Bausteine zerstreut liegen, so bedeutet auch die Zersplitterung der vorgeschichtlichen Materialien für die Heimatgeschichte eine große Gefahr.

Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

1. Bronzeschwert vom „Möriger"-Typus. Länge 82,5 cm. Auf der Knaufplatte Elfenbeinscheibe. Einlage im ovalen Ausschnitt des Griffes (wohl aus Eisen?) fehlt. Gefunden bei Hirschaid (Bez.-A. Bamberg I) in der Regnitz.
2. Bronzemesser mit aufgeschobenem Bronzegriff, der einen Holzgriff nebst Zwinge nachahmt. Länge 27,5 cm. Klingenrücken sowie Griff strichverziert. Gefunden ebenso wie 10, 14, 20, 23 in einem Flachgrab bei Aub (Bez.-A. Ochsenfurt). Vgl. Altert. u. heidn. Vorz. Bd. V 702. Privatbesitz.
3. Geschweiftes Bronzemesser. Länge 19,9 cm. Gefunden im Main bei Eltmann. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
4. Zwei aufeinanderpassende Schalen (aus Bronze) zum Gusse eines Lappenbeiles mit oberständigen Lappen. Länge 19 cm. Gefunden bei Gössenheim a. d. W. (Bez.-A. Lohr.) Präh. Staatssammlung München.
5. Bronzenadel mit petschaftartigem Kopf. Länge 15 cm. Gefunden wie Nr. 21 und Tafel II., 13 in einem Flachgrab bei Eßfeld (Bez.-A. Ochsenfurt). Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
6. Bronzenadel mit kleinem flachgedrückten Kugelkopf. Schaft strichverziert. Länge 15 cm. Gefunden mit Nr. 29 und Tafel II, 15 in einem Flachgrab bei Fuchsstadt (Bez.-A. Ochsenfurt). Präh. Staatssammlung München. Vgl. Alt. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 723.
7. Kleine Mohnkopfnadel aus Bronze. Länge 15,3 cm. Kopf mit vier Öffnungen. Gefunden in einem Hügelgrab bei Taschendorf. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
8. Bronzemesser mit Stift am Griffangelende. Länge 24,3 cm. Zwinge aus strichverziertem zusammengebogenem Goldblechstreifen. Aus einem Flachgrab bei Gundelsheim (Bez.-A. Bamberg I). Sammlg. des Hist. Vereins Bamberg.
9. Bronzeschwert vom süddeutschen Typ. Länge 58 cm. Griff mit zwei Nieten befestigt, ohne Verzierung. Gefunden im Main zwischen Gemünden und Langenprozelten. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
10. Zweigliedrige kleine Bronzefibel mit Endspiralen. Länge 7,2 cm. Ergänzt! Fundort wie Nr. 2. Vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 703. Privatbesitz.
11. Bündel von Bronzedrahtröllchen. Länge 7 cm. Aus einem Depotfund von Niedernberg a. M. wie Nr. 19 und 24. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.

12. Bronzepfeilspitze mit Dorn. Länge 4,3 cm. Gefunden mit 27 und 28 in einem Flachgrab bei Gädheim a. M. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
13. Bronzesichel („Knopfsichel") in der Sehne 17 cm lang mit zwei Längsrillen. Gefunden mit zwei anderen Knopfsicheln und einer Lochsichel bei Gochsheim (Bez.-A. Schweinfurt). Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
14. Vierkantige Ringchen aus Weißmetall. Durchmesser 2 cm. Gefunden mit vielen andern wie Nr. 2 und 10. Vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 705. Privatbesitz.
15. Bronzenadel mit keulenförmigem, quergeriefeltem Kopf. Länge 16,3 cm. Gefunden wie Nr. 17 in einem Flachgrab bei Gnötzheim (Bez.-A. Kitzingen). Germ. Mus. Nürnberg.
16. Große Vasenknopfnadel aus Bronze. Länge 40 cm. Gefunden mit einem zweiten Exemplar in einem Flachgrab bei Gundelsheim. Sammlg. des Hist. Vereins in Bamberg. Vgl. Ver.-Bericht 1910 Seite 54.
17. Bronzelanzenspitze mit Tülle und Mittelrippe. Länge 20 cm. Fundort und Aufbewahrung wie Nr. 15.
18. Halbkugeliger Bronzehelm. Unterer Durchmesser 21,6 cm. Gefunden bei Thonberg unweit Kronach a. M. Germ. Mus. Nürnberg. Vgl. Mitt. d. Germ. Mus. 1911 Seite 8 f.
19. Großes Bronzebeil mit kleinen mittelständigen Lappen. Länge 20,7 cm. Fundort wie Nr. 11. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
20. Bronzehalsring mit imitierter wechselnder Drehung. Durchmesser 17,5 cm. Fundort wie Nr. 2, 10, 14. Vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 708. Privatbesitz.
21. Schlichter Bronzearmring mit verjüngten Enden. Durchmesser 5,3 cm. Fundort wie Nr. 5. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
22. Schlichter Bronzearmring, bandförmig, nach außen leicht gewölbt. Durchmesser 6,2 cm. Gefunden in dem Wall der „Schwedenschanze" auf dem Haßberg bei Hofheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
23. Scheibenförmiger Wirtel aus Ton. Durchmesser 2,3 cm. Fundort wie 2, 10, 14, 20. Vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 707. Privatbesitz.
24. Kettenschmuck, bestehend aus Bronzeringchen (Durchmesser 2,3 cm) und verbindenden Bronzeblechstreifen. Fundort wie Nr. 11, 19. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
25. Bronzelanzenspitze mit gravierter Tülle und vorzüglich erhaltener Schneide. Länge 16,3 cm. Gefunden im Main bei Mainaschaff. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
26. Bronzebeil mit oberständigen Lappen und seitlichem (noch geschlossenem) Öhr. Länge 14,7 cm. Gefunden im Main bei Wertheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
27. u. 28. Bronzepfeilspitzen mit Tülle und Widerhaken (bei 27 abgebrochen) Länge 5,2 u. 6,3 cm. Fundort wie Nr. 12. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
29. Ringförmiges Bronzerasiermesser mit durchbrochenem Griff. Länge 15,2 cm. Fundort wie Nr. 6 u. Taf. II, 15. Vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. Bd. V. 722. Prähist. Staatssammlung München.
30. Hohlcelt (Tüllenaxt) von Bronze, Länge 14,2 cm mit Öhr. Gefunden bei Poppenlauer (Bez. A. Kissingen). Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
31. Bronzeschwert vom Ronzano-Typ. Länge 56 cm, (Spitze abgebrochen). Mit starker Knaufplatte, gut profiliertem Griff und gerippter Klinge (verkürzt wiedergegeben). Gefunden im Weyersthal bei Pottenstein. Vergl. Sitz.-Ber. der K. b. Akademie d. W. 1865 I. Seite 84. Sammlg. d. Hist. Ver. Bamberg.

Tafel II.

(Nr. 15 Bronzeblechtasse, alle übrigen Nummern Tongefäße.)

1. Urnenartiges, bauchiges Gefäß mit graphitartigem Überzug. Niedriger Trichterhals. Durchmesser 19,7 cm, Höhe 20,5 cm. Aus einem Hügelgrab bei Pflaumheim. (Bez. A. Obernburg. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
2. Henkelschale aus einem Hügelgrabe bei Pflaumheim. Durchmesser 16,7 cm, Höhe 8,4 cm. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
3. Urnenartiges, helltoniges Gefäß mit feinen, wagrechten Kannelüren an der Schulter. Durchmesser 18,5, Höhe 14,6 cm. Aus einem Hügelgrab bei Pflaumheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.

4. Kleines, urnenartiges Gefäß mit derben, wagrechten Kannelüren am Bauche. Höhe 8,5 cm. Aus einem Flachgrab bei Goldbach (Bez. A. Aschaffenburg) wie auch 17. Würzb. Fr. Luitp.-Museum.
5. Schlüssel mit wagrecht umgelegtem Rand. Höhe 6,5 cm, Durchmesser 19,5 cm. Aus einem Hügelgrab bei Pflaumheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
6. Dunkeltonige Schale, Durchmesser 25,2 cm. Boden mit omphalosartiger Wölbung und konzentrischen Kannelüren. Gegen den Rand hin Kannelüren in sechs Halbkreisbogen geordnet. Rand mit graviertem Zickzackband. Aus einem Flachgrab bei Goldbach (Bez. A. Aschaffenburg). Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
7. Kleine Schale mit wagrechten Kannelüren am Hals. Durchmesser 12,5 cm, Höhe 6 cm. Aus Flachgräbern bei Mellrichstadt wie auch Nr. 12. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
8. Birnförmige Henkeltasse, Höhe 10,5 cm. Aus einem Hügelgrab bei Pflaumheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
9. Konisches Schüsselchen, scharfprofiliert. Durchmesser 17 cm. Aus Flachgräbern bei den Kirschfurter Höfen unweit Reistenhausen a. M. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
10. Dunkeltonige, doppelhenklige Urne, scharfkantig profiliert, zwei breite Kannelüren über dem Bauch. Durchmesser 24,7 cm, Höhe 14,5 cm. Aus einem Hügelgrab bei Großostheim. Ergänzt. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
11. Konisches Schüsselchen, scharf profiliert. Durchmesser 18,2 cm, Höhe 4.2 cm. Aus einem Hügelgrab bei Großostheim. Ergänzt. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
12. Dunkeltonige, annähernd doppelkonige Urne, an der größten Ausladung fünf buckelartige Verzierungen, darüber drei umlaufende Kannelüren. Durchmesser 20,2 cm, Höhe 12,3 cm. Aus einem Flachgrab bei Mellrichstadt wie 7. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
13. Dunkeltonige bauchige Urne mit seitlichem Henkel. Über der größten Ausladung zwei aus je drei Kannelüren bestehende umlaufende Bänder, getrennt durch eine breite Hohlkehle. Durchmesser 18 cm, Höhe 13 cm. Aus einem Flachgrab bei Eßfeld wie 18 und Taf. I, 5. 21. Würzb, Fr. Luitp.-Mus.
14. Kleines braunschwarzes doppelkoniges Gefäß, zwischen Schulter und Umbruch Kannelüren, die sechsmal leicht aufgenommen sind. Durchmesser 10,8 cm, Höhe 8 cm. Aus einem Flachgrab bei Mainaschaff. Städt. Sammlung Aschaffenburg.
15. Einfache aus Bronzeblech getriebene Henkeltasse. Durchmesser 15,6 cm, Höhe 5 cm. Aus einem Flachgrab bei Fuchsstadt wie Taf. I, 6, 29. Vgl. A. u. h. V. V. V. 721. Prähist. Staatssammlung München.
16. Größere dunkeltonige Urne vom Hallstatt-Villanova-Typ, an der Schulter zwei kleine Henkel, über der stärksten Ausladung Kannelüren in guirlandenartiger Anordnung, unterbrochen von vier größeren Buckeln. Durchmesser 33 cm, Höhe 30 cm. Gefunden mit Leichenbrand bei Tauberrettersheim. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
17. Kleines, schwarzes, doppelhenkliges Gefäß mit scharf umgelegter Mündung. Kannelüren über dem Umbruch. Höhe 6,5 cm. Aus einem Flachgrab bei Goldbach wie 4. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.
18. Kleine dunkeltonige Henkelschale, in der Form an die Bronzeblechtasse 15 erinnernd. Durchmesser 13 cm, Höhe 6 cm. Aus einem Flachgrab bei Eßfeld wie 13. Würzb. Fr. Luitp.-Mus.

Würzburgs Werdegang.

Von
Dr. Hans Ring, München.

Seit jenem Tage, da Karl der Große in Würzburg die Übertragung der Gebeine des hl. Kilian feierte, sah die schöne Bischofsstadt am Maine in ihren Mauern gar viele Feste, in denen der Geist der Zeiten sich widerspiegelt. — Nun da es hundert Jahre geworden, seit dieses Kleinod in der Krone Bayerns erglänzt, weckt die Erinnerungsfeier allenthalben das historische Interesse; ein Überblick über den Werdegang dieser alten, ehrwürdigen Stadt, deren Geschichte bis in die graue Vorzeit zurückreicht, dürfte deshalb am Platze sein.

Auch noch aus einem anderen Grunde! Die Geschichte der Stadt Würzburg ist bis jetzt gar stiefmütterlich behandelt worden. Es fehlt an einem umfassenden, den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Werke. Einige treffliche Arbeiten von Braß, Gramich u. a., besonders Knapp wollen nur einzelne Lebensäußerungen des städtischen Gemeinwesens beleuchten. Wegele, Göbl, Leitschuh boten gediegene, doch mehr kunsthistorische Übersichten. Wir werden im folgenden versuchen, die Geschichte der Stadt unter einem neuen Gesichtspunkte einzustellen: Nach einem längst anerkannten, aber noch wenig befolgten Grundsatze muß der wissenschaftliche Lokalhistoriker seine Monographie, sei es Stadt, geistliche oder weltliche Grundherrschaft oder ein Territorium, in Beziehung setzen zur Geschichte anderer Städte, Klöster, Burgen oder Territorien; denn nur mit Berücksichtigung und Kenntnis der allgemeinen Zustände läßt sich das Sondereigentum vom Gemeingut, die Spreu von dem Weizen scheiden.[1]) Unser Überblick muß also im Einklang stehen mit den neuesten Ergebnissen der Städteforschung überhaupt und die Bedeutung Würzburgs messen an der anderer Städte, besonders der Bischofsstädte. So wird schon eine gedrängte Darstelllung manch neuen Hinweis ergeben. — Die wissenschaftlichen Belege geben wir in der demnächst erscheinenden Einleitung zum 12. Heft der „Kunstdenkmäler von Unterfranken", „Stadt Würzburg", deren

[1]) Ich habe diesen Grundsatz auch für die Geschichte der Stadt München betont (man vergl. meine Aufsätze im „Bayerland", Jahrg. 25, Nr. 8 und „Allgemeine Zeitung", Jahrg. 117, Nr. 1) und werde ihn in meiner Arbeit „Forschungen zur Geschichte der deutschen Benediktinerklöster, ausgehend von den Quellen der ehemaligen Abtei Reichenbach in Bayern" in weitgehendstem Maße zur Durchführung bringen.

Bearbeitung Konservator Dr. Felix Mader, unter dessen Leitung die unterfränkische Kunstdenkmälerinventarisation einen energischen Fortgang nimmt, diesmal selbst mit bewährter Kraft übernommen hat. Doch nun zur Sache!

Wie alt ist Würzburg?

Diese Frage beantwortete der Mathematiker A. Goldmayer im Jahre 1645 dahin, daß die Stadt 3782 Jahre nach Erschaffung der Welt, 3 Jahre vor Christi Geburt, am Donnerstag, den 27. Februar um 11 Uhr 33 Minuten vormittags gegründet worden sei! So „herrlich weit" hatten es die Gelehrten des 17. Jahrhunderts gebracht. Mit weniger befriedigenden Ergebnissen muß sich unsere kritische Zeit begnügen. Da die schriftlichen Aufzeichnungen fehlen, hat die Frage nach der Entstehung eines Ortes auszugehen, von der Erklärung des Namens. Würzburg verdankt seinen Namen wie Nürnberg, Koburg, Marburg und zahlreiche andere Orte mit dem Grundworte -burg, -berg, -fels, -stein, -eck einer deutschen Burg. Von den Schönheiten der Natur hatten unsere Vorfahren einen schlechten Begriff, maßgebend für eine Siedelung war einzig und allein die Schutzlage. Überall da, wo aus einer Niederung ein Gipfel emporragte, der von Natur aus schwer zugänglich und ohne große Mühe zu befestigen war, legte man, wenn nicht etwa aus der keltischen Zeit schon eine solche vorhanden war, Erd- oder Volksburgen an, wohin man in Zeiten der Gefahr sich zurückziehen konnte. Der nach drei Seiten hin steil abfallende, das Maintal völlig beherrschende Marienberg war zur Anlage einer Burg besonders geeignet. So blickte denn schon in germanischer Urzeit die „Würzburg" auf den Mainstrom nieder und sie hat der zu ihren Füßen sich bildenden Siedelung den Namen gegeben. Freilich das Bestimmungswort „Würz—" ist unsicher. Die mittelalterliche Form des Namens ist Virteburch, Wirziaburg, Wirziburg, Wirceburg, Wirtzburg, in Urkunden niederdeutschen Charakters auch Werzeburg, Werzborch. Die verschiedenartigsten Erklärungen wurden ins Feld geführt als: Wirtisburg = Herrenburg, Burg des Wirzo oder Virizo oder ansprechender als „hochgelegene" Burg. Schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts findet sich die unter dem Einfluß der Volksdeutung entstandene, seltsamer Weise halb griechische und halb lateinische Übersetzung Würzburgs als „Krautstadt" — „Herbipolis" —, die in päpstlichen Erlassen noch heute Anwendung findet. Neuerdings hat man phantasievoll Würzburg als die „Wirzech- oder Werzechburg" gedeutet, d. i. die Fliehburg, hinter deren Wällen die „Wehrzeche", zu der die in der Talweiterung angesiedelten „Rotten" vereinigt waren, beim Einfall des Feindes ins Land mit Weib, Kind und Herde Zuflucht und Schutz suchte. Danach wäre auch der von dem Geographen von Ravenna im 7. Jahrhundert genannte alamanische Ort „Uburzis", mit dem man Würzburg in Verbindung bringt, gleichbedeutend. Der Geograph von Ravenna beruft sich auf ein älteres, um 500 entstandenes Werk des Goten Athanarit, das uns nicht mehr erhalten ist. Noch weiter zurück führt der von dem alexandrinischen Geo-

graphen Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. genannte keltische (nach Stuhl deutsche) Ort Segodunum, den man nach der dort gegebenen Lagebestimmung ebenfalls auf Würzburg bezieht. Nach J. C. Schmitt endlich wäre die keltische Bezeichnung für Würzburg nicht Segodunum, das nach seiner Ansicht auf das Dorf Segnitz bei Marktbreit geht, sondern Moguntiacum, da der älteste auf der linken Seite des Maines liegende Teil Würzburgs noch 1335 Moguntia und Mainzer Viertel genannt wird. Auf Grund dieser Annahme gelangt Schmitt zu dem Ergebnis, daß Würzburg mindestens 2000 Jahre alt sei.

Aus dem unsicheren Zwielicht tritt unsere Stadt heraus im Jahre 704; damals ist der Marienberg thüringisch-fränkische Herzogspfalz. Neue Aufschlüsse für die fränkische Zeit gewinnt K. Rübel aus der vielerörterten, durch Verwendung deutscher Ausdrücke auch sprachlich wertvollen Würzburger Markenbeschreibung vom Jahre 779: Als die Franken seit dem 6. Jahrhundert in dem unterworfenen Thüringerreiche allmählich sich festsetzten, da wurde auch in der damals zum größten Teile noch unkultivierten und waldreichen Umgebung Würzburgs eine Mark links und rechts des Mains als Königsgut ausgeschieden. Neben die alte Volksburg wurde ein fränkisches Castell gesetzt, das später Sitz des fränkisch-thüringischen Herzogs wurde. Auf einen volkreichen Ort mit gemeinsamer Markung darf jedoch aus der Urkunde von 779, wie dies bisher durchwegs geschehen ist, nicht geschlossen werden. Auf dem rechten und linken Mainufer befand sich vor Gründung des Bistums wohl schon eine offene Ansiedelung, ein Dorf. Hier erlitt gegen Ende des 7. Jahrhunderts der Schotte Kilian mit zwei Genossen das Christentum predigend den Märtyrertod. Nur so viel ist sicher.

Den eigentlichen Anstoß zur Entwickelung der Stadt Würzburg aber gab die Errichtung des Bistums durch den hl. Bonifatius im Jahre 741; denn die Gründung des Bistums bedeutete zugleich den Anfang einer Stadt. Alle Bischofssitze, soweit sie nicht schon ohnedies in üblicher Weise an größeren Verkehrsmittelpunkten angelegt wurden, sind zu Städten herangewachsen. Würzburg hatte wie die zugleich errichteten Bistümer Erfurt und Fritzlar die ursprüngliche Bestimmung einer Missionsstation zur Befestigung des Christentums. Im rechtsrheinischen Deutschland gab es damals noch keine Städte; das alte kirchliche Verbot Bischöfe in Dörfern und kleinen Städten einzusetzen, konnte deshalb hier keine Anwendung finden. Als Bonifatius im Jahre 742 den Papst Zacharias um Bestätigung des neuerrichteten Bischofssitzes in castello, quod dicitur Wirzaburg bittet, da weist der Papst in seinem Antwortschreiben auf das Verbot hin; mit Rücksicht auf das erhabene Werk des Bonifatius will er aber seine Zustimmung nicht versagen. Auch dies spricht gegen die Vermutung, daß Würzburg schon vor der Gründung des Bistums ein volkreicher Ort, eine Stadt gewesen sei. — Doch sollte jeder Bischofssitz wenigstens ein befestigter Ort sein. Bonifatius legte deshalb Gewicht darauf, daß der neue von ihm eingesetzte Bischof Burkhard innerhalb des Kastells selbst seinen Wohnsitz nahm. Die 706 erbaute Marienkirche auf dem Schloßberge, von der der „Marienberg" wohl seinen Namen trägt, schenkte Karlmann an das

Bistum und Bonifatius bestimmte sie zur Kathedrale. Jedoch nur kurze Zeit residierte der erste Bischof auf der Burg.

Wohl aus wirtschaftlichen Erwägungen sah sich Burkhard genötigt, seinen Sitz auf das rechte Mainufer zu verlegen. An der Stelle der heutigen Stiftskirche von Neumünster erstand der neue Dom — ein bescheidenes Kirchlein aus Holz. Nun benötigte man noch nach der Gewohnheit der Zeit einen Schutzheiligen, der der neuen Gründung zu besonderem Ansehen verhalf. Der Heilige, dessen irdische Überreste zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt werden sollten, tat den Menschen seinen Willen wohl durch Träume kund und dann fand unter festlichem Gepränge und unter dem Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge die Erhebung der Gebeine statt. Der Schutzpatron Würzburgs ward der Märtyrer Kilian. Am Tage des Heiligen (8. Juli) pilgerten seither alljährlich ungezählte Scharen von Wallfahrern aus allen Gauen des Frankenlandes zu seinem Grabe; aus einem „Kiliansbrünnlein" konnten die Kranken Gesundheit und die Gesunden Labung trinken. Zahllose Schenkungsurkunden an das Bistum legten die Frommen am Altare des Heiligen nieder. Händler benützten den Zusammenlauf der Menschen um ihre Waren feilzubieten. So entstanden die ersten Kirchweihmärkte.

Die Stadt Würzburg ist nicht wie die meisten rechtsrheinischen Städte aus bestimmten Motiven, sei es militärischer oder fiskalischer Art, durch einen besonderen, konstitutiven Akt gegründet worden, sondern allmählich entstanden.

Die Organisation des Bistums erforderte eine Anzahl geistlicher und weltlicher Beamten. Neben der Domkirche erhob sich der „Bruderhof", in dem der Bischof gemeinsam mit den „Brüdern des hl. Kilian", den Domherren zusammenwohnte. Bald aber wurde die gemeinsame Wohnung aufgegeben. Der Bischof bezog den „Saal- oder Bischofshof"; ringsum lagerten sich die Domherrenhöfe; es entstand eine Niederlassung von Klerikern, Dienstmannen, unfreien oder halbfreien Dienern des Bischofs und des Domkapitels. Der Dom mit den bischöflichen Nebengebäuden aber bildete die unter einem besonderen Vogt stehende Domimmunität, die sog. „Domfreiheit" und war wohl auch in Würzburg wie in Bamberg, Halberstadt und anderen Bischofsstädten von einer eigenen Mauer umgeben. Außerhalb der „Domfreiheit" aber entwickelte sich die eigentliche Stadt. Naturgemäß konnten der Bischof und seine Beamten ihre Lebensmittel nicht selbst erzeugen. Ackerbauer und Handwerker siedelten sich an. Die kirchlichen Feste, das Begräbnis eines Bischofs, die Inthronisation des Neugewählten, die Reichs- und Hoftage, Konzilien und Synoden, die in der Folge hier stattfanden, all dies brachte einen vermehrten Zulauf von Menschen hervor. Unter dem Schutze des Bischofs ließen sich Kaufleute dauernd nieder. An Stelle der periodischen Märkte entstand ein regelmäßiger täglicher Marktverkehr. „Der Schutz irgend eines geistlichen oder weltlichen Großen ist es, der dem Kaufmann allein den nötigen Rückhalt gewährt. Die mittelalterlichen Handelsstädte sind deshalb fast ausnahmslos im Anschlusse an königliche oder fürstliche Pfalzen oder Burgen, bischöfliche Kirchen oder Klöster entstanden" (Rietschel). — Diese Entwicklung wurde bei Würzburg noch beschleunigt durch die außerordentlich

günstigen Naturbedingungen. Die geräumige Talerweiterung, in der Würzburg liegt, bildet den ungefähren Mittelpunkt der sog. Fränkischen Platte. Hier bot sich nicht nur eine vorzügliche, für das Mittelalter höchst wichtige Schutzlage, sondern auch eine höchst fruchtbare, vor ungünstigen Witterungseinflüssen gesicherte Anbaufläche. Die umgebenden Höhenzüge mit ihren sonnigen Halden waren zugleich für den Weinbau trefflich geeignet. Schon im 8. Jahrhundert, in der obengenannten Markenbeschreibung, findet der Würzburger Weinbau Erwähnung. Hier war der von der Natur gegebene Sammelpunkt für die Bewohner der auf beiden Seiten des Mains einmündenden kleinen Seitentäler, der Pleichach und Kürnach von rechts, des Stein- und Kunbaches von links. Der Main als das natürliche Bindeglied der Stromgebiete des Rheines und der Donau brachte Kaufleute aus weiter Ferne. Schon in einer Urkunde vom Jahre 918 heißt es, daß Kaufleute aus allen Ländern und Städten mit ihren Waren dort zusammenströmen. Die Sicherheit des Marktes forderte über kurz oder lang die Ummauerung, die einem mittelalterlichen Orte erst das Gepräge einer Stadt verlieh. Als civitas, d. i. als ummauerte Stadt erscheint Würzburg zuerst im Jahre 1030. Den ersten urkundlichen Beleg für die Ummauerung, die wohl schon ins 10. Jahrhundert fällt, gibt erst eine Urkunde vom Jahre 1057 für das Kloster St. Peter.

Die Stadt Würzburg aber entwickelte sich, wie wir besonders hervorheben möchten, nicht auf bischöflichem, sondern außerhalb der lokalen Immunität auf königlichem Boden. Würzburg war wie alle Städte ursprünglich königlich. Als Stadtherr war der König im Besitze der Gerichtshoheit innerhalb des städtischen Burgfriedens, auch übte er durch seine Beamten das Markt-, Münz- und Zollrecht aus, die Ordnung von Maß und Gewicht und andere Rechte. Erst allmählich sind die Hoheitsrechte durch königliche Privilegien an den Bischof übergegangen. Schon König Ludwig der Fromme schenkt unter Bischof Wolfgar († 832) nach Rat und auf Bitte des Grafen Wicbold den von allen Kaufleuten in Würzburg zu entrichtenden Zoll. Die Erwähnung des Zolles setzt das Vorhandensein von Markt und Münze voraus. Es existiert denn auch eine Münze aus der Zeit König Ludwigs des Kindes (899—911). Am 13. Oktober des Jahres 1030 verleiht und bestätigt Konrad II. dem Bischofe Meinhard zu Würzburg die Münze, die Fähre über den Main, den täglichen Markt, den Zoll und die Gerichtsbarkeit innerhalb der ganzen Stadt; auch gestattet er die Errichtung eines achttägigen Jahrmarktes. Mit der Verleihung der Gerichtshoheit war die vom Bischofe angestrebte Stadtherrschaft vollendet. Rietschel schließt aus der Urkunde vom Jahre 1030, daß die Würzburger Bischöfe schon unter den sächsischen Königen im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit in der Stadt waren. Sonach wäre es bemerkenswert, daß die Bischöfe erst die volle Souveränität über die Stadt erstrebten, um dieselbe dann auch auf das außerstädtische Gebiet auszudehnen.

Die ältere Verfassung der nunmehr bischöflichen Stadt Würzburg ist ganz übereinstimmend mit der von Mainz, Worms und Speyer. Nach Übertragung der städtischen Gerichtsbarkeit übte der bischöfliche Vogt, dessen Befug-

nisse sich bisher nur auf die bischöflichen Immunitätsleute erstreckt hatten, den Blutbann nun auch auf die übrigen Bewohner der Stadt aus, die bisher der Grafengewalt unterstanden. Der eigentliche Stadtrichter (für die untere Gerichtsbarkeit) war überall der Schultheiß; in Würzburg gab es deren zwei, die zum erstenmale um das Jahr 1030 erwähnt werden. Der Bischof ernannte sie in üblicher Weise aus der Reihe seiner Ministerialen, auch hier stand ihnen ein Kollegium von Schöffen (9) zur Seite. Das Stadtgericht tagte im bischöflichen Saale und hieß deshalb auch Salgericht. Ein eigenes, vom bischöflichen Schultheiß unabhängiges Stadtgericht, das König Wenzel im Jahre 1399 der Stadt verlieh, hatte nur kurzen Bestand. Der Burggraf, der uns für Würzburg zuerst 1069 begegnet, war nach Rietschels Forschungen „der militärische Befehlshaber der ummauerten Stadt". Wenn uns nun der Burggraf zugleich auch als der höchste Richter in der Bischofsstadt entgegentritt, so liegt der Ursprung dieser Befugnis nicht im Burggrafenamt, sondern in dem Vogtamt, das mit dem Burggrafen im Personalunion verbunden war. Die Vogtei scheint um die Mitte des 12. Jahrhunderts von den Bischöfen eingezogen worden zu sein; die Burggrafschaft dagegen findet sich als bischöfliches Lehen nachweisbar vom Ende des 11. bis Ende des 15. Jahrhunderts im erblichen Besitz der Grafen von Henneberg. Die Burggrafen ließen ihr Amt frühzeitig durch Stellvertreter versehen; ein solcher war auch der vielgenannte Graf Eckard, nach dem der Hof zum Grafen Eckard benannt ist. Seit dem 13. Jahrhundert finden wir als Stellvertreter des Burggrafen den von ihm ernannten Zentgrafen, der ursprünglich den Vorsitz führte im Würzburger Zentgericht (auch „Brückengericht" weil es in einem Hause am Ende der Mainbrücke tagte oder Landrecht genannt); in späterer Zeit aber wurde der Zentgraf von dem Schultheißen verdrängt und mußte sich mit der Rolle eines Beisitzers begnügen. Das Brückengericht setzte sich nun aus dem nämlichen Kollegium zusammen wie das Stadt- oder Salgericht; die Schöffen des Brückengerichts fungierten zugleich als Schöffen des Stadtgerichts. Vornehmlich als Adelsgericht galt das Landgericht, in dem der Bischof selbst, später ein Domherr den Vorsitz führte.

Ihren Höhepunkt erreicht die Entwickelung der mittelalterlichen Stadtverfassung im Stadtrate (consilium, consules), der gegen Ende des 12. Jahrhunderts vereinzelt, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts als die regelmäßige Stadtbehörde erscheint. Wenn es richtig ist, daß der Bürgerschaft ein Stadtsiegel erst nach Einführung der Ratsgewalt zukam, so wäre Würzburg unter die wenigen Städte zu zählen, die schon Ende des 12. Jahrhunderts im Besitze eines Stadtrates waren; denn das älteste Würzburger Stadtsiegel findet sich bereits an Urkunden aus den Jahren 1195 und 1211. In der Tat darf bereits aus einer Urkunde aus dem Jahre 1205 auf eine Stadtvertretung (commune) geschlossen werden, während 1211 und 1243 die Gesamtheit der Gemeinde als handelndes Organ auftritt. Der Zusammenhang scheint folgender: Das aufstrebende Bürgertum hat sich mit Hintansetzung der Rechte des Stadtherrn zur Wahrung seiner Selbstständigkeit eine Stadtvertretung gewählt, die aber vom

Bischof nicht anerkannt und deshalb in den offiziellen Urkunden nicht genannt wird. Dem entspricht auch das Stadtsiegel. Das älteste, wohl von den Bürgern selbstgewählte Stadtsiegel aus dem Jahre 1195 stellt nach unserer Ansicht nicht, wie man annimmt, die Domkirche dar mit dem Brustbild des Stiftsheiligen Kilian in einer Bogennische, sondern — als das Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt — ein Tor über der Stadtmauer und im Torbogen das Brustbild eines Mannes mit dem Barett, mag dieser nun eine stadtobrigkeitliche Person oder, was weniger wahrscheinlich, den hl. Kilian (ohne Attribute und ohne Nimbus) darstellen. Erst als der offene Kampf zwischen Bischof und Bürgertum in Sicht war, hat der Bischof mit Absicht das alte Stadtsiegel nach seinem Sinne umgemodelt, um den bischöflichen Charakter der Stadt zu betonen. — Auf den Stadtsiegeln seit dem Jahre 1237 hebt sich an Stelle des Tores deutlich erkennbar die prächtige Domkirche im Rundbogenstile

Ältestes Würzburger Stadtsiegel
aus dem Jahre 1195.
Reichsarchiv. Würzb. Hochstift Urk. Fasz. 453.

Stadtsiegel von 1319.
Reichsarchiv. Würzb. Hochstift Urk. Fasz. 56.

ab mit dem Bildnis des mit allen Beizeichen geschmückten hl. Kilian (in der Rechten den Stab, in der Linken die Palme des Märtyrertums, das Haupt von einer Gloriole umgeben). — Herr Geheimrat von Baumann, einer unserer besten Siegelkenner, der das Verdienst hat, zur Aufhellung der Geschichte einzelner Orte zum ersten Male die Städtewappen in gründlicher Weise herangezogen zu haben, hat auf Anfrage unserer Auslegung des ältesten Würzburger Wappens beigestimmt.

Vom Rate und den beiden Bürgermeistern hören wir zum erstenmale in den Jahren 1261 und 1265 — bezeichnenderweise in einem Schiedsspruche des Bischofs dahinlautend, daß die Bürger fürderhin einen Rat und Bürgermeister nur mit seiner Bewilligung setzen sollten. — Jener Rat aber, der uns erstmalig im Jahre 1256 entgegentritt mit dem Schultheißen an der Spitze, ist bereits der den Bürgern infolge eines Kompromisses vom Bischofe aufgenötigte Rat, der später sogenannte „alte Rat" oder „Oberrat", der auf dem bischöflichen

Saale tagte, — eine Behörde, wie wir sie wohl nur in wenigen Bischofsstädten finden. In diesem Rate waren — ein charakteristischer Zug der mittelalterlichen Stadtverfassung — die verschiedenen Stände der früheren Civitas vertreten, Mitglieder des Kapitels, der übrigen Stifter, der Ministerialen und der Bürger. Die nach Autonomie und schließlich nach Reichsunmittelbarkeit strebenden Bürger wußten ihren eigenen Rat immer wieder durchzusetzen, sodaß beide Räte, der bischöfliche und der städtische, nebeneinander bestanden. Kompetenzübergriffe und Reibereien waren unvermeidlich. Es kam zu langwierigen Kämpfen, an denen sich auch die ebenfalls in ihrer Selbständigkeit bedrohten Zünfte beteiligten; — die Zünfte erscheinen ebenfalls zum erstenmale in der Urkunde 1265, in der ihr Fortbestand der Willkür des Bischofs anheimgestellt wird. — Die äußere Veranlassung zu Kampf und Aufruhr gab die Frage, ob der Bischof oder die Stadt das Besatzungsrecht an Mauern und Toren habe oder der Versuch von Seiten der Bürgerschaft die Geistlichkeit trotz widersprechenden Privilegien zu den gemeinsamen Lasten heranzuziehen, vor allem zu den Steuern und zu den Wachen. Infolge dieser inneren Gegensätze mußten fast in allen Bischofsstädten des alten deutschen Reiches die geistlichen Fürsten ihre Residenz vorübergehend oder dauernd verlassen und ihren Wohnsitz außerhalb der Stadt aufschlagen. Schon zu Beginn der Kämpfe verschanzte sich der gewaltige Bischof Hermann von Lobdeburg auf der Feste Marienberg, die sein erster Vorgänger, der hl. Burkard, einst friedlich verlassen hatte und seither ist die Burg vierthalb Jahrhunderte ununterbrochen Residenz der Bischöfe von Würzburg gewesen. — Es ist bezeichnend, daß die längst verborgene Glut des Zwiespaltes unter dem starken Bischof Hermann zu hellem Feuer des Aufruhres emporloderte; gilt doch dieser Fürst als der eigentliche Begründer der landesherrlichen Gewalt im Bereiche des Hochstiftes. Im ständigen Widerstreit mit den ebenfalls nach Landeshoheit strebenden Adeligen suchte er sich allenthalben im Lande der Burgen als der festesten Stützpunkte zu bemächtigen; er war jedenfalls entschlossen, von seinen althergebrachten Rechten den Bürgern auch nicht ein Jota abzutreten. Als nun im Jahre 1250, — so erzählt der Geschichtsschreiber Lorenz Frieß († 1550) in seiner Würzburger Chronik, — die Bürger den Versuch machten, die in der Stadt wohnenden Kleriker zu besteuern und zu den Wachdiensten aufzufordern, da lud der Bischof heimlich seine Ritterschaft für einen bestimmten Tag zu sich in den bischöflichen Saal, denn er dachte einen Gewaltstreich gegen die trutzige Stadt zu unternehmen. Die Bürger aber erfuhren von dem Anschlag, überfielen die Ritter, nahmen den Bischof gefangen und schleppten ihn an den Main, um ihm ein nasses Grab zu bereiten. Da flehte der Gewaltige um sein Leben und versprach, das Schloß auf dem Marienberg zu öffnen, sobald sie ihn dorthin bringen würden. Die Bürger gaben nach; als sie aber oben ankamen, weigerte sich die Besatzung, die Burg zu übergeben, solange ihr Bischof ein Gefangener sei. Abermals ließen sich die Bürger überreden, entledigten den Bischof seiner Fesseln und stellten ihn frei zwischen sich und das Schloß harrend, daß er das Zeichen zur Übergabe nun geben werde. Der Burgherr gab das

Zeichen. In diesem Augenblicke stürzten die Mannen heraus und rissen den Bischof mit sich in das Schloß; die nachdrängenden Bürger aber mußten mit blutigen Köpfen und unter dem Hohn der Besatzung abziehen. — Der Sturmvogel war aufgeflogen; über 150 Jahre dauerten mit zeitweiligen Unterbrechungen die Kämpfe. Während seit dem 14. Jahrhundert Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln, Regensburg, Augsburg und andere Bischofsstädte in die Zahl der Reichsstädte einrückten, unterlag in Würzburg das Bürgertum. Rat und Zünfte wurden wiederholt aufgelöst. Mit der blutigen Schlacht bei Bergtheim am 11. Januar des Jahres 1400 war die Niederlage der Stadt besiegelt. Als auch die letzte Erhebung im Bauernkriege mißglückte, blieb Würzburg dauernd unter bischöflicher Oberhoheit und trägt in der Folgezeit die charakteristischen Züge einer vom Willen des Landesherrn beherrschten Landeshauptstadt. Der Rat der Stadt war nunmehr ohne politische Bedeutung, lediglich Organ der Gemeindeverwaltung und auch hier noch eingeengt durch vielfaches Eingreifen der bischöflich-landesherrlichen Verwaltung, auch die Zünfte der Stadt hatten ihre Selbständigkeit, ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre ganze Rechts- und Machtstellung eingebüßt.

In engem Zusammenhange mit der Entwickelung der Stadtverfassung steht die Fortbildung der wirtschaftlichen und geistigen Zustände in der mittelalterlichen Stadt. Im 11. Jahrhundert zählte der Würzburger Markt mit zu den bedeutendsten des Reiches, auf die bei Festsetzung des Marktfriedens Bezug genommen wird. Ein wirtschaftlicher Aufschwung der deutschen Städte bereitete sich seit dem 12. Jahrhundert im Gefolge der Kreuzzüge vor; zu reicher Blüte gediehen neben den königlichen Pfalzstädten die Bischofssitze. Wir dürfen das 12. Jahrhundert als das glücklichste für die Entwickelung unserer Stadt im Mittelalter bezeichnen. Damals war Würzburg wohl bedeutender als Nürnberg und Augsburg, die ihm erst in den folgenden Jahrhunderten den Rang abliefen. In Würzburg sammelten sich 1147 die Kreuzfahrer aus den westlichen Gegenden des Reiches. Noch früher als in Regensburg baute man hier eine steinerne Brücke. Auf die Beschwerde der Würzburger Kaufleute verspricht Kaiser Friedrich I. im Jahre 1155 alle Zollstätten auf dem Maine von Bamberg bis Mainz mit Ausnahme von dreien aufzuheben, nämlich der von Aschaffenburg, Würzburg und Kloster Neustadt. Rheinabwärts sehen wir die Würzburger bereits im 12. Jahrhundert an Koblenz vorüberseglen; ihr Ziel war offenbar Köln. Die wichtigsten Handelsartikel waren zu allen Zeiten die trefflichen Weine und Holz aus dem Spessart. „Den Glanzpunkt" dieser mittelalterlichen Zeit bezeichnete es, als Kaiser Rotbart im Juli des Jahres 1156 in Anwesenheit eines Kreises geistlicher und weltlicher Fürsten seine Vermählung mit Beatrix von Burgund feierte. Zu dem glanzvollen Reichstage, den der Kaiser im September folgenden Jahres wiederum in Würzburg abhielt, fanden sich Gesandte aus England, Dänemark, Böhmen, Ungarn, Italien und Konstantinopel ein. Im Januar 1180 wurde hier vor den versammelten Großen des Reiches das von dem Fürstengericht zu Kaina gefundene Urteil gegen Heinrich den Löwen verkündigt, die Acht ausgesprochen und Heinrich seiner beiden Herzogtümer, Westfalen

nd Bayern, entsetzt. — Noch viele Reichstage folgten und viele waren voraus-egangen; denn Würzburg spielte vom 11. bis ins 13. Jahrhundert in der eichsgeschichte unter den deutschen Städten eine hervorragende olle, die es vornehmlich seiner zentralen Lage dankte. „Dem steigenden Reich-

Neumünster. Ansicht von Südosten.

um der Stadt entsprechen die Kirchen. Der romanische Stil entwickelte sich u immer reicherer Ausgestaltung" (Gurlitt"). Ende des 12. Jahrhunderts war er wachsenden Stadt der sie umfassende Mauergürtel zu enge geworden. Die Vorstadt St. Stephan wird in die Mauer eingezogen. Und noch vor Ablauf des

Jahrhunderts setzte sich das kraftvolle Bürgertum, wie wir annehmen, eine selbst
ständige Stadtvertretung.

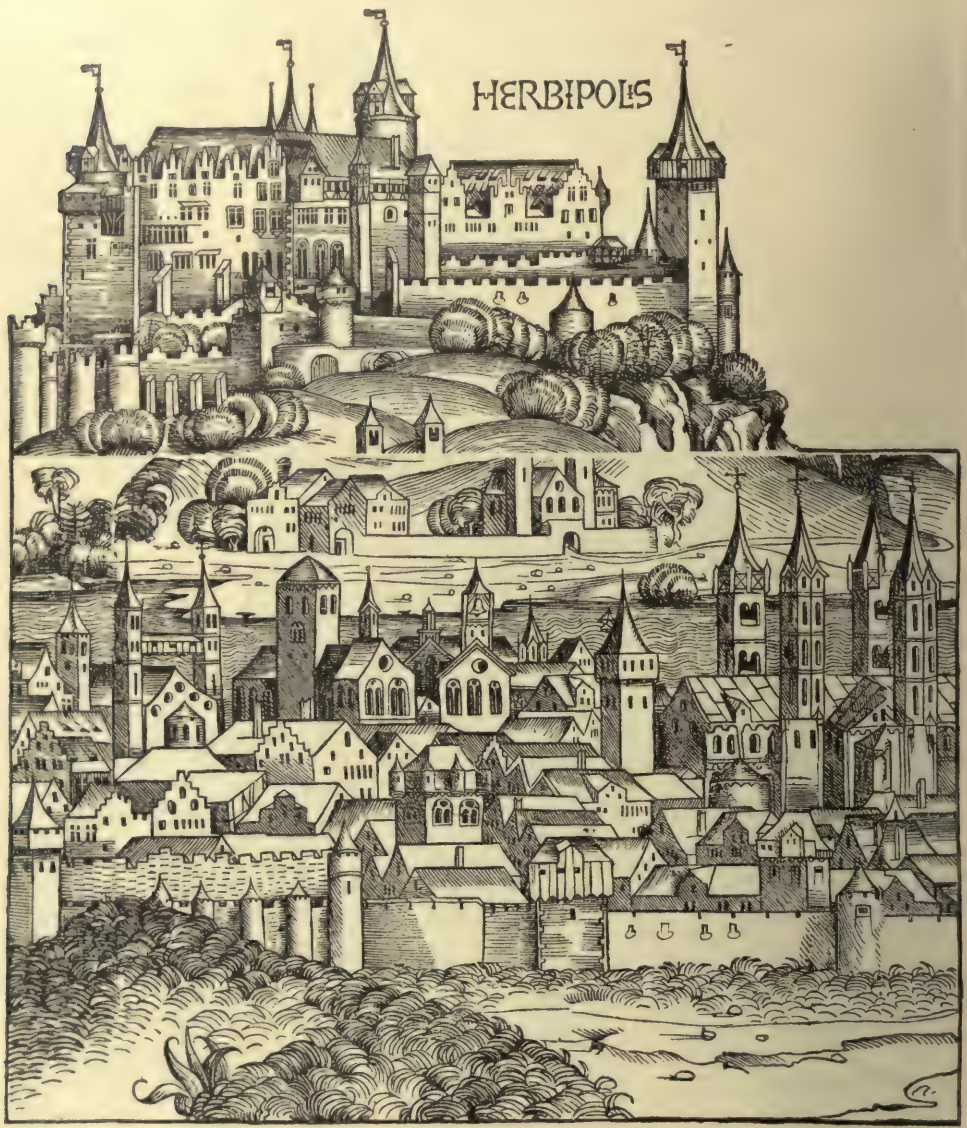
Auch in den folgenden Jahrhunderten bewegte sich die wirtschaftliche Ent
wickelung der Stadt trotz Krieg und Pest in einer stetig, wenn auch nur langsam
aufsteigenden Linie. Infolge des durch die Kreuzzüge mächtig angeregten Handel

Marienkapelle in Würzburg.

und Verkehrs gelangten die Bürger zu immer größerem Wohlstande. Reich
Vermächtnisse legten hievon Zeugnis ab. Nach der Gepflogenheit der Zeit gründe
auch Würzburg zu Ehren des heiligen Geistes der Bürger Johann von Ster ei
Hospital, dem immer reichere Schenkungen zufielen, sodaß es heute über ei
rentierendes Vermögen von mehr als drei Millionen Mark verfügt. Zu der i

Altes Rathaus mit Graf Eckardsturm.

Jahre 1030 verliehenen Messe, die in der Folge auf den Kilianstag verlegt wurde und vom 9. bis 27. Juli dauerte, erhielten die Bürger im 13. Jahrhundert noch eine zweite, die Allerheiligenmesse, und 1328 eine dritte, die St. Gallusmesse.



Ansicht von Würzburg in

Der die Städte bevorzugende Bettelorden vermehrte den Schmuck reicher Kirchen und brachte die Gotik nach Würzburg, die in der Marienkirche (wie in Nürnberg an Stelle einer zerstörten Synagoge erbaut), ihre schönste Formvollendung gefunden hat.

„Ein stat lit in Vrankenlant,
Wirceburg ist sie genant,
Mit richer kost (Kunst) erbuwen wol
Erens und guotes ist sie vol".

So singt ein Unbekannter des beginnenden 14. Jahrhunderts in einer launigen Erzählung, die man irrtümlich Konrad von Würzburg zuschreibt. — Die festen Mauern mit den Zinnen und Türmen, die prächtigen Kirchen und öffentlichen Gebäude, das Stadthaus (seit 1316 der Graf Eckardsturm), die Kauf- und Zunfthäuser verliehen der mittelalterlichen Stadt ein malerisches Aussehen. Freilich im Innern lag noch vieles sehr im argen so gut wie in anderen Städten. Die Wohnhäuser waren noch meist aus Holz gebaut und häufig mit Stroh gedeckt, kaum daß die winzigen Fenster ein spärliches Licht ins Innere fallen ließen. Schauerliche Feuersbrünste vernichteten Menschenleben und unschätzbare Güterwerte. Feuerspritzen und Feuerwehr waren unbekannte Dinge. Die gebotenen Sicherheitsmaßregeln dünken uns primitiv genug. So mußte am Tage vor Kiliani jeder Bürger vor seinem Hause auf der Gasse einige gefüllte Wasser-

Schedels Weltchronik, 1493.

kufen aufstellen und bis zu Ende der Messe stehen lassen, um bei entstehender Feuersgefahr sofort Hilfe leisten zu können. Die Straßen waren eng und krumm, holperig und ungepflastert; bei Regenwetter mußten die Fußgänger in dichtem Kote waten. Man nahm keinen Anstand, den Unrat aus den Häusern einfach auf die Straße zu werfen. Da viele Bürger noch Landwirtschaft trieben, so lagerten noch häufig vor den Häusern wie auf dem Lande große Düngerhaufen, an denen die Wohlhabenheit ihrer Besitzer zu erkennen war. Das Vieh, besonders Schweine, Gänse und Hühner ließ man wie anderwärts (auch in Nürnberg) frei

in den Straßen herumlaufen. Noch 1770 wird vom Würzburger Oberrat, um dem Unfug endlich zu steuern, „solches Viehe jedermann solcher Gestalten preisgegeben, daß jeder dergleichen herumlaufende Stücke auffangen und behalten kann und der Eigentümer noch um 5 fl. gestraft wird". Die herrschende Unreinlichkeit und der Mangel an ärztlicher Pflege begünstigte das Auftreten ansteckender Krankheiten. Die Lepra, der „schwarze Tod", die Syphilis hielten auch hier grausige Ernte. Im Jahre 1496 schloß die Stadt ihr Frauenhaus, „zum Esel" genannt, und errichtete für syphilitische Kranke dortselbst „das Franzosenhaus". Die Pest, dieser unheimliche Gast, klopfte seit dem 12. Jahrhundert bis ins beginnende 18. mindestens einmal in jedem Menschenalter an Würzburgs Tore. Erst in neuerer Zeit, besonders im 19. Jahrhundert hat die Hygiene allenthalben in den deutschen Städten ihr siegreiches Banner aufgepflanzt. (Fortsetzung folgt.)

Die Abbildungen zu obiger Arbeit verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des k. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München.

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.

Inhaber u. Kommandanten der Würzburger Infanterieregimenter von 1688–1803 u. von 1806–1814, soweit sie zum Stamm dieses Regiments gehören.

Von **Friedrich v. Furtenbach**, Major a. D.

Das Königlich Bayerische 12. Infanterieregiment Prinz Arnulf ist am 16. Juli 1814 unter König Maximilian I. Joseph aus den beiden ersten Bataillonen des Großherzoglich Würzburgischen Infanterieregiments und dem Bayerischen 3. leichten Infanteriebataillon zu Würzburg gebildet worden.

Es wird in der Zeit vom 27. mit 29. Juni im Standort Neu-Ulm sein 100jähriges Bestehen feiern.

Zu Ehren des jubilierenden Regiments sind diese Blätter zusammengestellt worden. Daß sie so zahlreich wurden, danke ich in vorderster Linie dem Archivar am K. B. Kriegsarchiv, Herrn Major z. D. Helmes.

Stammbaum des 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.

Regiment Thüngen,
dann Bibra (Johann, Ernst), v. der Horst, Fechenbach (Johann, Reinhard), Bibra (Gottfried, Christoph), Schönborn und Drachsdorff (Karl Reinhard).
1688 – 1756

Regiment Fechenbach
(Johann Reinhard), dann Dalberg, Winzingerode, Milchling, Bastheim (Christoph, Karl), Hutten.
1703 – 1756

Regiment Eyb,
dann Bastheim (Christoph, Karl), Kolb.
1711 – 1757

II. Bat. Reg. Rot Würzburg.

I. Bat. Reg. Rot Würzburg

Regiment Rot Würzburg
1756 – 1761

I. Bat. Reg. Blau Würzburg, sowie ein neugeworbenes Bat.

Regiment Blau Würzburg
1757 – 1761

Regiment Würzburg
1761 – 1763

Regiment Stetten (Maximilian, Wilhelm) 1763 – 1790

Regiment Moser, dann Drachsdorff (Karl, Wilhelm)
1763 – 1790

Regiment Berlepsch, dann Wurmb und Amboten 1763 – 1790.

Regiment Würzburg
1790 – 1801

Bataillon Stetten (Albrecht) 1801 – 1803

Bataillon Gebsattel
1801 – 1803.

Vormaliges Bayerisches 12. Linien-Infanterie-Regiment
1803 – 1806
durch Armeebefehl vom 31. Mai 1806 aufgelöst

Ein Teil der Kaders 31. Mai 1806 zum heutigen 13. Infanterie-Regiment.

Die von Bayern abgegebenen Würzburgischen Landeskinder zu dem 1806 neugebildeten Großherzoglich Würzburgischen Infanterie-Regiment.

12. Linien-Infanterie-Regiment, gebildet 16. Juli 1814 aus den ersten 2 Bataillonen des Großherzoglich Würzburgischen Infanterie-Regiments, sowie dem Bayerischen 3. leichten Infanterie-Bataillon.

1. Thüngen, Hans Karl. Reichsgraf von, Generalfeldmarschall, geboren zu Schloß Gersfeld (Preußischer Regierungsbezirk Kassel) 5. Febr. 1648.

Ein trefflicher Soldat, ein ausgezeichneter Heerführer. In seinem Munde die Beteuerung: „So wahr ich Hans Karl heiße" Eid und Ansporn zu äußerster Pflichterfüllung. — Den Franzosen spinnefeind.

Als Fourier in Lothringische Dienste getreten um 1664, Obristwachtmeister innerhalb dreier Jahre; Obristleutnant 1674, in diesem Jahr aus dem bisherigen Dienst ausgeschieden, Kommandant eines auf Grund des Kreistagsbeschlusses vom 30. April 1675 neu geworbenen Fränkischen Kreisbataillons Mai 1675, Aufstellung des Würzburger Regiments zu Fuß Thüngen nach Receß vom 15. November 1675, hier erstmals als Obrist erwähnt, die Regimentsbildung selbst durchgeführt Frühjahr 1676, im gleichen Jahr als Kommandant der Stadt Würzburg bestellt, daselbst Vermählung mit Maria Johanna, geb. von Stromberg, 5. Januar 1678. — Generalfeldwachtmeister 14. Oktober 1685, Kaiserl. Generalfeldmarschall-Leutnant 4. Oktober 1688, Rückkehr in die Heimat durch den Kaiser bewilligt mit Dekret vom 8. November 1688 mit Vorbehalt seiner Stellung und seines Regiments, Übernahme des durch Vertrag des Würzburger Landesherrn mit dem Kaiser vom 15. Dezember 1688 neu gebildeten Allianzregiments Thüngen 18. Februar 1689, Kurfürstlich Mainzischer Generalfeldzeugmeister 12. Januar 1690, Kaiserlicher Generalfeldzeugmeister 22. Mai 1692, Inhaber des Kaiserlichen Regiments bisher Neuburg (heute K. und K. Galizisches Infanterieregiment Nr. 20, Inhaber Prinz Heinrich von Preußen seit 1889) 2. Juli 1694, Reichsfreiherr 23. August 1694, Kurfürstlich Mainzischer Generalfeldmarschall 2. Januar 1696, durch Kaiser Leopold I. als solcher bestätigt 9. Juni 1696, Verfasser ordentlicher Kriegsartikel 1697, Kommandant von Philippsburg durch Kaiserliche Entschließung vom 7. Januar 1698 Reichsfeldzeugmeister nach Reichskonventbeschluß d. d. Regensburg 7. März 1704, durch Kaiser Joseph I. in den Grafenstand erhoben 23. November 1708.

Niederwerfung des vom Marquis de Listenois in der Franche Comté geleiteten Aufstandes 1673, Feldzug in Holland 1674 (Anwerbung eines Bataillons zu fünf Kompagnien für Spanien auf seinen Gütern), Schlacht bei Senef (Sieg des Prinzen Condé über Wilhelm III. von Oranien 17. August), im Heere Montecucollis am Rhein 1675, Feldzug am Rhein 1676 (Belagerung von Philippsburg, bei der Besetzung von Straßburg, zeitweilig Kommandant daselbst, auch sonst im Elsaß und in Burgund verwendet), Feldzug im Ober-Elsaß unter Herzog Johann Georg von Sachsen-Eisenach 1677 (Regiment Thüngen im Gefecht bei Kestenholz 30. Juni und in dem bei Herlisheim 8. Juli mit Auszeichnung genannt), Feldzug am Rhein 1678 (Regiment Thüngen in Straßburg als Besatzung vom August ab). — Türkenkrieg 1683—88 (Entsatzschlacht gegen die Türken bei Wien) 12. September 1683, ein Teil des 2. Treffens unter Thüngens Befehl, Einzug in Wien 13. September 1683, Rückmarsch in die Heimat Oktober 1683, daselbst bis Mitte Juli 1685, bei der Belagerung von Neuhäusel 1685, Abwehr eines von den Janitscharen zur Umfassung der rechten Flanke versuchten Angriffes in der Schlacht bei Gran 16. August 1685, hier durch Schuß in die rechte Schulter verwundet, dann wiederum vor Neuhäusel, Sturm auf Neuhäusel 19. August 1685, vor Alten Ofen 1686, Sturm auf Alten Ofen 27. Juli, hier verwundet, Hauptsturm auf diese Veste 2. September, Belagerung von Fünfkirchen 1686, demnächst Kommandant der Veste, Überfall auf

Szigeth 19. bis 20. Dezember 1686, Angriff auf Szigeth am 5. März 1687, Kampf um den Übergang bei Kostainica über die Unna 12. August 1688, Eroberung dieses Platzes 15. August, Schlacht bei Dervent 5. September (dort an der rechten Schulter und am rechten Arm verwundet). Orleanischer oder Pfälzischer Krieg 1686—97, Thüngen bei der Belagerung von Mainz bis 11. September 1689, hier dann mehrfach Festungskommandant im Laufe der Jahre 1689, 1691, 1692, 1692 bei der Belagerung von Bonn bis 12. Oktober 1689, Sturm auf die Konterescarge unter Thüngen, demnächst Kommandant von Bonn. Vorlage eines Entwurfes des Brückenmeisters Clemens von Langen für den Bau einer Rheinschiffbrücke an den Kurfürsten Max Emanuel durch Thüngen 19. Juli 1690, zeitweise Befehlshaber der Reichsarmee 1692, Zug vor die Ebernburg von Mainz aus September 1692, Rückkehr nach Mainz ohne Erfolg 9. Oktober 1692, mißglückter Versuch bei Rheinau in das Elsaß überzugehen September 1695. Bei Laudenbach oberhalb Heppenheim von den Franzosen gefangen Ende Mai 1696, nach Philippsburg verbracht und gegen ein Lösegeld von 6000 fl. freigegeben 10. Juni 1696, als Kommandant eines Korps von 21 Bataillonen und 24 Eskadronen zur Deckung des Landes und zu den Operationen am rechten Rheinufer im Lager bei Wirloch aufgestellt 24. August 1696, mehrfach Kommandant der Reichsarmee 1697, im Lager bei Gemmingen mit 24 Bataillonen, 51 Eskadronen, 8 Bataillone Grenadiere und 21 Truppen Gendarmerie Anfangs Mai bis Mitte Juni 1697. Spanischer Erbfolgekrieg 1702 bis 1709, Leitung des Angriffes auf Landau von Nordwesten her, dann gegen die Citadelle der Festung mit zwei anderen Generalen 1702, Kommandant von Philippsburg und der Truppen von der Lauter bis zum Speyerbach 1703, bei der Besetzung der Stollhofener Linie am rechten Flügel April 1703, Abwehr eines Angriffes Tellards 23., 24. April 1703, Kommandant der Truppen am Oberrhein Juni 1703, Bevollmächtigter bei den Verhandlungen für die Auswechselung der Gefangenen und Vorsitzender des Kriegsgerichts in Bregenz wegen der Kapitulation von Breisach Dezember 1703 bis 4. Februar 1704, Kommandant der Truppen vom Oberrhein und in Schwaben zu Beginn des Jahres 1704, Vorbereitungen zur Abwehr der Franzosen und Bayern im Februar, dann Entsendungen von Entsatztruppen nach dem von den Franzosen belagerten Munderkingen, Entsendung des Obersten Mercy mit 600 Reitern auf einen Streifzug in das innere Bayern, Zusammenziehung seiner Truppen um Stockach April 1704, Vereinigung derselben zwischen Elchingen und Schömberg Anfangs Mai, Zusammenschluß mit den Armeeteilen Styrum, Markgraf von Bayreuth, Herzog von Württemberg und Finkenstein bei Rottweil zwischen 14. und 16. Mai, Offensive gegen Bayern, Treffen am Schellenberg bei Donauwörth 2. Juli. Thüngen hier Führer der Kaiserlichen Grenadiere zu Fuß bei dem Sturm auf die Schanzen, durch eine Kartätschkugel an der Hand verwundet, demnächst Belagerung von Ulm bis 11. September, bei der Belagerung von Landau vom 26. September ab, Kommandant der rechten Attacke der Kaiserlichen, in geheimer Mission an den preußischen Hof nach Berlin entsandt Januar 1705,

nach seiner Rückkehr Kommandant der Truppen am Oberrhein, Versammlung des Hauptteiles der Reichsarmee unter ihm bei Lauterburg Mai—Juni 1705, mit der Wegnahme von Hagenau betraut im August, vom Kaiser mit Umgehung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden zum Vorgehen über den Rhein befohlen Ende August 1706, Übergang über den Rhein bei Philippsburg 10. September, Rückmarsch über den Rhein bei Dexlanden 15. November 1706, Kommandant von Philippsburg bis Mitte Mai 1707, Befehlshaber aller Reichstruppen am Rhein im Winter 1707—08, Vereitelung des Anschlages des französischen Generals Villars auf Freiburg im Breisgau Januar 1708, nach einem Entwurf für die Winterquartiere stellvertretender Armee-Oberkommandant im Oktober, mit 3 Bataillonen in Philippsburg Ende 1708, Oberbefehlshaber über die Reichsarmee mit dem Hauptquartier in Bruchsal vor Beginn des Feldzuges 1709, wegen Krankheit in Bad Ems Frühjahr und Sommer 1709, Übernahme des Kommandos über die Reichstruppen in Philippsburg 7. Juli, Anordnung des Vormarsches 6. August.

Gestorben im Hauptquartier zu Speyer, 8. Oktober 1709, noch am Tag vorher ein Fränkisches Regiment unter ihm Kriegsexerzitien im Feuer im Lager daselbst; sein Leichnam nach Philippsburg verbracht, 5. Oktober, in einer unter dem Altar der Pfarrkirche zu Freudental (Württemberg) befindlichen Gruft beigesetzt am 21. Januar 1710, im Totenbuch der dortigen Pfarrei der bezügliche Eintrag.

Durch Witwe und Neffen aus den Familien Thüngen, Voith und Zobel von Giebelstadt in der Kirche von Freudental, wo die Kirchenbücher ihn erstmals um 1697 als Herr daselbst vermerken, ein Denkmal zu seinem Gedächtnis errichtet, dieses in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nach Bayern verbracht und in der Pfarrkirche zu Zeitlofs (Unterfranken) aufgestellt. Eine Gedenktafel mit lateinischer Inschrift heute noch in der Kirche zu Freudental zu ehrendem Gedenken. Ein Porträt in der Fidei-Kommiß-Bibliothek zu Wien.

2. Bibra, Johann Ernst, Freiherr von, Generalfeldzeugmeister, geboren am 10. März 1662.

Bewährter, trefflicher Infanterieführer. Als Leutnant in Würzburgischen Diensten vermerkt 1674, Kriegsrat beim Fränkischen Kreis 1688, Geheimer Rat 22. Februar 1689, Obristleutnant im Regiment Thüngen 15. Mai 1689, Obrist und Inhaber des Regiments Bibra (vorher Thüngen) 3. Mai 1690, Generalwachtmeister 20. September 1692, Oberkommandant der Veste Marienberg und der Stadt Würzburg 22. März 1694, Generalfeldmarschalleutnant 28. Januar 1697, Kaiserlicher Generalfeldmarschalleutnant 12. April 1701, Kaiserlicher Generalfeldzeugmeister 20. Mai 1704.

Musterung der bei Fürth versammelten Fränkischen Kreisregimenter März 1688, dann nach Dresden als Marschkommissär, Orleanischer oder Pfälzischer Krieg 1689—97. Bei der Belagerung von Mainz bis 11. September 1689, bei der von Bonn bis 12. Oktober 1689, mit 6 Kompagnien des Regiments Thüngen in Ladenburg anfangs Mai 1690, Marsch der Regimenter Bibra und Erffa unter

ihm von Neustadt nach Mainz Sommer 1691, Ausfall gegen die Franzosen aus Mainz 26. Juli, im Lager bei Bretten 16. August, in Heilbronn Oktober, Gesandschaftsreise nach Kassel im selben Jahr, in Dresden diplomatisch verwendet 1693, im Lager zu Sondheim 1. Juni, Gefecht bei Klingenberg 5. Juni, hier mit Auszeichnung genannt, Gefecht bei Sontheim 2. August, in der Stellung bei Alt-Wiesloch 24. Juli 1694, Rheinübergang bei Daxlanden 15. September, Sicherung des Rückmarsches 23. September, in Ladenburg 20. Mai 1695, Kommandant einer Brigade am linken Flügel des 1. Treffens nach der am 30. Juni ausgegebenen Kriegseinteilung, glückliches Gefecht gegen die Franzosen bei Sankt Leon 11. Juli, wieder Brigadekommandant am linken Flügel des 1. Treffens nach der Ordre de bataille für 1696, Rheinübergang bei Mainz 31. August, vor der französischen Stellung am Speyerbach 9. September, im Lager bei Gemmingen unter Thüngen 1697, bei der Belagerung der Ebernburg im September.

Feldzug gegen die Türken 1698. (Befehlshaber des Würzb.-Gothaisch-Ansbach. Hilfskorps), Beginn des Abtransportes zu Wasser in Regensburg 10. Juni, in Kolluth 22. Juli, im Lager zwischen Monostarszag Szantovar 3. August, Beobachtungsstellung bei Kovil nächst Peterwardein Ende Oktober, Winterquartier um Oedenburg. Spanischer Erbfolgekrieg 1702—05. Als Kommandant der Würzburger Brigade mit allen Rechten und Pflichten eines Kaiserl. Generals verpflichtet schon Ende 1701, dann an den Rhein abmarschiert, dort in Winterquartier 1701/02, Belagerung der Südseite von Landau [Hauptangriff unter Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden] 1702, daselbst durch Granatstück leicht am Kopf verwundet 31. Juli, später Entsendung nach Weißenburg, Versuch, bei Neuenburg über den Rhein gegangene Französische Truppen zwischen Kappel und Kinzingen aufzuhalten, Rückmarsch nach Kehl, Bergung von 26 Geschützen aus der Kinzig- in die Stollhofener Linie 16. und 17. Februar 1703, Kämpfe im Bühler Tal 19. und 24. April, Gefecht bei Hochzoll 7. September, Einnahme der Bayerischen Grenzfestung Friedberg 22. September, Kommandant von Augsburg vom 18. Oktober ab, Verteidigung dieser Stadt gegen die Bayern 3.—14. Dezember, Besetzung der Stollhofener Linien Frühjahr 1704, bei Thüngen am Eschbach nächst Rottweil 18. Mai, Schlacht am Schellenberg bei Donauwörth 2. Juli, Regiment Bibra hier mit Auszeichnung genannt, dann kurze Zeit bei der Belagerung von Ingolstadt Mitte August, demnächst bei der Wegnahme von Ulm und dann noch bei der Belagerung von Landau, durch den Kaiser auf den Italienischen Kriegsschauplatz berufen 7. Februar 1705, Befehlshaber über alle am Westufer des Gardasees befindlichen Truppen, Kampf um Kasine Moscoline am Naviglia 31. Mai und 1. Juni, Schlacht bei Cassano 16. August.

Schwer erkrankt am 25. August 1705 nach Bergamo verbracht, kurz darauf verstorben; nach anderer Nachricht bei Cassano schwer verwundet und bald darauf zu Brescia aus dem Leben geschieden.

3. Fechenbach, Johann Reinhard, von, Generalfeldmarschall-Leutnant, geboren zu ?

Als Fähnrich im Regiment v. d. Leyen vermerkt 1680, Hauptmann bei

dem im Herbst 1688 neu errichteten Würzburgischen Dragonerregiment von Münster, als Generalfeldwachtmeister geführt 1705, als Generalfeldmarschall-Leutnant gemeldet 1711, Kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant 1716. Inhaber des Regiments Fechenbach (vordem Wallenfels) 1697—1701, Inhaber des neu gebildeten Kreisregiments (Kreisbataillons) Fechenbach (später Dalberg) bis Dezember 1703, Inhaber des Dragonerregiments Fechenbach (vorher Schade) 1703—06, Inhaber des Regiments Fechenbach (bislang v. d. Horst) 1706—10.

Spanischer Erbfolgekrieg 1703—13 bei den Rüstungen zum Feldzug Dragonerregiment Schade-Fechenbach zu 5 Eskadronen mit 348 Mann in Summa aufgestellt 1703, Schlacht bei Höchstädt 13. August 1704, Regiment hier bei der fünfmaligen Attacke auf die Französisch-Bayerische Stellung am Nebelbach, Fechenbach laut Ordre de bataille der Reichsarmee unter Thüngen in der Kavallerie des 1. Treffens mit seinem Regiment bei den Operationen am Rhein eingeteilt Juli 1705, mit 3 Würzburger Bataillonen vor Fort Louis Mai 1707. — Belagerung von Lille 1708, Führer einer Sturmkolonne bei einem Angriff auf diese Festung 21. September, Kommandant von Tirlemont vom 6. Januar 1709 ab, bei der Armee des Prinzen von Savoyen im 1. Treffen eingeteilt 22. Juni 1709, Belagerung von Douay 1710, nach der Ordre de bataille der alliierten Heere im Lager nächst Douay in der Mitte des 1. Treffens eingeteilt 1710, nach dem Oberrhein unter General Fels abgerückt 1711, im 2. Treffen eingeteilt nach Ordre de bataille der alliierten Reichsarmee vom 26. August 1711, Aufbruch in Würzburg 18. April 1712, Rheinübergang bei Köln 8. Mai, in Tournay 24. Mai, bei der Belagerung von Landrecirs 1712, die Würzburgischen Truppen unter Fechenbach und Dalberg zunächst in der Gegend von Philippsburg bereit gestellt Frühjahr 1713.

Gestorben 1716.

4. Dalberg, Franz Anton, Freiherr von, Generalfeldwachtmeister, geboren zu ?

Als Generalfeldwachtmeister gemeldet 1709, Kommandant und Oberamtmann von Königshofen 1711. Inhaber des Kreisregiments (Bataillons) Dalberg (dieses zu den Haustruppen übergetreten 1709) Ende 1703—25.

Spanischer Erfolgekrieg 1704—13 Bataillon Dalberg bei der Belagerung von Straubing Oktober 1704, beim Reichsheer 1708, in den Niederlanden 1709, Dalberg im 2. Treffen bei der Versammlung der Streitkräfte des Prinzen von Flandern nordöstlich Lille nächst Marquette und Quesnoy am 22. Juni, nach der Ordre de bataille der alliierten Heere im Lager nächst Douay im 1. Treffen der Armee des Prinzen Eugen eingeteilt 1710, mit seinem Bataillon in den Niederlanden, später am Oberrhein 1711, mit seinem Bataillon, einem Bataillon Eyb und drei Bataillonen Erffa im Corps de bataille nach der Ordre de bataille der alliierten Reichsarmee am Oberrhein 26. August, Dalberg und sein Bataillon im Kampf bei Denain 24. Juli 1712, hier in Gefangenschaft geraten, Bataillon Dalberg im Felde 1711), Feldzug gegen die Türken 1717 (Schlacht bei Belgrad 16. August). Gestorben 1725. Grabdenkmal in der Pfarrkirche zu Königshofen.

5. v. d. Horst, Karl Lotharius, Generalfeldmarschall-Leutnant, geboren zu ?

In der Offiziersliste des Regiments Schnebelin als Hauptmann festgestellt 4. September 1694. Bei Würzburg als Obristwachtmeister, dann als Generalwachtmeister gemeldet; dort als Obristleutnant festgestellt anfangs Oktober 1701, als Obrist 1705. Inhaber des Regiments v. d. Horst (vorher Vibra) 1705—06. Als Generalwachtmeister bei Kurtrier erwähnt 1707, Generalfeldmarschall-Leutnant mit Patent vom 21. Juli 1711, Gouverneur und Oberamtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein Mai 1713, Kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant, nicht zur Armee bestimmt und als Kommandant in Ehrenbreitstein tätig 1716, Patent als Kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant vom 17. August 1714; ein Bataillon v. d. Horst bei Kurtrier festgestellt 1716.

Spanischer Erbfolgekrieg 1702—07. Als Führer des Regiments Vibra bestellt anfangs Oktober 1701, dann Abmarsch nach dem Rhein, auf Postierung in der Festung Hagenau Winter 1705/06, Interimskomandant in Philippsburg 1707).

Gestorben zu Ehrenbreitstein 1724.

6. Eyb, Heinrich Christoph, von, Generalfeldzeugmeister, geboren zu ?

Als Hauptmann im Dragonerregiment Auffeß festgestellt 1703, 1704, auch im Kreisregiment Boyerburgk nachgewiesen, Major im Regiment Dalberg Februar 1705, dort als Obrist 1706, als Generalfeldwachtmeister geführt 1729, Generalfeldzeugmeister 13. Februar 1733, als Präsident des Hofkriegsrates gemeldet 17. April 1736. Inhaber des Regiments Eyb 1711—40.

Mit Regiment Dalberg auf Exekution in München 26. Juni 1706, spanischer Erbfolgekrieg 1711—13, Kommandant des neuerrichteten Bataillons Eyb. 1711, mit demselben am Oberrhein 1711, bei der Belagerung von Auesnoy 1712, Kampf bei Denain 24. Juli, hier in Gefangenschaft geraten, nicht ausgerückt 1733, als alter General bezeichnet zur Zeit des Türkenkrieges 1739, gestorben Mai 1740.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würzburger Truppen in den Kriegen Napoleons I. (1806—1815[1]).

Von **August Eichelsbacher**, Würzburg.

I.

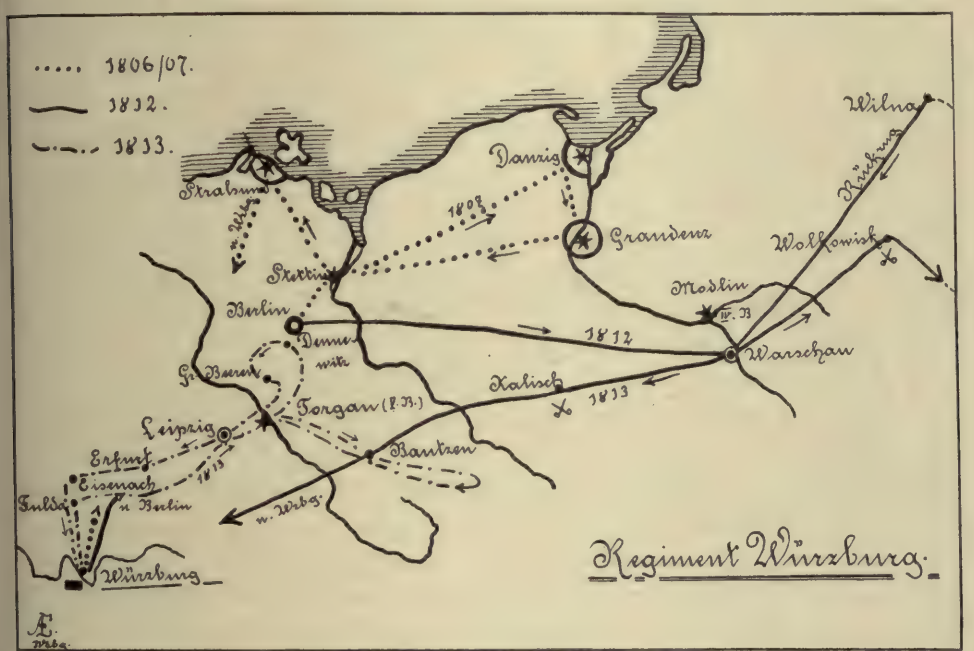
Nach dreijähriger Zugehörigkeit zu Pfalzbayern war das ehemalige Fürstentum Würzburg als selbständiger Staat an den bisherigen Kurfürsten von Salzburg, den Erzherzog Ferdinand von Österreich, gewesenen Großherzog von Toskana, gegeben worden. Am 1. Mai 1806 zog der neue Landesherr unter lautem Jubelruf des Volkes in die Kiliansstadt ein; am 30. September ließ er seiner Residenzstadt die Annahme des Titels eines Großherzogs von Würzburg und den Beitritt zum rheinischen Bunde bekannt geben.

Der Rheinbundvertrag legte dem Großherzogtum die Pflicht auf, dem Protektor Napoleon ein Infanterieregiment zu stellen. Dessen Ausrüstung wurde sofort begonnen. Das Regiment bestand aus zwei Bataillonen mit je einer Grenadierkompagnie und fünf Füsilierkompagnien; die Bekleidung der Truppen war schmuck, aber für den Felddienst unpraktisch: Weiße Waffenröcke und Beinkleider, scharlachrote Kragen, Brustlappen und Aufschläge, schwarze Gamaschen. Den Kopf deckte ein hoher Tschako. Die Regimentsstärke betrug 2000 Mann.

Bald genug mußte die neue Truppe in den Krieg ziehen. In den letzten Septembertagen 1806 marschierten französische Abteilungen durch Würzburg; zahlreiche Generäle und Offiziere des Generalstabs kamen an. Am Mittag des 2. Oktober trafen die kaiserlichen Garden ein, denen abends um sechs Uhr der

[1]) Quellen: 1. Geschichte des Infanterieregiments „König Otto von Griechenland", verfaßt von Georg Unkelhäuser, Oberleutnant im Regiment Würzburg (1790—1840) nach der von Hauptmann Ludwig Fritz verfaßten älteren Regimentsgeschichte (1790—1814). Aus der Bibliothek des Königs Otto von Griechenland, jetzt im Kgl. Kriegsarchiv in München (Handschrift). 2. Zur Ergänzung: Originalberichte der Offiziere in den Akten des Kgl. Kreisarchivs Würzburg, Militärsachen: Freiwillige Jäger und Würzburger Truppen, besonders in Spanien. 3. Aschaffenburger Zeitung 1812/13/14. 4. Bayerland 1909. — Teilweise veröffentlicht im Würzburger Generalanzeiger. Nach Fertigstellung der Arbeit erschienen und zum Vergleiche herangezogen: Hermann Helmes, Die Würzburger Truppen vor hundert Jahren. Archiv des histor:schen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, 55. Band.

Kaiser Napoleon selbst folgte. Zwei Tage später reiste er nach Bamberg ab. Am 8. Oktober befand sich sein Hauptquartier in Kronach, am 9. Oktober erfolgte der erste Zusammenstoß zwischen Preußen und Franzosen und schon am 14. Oktober wurde die preußische Hauptarmee bei Jena und Auerstädt in regellose Flucht geschlagen. Am 16. Oktober brach das I. Bataillon des Würzburger Regimentes aus der Heimat nach dem Norden auf und nach Monatsfrist das II. Bataillon. Erst stand das Regiment in Berlin. Um die Jahreswende erhielt es seine Bestimmung nach Stettin und Umgegend, wo es verblieb, bis es zum Blockadekorps vor Danzig kam. Nach der Übergabe dieser Festung stieß es zu den Truppen, die Graudenz belagerten (31. 5. 1807). Bei den verschiedenen



Ausfällen der kleinen tapferen Besatzung erlitt das Regiment einen Verlust von vier Toten und acht Verwundeten. Die Festung hielt sich bis zum Friedensschlusse.

Von Mitte Juli an nahmen die Franken an der zweiten Blockade von Stralsund teil und besetzten am 21. August das Kniepertor, nachdem sich der König von Schweden mit der Besatzung auf die Insel Rügen zurückgezogen hatte. Inzwischen waren aus der Heimat zwei Ersatzkompagnien in der Stärke von 400 Mann eingetroffen.

Im November 1807 marschierte die Truppe nach Würzburg zurück. Das Weihnachtsfest konnte sie wieder in ihrer Garnisonsstadt feiern. Oberst von Gebsattel und Major Nickels wurden zu Rittern des großherzoglichen Verdienstordens vom hl. Joseph ernannt; Oberleutnant Candler hatte schon vor Graudenz das Kreuz der französischen Ehrenlegion erhalten. —

Gegen Ende des nächsten Jahres forderte die französische Gesandtschaft in Würzburg die Absendung des Regiments nach Spanien. Mitte Dezember schon verließen 1732 Mann in zwei Bataillonen zu je sechs Kompagnien die großherzogliche Hauptstadt. In 65 Tagen zog das Regiment durch Frankreich, dann rückte es um den Ostfuß der Pyrenäen in das feindliche Land ein. Vor Figueras, einer Festung in Nordkatalonien, wurde Halt gemacht.

Die von allen Einwohnern verlassene Gegend bot einen traurigen Anblick. Die Felder lagen wüst; die Ortschaften glichen Ruinen. In den zerschossenen und verbrannten Häusern fanden die Würzburger nur notdürftige Unterkunft. Für die Lebensmittel mußten ungeheuere Preise gezahlt werden.

Im Mai 1809 begann der Kampf gegen die starke Festung Gerona am Zusammenfluß von Onna und Ther. Ungestüm waren die Angriffe der Einschließungstruppen; zäh und löwenmutig verteidigten die Spanier ihre Stadt. Wiederholt standen Würzburger Kompagnien an der Spitze der Sturmkolonnen. Führer und Mannschaften bedeckten sich mit unsterblichem Ruhm und wurden von den französischen Generälen den übrigen Truppen als leuchtendes Vorbild hingestellt. Ein Bollwerk nach dem andern fiel, in Schutt und Asche geschossen, in die Hände der Angreifer, trotzdem verzagten die Einwohner nicht. Soldaten, Bürger, Geistliche und Bauern wetteiferten an Mut. Die Frauen trugen im heftigsten Kugelregen den Verteidigern Munition und Erfrischungen zu. Auf beiden Seiten hielt der Tod reiche Ernte. Die feindlichen Kugeln und pestartige Seuchen rafften in und außer der Stadt Hunderte hinweg.

Erst im Dezember ergab sich die tapfere Feste. 7000—8000 Einwohner waren tot. 12000 Mann und 20 Millionen Franken hatte die Belagerung Napoleon gekostet. 12 Offiziere und 560 Soldaten des heldenmütigen Regiments Würzburg waren verwundet und getötet worden.

Nun entspann sich ein heftiger Kleinkrieg gegen Banden von Aufständischen, die sich in den unwegsamen Gebirgen Kataloniens eingenistet hatten. Von allen Seiten wurden marschierende Truppen beschossen und trotzdem waren die unsichtbaren Feinde nicht zu fassen. Fliegende Kolonnen konnten die Rückenverbindung mit Frankreich kaum mehr aufrechterhalten. Es waren verlustreiche Kämpfe gegen einen wilden Gegner, dem zur Verteidigung des gefährdeten Vaterlandes selbst die verwerflichsten Mittel für erlaubt galten. Die Brunnen wurden vergiftet, die Gefangenen niedergemacht, Hunderte von Verwundeten und Kranken in den erbeuteten Wagen verbrannt. Und noch drei Jahre hatten die Franken in diesem Lande voller Greuel auszuhalten! Am 19. Januar 1810 hatte das Regiment einen Ersatz von 258 Köpfen aus der Heimat erhalten. Weitaus der größte Teil der ausmarschierten Frankenkinder ruht in der spanischen Erde. Schon im Februar 1811 zählte das Regiment nur noch 423 Mann und wurde auf Befehl Napoleons in ein Bataillon umgewandelt.

Von den zahlreichen Kämpfen des Regiments nach der Übergabe von Gerona sollen nur einige Erwähnung finden.

Am 14. März 1810 zog das Regiment mit Marschall Augereau, der mit 16000 Mann einen Lebensmitteltransport begleitete, nach Barzelona. Die Seitendeckungen standen stets im Gefecht und trotz der starken Bedeckung gingen viele Karren mit Obst und zahlreiches Schlachtvieh an die Spanier verloren. Auf dem Rückmarsch, der fünf Tage lang an der Küste hinführte, wurden die Truppen auf der rechten Flanke von zwei englischen Kriegsschiffen, von links her durch die Aufständischen am Gebirgshang belästigt.

Im Februar 1811 brach das Regiment nach der französischen Cerdagne auf und erreichte nach einem furchtbaren Gebirgsmarsche die Festung Mont Luis in 4800 Fuß Meereshöhe. Auch über die Grenze drangen die Spanier und mußten zurückgetrieben werden. Mitte 1812 stand die Truppe — nun ein Bataillon — wieder in der Umgegend von Gerona in unaufhörlichem Kampfe. Am 8. August 1813 ging sie mit General Lamarq gegen St. Salud über eine steile Höhe vor, wo sich die 1500 Mann starke Division von einer sechsfachen Übermacht angegriffen sah. Zehn Stunden dauerte der Kampf, bis endlich von Gerona Hilfe nahte und der Rückzug unter Mitführung von 450 Verwundeten angetreten werden konnte. Die Toten stürzte man in die Schluchten um sie vor Verstümmelungen zu bewahren.

Im Dezember 1813 kam das Ende. Infolge des Übertrittes des Großherzogtums Würzburg zu den Feinden Napoleons wurde die noch 280 Köpfe zählende Truppe am 25. Dezember auf dem Marktplatze zu Puicerda in Katalonien von französischen Truppen umstellt und entwaffnet. Eine bittere Weihnacht für die tapferen Kämpfer ferne der geliebten Heimat! Der feindliche Führer, Marschall Suchet, ehrte die seitherigen Kampfgenossen in seinem Tagesbefehl mit warmen Worten der Anerkennung: „Ich unterließ nicht, meinem Kaiser anzuzeigen, wie sehr ich euch schätze, und unterließ nicht die Bitte, sobald die Umstände es erlaubten, euch die Waffen, die ihr in Spanien vor Gerona und bei allen Gelegenheiten mit so ausgezeichnetem Ruhme und zu eurer Ehre getragen, wieder zurückzugeben und euch wieder der Armee, wo Offiziere und Soldaten euch ebenso schätzten und liebten."

Doch Kriegsgefangenschaft war des Häufleins Los. Erst die Siege der Verbündeten in Frankreich machten die Gefangenen wieder frei. Im Maienmond des Jahres 1814 kamen die Reste des stolzen Regimentes in Würzburg an.

Während die wackeren Frankensöhne unter Spaniens glühender Sonne stritten und bluteten, hatte Napoleon weitere Truppen von dem Großherzogtum gefordert. Im Frühjahr 1812 zogen drei neugebildete Bataillone unter Oberst von Moser nach dem Norden. Fünf Monate lang gehörten unsere Landsleute zur Besatzung von Berlin, dann gingen sie im Verbande der französischen Division Durutte nach Warschau und weiter nach Litauen. Bei dem Städtchen Wolkowitz hatten sie am 14. November 1812 zum erstenmale Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im Nachtangriff warf sich der russische General Sacken mit 22000 Mann auf die schwach besetzte Ortschaft und drängte die vorgeschobenen Posten der Franzosen zurück. Das 2. Bataillon „Würzburg" brachte den vorrückenden Feind zum

Stehen und leistete ihm lebhaften Widerstand, obwohl es 350 Mann verlor. Die ältesten und und kriegstüchtigsten Truppen hätten, so äußert sich General Durutte, eine bessere Haltung nicht zeigen könne als dieses Bataillon. Zwei Tage später nahm das 3. Bataillon an einem heftigen Bajonettangriff teil, durch den der Feind zum Rückzug gezwungen wurde. Bei der Verfolgung biwakierte das Regiment immer, wobei es fast acht Tage Brotmangel hatte. Die Gesundheit der Mannschaften litt sehr; Ruhr und Nervenfieber rissen ein. Am 27. November bestand das Regiment nur aus 957 Mann.

Die Verfolgung führte nach Wolhynien, dann zogen sich die Truppen gegen Wilna zurück. In Slonim erfuhren sie das furchbare Unglück der Großen Armee auf Rußlands Schneefeldern. Bei 28° Grad Kälte sammelten sich die Abteilungen.

Schon griffen die Kosaken an. Unter steten Kämpfen erreichten die Truppen im Februar 1813 Warschau. Hier mußten 8 Offiziere und 600 Mann des Regiments Würzburg, meist verwundet und mit erfrorenen Gliedern, zurückgelassen werden. Das 4. Bataillon kam als Besatzung in die Festung Modlin am Zusammenflusse von Bug und Weichsel.

Am 13. Februar überfiel ein russisches Korps bei Kalisch die Division Durutte, die getrennte Quartiere bezogen hatten. Die Division wurde vollständig zersprengt. Die zwei Bataillone Würzburg schlugen sich in geschlossener Kolonne durch die Russen, stürmten die Vorstadt und schlossen sich der französischen Hauptabteilung wieder an. Um Kalisch entspann sich ein mörderischer Kampf; mit den Bajonetten wurde Haus um Haus erobert. Um Mitternacht traten die Franzosen den Rückzug an, der über Glogau auf Bautzen und Dresden führte. Von hier aus gingen die geringen Reste der zwei Würzburger Bataillone in die Heimat um sich zu ergänzen. Kaum 70 Mann kamen von jedem Bataillon zurück.

Schon am 4. und 22. April marschierten die mit großen Anstrengungen wieder gefechtsstark gemachten Bataillone nach Sachsen ab, wo Napoleon neue Streitkräfte zusammenzog. Sie nahmen an den Schlachten bei Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai) tätigen Anteil. Dann ruhten die Waffen. Während des Waffenstillstandes stellte das Großherzogtum noch ein fünftes Bataillon in der Stärke von 1000 Mann auf, das nach Torgau an der Elbe kam. In Jahresfrist waren so mehr als 6000 Mann Franken im Dienste Napoleons in den Krieg gezogen.

Im August begannen die Kämpfe wieder. Von allen Seiten rückten die Verbündeten gegen die Heere des Franzosenkaisers. Schlag folgte auf Schlag. Die Niederlagen der Franzosen teilten auch unsere Landsleute, die wieder bei der Division Durutte im VII. Armeekorps Reynier standen.

Bei Großbeeren am 23. August. Im strömenden Regen versagten die Gewehre. Ein Offizier des Regiments berichtet: „. . . Wir mußten wegen überlegener Kavallerie alle in Karrees stehen und so wurde peletonweise mit Kanonen gefeuert. Wir konnten wegen des starken und anhaltenden Regenwetters keinen Gewehrschuß unternehmen. So ging das Kanonenfeuer immer mit acht und auch zehn Geschützen auf einmal von 4 bis $^1/_2$8 Uhr fort. Wir hatten durch

die Granaten mehrere Leute verloren, bis wir endlich überflügelt wurden und uns in Karrees zurückziehen mußten. Die Unordnung war so groß, daß beinahe alle Truppen durcheinander kamen . . . An diesem Tage hatten wir 200 Mann an Toten und Verwundeten nebst jenen, welche in die Sümpfe gesprengt wurden, verloren . . ."

Dennewitz (6. September) war ein Ehrentag der Franken. Die Division Durutte geriet in einem Talkessel in mörderisches Kreuzfeuer preußischer Batterien. Das 2. Bataillon Würzburg verlor die Hälfte seiner Leute. Immer aber schlossen sich über den Leichen die zerrissenen Glieder und schließlich besetzte der kampffähige Rest eine Anhöhe, die Windmühlenhöhe, gegen die preußische Infanterie anrückte. Schon war der Feind auf 50 Schritt heran. Unbekümmert darum aber feuerten die Würzburger ihre Salven. Hinter der todesmutigen Truppe aber sammelten sich französische Soldaten aller Waffengattungen zu neuem Widerstand. Da stürzte sich übermächtige russische Reiterei auf den ermatteten Haufen. Nach heftigem Bajonettkampfe mußte das Bataillon weichen. Bis Torgau ging der Rückzug. 114 Mann, die nach und nach aus preußischer Gefangenschaft entwichen waren, kamen im Laufe des Septembers in Würzburg an und wurden im Oktober als Marschkompagnie wieder auf den Kriegsschauplatz gesandt.

Infanterist.
Nach Knötel.

Nur noch 400 Streiter zählten die Würzburger Bataillone, als Napoleon auf den Gefilden um Leipzig seine Truppen zur Schlacht ordnete. Bei den ersten Kämpfen kamen sie wenig ins Gefecht. Am 19. Oktober, als das Schicksal des Korsen schon besiegelt war, stand das Regiment in der Vorstadt Rosental zwischen der Pleiße und einem Elsterarm. Tapfer schlug es zwei Angriffe feindlicher Schützenschwärme ab. Da bemächtigte sich der Feind einer Elsterbrücke und warf sich auf den rechten Flügel der Würzburger, worauf sich die Truppe in die Gärten zurückzog und sich hier drei Stunden lang hartnäckig wehrte. Erst auf höheren Befehl räumte sie ihre Stellung und rückte nach der Lützener Vorstadt ab. In der fürchterlichen Verwirrung, die hier herrschte, wurde das Regiment auseinander gerissen. Etwa 100 Mann passierten noch die Elsterbrücke, der größere Rest geriet infolge der zu früh erfolgten Brückensprengung in Gefangenschaft.

Chevauxleger.
Nach Knötel.

Über Freiburg, Erfurt ging der Rückzug gegen Fulda. In Eisenach entließ Napoleon das Häuflein Würzburger unter ehrenvoller Anerkennung ihrer ausgezeichneten Dienstleistungen

in die Heimat. Noch aber waren die Mühseligkeiten nicht zu Ende. — Bewaffnete thüringische Bauern überfielen die vermeintlichen Franzosen und Kosaken nahmen sie gefangen. Erst in Schlüchtern, wo ein bayerischer Offizier die Nachricht vom Übertritt des Großherzogs zu den Verbündeten überbrachte, gab ihnen der Kosakengeneral die Freiheit wieder.

Am 3. November kamen die Reste des stolzen Regimentes, nur noch 40 Mann, in Würzburg an. Eine traurige Heimkehr!

Vom Landesfürsten erhielten die Braven die Allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen. Oberst von Moser und Major Waldenfels wurden zu Rittern des Verdienstordens vom hl. Joseph ernannt. Die Mannschaften bekamen fünf goldene und 22 silberne Medaillen zugesprochen. Bereits am 17. Juni 1813 waren sechs und am 12. Oktober weitere neun Dekorationen der Ehrenlegion dem Regimente zuerkannt worden. —

Über die Schicksale des 4. Bataillons in Modlin berichtet Hauptmann Düring nach Würzburg: „Am 1. Dezember 1813 wurde die Festung von dem Franzosengeneral Dutaillis an den russischen Generalleutnant Klein übergeben. Die ganze Besatzung streckte die Waffen bis auf die Offiziere, die den Degen behielten. Das Bataillon wurde in einigen Dörfern an der Weichsel bequartieret ... Der Stand unseres Truppenteils schmolz von 300 auf 80 Köpfe zurück. Oberstleutnant Diez, Oberleutnant von Gemmingen, Bataillonsarzt Wieth, Leutnant Hauschert, Adjutant Henneberger, Stabsfurier Strauß und 199 Mann vom Feldwebel abwärts starben in der Festung an Krankheit. Die Offiziere sind seit April 1813 ohne Gage, die Mannschaften seit 20. Dezember 1812 ohne Löhnung. Der Bekleidungszustand ist der denkbar schlechteste".

Im März 1914 trafen die Reste des Bataillons in Würzburg ein.

Das 5. Bataillon in Torgau, das eine Stärke von 1000 Mann hatte, wurde am 24. November 1813 aus der Festung zu den preußischen Belagerungstruppen entlassen und von diesen mit klingendem Spiele und lautem Jubel empfangen. Es zählte noch 400 Mann und 223 Kranke, die in Torgau lagen. Mitte Dezember kam es in der Heimat an und wurde in das Schloß Wechterswinkel verlegt, bis man die Gewißheit gewonnen hatte, daß sich keine Spur der in Torgau grassierenden Seuche äußerte. —

Nach der Besiegung Napoleons trat Großherzog Ferdinand auf die Seite der Verbündeten und befahl am 28. Dezember 1813 die sofortige Aufstellung eines Linieninfanterieregimentes von 3360 Köpfen und eines Jägerbataillons von 840 Mann.

Das 500 Mann zählende Depotbataillon auf der Festung mußte der französische Kommandant, der nach der Beschießung der Stadt durch Wrede (26. Oktober 1813) sich auf Mainviertel und Festung zurückzog und hier blockiert wurde, freigeben. Davon waren sofort zwei Kompagnien mit Wrede gegen Hanau gerückt und nahmen im Januar und Februar 1814 an der Belagerung von Hüningen und an der Beobachtung von Schlettstadt und Neubreisach teil.

Der Rest des Depotbataillons tat bei der Blockade der Festung Marienberg Dienst.

Die durch Aushebung neu gebildeten Truppenteile, — das 1., 2. und 3. Bataillon, das Freiwillige Jägerbataillon und die Feldeskadron — verließen am 12. Februar, am 14. März und am 4. April 1814 die Heimat. Sie überschritten den Rhein bei Basel und gehörten zur Südarmee unter dem Prinzen von Hessen-Homburg. Nach verschiedenen Kämpfen kamen sie als Besatzung nach Grenoble. Am 23. Juni 1814 wurde der Rhein bei Rheinweiler wieder überschritten. Heimwärts ging es.

Inzwischen hatte Fürst Wrede das Großherzogtum Würzburg, das durch Staatsvertrag mit Österreich wieder an Bayern kam, für Bayern in Besitz genommen.

Am 3. Juli wurde den Truppen auf dem Exerzierplatz in Karlsruhe der neue Fahneneid abgenommen, nachdem sie der Großherzog des Eides gegen ihn entbunden hatte. Als bayerisches Militär zogen sie am 10. Juli in Würzburg ein.

Das 12. bayerische Infanterieregiment nahm die Bataillone des Regiments Würzburg in sich auf, das Jägerbataillon ging im 1. Bataillon des 16. Inf.-Regiments auf. —

Wo immer die Franken in den Kampf rückten, ob auf Spaniens heißer Erde oder auf schneebedecktem russischen Gefilde, im deutschen Lande oder an den Ufern der Rhone — stets haben sie sich als tapfere Soldaten bewährt und sich Ehre und Ruhm erworben. Es war ihnen nicht gegönnt, in der großen Völkerschlacht bei Leipzig auf Seite der deutschen Brüder zu fechten, denn der Herrscher des kleinen Großherzogtums konnte nicht wagen, sich von Napoleon abzukehren, bevor dieser nicht vollständig besiegt war. Aus diesem Grunde sind ihre Taten vergessen; kein Denkstein, keine Ehrentafel erinnert an die Söhne des Frankenlandes, deren Blut im Donner der Schlachten fremden Boden tränkte.

Ein bescheidenes Gedenkblatt sollen darum diese wenigen Zeilen sein, ein ehrendes Gedenken den braven Söhnen der fränkischen Gaue! Auch sie, die ferne der Heimat in die Gräber sanken, getötet von feindlicher Waffe oder von tückischer Seuche, auch sie starben den Tod fürs Vaterland. Bewahren wir den Helden ein dankbares Gedächtnis!

Gleich tapfer und brav wie die Fußtruppen zeigte sich auch das kleine Würzburger Reiterkorps, die aus zwei Kompagnien bestehende Chevaulegeres-kadron. Am 12. Februar 1812 ging die schmucke Schar — ihre Uniformierung bestand in grünen Waffenröcken mit rotwollenen Epauletten, langen grauen Reithosen mit roter Biese und 21 Knöpfen auf jeder Seite und einem hohen Tschako [1]) — nach dem Norden. Wo immer sie ins Gefecht kam, bewies sie kecken Reitergeist und kühnen Wagemut. Und auch das Glück war ihr hold. Trotz zahlreicher Scharmützel mit den Kosaken, oft mit weit überlegenen Abteilungen, trotz der verwegensten Reiterstückchen ließ die 130 Mann starke Truppe nur fünf Tote auf den Feldern der Schlachten und gab so zugleich einen Beweis von der Gewandtheit der Frankenreiter im Einzelgefecht.

[1]) Abbildungen der Würzburger Truppen in dem Buche des Verfassers: „Bilder aus Frankens Vergangenheit". Verlag R. Oldenbourg, München. Preis brosch. 2.70 Mk., geb. 3.– Mk.

Napoleon und seine Generale äußerten sich wiederholt lobend über die Tätigkeit der Eskadron. So verzeichnet denn auch die Ehrentafel der Truppe für den Frühjahrfeldzug an Auszeichnungen: Den Großherzoglich Würzburgischen St. Josephsorden für den Rittmeister, zwei Würzburger Goldene Medaillen, eine Silberne Medaille, drei Goldene bayer. Militärdienstmedaillen, 14 Kreuze der Ehrenlegion, darunter drei an Gemeine und sechs nachträgliche Belobungen durch den König von Bayern. —

II.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig rüstete ganz Deutschland; galt es doch, dem niedergeworfenen Zwingherrn, falls er jemals wieder den Rhein überschreiten sollte, mit ausreichenden militärischen Kräften entgegenzutreten. Nach preußischem Vorbild wurden in den meisten deutschen Staaten Landwehr und Landsturm gebildet. Im Großherzogtum Würzburg hatte der österreichische Militärgouverneur Fürst Reuß schon in den letzten Monaten des Jahres 1813 mehrfach die Ausgestaltung der Wehrmacht in diesem Sinne gefordert. Nach eingehenden Vorprüfungen kam der Entwurf einer „Landsturmordnung für das Großherzogtum Würzburg" zustande, der mit geringfügigen Änderungen am 6. April 1814 die Zustimmung des Landesherrn fand. Obwohl der Landsturm größtenteils nur auf dem Papier bestand und nie zur Verwendung kam, sind die Hauptgedanken dieser Verordnung über die allgemeine Volksbewaffnung einer kurzen Betrachtung wert.

Begründet ward die neue Verfügung mit der Notwendigkeit, für die Sicherheit der deutschen Lande zu sorgen, selbst wenn der Kriegsschauplatz noch so entfernt sei und mit der Tatsache, daß eine allgemeine Volksbewaffnung die Möglichkeit böte, die vollen Streitkräfte der regulären Truppen zum Kampf im Felde zu benutzen.

Zum raschen Vollzuge der Entschließung wurde ein besonderer Regierungsausschuß gebildet. Der Landsturm sollte die gesamte bewaffnete streitbare Macht umfassen. Ihm oblag die Verteidigung des Landes innerhalb seiner Grenzen und die Sorge für ungestörte Sicherheit der Einwohner am häuslichen Herde.

Die Dienstleistung des Landsturmes bestand deshalb in der kraftvollen Entgegenstellung seiner bewaffneten Gewalt, angeschlossen an die regulären Heere, gegen bedrohende Unternehmungen des Feindes bei einer Annäherung dessen an die Grenzen des Landes, in der Unterstützung und Beförderung des Dienstes der verbündeten Truppen in dringenden Fällen durch Übernahme von Eskorten bei Militärtransporten und Gefangenen, durch Abstellen von Wachen bei Magazinen, Spitälern und dergleichen und endlich in der Abhaltung jeden Unfugs der bei dem Marsche großer Armeen unvermeidlichen Nachzügler und Marodeurs. Außerhalb der Landesgrenzen sollte der Landsturm in der Regel nicht verwendet werden, auch sollten ihn seine Dienstleistungen gewöhnlich nicht weiter als einen starken Tagmarsch vom Sammelplatze entfernen.

Die Dienstpflicht erstreckte sich auf alle waffenfähige Mannschaft vom vollendeten 17. bis zum 60. Lebensjahre mit Ausnahme der geistlichen und welt-

lichen Staatsdiener, der Lehrer, Ärzte, Apotheker und Gehilfen und der Schreiber des Gemeindevorstandes jeden Ortes.

Die 1. Klasse umschloß alle Ledigen vom 17. bis 50. Jahre, die 2. die Verheirateten vom 30. bis 50. Jahre, die 3. alle Mannschaft über 50 Jahre. Die Klasse 1 ging immer vor.

Vorgesehen waren Fußmannschaft und Reiterei. Die Bewaffnung für das Fußvolk waren Picken, ungefähr acht Schuh lang, mit einer eisernen sechs Zoll langen Spitze; in Gegenden mit Schützengesellschaften sollten Kompagnien mit Feuerwaffen gebildet werden. Die Reiterei sollte Säbel und zwei Pistolen als Ausrüstung bekommen.

Die Waffen hatte jeder Mann sich selbst zu schaffen. Munition leistete im Falle eines Aufgebotes das Ärar; jeder Mann mit Gewehr hatte $1^1/_2$ Pfund Blei und $^1/_2$ Pfund Pulver zu erhalten. Statt der Uniform sollte jeder Landsturmmann eine rotweiße Kokarde auf der linken Seite seines Hutes oder seiner Kappe tragen, dann um den linken Oberarm eine rotweiße Binde mit den Buchstaben W. L. (Würzburger Landsturm) nebst Namen und Nummer des Bataillons.

Unteroffiziere sollten die Binde als Schärpe um den Leib, Offiziere von der rechten zur linken Schulter tragen.

Kranke und verwundete Mannschaften erhielten Verpflegung und Heilung im nächsten Militärhospital zugesichert, Krüppel hatten gleiche Pensionsansprüche wie das Linienmilitär.

Das Zeichen zum Aufgebot des Landsturms bei Gefahr sollte mit der Sturmglocke gegeben werden. Von der Einberufung an standen die Mannschaften unter den Militärgesetzen. Die notwendigen Übungen waren an Sonn- und Feiertagen abzuhalten.

Die gesamte Landsturmmacht wurde in 36 Bataillone Fußvolk zu je 1000 Mann und sechs Eskadronen Berittene eingeteilt. Jedes Bataillon führte den Namen nach dem Hauptorte seines Sitzes und hatte eine eigene weiße und rote Fahne mit dem Abzeichen F (Ferdinand) und einer Königskrone auf der einen und W. L. (Würzburger Landsturm) auf der anderen Seite. Zwölf Bataillone bildeten eine Division. —

Der günstige Fortgang der Befreiungskriege überhob den Würzburger Landsturm der Notwendigkeit, mit der Waffe in der Hand den heimatlichen Herd zu verteidigen. Sicher hätte er seine Pflicht getan, wenn der Feind der geliebten Heimat, die in den vergangenen Jahrzehnten so bittere Kriegsnot erlitten hatte, näher gekommen wäre. Und daß vor 100 Jahren ein wohlgeordneter Landsturm auch eine Macht war, mit der die Feinde rechnen mußten, das hatten 1799 die Spessarter Landstürmer bewiesen, als sie sich, in ihre kurmainzischen Zentkompagnien eingeteilt, an der Nidda den anrückenden Franzosen entgegenwarfen und sie über ein Jahr in Schach hielten.

Würzburger Infanterie in bayerischen Diensten nach 1815[1].

1. Teil. 12. Infanterie-Regiment.

Von Major z. D. Schleicher, München.

Zur Zeit Napoleons I., als die europäischen Staaten vielfach ihre Grenzen wie ihre Herren wechseln mußten, war bereits im Jahre 1803 der größere Teil des Bistums Würzburg eine bayerische Provinz geworden. Einige Jahre später, als Bayern durch den Friedensschluß zu Preßburg zum Königreich erhoben und in den Besitz von Tirol gelangt war, erhielt das Würzburgerland den früheren Großherzog Ferdinand von Toskana zum Herrscher, der es bis zum Jahre 1814 behielt. Als durch den Pariser Frieden das „Großherzogtum Würzburg" an Bayern zurückfiel, trat die Würzburgische Armee wieder in die Reihen der bayerischen, und von der großherzoglichen Infanterie bildeten die zwei ersten Bataillone des sogenannten Hausregiments im Verein mit dem bisherigen 3. bayerischen leichten Bataillon das 12. Linien-Infanterie-Regiment, das seine Garnison in der alten Heimatstadt Würzburg erhielt.

Wir betrachten nun die kriegerische Tätigkeit des Regiments als Würzburgisches Regiment, in der Zeit nach 1814.

Schon im Frühjahr 1815 flog die Nachricht, Napoleon sei nach Frankreich zurückgekommen, durch die Länder. In der Tat, hatte er Ende Februar Elba verlassen und war am 1. März bei Cannes an der südfranzösischen Küste mit etwa 1200 Getreuen gelandet. Das unerwartete Ereignis rief die europäischen Mächte von neuem unter die Waffen. Unter den 60000 Mann, die Bayern zum verbündeten Heere stellte, befand sich auch das 12. Linien-Infanterie-Regiment im Verbande der 2. Division Graf Beckers und deren 2. Brigade von Treuberg. Die gesamte bayerische Kriegsmacht befehligte Feldmarschall Fürst Wrede.

Am 11. April 1815 marschierte das Regiment unter Oberst Freiherrn von Moser mit den beiden ersten Bataillonen aus Würzburg ab. Nachdem es einige Zeit in der Gegend von Großostheim bei Aschaffenburg in Quatieren gelegen, überschritt es am 18. Juni auf einer bei Oppenheim geschlagenen Schiffbrücke den Rhein.

Am 24. sollte der Übergang über die Saar forciert werden. Generalleutnant von Raglovich verließ am 20. mit der 1. Infanterie-Division seine bisherigen Quartiere bei Kaiserslautern und hatte Befehl, an diesem Tage bei Zweibrücken, am 22. in Lauterecken einzutreffen.

Unsere Division marschierte nach Überschreiten des Rheins am 19. nach Alzey, am 20. nach Ottersberg, am 21. nach Ramstein, am 22. nach Wolsweiler.

An diesem Tage gab der Oberkommandierende Fürst Wrede aus seinem

[1] Quellen: Feldzugsakten. Kl. Geschichte des 12. Infanterie-Regiments. Geschichte des 9. Infanterie-Regiments.

Hauptquartier zu Homburg auf die Nachricht des entscheidenden Sieges von Waterloo folgenden Tagesbefehl:

„Soldaten! Ihr seit in 3 Tagen vom Rhein an die Saar marschiert, in der Hoffnung, mit zu den Operationen der verbündeten Armeen in den Niederlanden beiwirken zu können. Diese siegreichen Armeen sind Euch zuvorgekommen, ein großer entscheidender Sieg hat ihre Unternehmungen in der Schlacht am 18. gekrönt. An uns und den Verbündeten der Oberrheinischen Armee ist es nun, die feindlichen Kräfte zu vernichten, die sich uns entgegenstellen! Soldaten! Morgen greifen wir den Feind an! Auf! gegen ihn mit Tapferkeit und Beharrlichkeit! S. k. Hoheit unser Kronprinz ist in unsrer Mitte, S. k. H., sein jüngerer Bruder ist bei der Avantgarde. Der Kronprinz wird Zeuge Eurer Handlungen sein. Ehret und schützet das Eigentum des ruhigen französischen Inwohners. Nicht ihm machen wir den Krieg; gegen Napoleon und seine Anhänger ist unser Schwert gezogen. Also auf gegen Ihn! Auf! Für König und Vaterland, auf unsere Verbündeten, für Teutschland!"

Am 23. marschierte nun General Graf Beckers mit der rechten Flügelbrigade, einer Batterie und einer Eskadron um 9 Uhr von Neunkirchen über Bildstock, Sulzbach, Duttweiler gegen Saarbrücken; die andere Hälfte der 2. Division mit Direktion auf Straße von Spießen und St. Ingbert. General Beckers wurde angewiesen, mit seinen beiden Kolonnen spätestens mit Schlag 3 Uhr hinter Saarbrücken anzukommen, von seiner rechten Kolonne zur Beobachtung der von Saarlouis kommende Straße ein starkes Detachement gegen Louisenthal vorzuschieben, zugleich aber seinen Angriff gegen Saarbrücken in der Art zu beginnen, daß er, wenn es ohne zu große Anstrengungen geschehen könne, die Vorstadt gewinnen und womöglich die Brücke herstellen lasse. General Graf Beckers fand bei Saarbrücken einen feindlichen Widerstand unter Kommando des Generals Meriage. Er ließ Vorstadt und Brücke stürmen nnd drang pêle mêle mit dem Feinde in die Stadt ein, machte 4 Offiziere und 70 Mann gefangen, größtenteils alte Kavalleristen zu Fuß; außer diesen ließ der Feind 100 Tote und Blessierte liegen. General Beckers ließ sogleich seine Division auf den Höhen gegen Forbach aufmarschieren. Seine Patrouillen gingen in der Front gegen St. Avold, rechts gegen Saarlouis vor; für den 24. erhielt er Befehl, mit seiner Division auf Forbach zu marschieren.

Aber auch die linke Kolonne hatte nordöstlich Saargemünd angegriffen, ebenso überraschend wie die unsrige.

So stand am 23. Abends die 2. Infanterie-Division zwischen Saarbrücken und Forbach; das bayerische Korps sollte sich an der Saar festsetzen und dann nach Umständen entweder über Chateâu-Salins nach Nancy vorrücken, oder den etwa in den Weißenburger-Linien standhaltenden General Rapp in der linken Flanke und im Rücken angreifen; den Absichten Wrede's entsprach jedoch die ihm wahlweise gestellte Doppelaufgabe nicht, weil sie ihn von dem raschen Vormarsche gegen Westen ablenkte; von der 2. Infanterie-Division blieben je eine Brigade bei Forbach und St. Avold; auf die vom Kronprinzen von Württemberg eingehende Nachricht über den Rückzug des Generals Rapp auf Hagenau beschloß der Marschall seine Hauptkräfte mehr südlich zu schieben; mit der 2. und 4. Division ging er selbst nach Nancy; hier empfing er am 28. ein Schreiben Blücher's,

das ihn zu raschem Vorgehen aufforderte; er hatte aber verschiedene Bedenken Metz im Rücken und die Gefahr eines allgemeinen Volksaufstandes. So behielt er sich vor, weiter Vormarschrichtung entweder auf Verdun oder Vitry zu nehmen blieb 4 Tage bei Nancy und unternahm am 20. einen Handstreich auf Toul und später auf Vitry, die aber beide weiter nur beobachtet wurden: am 5. Juli war das ganze Korps in der Gegend von Chalons mit Vorhut gegen Epernay und Montmirail; mit preußischen Ulanen in Epernay wurde Verbindung aufgenommen.

Nun wurde die Konvention von Paris bekannt; das Ende Napoleons war da! Zur Beobachtung des französischen Heeres unter Macdonald hinter der Loire rückten die Verbündeten südlich Paris vor, die 2. bayerische Division in das Departement Yonne, Stab des 12. Regiments nach Trucy. Anfang November wurde der Rückmarsch in 3 Kolonnen angetreten; zuerst fand als Abschluß eine große Heerschau vor dem russischen Kaiser bei Chaumont statt, bei der Bayern mit 20 Bataillonen, 42 Eskadrons, 7 Batterien vertreten war. Das Regiment blieb aber noch nach 1815 zur Okkupation im Bezirk Pont à Mousson, 1816 bei Saargemünd und Forbach, später bei Bouzonville östlich Metz. Am 1. April 1817 war das Regiment mit 3 Bataillonen wieder vereint in Würzburg; das 3. Bataillon war bis 1816 abwechselnd Besatzung von Mainz—Hagenau—Worms—Weißenburg—Germersheim.

In die nun folgende mehr als 30jährige Friedenszeit fällt nur für einen Teil des bayerischen Heeres eine denkwürdige Kriegsfahrt, an der auch das 2. Bataillon des Regiments beteiligt war — der Zug nach Griechenland.

Jahrhunderte lang seufzten die Griechen unter der grausamen Bedrückung der von Asien eingebrochenen türkischen Sieger und jetzt erhob sich das Volk eingedenk seiner einstigen Größe in Masse, um die Fesseln zu sprengen. Neue Kriegshelden erstanden, aber bald waren wieder wilder Parteihader und Gesetzlosigkeit eingerissen, und die europäischen Mächte traten zusammen zur Herstellung einer festen Regierungsgewalt. Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der spätere Belgier, lehnte als Kronprätendent ab. 1832 wurde dem Prinzen Otto von Bayern die Regierung angeboten; aber nur eine ausreichende Militärmacht konnte die neu geschaffene Ordnung der Dinge sichern; so entschloß sich König Ludwig I. dieser glühende Bewunderer hellenischen Altertums, einen Teil seines Heeres folgen zu lassen.

Unter dem 3500 Mann starken Hilfskorps befand sich auch das 2. Bataillon des 12. Infanterie-Regimentes. Am Morgen des 5. November 1832 zog das Bataillon aus Würzburg. Der Marsch ging über München-Innsbruck nach Triest, von wo aus am 20. Januar 1833 Korfu erreicht wurde; nach 41tägiger Seefahrt landete das Bataillon am 3. Februar 33 bei Nauplia, am 6. Februar zog der neue Herrscher hier ein.

Nach sechswöchigem Aufenthalt erhielt das 1. Halbbataillon Befehl, nach Athen zu marschieren; das in Nauplia gebliebene 2. Halbbataillon mußte einen aufständischen Pelikaren-Haufen entgegentreten. Am 29. März ging dieses Halbbataillon zur Besetzung der Insel Negroponte ab, die noch in türkischen Hände

war. Am 7. April wurde das Fort Karababa bei Chalkis, am 8. April die Stadt selbst den Bayern übergeben.

Am 22. April nahmen 80 Mann der 8. Kompanie mit 2 Geschützen das an der Südspitze der Insel Euböa gelegenen Karysto; die Kompagnie blieb dort, bis sie, am 3. Juni durch die 7. Kompagnie abgelöst, nach Chalkis zurückkehrte.

Hier war der Gesundheitszustand ein höchst trauriger. Am 27. September 1833 wurde daher das Halbbataillon durch ein griechisches abgelöst; der 44 Stunden lange Weg über Theben—Megard—Korinth—Nauplia erforderte 11 Marschtage.

Die Kompagnien des 1. Bataillons hatten unterdessen Streifereien in die Umgegend von Athen unternommen; zur Unterdrückung der aufrührerischen Bewegung in Böotien und Phokis wurde allmählich das ganze Bataillon in die Gegend von Livadia, Salona und Zeitun gezogen.

Das Jahr 1834 verging für das Bataillon wieder unter vielfachen Hin- und Hermärschen.

Alle übrigen Abteilungen des Hülfskorps hatten schon im Laufe des Jahres 1834 den griechischen Boden verlassen.

Endlich schlug auch den 12ern die Stunde. Zu Patras am 9. Mai 1835 stechen sie auf 5 Schiffen in See; in 9 Tagen war Triest erreicht, dann Marsch über Laibach, Grätz ins Salzburgische nach Bayern. 4 Stunden mainaufwärts vor Würzburg bestieg das Bataillon einige festlich geschmückte Schiffe, welche die Stadt Würzburg für die Heimkehrenden hatte bereitstellen lassen; eine Menge bekränzter und buntbewimpelter Fahrzeuge tummelte sich daneben stromauf- und abwärts; am 27. Juli zog das Bataillon in seine alte Garnison ein.

War auch der Zug nach Griechenland kein eigentlicher Krieg mit Schlachten und Belagerungen, so war er doch eine kriegerische Schule für opferwillige Ausdauer, ungewöhnliche Mühen und Entbehrungen. 2 Offiziere, 123 Soldaten ruhen in griechischer Erde. Mit Ehren bestand das Bataillon diese harte Schule.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern und die Rhein-Seeschiffahrt.

Von

Geheimen Regierungsrat, Universitäts-Professor, **Dr. Gottfried Zoepfl**, Berlin [1]).

Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem einerseits die Frage der Rhein-Seeschiffahrt und der Schaffung einer deutschen Rheinmündung lebhaft erörtert, andererseits das hundertjährige Jubiläum der Zugehörigkeit Frankens zum Königreich Bayern gefeiert wird, dürfte eine Erinnerung an das erste im Jahre 1837 ins Leben gerufene Unternehmen einer direkten Rhein-Seeschiffahrt von Köln aus und an die bisher wohl nicht bekannte Tatsache, daß kein geringerer als der weitblickende König Ludwig I. von Bayern Protektor dieses Verkehrsunternehmens war, von allgemeinerem Interesse sein. Wie energisch der König für diese Bestrebungen eintrat, ergibt sich aus den nachfolgenden Entschließungen der Bayerischen Staatsregierung an die besonders interessierten fränkischen Kreisregierungen.

I.

Königreich Bayern.

Staats-Ministerium des Innern.

Zu den erfreulichen Zeichen rühmlicher Thätigkeit und wachsenden Unternehmungsgeistes des teutschen Handels zählt der so eben stattgefundene Versuch zur Wiederherstellung der See-Schiffahrt von dem teutschen Rheine, resp. von Cöln aus mittelst des am 29ten v. Mts. vom Stapel gelassenen und vollkommen befriedigend gebauten Schooners „der Rhein". Seine Majestaet der König haben die über dieses höchst wichtige Ereigniß von dem k. Consul in Cöln erstattete Anzeige mit besonderem Wohlgefallen aufzunehmen geruht und wollen dasselbe zur Kenntniß des bayerischen Fabrik- Gewerbs- und Handelsstandes gebracht wissen. Bayern erfreut sich bezüglich eines möglichst direkten überseeischen Handels, insbesondere mit Nordamerika, durch seine Verbindung mit den zwei grossen Wasserstrassen, Main und Rhein, einer vorzugsweise günstigen Lage.

Schon gegenwärtig erreicht die Ausfuhr bayerischer Industrie-Erzeugnisse nach Nordamerika laut berichtlicher Anzeige des k. Consuls in New-York jährlich den Werth von mindestens 8 Millionen Gulden. Waren diese Waarensendungen über Holland überhaupt, insbesondere aber die schweren oder sogenannten Ballastgüter, als Stahl- und Eisenwaaren, Lithographie-Steine,

[1]) Anm. der Redakt. Der Herr Verfasser, ein geborener Franke, hat auf unseren Wunsch um einen Beitrag diese interessante Reminiszenz aus den Materialien zur Verfügung gestellt, die er für die Fortsetzung seines Buches „Fränkische Handelspolitik im Zeitalter der Aufklärung", Leipzig 1894, seit Jahren gesammelt hat. Das Werk soll noch in diesem Jubiläumsjahr unter dem Titel „Die Fränkisch-Bayerische Volkswirtschaft unter den Wittelsbachern" erscheinen.

Wein, Druckerschwärze, Fenster- und andere Gläser ꝛc. der hohen Zwischenspeditions- und Umladekosten in den holländischen Seehäfen bisher höchst erschwert, und beinahe unmöglich, und mußten diese Waarensendungen beinahe ausschließend mit bedeutendem Umwege, demnach auch mit erhöhten Kosten über Bremen dirigirt werden, so sind alle diese Erschwernisse durch die nun demnächst beginnende regelmäßige und direkte Seeschiffahrt von dem teutschen Rhein, resp. Köln aus beseitiget, und der Ausfuhr bayerischer Industrie-Erzeugnisse nach den überseeischen Staaten öffnen sich Combinationen, welche eine nahmhafte Vermehrung des bereits schön aufblühenden bayerischen Aktivhandels mit Recht erwarten lassen.

Der k. Kreisregierung, Kammer des Innern, wird dieses mit dem Auftrage eröffnet, diesem wichtigen Ereignisse gegenüber des Fabrik- Gewerbs- und Handelsstandes die entsprechende Publizität zu geben, welcher sicher nicht ermangeln wird, namentlich mit New-York und Philadelphia, wo bereits sehr einsichtsvolle und thätige k. Consule aufgestellt sind, direkte Verbindungen anzuknüpfen, wobei ihnen der Beirath und die Vermittlung des um den vaterländischen Verkehr so hochverdienten k. Consuls und Kommerzienrathes Bartels in Cöln vom besondern Nutzen seyn wird.

München den 25. September 1837.

Auf Seiner Königlichen Majestaet Allerhöchsten Befehl.

ꝛc. ꝛc.

Die Wiederherstellung der See-schiffahrt vom teutschen Rheine aus betreffend.

II.

Königreich Bayern.

Ministerium des Innern.

Der königlichen Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg, Kammer des Innern, wird in Erledigung ihres Berichtes vom 7ten Oktober v. Js. untenbemerkten Betreffes zur Entschließung erwiedert, daß die Ministerial-Entschließung vom 25ten September v. Js., unbeschadet der früheren Entschließung vom 1ten April v. Js. die unmittelbare Schiffahrt aus dem Ober- und Mittelmaine nach den Seehäfen Hollands betreffend, veröffentlicht werden könne, da die Seefahrt vom deutschen Rheine aus unmittelbar nach Südamerika gerichtet ist, demnach mit jener aus dem Mittel- und Obermain nach den holländischen Seehäfen nicht in Widerstreit steht, welch letztere ohnehin nach dem Regierungs-Berichte vom 27ten Juny v. Js. zur Zeit in den Mainstädten wenig Anklang findet, zum Theil auch wegen der Bauart der Mainschiffe mit Schwierigkeiten verbunden seyn soll, und auf das Anerbieten des Rangschiffers Sebastian Schoen vom 11ten May dict. ai. wegen seinen später gelegenheitlich des Festungs-Geschütz-Transportes gemachten höchst überspannten Forderungen nicht eingegangen werden konnte.

Indeß wird die k. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg, Kammer des Innern, mit Veröffentlichung der genannten Entschließung vom 25ten September v. Js. eine wiederholte Aufmunterung zur Unternehmung einer direkten Fahrt aus dem Main nach den Seehäfen Hollands unter erneuerter Aufzählung der in erwähnter Entschließung vom 1ten April v. Js. angeführten manichfachen wichtigen Vortheile für den Handel Bayerns sowohl, als den Handels- und Schiffer-Stand am Maine zu verbinden wissen.

München den 18ten Februar 1838.

Auf Seiner Königlichen Majestaet Allerhöchsten Befehl.

ꝛc. ꝛc.

Die Wiederherstellnng der See-fahrt vom teutschen Rheine aus betreffend.

III.

Königreich Bayern.

Ministerium des Innern.

Nachdem der bereits durch Ministerial-Entschließung vom 25ten September des v. Js. zur öffentlichen Kunde gebrachte Versuch zur Wiederherstellung der See-Schiffahrt von dem teutschen Rheine resp. von Cöln aus mittels eines eigens für die Fluß- und See-Schiffahrt gebauten Schooners „der Rhein" so günstigen Erfolg gezeigt hat, daß dieses Unternehmen die allgemeine

Theilnahme erregte und sofort der Bau zweier neuen Schiffe zu demselben Zwecke begonnen worden ist, so hat sich nunmehr ein Verein der angesehensten Mitglieder des Handelsstandes in Cöln zur Begründung einer

Rheinischen Seefahrtsgesellschaft

auf Aktien entschlossen, welche den Zweck hat, mittelst einer größeren Anzahl von Schiffen fortdauernd den Vortheil einer unmittelbaren Schiffahrts-Verbindung zwischen rheinischen und überseeischen Häfen zu sichern, und hiedurch die kostspieligen Spesen fremder Zwischenhäfen zu beseitigen.

Dieses dem gesammten Flußgebiete des teutschen Rheines gemeinsame und gleichwichtige Unternehmen wird namentlich auch für den Ausfuhrhandel Bayerns, welcher auf der Wasserstrasse des Maines in den letzten Jahren fortwährend im Steigen begriffen ist, von der höchsten Bedeutung und nach der Vollendung des großartigen Ludwig-Kanales selbst auf dessen Benützung und auf den Handelszug im Donaugebiete von dem wesentlichsten Einflusse seyn.

Seine Königliche Majestaet wollen daher daß dieses erfreuliche Unternehmen zur öffentlichen Kenntniß des Bayerischen Handels- und Fabrikstandes gebracht werde, welcher die aus einer Theilnahme an der beabsichtigten Aktiengesellschaft für seine Interessen zu erwartenden wichtigen Vortheile am richtigsten zu würdigen wissen wird.

Demgemäß empfängt die k. Regierung, Kammer des Innern, hierneben zwei Exemplare der von dem k. Consul Bartels in Cöln vorgelegten Subscriptions-Einladungen sammt beigefügtem Statuten-Entwurfe mit dem Auftrage, die Handels-Vorstände der größeren Städte, sowie die bedeutenderen Fabrik-Besitzer des Regierungs-Bezirkes unter Hinweisung auf die Wichtigkeit und großen Vortheile des Unternehmens in angemessener Weise und mit dem Bemerken in Kenntniß zu setzen, daß allenfallsigen Beitritts-Erklärungen an das Comite für die Errichtung der rheinischen Seeschiffahrts-Gesellschaft, oder an den k. Consul und Commerzien-Rath Bartels in Cöln eingesendet werden können.

München den 27ten Februar 1838.

Auf Seiner Königlichen Majestaet allerhöchsten Befehl.

2c. 2c.

IV.

Das Ende des sechszehnten, der Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war für Deutschland eine Zeit blutiger Verwirrung und verwüstender Kriege; und als den ermatteten Völkern der Friedensschluß zu Münster die Ruhe wiedergab, wurde durch ihn die Schelde dem Welthandel geschlossen, dem höheren Rheine die frühere Theilnahme an demselben unmöglich gemacht.

Das Ende des achtzehnten, der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war für die deutsche Nation eine nicht minder traurige Zeit des Krieges, der Noth nnd der Unterdrückung; allein als die siegenden Völker in Paris den Frieden vorschrieben, wurde mit der eroberten Freiheit von fremder Herrschaft auch die Freiheit des Handels auf schiffbaren Strömen, die Freiheit der Schelde und des Rheins verkündet.

Dem Fürstentage zu Wien war es vorbehalten, die Verheißung zu erfüllen, und den deutschen Rheinlanden den freien Gebrauch des Weges zu sichern, der in vergangenen Jahrhunderten ihre Flagge zu entfernten Meeren trug. Jedoch ein unglückliches Wort schmiedete von Neuem die halbgelöfete Fessel, und sechszehn Jahre vergingen, bevor der Streit über jenes Wortes Bedeutung vertragen war.

Der Rheinschiffahrts-Vertrag vom Jahre 1831 gestattete den rheinischen Schiffen in die offene See und aus der See in den Rhein zu fahren; er schien zunächst die Stadt Köln, ehemals ein so mächtiges Glied im Hansabunde, aufzufordern, das einst besessene Bürgerrecht auf den benachbarten Meeren zurückzuerwerben. Von der näheren Sorge in Anspruch genommen, mit dem plötzlichen Verluste uralter Vorrechte nicht auch an die ringsum erwachte Thätigkeit diejenigen Vortheile abzutreten, welche Natur, Arbeit und Kapital angewiesen oder angezogen, erfolgten dennoch von Köln aus manche, theilweise nachhaltige Versuche, sowohl mit Seeschiffen den Strom, als mit Stromschiffen die See zu befahren. Sie blieben unvollständig, weil die Aufgabe, durch Aenderungen im Baue die Stromschiffe für die Seefahrt, die Seeschiffe für die Stromfahrt tauglicher zu machen, offenbar eine verloren gegangene Kunde der Vorfahren, noch nicht gelöset war.

Heute liegen die glücklichen Erfolge dahin gerichteter Bestrebungen vor. Die Commission des hiesigen Schiffahrts-Vereins, in Verbindung mit dem Rheder Herr Fr. Harkort, unterstützt von Mitgliedern des Handelsstandes, hat dem Rheine ein erstes Schiff von eigenthümlicher Bauart, geeignet zur Fluß nnd Seefahrt übergeben. Bereits wehte die kölnische Flagge von Neuem in dem großen Emporium des Welthandels an der Themse, wo sie sich vormals reich, stolz und kräftig entfaltete; Kundige nannten das Fahrzeug tauglich zur Beschiffung aller Meere; in Lloyd's Register zu London ist ihm für sieben Jahre die niedrigste Versicherungs-Prämie zuerkannt. Von zwei neuen Schiffen wurde der Bau begonnen; die Behörden betrachten mit Gunst die vielversprechenden Versuche; eine erlauchte Theilnahme giebt sich in der huldvollen Bewilligung kund, einem der Fahrzeuge den gefeierten Namen „Kronprinz von Preußen" beizulegen, und, wie öffentliche Blätter berichten, geruhten des Königs von Bayern Majestaet zu befehlen, daß der baierische Fabrik- und Handelsstand auf das wichtige Unternehmen aufmerksam gemacht werde.

Bei dieser vorgerückten Lage, bei der Bereitwilligkeit der bisherigen Förderer der Sache, mit ihrer gewonnenen Erfahrung einen größeren Verein zu unterstützen, und demselben ihre Rechte zur Benutzung der bald vollendeten drei ersten Schiffe zu übertragen, haben wir den Beruf erkannt, dem Zwecke einer erneuerten und innigeren Verbindung zwischen rheinischen und überseeischen Häfen mit rascherem Schritte näher zu treten, und durch die Vereinigung getheilter Kräfte, der wachsenden Ausbreitung des deutschen Rheinhandels eine feste Grundlage zu geben. Die besonnene, sorgliche Prüfung rechtfertigt ein entschlossenes Handeln. Wir werden einem zu bildenden Actien-Vereine die Aufgabe übertragen, mit einer größeren Anzahl von Schiffen die lohnenden Erfolge der gemachten Versuche zu schneller Reife zu bringen, den Betheiligten einen gemessenen Vortheil, den Rheinlanden reichen Gewinn zu sichern. Die Gesellschaft wird sich der Dampfkraft zum Schleppen der Schiffe bis ins Meer und vom Meere in die Rheinhäfen bedienen, um die letzteren den Mündungen des Stromes nahe zu rücken; sie wird von fremden Häfen nach fremden Häfen Ladung suchen, wenn sie noch dem Rheine mangeln sollte; sie wird um so mehr jeder erreichbaren Stadt des Rheine ihre Dienste unmittelbar anbieten, und dem zurückgewichenen Systeme gezwungener Vermittlung die Rückkehr ernst verwehren.

Bei solcher Richtung dürfen wir den Wunsch und die Hoffnung äußern, daß das Unternehmen als ein dem deutschen Rheine gemeinsam angehörendes anerkannt werden, daß es als deutsche Sache Schutz, Theilnahme und Liebe finden möge.

Köln, indem es den Vortritt nimmt, macht nur darauf Anspruch, zu der mannigfaltigeren Gestaltung des deutschen Rheinhandels, vorbereitet durch die Rheinschiffahrts-Convention, durch die eröffneten Verbindungen mit Main und Neckar, durch die großartigen Arbeiten zur Verknüpfung von Main und Donau, den Impuls zu geben; hofft aber zugleich dem kühnen Streben reicheres Vertrauen zu erwerben, weil Mittel und Kräfte, den neuen Weg zu bahnen, sich hier zusammendrängen, weil, um ein Beispiel anzuführen, Kölns eigener Bedarf an zwei Gegenständen des überseeischen Handels, an Zucker und Häuten nämlich, schon hinreicht, eine nicht geringe Zahl von Schiffen zu beschäftigen.

Bevölkerung, Gewerbsfleiß und Kapital befördern in den Rheinlanden eine ausgedehnte Consumtion, und die Dienste rheinischer Schiffe werden für die Einfuhr stets willkommen und gesucht sein. Sie sind für die Ausfuhr Bedürfniß, wenn, wie viele Anzeichen verkünden, in Nordamerika die Importation von Getreide stehend wird. Seit dem Herbste 1836 gingen in großer Anzahl Getreide-Ladungen, für Nordamerika bestimmt, rheinabwärts, und bedeutende Verluste sind entstanden, weil in Holland die Schiffe zur weiteren Beförderung fehlten.

Wir beehren uns den Entwurf der Statuten eines unter dem Namen

Rheinische Seefahrt-Gesellschaft

in Köln zusammentretenden Actien-Vereines beizulegen und zur Betheiligung an demselben einzuladen [1]).

[1]) Hier nicht mitgeteilt. Red.

Sparsamkeit, Vorsicht und Thätigkeit sind die Grundsätze, welche die Gesellschaft leiten sollen; sie in dem Vertrags-Entwurfe auszuprägen war unser Bemühen; daß der deutsche Rhein sich des Unternehmens wohlwollend und theilnehmend erfreue ist unser Hoffen.

Köln, den 23. Januar 1838.

Das Comite zur Errichtung der Rheinischen Seefahrt-Gesellschaft:
J. A. Böcker, Camphausen, Ph. Wm. Heck, J. J. Langen, J. Moll, Sim. Oppenheim, Peltzer, Th. Rautenstrauch, Reuß-Zaefferer, Clemens Schmits, C. Stein, von Wittgenstein.

Die Lektüre dieser alten Aktenstücke versetzt uns drastisch in jene Zeit der großen wirtschaftspolitischen Hoffnungen auf den der Vollendung entgegengehenden Ludwig-Donau-Main-Kanal, sie zeigt uns aber auch deutlich die mannigfachen Berührungspunkte der Verkehrsprobleme jener Zeit mit denen unserer Tage. Die direkte Schiffahrt vom Obermain nach Holland, von der in den Reskripten die Rede ist, steht heute wieder ebenso auf der Tagesordnung wie damals, nur soll sie mit den technischen Mitteln unserer Zeit, der Main-Kanalisierung, durchgeführt werden und nicht, wie damals, mittels Verbesserung der Treidelwege und einer zünftlerischen Rangfahrt. Daß die Schaffung eines deutschen Rhein-See-schiffhafens heute wieder eine aktuelle Frage ist, wurde schon erwähnt. Ferner sind wir heute wieder ebenso voll Hoffnungen auf das Gelingen einer den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechenden neuen Kanalverbindung vom Rhein zur Donau wie die damalige Zeit. Die Renaissance der Binnenschiffart, die nach dem Ausbau der Eisenbahnsysteme überall und — in weit überwiegendem Maße — mit Erfolg einsetzte, hat diese merkwürdige Analogie zwischen den Bestrebungen unserer Zeit und denen vor 80 Jahren geschaffen. Nach menschlichem Ermessen steht nicht zu erwarten, daß eine so ungeheure Umwandlung des Landverkehrs, wie sie die Erfindung der Eisenbahn damals mit sich brachte, in unabsehbarer Zukunft wieder die Entwickelung der Binnenschiffahrt in so tief greifender Weise hemmen wird, wie dies damals vor 80 Jahren der Fall war. Wir können uns heute der Hoffnung hingeben, — und das gleichmäßige Vorgehen aller Kulturstaaten nach dieser Richtung bestärkt uns hierin — daß unsere Bestrebungen, die Binnenwasserstraßen zu leistungsfähigen Verkehrswegen in Ergänzung zu den Eisenbahnnetzen mit allen Mitteln der neuzeitlichen Technik auszubauen, und die besonderen natürlichen, durch die Eisenbahn vielfach gar nicht zu ersetzenden Vorzüge der Wasserstraßen als Verkehrswege dem hoch gesteigerten Verkehrsbedürfnis unserer Zeit dienstbar zu machen, von dauerndem Erfolg sein werden. Für unsere fränkische Heimat bedeutet dieses Programm eine volkswirtschaftliche Lebensfrage und nichts ist geeigneter, die nunmehr 100jährige politische Verbindung Frankens und Bayerns als für Franken segensreich erscheinen zu lassen, als die Erwägung, daß auch heute wieder, wie vor 80 Jahren, ein König Ludwig von Bayern mit derselben sachkundigen Energie und dem gleichen weiten Blick aus der Lösung dieser Lebensfrage der fränkischen Volkswirtschaft sich eine Lebensaufgabe gemacht hat.

Heimkehr.

Ein Freudengruß an Frankens Musenstadt.

Von

Heinrich Kühnlein, Würzburg.

Dreißig Jahre weilte ich fern von Dir, mein Frankenland, und hab' da draußen manchen Sturm erlebt. Dreißig Jahre und — Kämpfe: wie sollten die sich auch nicht zusammenfinden? Gemeinsames Schicksal von uns allen — weiter nichts!

Und nun kehre ich zu Dir zurück, und: Herbipolis floret! Nicht bloß in übertragenem Sinn, nein, in des Wortes leibhaftigster Bedeutung der Natur. Ganz Würzburg prangt in tausendfältiger Blütenpracht, dazu schmettert aus Busch und Zweig der Nachtigallen Chor. O, Herr Walther von der Vogelweide, lebtest Du noch, Du braver Sänger, wie Du nun bald sieben Jahrhunderte in Würzburgs neuem Münster schläfst, bei solchem Frühlingszauber ließest gewiß auch Du Dein Jubellied von neuem erschallen:

„Tandaradei,
Gar lieblich sang die Nachtigall!"

Und nochmals mahnt mich, Herr Walther, die Heimat und ihr gütiger Empfang an Deine Sangeskunst, in der Du Deine Stimme einst erhobst zu „Deutschlands Ehrenpreis". Als unvergeßliche Erinnerung steigen da meine eigenen Kreuz- und Querzüge durchs Schweizer- und Tirolerland mir in der Seele auf, und unerschöpflich neu erquickt mich das Gedächtnis jener Wanderung vom Tegernsee bis nach Venedig und weiter ins Land Italia hinein. Und alles zu Fuß, was war das für eine Herrlichkeit! Da paßt Dein Lied so gut zu meiner heutigen Stimmung, drum sei es, maßvoll geändert, hierhergesetzt:

„Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehen,

Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch –
Heimatland geht über alle!"

Ja – die Heimat! All unsere beste Kraft haben wir ihr zu danken, und trennten uns Berge und Meere von ihr, sie hält uns aufrecht, macht uns stark im Wollen und Empfinden, im Schaffen und Charakter. Wer seiner Heimat wie einer treuen Mutter nicht vergißt, kann niemals ganz unglücklich werden.

So sei mir denn gegrüßt, mein Frankenland! Es ist ein eigen Ding um so eine Heimkehr nach vollen dreißig Jahren. Verjüngend wirkt sie auf uns ein und neu belebend, doppelt beglückend und erfrischend, wenn sie selbst, die alte Heimat, ungealtert und jugendlich verblieb, oder gar, wie's hier der Fall, sich so verschönerte und gleichsam jünger ward.

Und Würzburg ist schöner, ist lieblicher und bedeutender geworden in diesen letzten dreißig Jahren. Ein Gang durch seine Straßen, durch seine wohlgepflegten Gärten und Anlagen oder zu den nächstliegenden Erholungsorten bestätigt dies auf Schritt und Tritt. Was ist nur dieser Guttenberger Wald, durch die „Elektrische" nunmehr der Stadt so nahe gerückt, für eine Wohltat für den Ermüdeten! Sei du mir besonders gegrüßt, du schöner Wald, meine liebste Zufluchtsstätte!

Wie oft war ich inzwischen, um nur ein paar Punkte herauszugreifen, in schönen Sommertagen an den Gestaden des Bodensees zum Hohentwiel emporgestiegen, wo Scheffels Dichtergestalten, die stolze Frau Hadwig, ihr jugendfrischer Lehrer Ekkehard und das Griechenkind Praxedis uns Herz und Kopf gefangen halten – oder ein ander Mal beim alten Brigantio zum Gebhardsberg hinan, der, einem wachsamen Vorposten gleich, an die äußerste Spitze des Vorarlberger Ländchens zum schwäbischen Meer hinausgeschoben ist! Entzückende Augenweide erschließt sich dort oben dem Beschauer, drunten aber im kühlen Felsverlies, da liegt ein Edelblut gefesselt, das man auf dürstenden Wanderers Fürbitt nicht ungern von Haft und Bann befreit. Terlaner ist sein Name, und seine Biederkeit berühmt und groß. Doch soll es gut sein, trinkend den Rat meines Freundes Ludwig Bauer nicht unberücksichtigt zu lassen:

„Die Blume tirolischen Weines
Will weise genossen sein.
Sonst blüht sie Dir einst an der Nase
Und geht Dir verloren im Wein!"

So schöne Dinge gibt es dort zu schauen und zu kosten. Und doch, Ihr lieben Frankenleut', hat etwa unsere Frankenwarte zu Würzburg auf des Nikolausbergs erhabenstem Sitz einen Vergleich mit solchen Wanderzielen zu scheuen, hat sie beschämt in den Hintergrund zu treten? O, ganz und gar nicht und nicht im mindesten! Eröffnet nicht auch sie dem Auge Genüsse erhebendster Art? Die ganze Lieblichkeit des Frankenlands liegt zu ihren Füßen ausgebreitet: Kornfelder, Fluß und Au, dann unsere Rebenhügel und ganz im Hintergrunde

ringsum die waldbesetzten Höhen unserer Mittelgebirge, nicht großartig und erhaben wie Mont-Blanc, Jungfrau, Mönch und Eiger, aber schön-behaglich und voll Anmut, wie wir's halt bei uns daheim so gerne mögen.

Da drunten aber in unserer nächsten Nähe liegt sie, die vielgetürmte Musenstadt, an der sich unser Main in philophischer Ruhe und so ein wenig philiströs vorüberdrückt. Doch beleben Schiffe und sonstiges Fahrzeug, jede Eintönigkeit verscheuchend, den Fluß, beleben ihn zu Lustbarkeit und auch in ernster Arbeit, zum sicheren Zeichen, daß an beiden Betätigungen allhier kein Mangel herrscht. Von sauren Wochen also und frohen Festen wissen auch die Wellen unseres Lieblingsflusses zu berichten. Und wie den Schiffmann auf dem Wasser, den Sandschöpfer in seinem „Schelch", sieht man den Winzer in seinem Weinberg bei emsigster Arbeit. Und nicht ist's immer eitel Lust und Fröhlichkeit, was ihn erfüllt; denn schwer und die ganze Arbeitskraft erfordernd ist oft das Werk, und auch hier haben die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt. Drum will ich Dir's, mein braver Leser, „g'rad nit verargen", wenn Du Dich von der schweren Arbeit in den Rebhügeln nun lieber wegversetzt wünschest in einen behaglichen Winkel der Julius- oder bürgerspitälischen Trinkstube, meinethalben auch in eine Nische des künftigen Ratskellers unter dem Grafen-Eckardturm. Und ich? — Ich halt' es mit Dir! Denn was „Stein" und „Leisten" heißt, läßt sich doch dort gründlicher erproben, tiefsinniger contemplieren und ergötzlicher in die Praxis übertragen als bei der bloßen Betrachtung von Reben, die halt doch allemal nur holzig bleiben.

Dort also gibt's den ersten Willkommensgruß im Frankenland, und dieser erste Trunk sei Dir geweiht, Du hehre Weisheitsmutter, Alma Julia! Dort auch ist wohl der beste Ort, unsere „Meister zu ehren", ich meine jene Männer, die uns in der Jugend einst verlässige Freunde und Führer waren. Sie alle nach Gebühr zu würdigen, würde wohl den Rahmen dieses flüchtigen Stimmungsbildes weit überschreiten; so sei wenigstens ihnen, die uns die Werke der deutschen Dichtung und damit für leuchtende wie trübe Stunden Trost und Erhebung erschlossen, ein Wort dankbaren Gedenkens gewidmet: Matth. Lexer und Erich Schmidt!

Weiß wohl, daß in unseren Tagen nervenmordender Geldjagd (denn darauf läuft ja letzten Endes doch alles hinaus!) ein Dichterwort erschrecklich leicht gewogen wird, ja mitunter gar mißachtet. Doch ebendarum ist es die Pflicht von uns, die wir nicht mit diesem Strome zu schwimmen gesonnen sind, auf den ganz unersetzlichen Wert unsererer deutschen Literatur immer wieder mit Nachdruck hinzuweisen. Wie arm wäre die Menschheit, wie arm wir Deutschen, zumal wir Franken, deren Heimatland ja so sichtlich von einem poetischen Hauche durchwebt ist, würde eben diese Poesie aus unserer Welt hinweggerissen! Der Lichtstrahl unseres Lebens, seine Sonne, wäre uns damit geraubt. Ist's denn nicht die Poesie, die uns, um von ihren anderen Werten ganz zu schweigen, über so manchen Fetzen, und würde er noch so ruhmredig herausgeputzt, mit Verachtung hinwegsehen läßt?

Für diese tiefinneren Werte deutscher Dichtung wußten uns einst Matth. Lexer und Erich Schmidt als Literaturprofessoren von Würzburg das Verständnis zu erschließen, Lexer, indem er mit feiner latenter Wärme über das Nibelungenlied und die altdeutschen Dichter, nicht zum wenigsten auch über unsern Herrn Walther von der Vogelweide unvergeßbare Worte sprach; der jüngere, Erich Schmidt, indem er mit flammender Begeisterung, wie es der Jugend zukommt, die Welt eines Goethe vor uns neu erstehen ließ. Welch reiche Winterabendstunden in Deinen Räumen, Alma Julia! Dafür sei Dir vor allen an Würzburgs Jubelfest des Heimgekehrten Gruß gebracht!

Dort wurde der Geist der Dichtkunst durchleuchtet; wenn ich aber Würzburgs höchster Bildungsstätte gedenke und der dreißig Jahre meines Fernseins, so wär es schnöde, des Mannes zu vergessen, der uns inzwischen auch den Körper zu durchstrahlen lehrte: Wilhelm Konrad Röntgen.

Draußen am Pleicher Ring Nr. 8 steht ein Haus, das sich unter den architektonisch prunkvoller ausgestatteten Gebäuden für naturwissenschaftliche Forschung recht bescheiden ausnimmt: das Physikalische Institut. Aber es prangt eine inhaltsvolle Tafel an seiner Vorderseite:

„In diesem Hause entdeckte
W. C. Röntgen im Jahre 1895
die nach ihm benannten Strahlen".

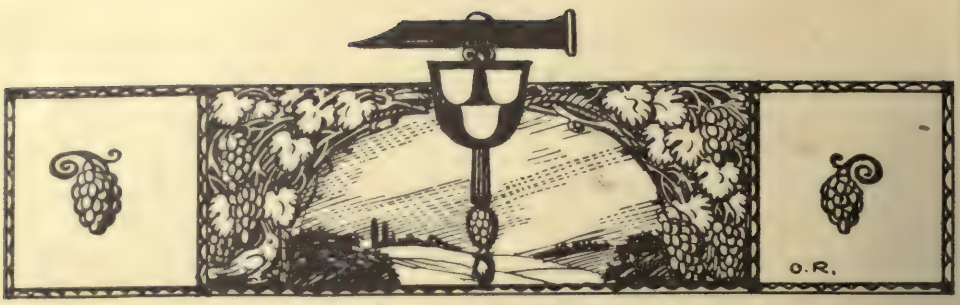
Und mit der Schlichtheit echter Größe machte Röntgen dann in einer Schrift „Über eine neue Art von Strahlen" die Welt mit seiner Entdeckung bekannt. Nicht einmal mit seinem eigenen Namen, sondern lediglich mit der Unbekannten X wollte er die Strahlen bezeichnet wissen. Welche wohltuende Bescheidenheit gegenüber den Posaunenstößen von manchem kleinen Gernegroß!

Und doch: was für ein unschätzbarer Segen, dessen fernere Wirkung heute noch gar nicht abzusehen ist, erstand der leidenden Menschheit und der gesamten Heilkunde in diesen Röntgenstrahlen! Davon erzählt uns Heinz Bauer-Jena in seinem Bericht über den zehnten Jahrestag der Röntgen-Gesellschaft, die sich aus etwa 700 Mitgliedern aus aller Herren Ländern zusammensetzt. Die großen Erwartungen, sagt er in der Tägl. Rundschau, die Hoffnungen, die sich an Röntgens Entdeckung knüpften, sind nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen worden. Es gibt kein Gebiet der Heilkunde, das den Röntgenstrahlen nicht verblüffende Fortschritte verdankt. Von der Feststellung von Fremdkörpern sowie Knochenerkrankungen (Brüchen, Absplitterungen, Verrenkungen) im menschlichen Körper schritt man in ernster Arbeit aber unaufhaltsam fort zur Beobachtung der Tätigkeit von Lunge, Herz, Magen, kurz aller Organe, so daß fast der ganze Körper wie ein offenes Buch vor dem Auge des kundigen Beschauers liegt. Aber nicht nur zum Erkennen der Krankheiten boten die Röntgenstrahlen ein wunderbares Hilfsmittel, nein, sie lassen sich auch zu deren Heilung selbst trefflich verwenden. Zunächst hat man sie gegen Hautkrankheiten, Bluterkrankungen und in der Frauenheilkunde erfolgreich angewandt. Und es sei nicht ausgeschlossen, hofft der erwähnte Berichterstatter, daß sie auch gegen den

Krebs, diese furchtbare Geißel der Menschheit, künftighin ein Heilmittel bilden werden, wie sie ja schon jetzt als wirksamstes Linderungsmittel dieses entsetzlichen Leidens in Anwendung kommen.

So bin ich vom Blütenduft und Nachtigallenschlag meines Eingangs allmählich auf sehr ernste Dinge geraten, zum sichern Beweis, wie nahe im Menschenleben „Wonnezeit und Herzeleid" beisammen wohnen. Sei es aber gleichwohl ein gewagter Gedankensprung, so mag er in dem Wunsche, der eindringlichen und segensreichen Geistesarbeit eines Röntgen seine Huldigung darzubringen, Verzeihung finden. Auch bei einer noch so kurzen Rückschau auf Würzburgs Forschen und Schaffen des Geistes durfte diese Entdeckung nicht unerwähnt bleiben. Denn Taten von solcher Tragweite und Segenskraft wie die Einführung der Röntgenstrahlen werden auch trotz des rastlosen Vorwärtsstrebens des Menschengeistes nicht in jedem Jahrhundert geleistet, und wenn — dann gewöhnlich nicht mit so fein zurückhaltender Bescheidenheit wie von unserem Würzburger Forscher. In dieser Anspruchlosigkeit liegt nach meinem Urteil ein gut Teil von seiner inneren Größe. Denn es wird nicht zu viel behauptet sein, wenn man sagt: in Röntgens Entdeckung ist eine der folgenreichsten Taten enthalten, die das Jahrhundert von Würzburgs Zugehörigkeit zu unserm Bayernland zu verzeichnen hat.

So blühe denn weiter, altes, liebes Herbipolis! Möge dir auch die Zukunft Männer bringen, die bei so schlichtem Sinn so Großes leisten!



Die Universitätskirche in Würzburg.

Von

Dr. Felix Mader, k. Konservator.

Die mittelalterlichen Universitäten stellten baulich eine zusammenhangslose Gruppe von allmählich adaptierten Gebäuden dar. Als Julius Echter in Würzburg seine neue Universität gründete, begnügte er sich nicht mit Adaptierungen, sondern er schuf einen monumentalen, einheitlichen Neubau, den ersten dieser Art in Deutschland. Die Anlage umfaßt vier Flügel um einen großen, stimmungsvollen Innenhof. Den Südflügel nimmt die Universitätskirche ein, eine der bedeutendsten und originellsten Renaissancekirchen Deutschlands. Ihr seien die folgenden Zeilen gewidmet.

Den Baurechnungen zufolge [1]) begann man im Jahre 1583, die Fundamente zu mauern. 1591, am 8. September, fand unter großen Feierlichkeiten in Anwesenheit des Herzogs Wilhelm von Bayern, seiner Söhne Maximilian und Albrecht und anderer Fürstlichkeiten die Konsekration statt [2]).

Als Architekt des Baues figurierte bisher nach Scharolds und Niedermayers Vorgang [3]) zumeist Adam Kal – ganz unverdient. Kal war den Baurechnungen zufolge „Baubefehlshaber", d. h. ökonomischer Verwalter und zwar von 1582–87. Von da ab gehen die Geldanweisungen der fürstlichen Kammermeister an den „Bauschreiber" Paulus Seuffert. Der wirkliche Architekt ist zweifellos der erst in neuerer Zeit bekannt gewordene Mainzer Baumeister Johann Robin. Seit 1575 war er des Erzstiftes Mainz Baumeister [4]). Seine erste Betätigung im Hochstifte Würzburg betrifft das Juliusspital. Wir kennen zwar vorläufig aus den Akten des Spitals nur die Verrechnung eines Botenlohnes „wegen des maintzischen Baumeisters" im Jahre 1578, diese Bemerkung genügt aber im Zusammenhalt mit weiteren Beobachtungen, von denen später die Rede sein wird, ihn als den Schöpfer des alten Juliusspitales, soweit die künstlerische Seite in Frage kommt, zu erkennen. Auch beim Universitätsbau, namentlich bei der Kirche, ist er die ausschlaggebende Persönlichkeit. Nach Ausweis der Rechnungen weilte Robin vom 11. November bis 16. Dezember 1582 in Würzburg und wohnte im Hause des Bauschreibers. Außerdem erwähnen die Baurechnungen von 1582–86 wiederholt den „Baumeister". Adam Kal kann damit nicht gemeint sein, weil auch während der Abwesenheit Kals vom 11. August bis 22. September 1584 – er gebrauchte damals den Sauerbrunnen in Langenschwalbach – eine Steinbruchbesichtigung durch den Baumeister stattfindet. Allerdings berief Julius auch den Augsburgischen Baumeister Kaspar Hagen im Oktober 1582 nach Würzburg. Am 27. Oktober reiste er wieder ab. Von einer weitergehenden Beeinflussung des Baues durch Hagen, namentlich nach der stilistischen Seite, kann aber keine Rede sein. Weder die Universitätskirche, noch die übrigen Bauten haben irgend welchen Zusammenhang mit schwäbischer Renaissance.

---

[1]) Sie befinden sich im Archiv der Universität (Alte Registratur).

[2]) Gropp, Coll. nov. III, 6347 f.

[3]) Scharold, Würzburg und seine Umgebungen, Würzburg 1836, S. 229. – Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Würzburg, Würzburg 1860, S. 278 f.

[4]) G. Schrohe, Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte, Mainz 1912, S. 161 ff.

Der Maurermeister, der Robins Kirchenprojekt ausführte, war Jakob Aman, die Steinmetzarbeiten dirigierte, wie am ganzen Bau, Wolf Beringer, der als Robins Stellvertreter zu betrachten ist.

Die fürstlichen Gäste, die der Konsekration beiwohnten, konnten die vornehme Ausstattung der Kirche, von der leider nichts erhalten ist, bewundern. Den Hochaltar aus Alabaster hatte der Mainzer Bildhauer Johann Robin geschaffen. (Sein Verhältnis zum Architekten Georg Robin ist noch nicht sicher bestimmt.) Auch das Denkmal des Stifters, das ehedem inmitten der Kirche stand, „Rvssi Sarg oder Begrebnus", wie die Rechnungen sagen, war sein Werk. Es war bestimmt, das Herz des Stifters aufzunehmen.

Bald nach Julius Tod zeigten sich bedenkliche Baugebrechen. Infolge Ausweichens der südlichen Seitenmauer bekam das Hauptgewölbe Sprünge. Bischof Phil. Adolf von Ehrenberg, der zweite Nachfolger des Stifters, war deswegen zu einer kostspieligen baulichen Restauration gezwungen. Schon 1626 hatte man Münchener Baumeister, wahrscheinlich Hans Krumper und Hans Pfisterer zu Rate gezogen [1]). Ende 1627 trug der Werkmeister Jakob Bonalino, seinem Geding gemäß, die Gewölbe ab. Der Schieferdecker begann, den großen und kleinen Turm abzudecken. Leider fehlen die Rechnungen der nächsten Jahre. Es ist aber sicher, daß der Turm im wesentlichen abgetragen werden mußte, denn am 1. Juli 1628 fand in feierlicher Weise die Grundsteinlegung am „neuen Collegiithurmbau" statt [2]).

Die Wirren des dreißigjährigen Krieges verhinderten die Vollendung der Restauration. Der Turmbau gedieh nur bis zum Gesims des hohen Untergeschosses, wie aus den späteren Rechnungen hervorgeht. Von den Strebepfeilern, mit denen man die Südseite verstärkte, scheinen drei unvollendet geblieben zu sein, die Wölbung kam nicht zur Ausführung. Wie Gropp berichtet, (Coll. nov. IV, S. 335) blieb die Kirche unbedacht stehen, der Alabasteraltar litt großen Schaden, auf dem Turm wuchs Gebüsch, die Juliustumba wurde mit „Gestäud und Moß eingeflochten", zwischen den Platten des Pflasters wuchs Gras.

Erst 1696, unter Fürstbischof Joh. Gottfried von Guttenberg, begann die Wiederherstellung des Baues. Sie erfolgte unter Leitung des damaligen hochstiftischen Architekten Antonio Petrini. Die Rechnungen nennen ihn „Werkmeister". Petrini erhöhte die sechs schon vorhandenen Pfeiler auf der Südseite und vollendete die drei fehlenden. Am Turm wurde das zweite Geschoß und das Oktogon neugebaut, das Mittelschiff neugewölbt. Petrini hat sich verständnisvoll an den alten Bestand angeschlossen.

Die Innenausstattung stellte man gänzlich neu her. An Stelle des Robinschen Alabasteraltars trat ein Barockaltar nach den Entwürfen des Bildhauers Brand. Der Minoritenfrater Kilian Stauffer übernahm die Gipsmarmorarbeit, Oswald Onghers malte das Altarblatt. Die gleichen Meister waren an den Seitenaltären beteiligt, Frater Kilian auch an der Kanzel.

Am 13. Mai 1703 konnte die Weihe des vollendeten Heiligtums stattfinden [3]).

Ihre neue Innenausstattung behielt die Universitätskirche bis zur Säkularisation. Im Jahre 1804 erfolgte deren Profanierung. 1820 kam der Hochaltar und ein Seitenaltar nach Schlüsselfeld, der zweite Seitenaltar und die Kanzel nach Wenkheim bei Lauda [4]). 1851 wurde die Kirche dem Gottesdienste zurückgegeben und modern restauriert. 1884 konnte der Tabernakel, der nach Kitzingen gekommen war, zurückerworben werden [5]).

Ich gehe nunmehr zur Beschreibung der Kirche über. Die Universitäts- oder Neubaukirche, wie sie auch genannt wird, ist ein dreischiffiger Hallenbau mit einer Schifflänge von 33 Metern. In die Seitenschiffe sind Doppelemporen eingezogen, eine Anlage, die dem Innenraum ein unge-

---

[1]) Baurechnung 1627, Fol. 4b.

[2]) Universitätsarchiv B, 15 u. 16. – Stadtarchiv Würzburg, Ratsprotokolle 1628, Fol. 209.

[3]) Gropp, Coll. nov. IV, 336. (Festschrift: Jerusalem nova quasi sponsa ornata viro suo, Würzburg 1705.)

[4]) J. Nirschl, Die Universitätskirche in Würzburg, Würzburg 1891, S. 32.

[5]) Derselbe, S. 50.

wöhnliches Gepräge giebt. Der Altarraum ist als halbrunde Apsis dem Mittelschiff vorgelegt, die Seitenschiffe schließen gerade. Der mächtige Westturm springt zur Hälfte ein. Das Mittelschiff wie die Emporen in den Seitenschiffen sind mit Kreuzgewölben eingedeckt. Den Hauptreiz des Innern bildet die dreigeschossige Rundbogenarkadur, mit der sich die Seitenschiffe bezw. deren Emporen gegen das Hauptschiff öffnen. Den Pfeilern sind in den drei Geschossen Halbsäulen mit kannelierten Schäften vorgelegt. Die Kapitellform beginnt dorisierend im Untergeschoß, auf den Galerien folgt die jonische und korinthische Ordnung in freier Redigierung. Auch die Zierglieder an den Zwischengesimsen wechseln.

Im Gegensatz zu dem ausgesprochenen Renaissancecharakter des Baues zeigen die Fenster Maßwerke in den trockenen Formen der Nachgotik.

Die Außenwirkung der Kirche beruht wesentlich auf der Westfassade, die der mächtige Turm beherrscht. Im Stadtbild spricht seine Größe, seine reiche Gliederung, die warme Pracht der Rotsandsteinverkleidung bestimmend mit. Er erhebt sich in zwei hohen Geschossen, darüber das eingezogene Phtonon.

Universitätskirche. Westansicht.

Universitätskirche. Nordansicht.

Das Untergeschoß gehört, wie bemerkt, dem Bonalinobau, wie man ihn wohl nennen darf, an. Wuchtige, toskanische Pilaster fassen dessen Westseite ein. Das Innenfeld dazwischen ist reich gegliedert. Zunächst über hoher Stufenanlage das Hauptportal. Die rundbogige Türöffnung flankieren zwei kannelierte, korinthische Säulen auf hohen, ornamentierten Stühlen. Sie tragen einen gebrochenen Giebel. Zwischen den Giebelschenkeln befindet sich das Doppelwappen der Fürstbischöfe Julius Echter und Phil. A. v. Ehrenberg. Auf den Giebelstücken ruhen die Figuren der Klugheit und Gerechtigkeit. In den Zwickeln über dem Bogen der Türöffnung schweben zwei vorzügliche Puttenengel in Hochrelief.

Das Portal gehört dem Bonalinobau an, ist also nicht mehr das ursprüngliche, für das Jost Aman den Entwurf gemacht hatte [1]). Man dürfte aber nicht irre gehen, wenn man annimmt,

[1]) 1586 wurde den Wochenlisten zufolge Jost Aman nach Würzburg gerufen, Visierungen zum Bau, zum Kirchenportal und anderem zu machen.

daß Bestandteile des ursprünglichen Portals wieder verwendet wurden und zwar die beiden Säulen und die vier Figuren. Die Tugenden auf den Giebelschenkeln stammen wohl von dem Würzburger Bildhauer Paulus Michel, der 1588 zwei „liegende" Bilder der Tugenden für das Kirchenportal in Auftrag bekam, die beiden Engel wahrscheinlich von Johann Robin, der im gleichen Jahre zwei „liegende Bilder" für das Portal ausführte. Daß die vier Figuren von zwei verschiedenen Meistern stammen, zeigt deren Stilverschiedenheit evident.

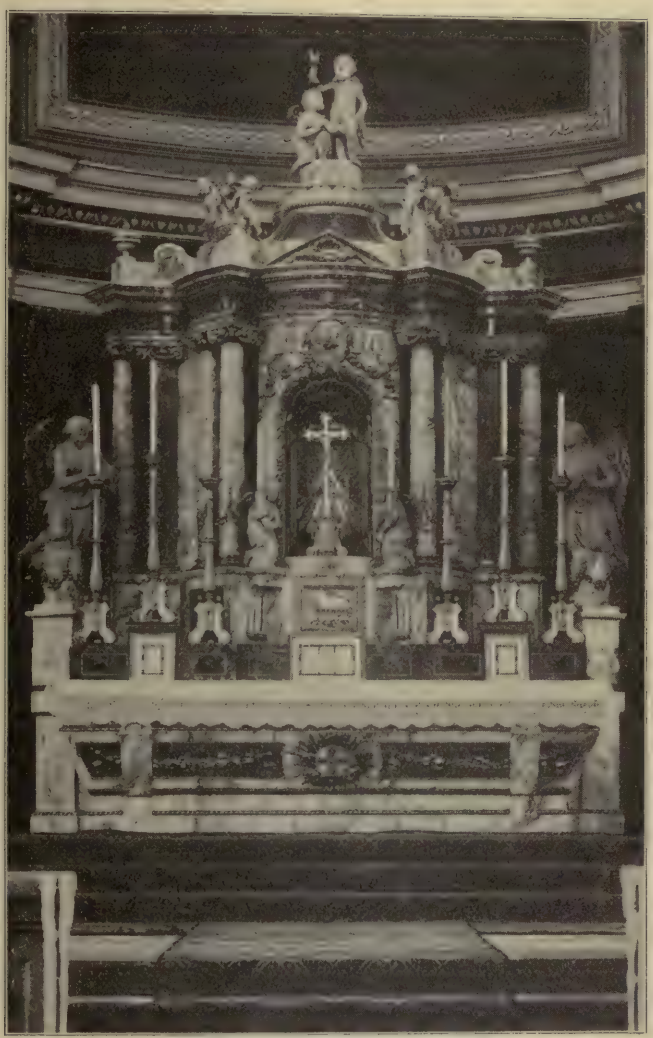
Universitätskirche. Innenansicht.

Unmittelbar über dem Portal folgt ein Rundfenster mit nachgotischem Maßwerk. Die auf dem Gesims über dem Fenster ruhende Wappengruppe wurde bei der Restauration unter Fürstbischof Joh. Gottfried von Guttenberg bezw. Joh. Philipp von Greiffenklau angebracht (Schöpfung des Bildhauers Joachim Sage).

Über dem Rundfenster durchbricht ein hohes Rundbogenfenster das Fassadenfeld. Es wird von Pilastern flankiert, die Obelisken mit Festons tragen, und von einem Stichbogengiebel überdacht.

Petrini besetzte das Obergeschoß mit jonischen Pilastern. Die großen Fenster bekrönt ein kräftiger, verkröpfter Giebel, der auf kannelierten Pilastern ruht. Das Oktogon hat auf allen Seiten große, rundbogige Schallöffnungen. Die umlaufende Balluſtrade iſt mit Obelisken und Kugeln beſetzt.

Die Südſeite des Baues erhielt unter Bonalino nicht blos die beträchtlich ſchwer wirkende Pfeilerverſtärkung, ſondern auch die reiche Fenſterarchitektur. Dem inneren Syſtem entſprechend



Univerſitätskirche. Hauptaltar.

ſind die Fenſter in drei Reihen angeordnet. Über jedem Fenſter ruht ein Segmentgiebel; das Feld zwiſchen dem Bogenſchluß des Fenſters und der Giebelverdachung füllt ein mit Masken beſetzter Keilſtein und Laubwerk. Ob die Südfaſſade urſprünglich ebenſo ſchmucklos war wie die nördliche, die nur durch die Fenſter belebt iſt, läßt ſich nicht ſagen. Sicher ſtammt die Fenſterarchitektur der Südſeite in ihrer heutigen Form nicht von Robin. Seine Stilweiſe war ſtrenger, weniger barock. –

Die künstlerische Bedeutung der Echter'schen Universitätskirche ist zu allen Zeiten anerkannt worden: sie ist eine der bedeutendsten Schöpfungen der deutschen Renaissance. In den gotisierenden Fenstern vermögen wir keine dogmatische Tendenz zu erblicken in dem Sinn, als habe man den gotischen Stil immer noch als den sakralen angesehen. Offenbar liegt darin nur ein kräftiges Nachwirken technischer Traditionen, das die Profanbauten und zwar gerade auch die Universität, ebenso zeigen wie die Kirchenbauten des sog. Juliusstiles.

Die Raumgestaltung der Universitätskirche bedeutet ein Novum, allerdings nicht in absolutem Sinn. Maßgebend für die Emporenanlage war die Absicht größtmöglicher Raumgewinnung auf verhältnismäßig kleinem Platz. Die Emporenanlage ermöglichte es, eine große Studentenschaft beim Gottesdienst vereinigen zu können. Fürstbischof Julius schuf also eine Universitätskirche, nicht eine Predigtkirche, wie man mehrfach gemeint hat. Ob eine Beeinflussung durch die protestantischen Predigtkirchen vorliegt, ist schwer zu sagen. Der gleiche Baugedanke hatte schon früher bei Schloßkapellen und bei spätgothischen Pfarrkirchen, namentlich in Sachsen, Gestalt gewonnen. Auch der romanischen Architektur sind Seitenemporen nicht unbekannt.

Robin hatte selber zuvor schon ähnliche Kirchenräume mit umlaufenden Emporen geschaffen und zwar eine davon in Würzburg selbst. Die alte Kirche des Juliusspitals besaß nämlich solche Emporen, wie eine Abbildung derselben aus der Frühzeit des 17. Jahrhunderts beweist. (Die Abbildung, eine Judentaufe unter Fürstbischof Julius darstellend, befindet sich im Juliusspital.) Eine ähnliche Anlage hatte höchst wahrscheinlich auch die nicht mehr existierende Gangolfskirche in Mainz [1]), ebenfalls im Robinbau.

Wir bezeichneten Robin als den Architekten der Universitätskirche. Diese Ansicht wird durch die eben erwähnte Abbildung des Inneren der alten Juliusspitalkirche wesentlich gestützt. Die Abbildung ist sehr genau, also völlig verlässig. Die Anlage der umlaufenden Galerie mit ihrer klassischen Gliederung atmet nun ausgesprochen den gleichen Geist wie die Architektur der Universitätskirche, beide dürfen bezw. müssen also dem bei beiden Bauunternehmungen genannten „meintzischen Baumeister" zugeteilt werden.

[1]) Neeb in Mainzer Zeitschr. V. (1910), S. 23 ff.

St. Kolumbans Haus zu Kells, aus dem St. Kilian hervorgegangen ist.

Von

Dr. Will, Erlangen.

Während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Irland hatte ich mehrfach Gelegenheit, die alten Kultstätten kennen zu lernen, an welchen das Christentum gepflegt wurde, lange bevor es Eingang in Mitteleuropa gefunden hat. (Mitte des 5. Jahrh.)

Es sind Reste von Kirchen inmitten uralter Friedhöfe, Klausnerwohnungen und, aus späterer Zeit, eigenartige Rundtürme und Steinkreuze. (Ende 7., Anfang 8. Jahrh.) Bei den Klausnerwohnungen läßt sich die Entwicklung vom primitiven Höhlenbau der Südküste, durch den Zeltbau

St. Kolumbanshaus zu Kells bei Drogheda, Grafschaft Meath, Irland.

der West- und südlichen Ostküste bis zur Hausform der mittleren und nördlichen Ostküste verfolgen. Merkwürdig ist bei den Bauten letzterer Art, daß nur der Dachraum bewohnt war. Die durch den Unterbau bewirkte Erhöhung des Wohnraumes verdankte ihre Entstehung dem Sicherheitsbedürfnis, namentlich gegen die Einfälle von Seeräubern (Wickinger). Eines dieser Klöster (Missionsschulen) hat für uns Franken besondere Bedeutung dadurch, daß aus ihm St. Kilian hervorgegangen ist, den man den Apostel der Franken nennt. Ich lernte den merkwürdigen Bau auf einem Ausflug

der historischen Gesellschaft von Dublin zu den vorgeschichtlich und geschichtlich merkwürdigen Denkmälern der Grafschaft Meath (Nordostirland) kennen.

Nahe bei dem Städtchen Kells westlich von Drogheda ist eine jener charakteristischen Stätten der irischen Ostküste wie sie eingangs erwähnt wurden. Ein alter Friedhof mit der Ruine einer kleinen Kirche, ein mächtiger Rundturm und ein Steinhaus, letzteres malerisch von Epheu umwuchert.

Die Bewohner von Kells nennen diesen Bau St. Kolumbans oratory. Es ist das Klösterlein, aus welchem so mancher Glaubensbote für das Festland hervorgegangen ist. Auch St. Kilian und St. Marian stammen von da. St. Kilian bezeugt es mit seinem Namen, der eigentlich Kyllena, d. h. der von Kells, der Kelser, lautete. Auf einer Grundfläche von etwa 7 zu 5 Metern erheben sich Umfassungsmauern von 3 bis $3^1/_2$ Meter Höhe. Tritt man durch eine schmale Türe ins Innere des Raumes, so erscheint dieser im Verhältnis zu den Außenmaßen sehr klein. Er ist durch die

Klausnerzellen (künstliche Höhlen) **von St. Michaels Roch,** Grafschaft Kerry, Irland.

dicken Mauern eingeengt. Zwei kleine Fensterchen, eigentlich mehr Schießscharten, lassen eben so viel Licht eindringen, daß man eine viereckige Öffnung, groß genug um einen Mann durchzulassen, in den gewaltigen, die Decke bildenden Steinplatten und eine Leiter erkennen kann, die zu der Öffnung führt. Sonst ist der Raum leer und macht einen höchst unwirtlichen Eindruck. Er wurde ja auch in alter Zeit nicht als Wohnraum benutzt.

Das Merkwürdige an dem Bau ist das steil aufsteigende Satteldach. Es ist ohne jeden Einbau von Holz vollständig in Stein hergestellt. Bei dem feuchten Klima Irlands würde das Holz sehr bald faulen. Der künstliche Steinbau aber, der aus treppenförmig übereinander gelegten und dann zur Dachfläche abgeglätteten Steinen besteht, hat nahezu anderthalb tausend Jahre überdauert. Durch zwei Pfeiler auf jeder Seite im Innern des Dachraumes und die gegenseitige Spannnng der geneigten Dachflächen, wird das Ganze ähnlich wie bei einem Gewölbe gehalten. Durch die Pfeiler werden sechs winzige Kämmerchen abgegrenzt, jedes eben groß genug, die Lagerstätte eines Menschen aufzunehmen.

Der Aufenthalt in diesen feuchten, dumpfen, höhlenartigen Gelassen, die auch nur durch ein kleines Fensterchen in einer der Giebelseiten Licht erhielten, war sicher nicht gemütlich, wenn er sich auch meist auf die Nacht beschränkt haben mag. Es gehörte für die frommen Bewohner nicht nur völlige Hingabe an den entsagungsvollen Beruf dazu, jahrelang in solchen Höhlen zu hausen, sondern auch eine eisenfeste Gesundheit. Unter der harten Lebensführung bildeten sich aber auch festen Charaktere, die bereit waren den Märtyrertod für ihre Überzeugung zu erleiden, wie dies St. Kilian bewiesen hat.

Der Grafen-Eckardturm zu Würzburg.

Von

August Sieghardt-Nürnberg (Kufstein).

Festesfroh und feierlich schallen die Glocken der uralten Mainstadt hinüber über das bunte Gewirr der Kuppeln, Türme und Giebel, von denen weißblaue Fahnen und Wimpeln lustig im Winde flattern. Ein gar freudiges Getriebe herrscht auf allen Straßen und Plätzen und selbst in die verborgendsten Gäßlein und Winkel drängt ein Schimmer des Glücks, ein Strahl der Festesfreude, die heute die unterfränkische Residenzstadt erfüllt. Eine echte große Festesfreude ist es, eine Freude, die alle Herzen der Menschen umfaßt, die sich innerhalb der Mauern Würzburgs bewegen. Und mit ihnen blickt das ganze fränkische Land auf die altehrwürdige Frau Wirciburgia, die sich heute anschickt, in festlichem Gewande die Wiederkehr jenes denkwürdigen Tages zu feiern, an dem sie ihr Geschick vertrauensvoll in die Hände eines edlen erlauchten Fürstengeschlechtes gelegt.

Überall, wo das entzückte Auge ruht, raunen und flüstern stumme Zeugen vielhundertjähriger Vergangenheit. Der mächtige, schlanke Dom, diese steinerne Chronik der St. Kiliansstadt, spiegelt die tausendjährige Geschichte des Hochstifts Würzburgs wieder, stimmungsvolle Bauten der Altstadt erzählen von der Prachtliebe mächtiger, geistlicher Fürsten und dem Kunstsinn einer tüchtigen, strebsamen Bürgerschaft und verträumt plätschernde Brunnen plaudern leise von den Glanzzeiten des entschwundenen Rokoko. Und in dieser mittelalterlichen, den Hauch verklungener Jahrhunderte tragenden Zeit wogt heute der moderne Geist, der Jubel dankerfüllter, königstreuer Bewohner.

Nicht weit von dort, wo die alte Mainbrücke herüber führt ins Innere der Stadt, ragt ein alter, steinerner Bau drohend empor. Ernst und trutzig blickt sein behelmtes Haupt herab auf das bunte, ungewohnte Leben und Treiben. Solch freudiges Gerege gabs nur selten zu sehen für den altehrwürdigen Wächter der Stadt, der oft genug dem Tod ins Auge geschaut, wenn Kampf und Streit um seine Grundfesten tobten. Wenn er erzählen könnte, der alte „Grafen-Eckard": unsere Freude würde getrübt werden ob der Schilderungen, die er uns zu geben vermöchte.

Fast ein halbes Jahrtausend bildet der Grafen-Eckardturm mit so vielen anderen charakteristischen Bauten der ältesten Zeit das Wahrzeichen Würzburgs. Es waren die im Hochstift berühmten Burg-Grafen von Henneberg, welche an diesem Platze ihren Stellvertretern eine Amtswohnung anwiesen. Ein solcher Vogtei-Stellvertreter war Graf Eckard, der um das Jahr 1250 starb. Nach ihm wurde der heutige Grafen-Eckartturm benannt. Begonnen im Jahre 1453, war er schon nach 3 Jahren vollendet; die Baukosten wurden hiebei zur Hälfte von der Stadt selbst, zur anderen Hälfte von den Würzburger Einwohnern getragen. Bald nach der Vollendung ließ der Rat der Stadt auf Wunsch des Fürstbischofs Johann eine Glockenuhr im Turme anbringen, „welche Feuersbrünste, Aufläufe und andere außerordentliche Begebenheiten" anzeigen sollte. Die Glocke wog 15 Zentner und die Uhr wurde von dem Haßfurter Meister Hans Klein verfertigt. Dem Türmer wurde ein heiliger Eid abgenommen, nach welchem er sich verpflichtete bei Tag und Nacht die Stunde durch Schläge an die Glocke um 10 Uhr abends bis zur Morgendämmerung regelmäßig eine Viertelstunde vor der Domuhr „durch persönliches Aufheben des Schlagwerks" anzuzeigen. Diese alte Gewohnheit hat sich über 400 Jahre erhalten. Sie gab auch Anlaß zu einer Sage, nach welcher im 30jähr. Krieg der nächtliche Zehnuhrschlag des Grafen-Eckards als Signal galt, die Bewohner der Stadt die schwedischen Offiziere in ihren Quartieren zu ermorden, um dadurch dem belagernden kaiserlichen Heer die Überrumplung der Stadt zu erleichtern.

Während des Bauernkrieges 1525 sah der Grafen-Eckardsturm blutige Tage. Der Aufstand wurde (unter der Regierung Konrad III. von Thüngen) durch die Niederlage der aufrührerischen Bauern vor dem Marienberg dank des Entsatzes durch den tapferen und gefürchteten „Bauernjörg" (Truchseß Georg III. von Waldberg) entgültig unterdrückt, wobei auch die rebellische Stadt Würzburg unter ihrem Bürgermeister Til Riemenschneider zur Vernunft gebracht wurde. (Dr. Ulr. Schmid: Kultur- und kunstgeschichtliche Reisebilder. Bamberg-Würzburg, München 1911). Der Grafen-Eckardturm diente damals den besiegten Würzburgern als letzte Zufluchtsstätte, die ihnen aber zum Verderben wurde, denn wie der zeitgenössische Chronist Lorenz Fries, der Sekretär des Bischofs von Thüngen, erzählt, „sind die Fürsten am Donnerstag 8. Juni 1525 um 7 Uhr zu Heydingsfeld aufgewesen, und mit dem reisigen Zeug gar, auch etlichen zu fuß, zu Würtzburg einkomen, den Bürgern allda alle schlüssel zu thoren und Graven Eckhard genommen, darnach die bürger und andere vom land, so drinnen begriffen, in 3 theil getheilet".

Aber auch nachher erlebte der Grafen-Eckard wechselvolle Schicksale. Stürmische Unruhen der Bürgerschaft, die, wie Dr. J. B. Kittel in seiner Schrift über Würzburg berichtet, das Reichsbanner auf dem Stadtturm aufpflanzte, wechselten mit prunkvollen Festlichkeiten und der prachtvolle Festsaal im Grafen-Eckard gab auch den Rahmen zu dem glänzenden Empfang des immer trinklustigen König Wenzel. In den Franzosenkriegen flammte der Schein der Brandfackeln in seinen Fenstern auf.

Doch auch frohe Tage waren dem Grafen-Eckardturm beschieden, Tage, in dem es neben ihm gar lustig und fidel zuging. In dem, dem (gotischen) Grafen-Eckardturm links angebauten, zum Teil noch romanischen Hof „zum grünen Baum", der früher als Handelsniederlage (besonders für Leinwand) diente und später als Rathaus Verwendung fand – er wurde 1618 renoviert – hatte man eine Ratsschenke eingerichtet, die sich eines außerordentlich starken Zuspruchs erfreute. Bürger und Ratsherren saßen da friedlich und fröhlich beim fränkischen Wein, getreu dem Spruche, den letztere als Motto in ihr Willkommbuch geschrieben hatten:

„Der Rat lebe, Würzburg lebe,
Wer trinkt, lebe,
Und sei willkomb!"

Lange währten in der Regel diese Sitzungen, bis endlich die „Wein- oder Schlafglocke" zum Nachhausegehen mahnte.

Auch in festlicher Beziehung spielte der Grafen-Eckardturm eine Rolle. Alljährlich am Kilianstag wurde dort eine große Tanzbelustigung gegeben, die mehrere Tage währte und zu der auch die Hofjunker und jüngeren Domherren erschienen.

Das Domkapitel bewilligte für diesen „Kilianstanz" zwei Eimer Wein oder acht Gulden in Bar; im Jahre 1577 erließ es sogar eine Verfügung, daß jeder Domherr zwei Gulden beisteuern solle. Der gesamte Würzburger Adel und die Geistlichkeit der Stadt fanden sich zu diesen Tänzen ein, oft in glänzender Auffahrt und kostbarem Putz. Hierbei ereignete es sich, daß im Jahre 1574 der Abt vom Kloster Ebrach in einer so auffälligen, modern weltlichen Kleidung erschien, „daß schier keiner der anwesenden Hofjunker ihm dieses Putzes halber zu vergleichen gewesen sei". Daraufhin erteilte ihm das hohe Domkapitel eine scharfe Rüge.

Ein anderes Fest im Grünbaum war die vom Stadtrat veranstaltete „Mahlzeit der Jakobs-Senglein", die alljährlich im August stattfand und in einer Art kleiner Mainfischchen bestand. Am dritten Ostertag wurde hier das „Osteressen" abgehalten, während des Karnevals das „Fastnachtsmahl", bei jeder neuen Bürgermeisterwahl die „Bürgermeistermahlzeit" und am Sylvesterabend vertrank man im Grünbaum das alte Jahr. Eine weitere große Tanzbelustigung fand alljährlich am St. Adauktustag (30. August) statt und zwar zum Gedächtnis an den von Kaiser Albrecht der Bürgerschaft Würzburgs verliehenen Gnadenbrief.

Auf dem freien Platz vor dem Grünbaum wurden früher auch die Privilegien der Kiliansmesse durch einen auf einem Schimmel reitenden Regierungsbeamten verlesen, worauf diesem die Ratsherren im Ratskeller kräftig zutranken und, wie ein Ratsprotokoll vom Jahre 1654 besagt, „ihm neben vieler böser Münz einen schönen Goldgulden verehrten".

Zu Beginn des Schwedenkrieges begannen diese Gebräuche allmählich nachzulassen und mit der Säkularisation des Hochstifts, hörten sie ganz auf.

Im Jahre 1822 wurden die anstoßenden Gebäude des Karmelitenklosters um 10 000 Gulden erworben und anstelle der 1324 demolierten Klosterkirche zur hl. Barbara trat ein schönes Hauptgebäude für das Rathaus mit zwei Seitenflügeln. Zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde im Anschluß an die Barockform des nebenstehenden „Roten Baues" ein neues, stilvolles Rathaus errichtet, das sich dem ganzen gefällig einfügt.

Zum Schluß sei noch auf eine besondere geschichtliche Denkwürdigkeit des Rathauses bezw. Grafen-Eckardturmes verwiesen, von der ein Ratsprotokoll vom Jahre 1474 Kunde gibt. In diesem Jahr soll ein türkischer Kaiser, der sich im Gefolge des Kaisers Friedrich III. und anderer Reichsfürsten befand, im Grünbaum gastlich bewirtet und mit 12 Kannen alten Weines beschenkt worden sein. Dieser Aufenthalt des türkischen Kaisers zu einer Zeit – heißt es im „malerischen Bayern" – wo derselbe (Mohamed II.?) im Feldlager vor Skutari verweilt habe, scheint höchst auffallend und unerklärbar und verleitet zu der Annahme, daß unter diesem seltenen Gast vielleicht jener vertriebene türkische Prinz Schemzizin gemeint war, welche um jene Zeit am Hofe verschiedener europäischer Fürsten vor der Verfolgung seines grausamen Bruders Bajazeth II. vergeblich Hilfe suchte.

Altwürzburger Sitt' und Art.

Von

Dr. Leo Wilz, Würzburg.

Froh und heiter wie die Sonne über seinem Tale lacht, ist die Lebensart des Würzburgers. Wo es zu feiern gibt, da ist er bei seinem lebhaften Temperament des Weinländers mit Leib und Seele dabei. So ist es heute, so war es früher. Die zahlreichen kirchlichen Feste mit all' ihrem Aufwand an Prunk und Pracht waren für ihn Grund genug sich der Freude zu weihen, die zünftischen Feiern im Kreise gleichgesinnter Standes- und Handwerksgenossen und die zu Hause im Beisein der weiten Vetternschaft und Bekanntschaft fröhlich begangenen Familienereignisse gehörten zu den wichtigsten Begebenheiten seines Lebens. Die seltsamsten Bräuche waren dabei im Schwunge. Diese in ihrer Gesamtheit darzustellen, sei mir vielleicht ein andermal gestattet, für heute nur einige Ausschnitte daraus. Wenige Städte gibt es, in denen der Frühling herrlicher und prächtiger seinen Einzug hält, als hier in der trauten Bischofsstadt. Ist es da zu verwundern, wenn ihm jung und alt zujubelt? Bis zum Jahre 1770 war der 1. Mai ein Feiertag für die ganze Stadt, besonders für die Jugend. In kleinen Abteilungen zogen die Mädchen von Haus zu Haus durch die Straßen. Das vorderste von ihnen trug eine kleine grünende, mit Bändern geschmückte Birke, den „Maienbaum" oder den „Maien". Um diese Birke schlossen die kleinen Gefährtinnen, Hand in Hand geschlungen, einen Reigen, tanzten vor den Häusern, aus denen sie eine kleine Geldspende erwarteten, und sangen dabei das Liedchen:

„Der Maie, der Maie
Ist gar 'n schöne Zeit,
Da soll man lustig und fröhlich sein,
Lustig und fröhlich.
Die Jungfrau, der Ehlich'
Das Patschen, das Patschen
Gefällt uns gar zu wohl.

Es muß ein reicher Kaufmann sein,
|: Der uns ernähren soll :|
Laßt die Jungfern springen,
Laßt die Vöglein singen.
Der Maie, der Maie
Ist gar 'n schöne Zeit".

Das Geld wurde für einen kleinen Abendschmaus verwendet.

Der nun beginnende Sommer war eine Zeit der höchsten öffentlichen Lustbarkeit. Zunächst sei hier der Tag des hl. Urban genannt, ein Festtag für die Winzer und Häcker, die diesen Tag festlich begingen, weil da die Trauben zu blühen anfangen. Sie stellten auf dem Markte oder sonst einem öffentlichen weiten Platze die Statue des Heiligen auf einen mit „zweheln und thischthuch" belegten, mit wohlriechenden Kräutern bestreuten und mit Kränzen geschmückten Tisch. War der Tag heiter,

so taten sie dem Bilde viel Ehre an „mitt kroenen, speisen" und überschütteten es mit Wein. Regnete es aber, so wurde die Statue mit Wasser begossen, in den Kot geworfen und derb beschimpft und geschmäht. Denn es hing nach dem Glauben der Winzer von dem Wetter am Tage des hl. Urban ab, ob der Herbst gut oder schlecht ausfallen würde.

Um dieselbe Zeit gab die Fischerzunft, wurde ihr die Erlaubnis dazu erteilt, ein sog. Fischerstechen mit dem „neptunischen Dreizack" auf dem Maine und hielt danach, uraltem Brauche folgend, einen fröhlichen Tanz.

Das Pfingstfest war für Stadt und Land die Zeit der großen Wallfahrten. Tausende frommer Beter strömten in dieser hl. Zeit aus nah und fern hier zusammen, um dem Frankenapostel und seinen Gefährten würdige Verehrung zu zollen. Den weitesten von der Stadt entfernten Wallfahrern, die erst am 2. Feiertage ankamen, pflegte das Domkapitel bis zur Greden entgegenzugehen und bei ihrem Abschiede am 3. Tage bis zum Grafeneckhard das Geleite zu geben, wo die auswärtigen Pfarrer und Priester einen Ehrentrunk erhielten. Infolge der vielen und schweren Kriegszeiten blieben später die meisten der Prozessionen aus. Der Ehrentrunk aber wurde schon zu Fries' Zeiten den hiesigen Geistlichen, dem Hofgesinde, dem Bürgermeister und den Räten der Stadt in eigens dazu gefertigten Gläsern und mit jedem Glase ein grünes Kränzchen präsentiert zum Andenken an den früheren Wallfahrtsbrauch.

Auf den 2. Pfingsttag fiel auch der eine der Jahrestänze, die den Bäckern bewilligt waren. (Der andere fand am 2. Weihnachtstage statt). 1584 jedoch drang der Magistrat bei Julius Echter auf ihre Abschaffung, weil dabei nichts als „Sünde, Schande und Laster mit Fressen, Saufen, Gotteslästern, unzüchtigem Tanzen, Verdrehen, schandbaren, unehrbaren Worten und Werken getrieben werde". Doch zu gänzlicher Unterdrückung des Tanzes konnte sich der Fürstbischof nicht entschließen und so verordnete er denn: daß derselbe künftig nicht mehr an jenen zwei heiligen Tagen, sondern an anderen gehalten werden sollte, wobei jedesmal zwei der ältesten Bäcker oder zwei Zunftgeschworene die Aufsicht zu führen hätten. Übertreter der Ordnung sollten mit dem Narrenhaus oder auf eine sonstige Art bestraft werden. Die Abendtänze jedoch, die zur übrigen Sommerszeit in der Stadt gehalten wurden und bei denen bisweilen Lieder „um die Kränze" gesungen wurden, verbot Julius strenge, da „allerhand Unrat, Schlägerei, Unzucht und Üppigkeit gespürt wurde".

Wie heutzutage wiederum allüberall auf den Höhen des Frankenlandes die „G'hannsfeuer" zum Himmel aufflammen, so wurden am Vorabend des St. Johannisfestes, wie Sebastian Frank sagt, auf den öffentlichen Plätzen die „simetfeüer" entzündet. Groß und klein war um die brennenden Holzstöße versammelt und trug zur Abwehr der unholden Geister „sundere krentz von beyfuß und eisenkraut", in der Hand „ein blaw kraut, Rittersporn genannt" haltend. Diese Blume hielt man vor die Augen, wenn man ins Feuer sehen wollte. Denn wer das tat, blieb das ganze Jahr über vor jeglichem Augenübel bewahrt. Ging man nach Hause, so warf man den Kranz, mit dem man sich geschmückt hatte, und die Blumen ins Feuer und sagte dabei die Worte: „Es gehe hinweg und werd' verbrannt mit diesem Kraut all' mein Unglück". Selbst der Bischof übte mit seinem Hofgesinde den Brauch des Johannisfeuers, das er auf dem Marienberge abbrennen ließ. Dabei rollte man große feurige Kugeln den steilen Hang hinab in den Main „so meysterlich zugericht als ob es fliegend Trachen weren".

Am Tage des Heiligen selbst vergnügten sich die Mädchen mit den sog. „rosenhäfen". Sie ließen sich „häfen voller löcher" machen, klebten die Löcher mit Rosenblättern zu und steckten wie in eine Laterne ein Licht darein. Dann hängten sie die Häfen zum Fenster hinaus und sangen „umb ein krantz meysterlieder". Dieses Singen „umb ein krantz" war ein lieber Brauch während des Sommers. Wenn die Mädchen am Abend „in einem ring" herumsangen, kamen die Gesellen „in ring und sangen, umb ein krantz gemeynklich von nägelin gemacht, reimweiß vor". Wer am besten sang, erhielt den Kranz.

Kein Tag war für das ganze Frankenland, in erster Linie aber für Würzburg von größerer Bedeutung als das St. Kiliansfest. Am Vorabend schon brachten, ähnlich wie am Pfingstfeste, die Pfarreien der Stadt und der umliegenden Dörfer ihre Heiligtümer in feierlicher Prozession in den Dom, um sie dann am andern Tage unter der Vesper wieder nach Hause zu tragen. Der Vorabend

des Kiliansfestes war auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil an diesem Tage die Kilianimesse, die besuchteste aller Würzburger Jahrmessen, begann. Acht Tage lang pflegte sie der Magistrat „auszuschreien" und lange vorher traf er schon gewisse Vorsichtsmaßregeln für die öffentliche Sicherheit. Am gleichen Tage wurde von dem jüngsten Regierungskanzlisten im Namen des Fürstbischofs sicheres Geleite verkündet für alle, die die Messe besuchen wollten. Zu diesem Zwecke bestieg der genannte Beamte am Dom ein Pferd aus dem fürstlichen Marstalle. Ein Reitknecht und die beiden Stadtknechte begleiteten ihn. Er machte seinen Ritt in weißen seidenen Strümpfen und mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust. Seine Begleiter waren ebenfalls mit einem Blumenstrauß geschmückt, die der jeweilige Stockmeister gegen Bezahlung lieferte. Das Geleite wurde zuerst bei der bischöflichen Kanzlei verkündet, dann bei dem „Grünbaum" (Rathaus) und zuletzt am Sandertor, schließlich von den Stadtknechten an allen äußeren Toren angeheftet. Hierauf ritt der Verkündiger abermals zum „Grünbaum", wo ihm die Ratsherrn fleißig zutranken und „neben vieler böser Münz einen schönen Goldgulden verehrten". Mit der fürstbischöflichen Regierung hörte auch dieser Brauch auf. Das Kiliansfest selbst zerfiel in eine prunkhafte kirchliche Feier und eine ausgelassene weltliche. Die Stadt hatte ihr schönstes Kleid angelegt. Geschmückt waren Straßen und Häuser. In aller Frühe waren Einheimische und Fremde, die nicht bloß der Messe wegen sich in der Stadt eingefunden hatten, auf den Beinen um die prächtige Prozession zu sehen, die sich unter Führung des Fürstbischofs, der das Allerheiligste trug, vom Dom zum Neumünster bewegte. Hier wurden die Gebeine der heiligen Märtyrer Kilian, Kolonat und Totnan unter feierlichen Gesängen erhoben und mitgeführt und weiter ging der Zug um den Neumünster- und Dombezirk wieder in die Kathedrale zurück. Der ganze fürstliche Hofstaat, sämtliche Äbte und Domherrn, der Stadt- und Landadel, der Rat mit seinen Bürgermeistern beteiligten sich mit dem größten Teile der Einwohnerschaft an dieser großen Prozession, die von der Bürgerwehr mit ihren Fahnen und Feldzeichen unter klingendem Spiel eröffnet wurde, während die hier in Garnison liegenden Regimenter, in der früheren Zeit die Stadttruppen in ihrer besten Uniform und ihren glänzenden Wehren Spalier bildeten. Das Domstift bewirtete ehemals an diesem Tage die übrige Stiftsgeistlichkeit. Zum Andenken erhielt jeder Stiftsgeistliche zwei Maß Wein aus dem Pfortenhofe des Domkapitels.

Den Tag beschloß ein fröhliches Tanzfest, der „Kilianstanz", den die jungen Domherrn und Hofjunker den zahlreich mit Frau und Töchtern anwesenden Adeligen und Rittern im „Grünbaum" gaben. Da tanzten sie „cöstlich und zierlich", bis es zehn Uhr schlug, und „hatten des gnedigen Herrn Bischoffs pfeuffer". Die Domherrn stellten die Wandelkerzen, Licht, Konfekt und Wein. Der Propst von St. Burkard gab zwei Eimer Wein dazu. Am Abend des folgenden Tages wurde der Tanz fortgesetzt, bis 11 Uhr, wozu der Rat Kerzenlicht, Wein und Konfekt schenkte. Auch an einem dritten Tage wurde dem Tanze gehuldigt. Doch pflegten an diesem Abend meist die Hofjunker allein den Tanz zu halten, dazu einzuladen und die Kosten zu bestreiten. Das Domkapitel bewilligte dafür einen Beitrag von zwei Eimern guten Weines oder 8 Gulden. 1577 beschloß es aber, daß in Zukunft jeder junge Domherr bei seiner Aufschwörung zwei Gulden zum Kilianitanze zahlen sollte. Während dieser Tänze im „Grünbaum" führte der gemeine Pöbel von Stadt und Land solche im Rückermaingebäude auf. Die letzterwähnten Tänze, zu welchem das ehemalige Ritterstift St. Burkard den Wein um ein Spottgeld auszapfen zu lassen verbunden war, kamen, wie Scharold berichtet, erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts außer Übung, während der Tanz der Domherrn und Hofjunker schon zu Beginn des 30jährigen Krieges erlosch.

Da der Weinbau für viele Bürger die Grundlage ihrer wirschaftlichen Existenz bildete, darf man sich nicht wundern, wenn das ganze Jahr über vom Weinstock die Rede ging. Das Blühen der ersten Reben erregte dieselbe Aufmerksamkeit wie die erste weiche Traube. Daher war der 10. August, der Tag des hl. Laurentius, im Kalender der Winzer gleich dem des hl. Urban rot angestrichen, denn dieser Tag war ein ähnlicher Lostag wie der letztgenannte. An ihm konnte man wahrscheinliche Schlüsse auf die Güte des künftigen Weines ziehen. Mit grünem Weinlaub und weichen Trauben, falls es deren schon gab, schmückte das Volk am St. Laurentiustage das Bild dieses Heiligen im Dome und flehte ihn um eine reiche Ernte an. War doch ein guter Herbst nicht nur von der größten Bedeutung für die ganze Stadt, sondern für viele ging eine wonnige Zeit

ſtillen, unentwegten Genießens an. Der Beginn der Weinleſe wurde vom Domkapitel als dem Hauptzehntherrn feſtgeſetzt. Waren die Trauben reif, ſo verkündete der Domprobſt, der erſte Prälat des Domkapitels, durch einen feierlichen Ausritt, wobei ihn ein anſehnliches Gefolge begleitete, den Anfang der Weinleſe. Dieſe aber durfte nur nach einer vom Zehntherrn beſtimmten Ordnung vorgenommen werden. Denn es konnte nicht heute der, morgen der leſen, ſondern alle, die auf einem Berge Wein hatten, ernteten die Trauben an einem oder zwei Tagen zuſammen ein. Die Leſe wurde heute für dieſen, morgen für jenen Weinberg angeordnet. Am Fuße der Berge wurde der Zehent eingeſammelt. Um Betrug zu verhüten, wurde von ſeiten des Zehentherrn jedem Winzer ein junger Burſche zur Beaufſichtigung beigegeben, „der den zehende butten in ſeines herrn faß zugehörig mercken und verſchaffen mußte". War die Leſe beendigt, ſo verſammelten ſich dieſe Aufſeher auf dem Felde, banden aus Stroh Fackeln (Strohſchauben), zündeten dieſe nach Eintritt der Dunkelheit an und zogen dann, von den feſtlich gekleideten Winzern und Winzerinnen begleitet, mit der letzten Beerenfuhre ſingend und jauchzend zur Stadt. An der Spitze des Zuges, der „den Herbſt einleuchtete", ritt der Domprobſt als „Herbſtherr" oder „Reitherr" mit einem ſtattlichen Gefolge von Domherrn, Adeligen, Raksherrn, Hof- und Staatsbeamten unter dem Klang der Pauken, Trommeln und Schalmeien. In der Stadt wurde das Feſt fortgeſetzt mit einem Mahle, bei dem die „Herbſt- oder Kaltergans" aufgetragen wurde. Daß es dabei hoch herging und dem Wein beſonders zugeſprochen wurde, bedarf wohl nicht beſonderer Erwähnung.

Die Trauben kamen auf die Kelter, der Moſt in den Keller, wo er ſich austoben konnte. Freilich manches Schöpplein „Süßen" und „Federweißen" ging unterdeſſen den Weg alles Irdiſchen. Offiziell jedoch wurde der „Neue" zum erſten Mal auf den Tiſch gebracht am allgemeinen Kirchweihtage, an Martini, einem Hauptfeiertage des Frankenlandes. Sebaſtian Frank berichtet von dieſem Tage: St. Martin wird gefeiert „im hauß ob tiſch . . . Erſtlich loben ſy Sanct Martin mit gutem wein, genßen, biß ſy voll werden. Unſelig iſt das haus, das nit auff diß nacht ein ganß zu eſſen hat; da zepfen ſy yhre neüwen wein an, die ſy bißher behalten haben . . ." Man vergaß aber bei allem Jubel der Armen nicht, die man mit reichlichen Weinſpenden bedachte. Auch die Küſter in den Stiftern erhielten noch zu Oberthürs Zeiten von jedem Chorherrn und verſchiedenen Handwerksleute von ihren Kundſchaften an dieſem Tage einen Krug Wein. Öffentliche Schauſpiele dienten der allgemeinen Beluſtigung. Am Vorabend des St. Martinstages fand im Bruderhofe ein Eberkampf ſtatt. Zu dieſem Zwecke wurde ſchon ein paar Tage vorher ein Amphitheater errichtet und der Hof mit Stroh beſtreut. Am genannten Tage nach der Veſper verſammelten ſich die Domherrn auf den für ſie zubereiteten Sitzen und eine Menge Volkes. Es wurden dann mehrere Eber aufeinander gehetzt, die ſich vor Wut gegenſeitig töteten. Das Fleiſch wurde teils unter die Vornehmeren teils unter das Volk verteilt. Während der Schweinshetze wurde den Domherrn Moſt gereicht und einer gab dem andern den Becher weiter. Dieſer Brauch wurde wohl noch zu Lebzeiten Böhms (um 1520) abgeſchafft. Einer anderen Sitte zu Martini bedarf noch der Erwähnung, der ſog. „Nachtgeſang". Von dieſem Tage an wurde bis Weihnachten mit der Glocke, womit ſonſt um 2 Uhr das erſte Zeichen zur Veſper gegeben wurde, um 5 Uhr bis 9 Uhr abends unausgeſetzt geläutet, um durch den Schall der Glocke Reiſende, die vielleicht in der Dunkelheit vom Wege abgeirrt ſeien, wieder auf den rechten Weg zu leiten. Auch im Stifte St. Burkard und zu Neumünſter herrſchte dieſer Brauch, der hier erſt 1793 einging.

Kleine Bausteine zur Geschichte der Bevölkerungsbewegung in Franken.

Von

Dr. Otto Riedner (München).

Die Bevölkerungszahl am Ende des Mittelalters läßt sich nur mit großen Schwierigkeiten feststellen, da sie in den Quellen fast nie unmittelbar angegeben wird, sondern erst mittelbar aus zusammenhanglosen Einzelangaben errechnet werden muß. Daher sind alle, auch die kleinsten Nachrichten willkommen, die uns neues Material bieten, wenn sie uns auch nicht gerade gleich in den Stand setzen, nachzuprüfen, wie es mit der Bevölkerungsbewegung vom Ende des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sich in Wirklichkeit verhielt.

Für Karlstadt am Main enthält ein i. J. 1475 angelegtes Gotteshausregister[1]) die wertvolle Nachricht, daß die Brotstiftung, die für jedes Kind eine Spende von einem Brot am Vorabend von Christi Himmelfahrt bestimmte, 1475 nicht weniger als 1400 Brote benötigte, „so vil junger Welt was in diser Stat". Aber gleich nach diesem Termin begann ein großes Sterben, bei welchem zwischen Himmelfahrt und Micheltstag (also vom 4. Mai bis 29. September) mehr als ein Drittel des Volks an der Pestilenz verstarben, nämlich mehr als 700 Menschen. Karlstadt zählte also vor der Pest ungefähr 2100 Seelen. Diese Zahl findet eine gewisse Bestätigung darin, daß die Einwohnerzahl im Jahre 1797 2200 betrug[2]) (1904: 2886). Denn diese pflegt für die Zeit um 1800 gegenüber dem Stand vom Ende des Mittelalters ganz allgemein nur eine geringe Steigerung aufzuweisen. Um so auffälliger ist die so außerordentlich hohe, eigentlich allen Erfahrungen widersprechende Kinderzahl. 1400 Kinder machen 60% der Gesamtbevölkerung aus! 1797 hatte Karlstadt 300 Schulkinder, d. h. Kinder im Alter von 6–12 Jahren (man muß annehmen, daß weitaus die meisten Kinder damals zur Schule geschickt wurden); dazu kommen dann die Kinder im Alter bis zu 6 Jahren, für die man eine Zahl von 350 ansetzen darf. Diese 650 Kinder entsprechen einem Satz von 30%. Im Jahre 1475 soll also der Kinderreichtum die doppelte Höhe erreicht haben! Vielleicht liegt die Lösung darin, daß zu jener Zeit die „junge Welt" zwar den Satz von 30% überstieg, daß aber daneben auch noch andere Minderjährige im Alter von über 12 Jahren an der Brotspende beteiligt wurden.

Für Volkach am Main überliefert uns ein vom Stadtschreiber Niklas Brobst 1504 angelegtes und bemaltes Amtshandbuch[3]), daß an Gründonnerstag und Ostern jenes Jahres 1200 Partikeln d. h. Hostien benötigt wurden. Die Stadt zählte also damals 1200 Kommunikanten. Nun betrug die Kommunikantenziffer Volkachs in den Jahren 1820–1832 durchschnittlich 1432, denen 2044 Einwohner gegenüberstanden[4]). Das Verhältnis zwischen Kommunikanten und Einwohnern betrug also 7:10 (die Nichtkommunikanten, also Kinder unter 12 Jahren machten sonach auch hier 30% aus). Nehmen wir dasselbe Verhältnis bereits für das 15. und 16. Jahrhundert an, so erhalten wir 1504 in Volkach eine Zahl von 1700 Seelen (1800: etwa 1800, 1825: 2000, 1904: 1900).

Leider läßt sich vorläufig den beiden mitgeteilten Proben weiteres altes Vergleichsmaterial aus dem 16. Jahrhundert noch nicht zur Seite stellen, so daß der so ersehnte Schluß auf die Bevölkerungsbewegung der Zeit von 1500–1600 nur durch Vergleichung erzielt wird. „Die älteren Meinungen sind im wesentlichen die, daß es in Deutschland noch im 15. Jahrhundert eigentlich eine recht dünne Bevölkerung gegeben, die sich bis zu Anfang des dreißigjährigen Krieges stark vermehrte, dann aber während dieses Krieges auf einen unglaublich geringen Betrag vermindert habe":

[1]) Stadtarchiv Karlstadt a. M., Band Anhang Nr. 2.

[2]) Nach Bundschuh, Lexikon von Franken.

[3]) Stadtarchiv Volkach B Nr. 2 Bl. 181'; über Brobst vgl. Bayerland 1913/4 Nr. 3.

[4]) Nach Schöns Nachrichten über Volkach im Archiv des histor. Vereins für den Untermainkreis Bd. II Heft 1 (1834) S. 142/3.

so werden in jüngster Zeit die früheren Ansichten von einem Forscher[1]) umschrieben, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, gegen sie anzukämpfen und die These zu erweisen, daß die Bevölkerungsziffer vom 14. bis zum 19. Jahrhundert nur geringe Schwankungen zu verzeichnen gehabt habe, also im Großen und Ganzen gleich geblieben sei. Unkritischen Übertreibungen der herrschenden Meinung gegenüber hat diese neue Stellungnahme sicher ihr Gutes, aber damit ist ihr Wert auch erschöpft. Denn auch sie geht mit ihrer Gleichmacherei zu weit.

Schon den Zeitgenossen fiel es auf, daß in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts allenthalben die Zahl der Menschen unvergleichlich gewachsen war. Vom flachen Land mag da ein einziges Beispiel angeführt werden: die Gemeinde Langendorf im Bezirksamt Hammelburg legte i. J. 1548[2]) die Gemeinderechte, die bis dahin namentlich hinsichtlich der Holznutzung der Zahl nach nicht beschränkt waren, auf die damals bestehenden Häuser und Hofrieten fest; denn man fürchtet, Bau- und Brennholz und andere Sachen könnten für die Länge nicht reichen, wenn es mit dem Errichten neuer Wohnungen und dem Zerlegen einer Hofriet in mehrere Hofrieten so weiter geht, „nachdem sich jetzt – Gott habe Lob – die Menschen an allen Enden mehren, daß der Häuser in Städten und Dörfern zu wenig werden wollen".

Der starken Bevölkerungszunahme des 16. Jahrhunderts folgte dann der schmerzliche Rückgang während des dreißigjährigen Krieges. Wir konnten ja in den letzten Jahren auch außerhalb des erwähnten, auf die Bevölkerungsbewegung sich beschränkenden Gedankenkreises einer Mode begegnen, die behauptete, jener Krieg habe bei weitem nicht das Unheil angestiftet, das man ihm früher ins Schuldbuch schrieb. Ein solches Urteil mag vielleicht für die eine oder andere Gegend Deutschlands zutreffen, für Franken muß ihm entschieden widersprochen werden. Hier gilt, was zwei Männer, die wegen ihrer schon des öfteren hervorgehobenen Wesensverwandtschaft in einem Zuge genannt werden dürfen – Gustav Freytag[3]) und August Sperl[4]) – zum Ausdruck brachten: und das heißt: Unglück über Unglück. Karlstadt besaß 1680 350 Bürger, aber „vor dieser Zeit" soll es ihrer 700 gezählt haben[5]); das entspricht, wenn man auf jede bürgerliche Haushaltung 5 Personen rechnet, Einwohnerzahlen von 1750 gegenüber 3500! Wo die Kirchenbücher erhalten sind, sehen wir, wie sich die Sterblichkeit während der Schreckensjahre erhöhte. So z. B. starben in Volkach[6]) während der Zeit von 1620–1649 in normalen Jahren durchschnittlich 46 Personen; 1626 aber waren es deren 123, 1632 222, 1634 258 und 1635 116! Gerade in Franken wurden damals eine Reihe von Dörfern zerstört, die teilweise bis heute verödet blieben. So sei nur an Lindelach bei Gerolzhofen erinnert, das „anno 1631 durch das eingefallene schwedische disturbium ganz und gar eingerissen worden, daß mehr nicht als nur die zwei Mühlen stehen blieben"[7]).

Es bleibt sonach dabei: wie anderwärts so bedeutet auch in Franken die Mitte des 16. Jahrhunderts einen Höhe-, die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Tiefpunkt der Bevölkerungskurve. Einen verhältnismäßig geringen Einfluß scheint dagegen die Napoleonische Zeit ausgeübt zu haben. Die letzten hundert Jahre wiesen sodann weiter eine stetige Entwicklung auf. In den kleineren Städten und auf dem Lande zeigte sich zunächst eine allmähliche Steigerung, bis ein Beharrungszustand erreicht wurde, und heute macht sich vielfach sogar ein kleiner Rückgang bemerklich: eine Erscheinung, die wiederum nicht auf Franken allein beschränkt ist.

[1]) G. Strakosch-Graßmann in den Deutschen Geschichtsblättern Bd. XV (1913).

[2]) Gemeindearchiv Langendorf.

[3]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

[4]) Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes (1908).

[5]) Nach Vermerk in einem der Sammelbücher Kilian Gesells im Stadtarchiv Karlstadt.

[6]) Nach Schön a. a. O.

[7]) Vermerk in einem dünnen Band des Stadtarchivs Gerolzhofen. Vgl. dazu Sixt, Chronik von Gerolzhofen im Archiv des histor. Vereins für Unterfranken Bd. XXXV (1892) S. 182.

Aus Archiven und Museen.

Aus dem Fränkischen Luitpold-Museum Würzburg. In Saal I sind gegenwärtig eine Reihe von Neuzugängen ausgestellt, die in der letzten Zeit angekauft oder geschenkt wurden. Die größte Vermehrung hat die vorgeschichtliche Abteilung erfahren durch eine außergewöhnlich ergiebige Grabung in Goldbach, Bez.-Amt Aschaffenburg, wo Brandgräber der Frühhallstattzeit (1200–1000 vor Christus) durch den königl. Konservator Herrn Dr. Hock geöffnet wurden. Die Funde, von denen übrigens ein Teil dem Aschaffenburger Geschichtsverein überwiesen wird, bestehen aus zahlreichen kleineren zum Teil durch ihre eleganten Formen sich auszeichnenden Tongefäßen und aus vier durch ihre stattliche Größe bemerkenswerten Vorratsgefäßen, die als Ossuarien gedient haben. Die vielen Gefäße wurden in der Werkstätte des Museums durch den Präparator Herrn Freund kunstvoll wieder zusammengesetzt und soweit es notwendig war restauriert.

Ein zweiter der gleichen Zeit angehörender Fund aus Eßfeld, Bez.-Amt Würzburg, hat außer einigen zierlichen Gefäßen auch noch eine stattliche Ausbeute an schönen Bronzen, nämlich große Beinbänder, Schmucknadeln, Messer, Armringe und ein Schwert ergeben. Ein Gelegenheitsfund, ein durchbohrtes Steinbeil, wurde in Veitshöchheim gemacht. Das schöne Stück stammt aus der jüngeren Steinzeit (drittes Jahrtausend vor Christus) und wurde von Herrn Kunstmaler Würth geschenkt. Der gleichen Zeit gehört eine durchbohrte Hirschhornaxt an, die in Untereisenheim beim Pflügen gefunden wurde.

Unter den Neuzugängen aus historischer Zeit stehen die Funde aus einer Reihe von Abfallgruben des 16. Jahrhunderts obenan, die bei Neubauarbeiten in dem Hause Neubaustraße 40, jetzt der evangelischen Pfründeanstalt gehörig, im vergangenen Sommer gemacht wurden. Außer einer Unmenge von Scherben von Küchengeschirren, teils erhaltenen, teils zerbrochenen kleinen hölzernen Schäffchen, Holztellern und Schalen kamen auch die Trümmer von schönen gotischen Gläsern zum Vorschein. Es ist gelungen, einstweilen neuen prächtige Gläser aus den Trümmern wieder zusammenzusetzen. Besonders bemerkenswert sind zwei konische niedere Becher mit aufgelegten Fadenverzierungen und ein Becher der reihenweise mit blauen und weißen Noppen besetzt ist. Herr Baumeister und Gemeindebevollmächtigter Jakob Nagler, der die Bauarbeiten ausführte, hat die gesamten Funde in dankenswerter Weise dem Museum übergeben.

Aus einer oberfränkischen Burgruine stammen zwei schöne gotische unglasierte Ofenkacheln, von denen die eine mit einem Verkündigungsengel in Relief geschmückt ist.

Etwa der gleichen Zeit dürfte ein großer Zinnkrug angehören, der im Main bei Baggerarbeiten in der Nähe von Haßfurt gehoben wurde. Außer diesem Hauptstück konnte noch eine kleine schlanke Zinnkanne des 16. bis 17. Jahrhunderts mit Mergentheimer Beschau und ein hübsches Weihwasserkesselchen von dem Würzburger Meister Franz Kaspar Schmidt (18. Jahrhundert) erworben werden.

Für die keramische Sammlung schenkte Herr Otto Blohm in Hamburg eine Dammer Statuette, einen Flörsheimer bunt bemalten Fayencekrug und eine Anzahl blau bemalter Ansbacher Wandfliesen, Herr Kaufmann Ruschkewitz in Würzburg eine Dammer Statuette; erworben wurde ein Bayreuther großer Krug aus dem Jahre 1770. Herr Forstmeister a. D. Fuchs in Bischofsheim vor der Rhön schenkte ein Siegburger Steinzeugkrüglein des 16. Jahrhunderts und

Herr Museumsaufseher Schäfer einen Ölkrug des 17. Jahrhunderts von gebranntem Ton aus Hochhausen.

Für die Sammlung von Eisenarbeiten übergab Herr Rentier Emil Nold in Würzburg eine durch ein reich ausgeschnittenes und graviertes Schloßdeckblech ausgezeichnete große Geldtruhe als Geschenk.

Für die Sammlung von fränkischen Siegelstöcken konnte ein Stempel der Würzburger Kaminkehrergesellen erworben werden. Als Geschenke wurden von Herrn Lehrer Müller in Preppach ein in Schieferstein geschnittener Siegelstock und von Herrn Georg Strohhöfer in Ochsenfurt ein Zunftsiegelring aus Blei übergeben, der bei Grabarbeiten am Ochsenfurter Hafen gefunden worden war.

Der Abteilung für Volkskunst und Volkskunde wurden ein Kienspahnhalter aus Holz, ein Kienspahnhobel und damit hergestellte Spähne aus der Rhön von Herrn Forstmeister Fuchs in Bischofsheim v. d. Röhn und von Herrn Studienrat Dr. Zwanziger in Würzburg ein Spinnrocken mit Zinneinlagen sowie ein großer Reisekoffer schenkungsweise überlassen.

Einige schöne Schmucksachen wurden von der Witwe des Herrn Weinhändler Hans Ziegler geschenkt, nämlich ein fein gearbeiteter goldner Ring in Gestalt einer Schlange, die eine Perle im Rachen hält und deren Kopf mit einem Rubin geschmückt ist, ferner ein großer Halsschmuck aus vergoldetem Silber mit Granaten besetzt, aus dem Ochsenfurter Gau; erworben wurde ein besonders reicher Anhänger aus Rodheim sowie zwei sehr elegante silberne Leuchter von dem Würzburger Goldschmied Stephan Dörffer und ein Bleirelief von dem Nürnberger Meister Hans Gar (16. Jahrhundert Ende). Derartige Modelle dienten den Goldschmieden als Vorlage für Treibarbeiten. Aus der Sammlung ihres verstorbenen Mannes schenkte Frau Hans Ziegler ein gepreßtes Lederetuis mit einem silbernen Besteck vom Jahre 1729, ferner zwei Schilder von Faßböden mit hübschen Schnitzereien und eine große Anzahl von Formen und Werkzeugen aus einer Konditorei, die der Vater des Herrn Hans Ziegler in seiner Jugend betrieben hatte, endlich eine Anzahl Damenhüte aus der Biedermeierzeit, Würzburger Taufhäubchen und eine sogenannte Geldkatze aus Leder. Erworben wurde eine Menge von Stick- und Strickmustern aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, die aus Würzburg stammen. Ein Teil der zuletzt erwähnten wie auch die nachstehend aufgeführten Neuzugänge sind bereits in die entsprechenden Abteilungen eingereiht.

Aufgestellt im Saal 18 ist das schöne Madonnenrelief vom ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, das aus einem Hause in der Reibeltsgasse erworben wurde. Im Saal 16 haben die beiden reichverzierten romanischen Friesstücke Aufstellung gefunden, die Herr Kommerzienrat Meuschel in Buchbrunn zum Geschenk machte und die von dem ehemaligen Frauenkloster in Kitzingen stammen. Auch ein romanisches Bogenstück und ein verzierter Türsturz sind dort aufgestellt, die bei Bauarbeiten im Hause Wohlfahrtsgasse 8 in einer Mauer des Erdgeschosses entdeckt und von Herrn Buchbindermeister Ruttor geschenkt wurden. Im inneren Hofe wurde ein romanisches Doppelfenster wieder aufgebaut, das ebenfalls bei Umbauarbeiten mit anderen romanischen Bruchstücken im Rückgebäude des ehemaligen Pfortenhofs des Domkapitels in der Ursulinergasse aufgefunden und angekauft wurde. In der Mitte des Hofes wurde der schöne, leider schon stark beschädigte Bildstock aufgerichtet, der sich ehemals an der Straße von Heidingsfeld nach Reichenberg befand und um 1378 entstanden ist. Er wurde bei Bahnerweiterungsbauten entfernt und von Herrn Baumeister und Magistratsrat Buchner als Geschenk übergeben.

Für die Sammlung von Zunftaltertümern übergab Herr Bäckermeister Scharnberger die Lade der Würzburger Bäckerinnung aus dem 17. Jahrhundert und deren Inhalt an Schriftstücken, sowie die schön auf rote Seide gestickten Sargschilder mit den Emblemen der Bäckerinnung aus dem Jahre 1761 zur Aufbewahrung. Konservator Aug. Stoehr.

Das Stadtarchiv in Würzburg. Das Würzburger Stadtarchiv ist in der historisch-archivalischen Literatur bisher so gut wie unbekannt, wenn man nicht die folgende Angabe Burkhardts in seinem „Hand- und Adreßbuch der deutschen Archive" (Leipzig 1887) als Archivbeschreibung ansehen will: „Das Archiv ist von spezifisch städtischem Interesse. Die Rechnungen gehen bis 1392 zurück". Diese Angabe hat dann wohl noch dazu beigetragen, daß gerade die neueren und

neuesten Nachschlagebücher über Archive und ähnliche Sammlungen in Deutschland das Würzburger Stadtarchiv ganz ausgeschaltet haben.

Und so ist es denn ein fröhliches Ding, das schier wie ein ungeahnter Fund anmutet, hier von dem köstlichen Gute zu berichten, den Würzburg in seinem Archive besitzt. Es kann bei der Menge der alten Schriften nur im Großen und Ganzen das Wichtigste berührt werden.

Das Archiv besitzt nahezu 7000 alte Original-Urkunden und Akten vom Jahre 1277 an; 300 Copial- nnd andere Bücher von 1300 an; 15000 alte Rechnungen von 1392 an; mehr als 300 Protokollbände von 1315 an; ein Zimmer voll neuerer Musikalien darunter 3 Unica; 2000 neue Verwaltungsurkunden und eine kleine Sammlung von Karten und Plänen.

Zunächst muß hier die Ordnung des Archivs besprochen werden. Die Hauptmasse des Archivs ist im Allgemeinen wohl geordnet. Abgesehen von alten, nur noch ganz wenig brauchbaren Repertorien des 16. und 18. Jahrhunderts, liegt vor allem ein systematisches Repertorium des ehemaligen Ebrachischen Klosteramtmannes Wigandus Weigand vom Beginne des 19. Jahrhunderts vor; dann aber als Hauptarbeit ein, allerdings noch nicht vollendetes, Zettelrepertorium von 26 Kartons, gefertigt von dem 1912 verstorbenen, hochverdienten Würzburger Kreisarchivar, Reichsarchivrat Sebastian Göbl. Es ist vorläufig rein systematisch, innerhalb des Systems chronologisch geordnet. Eine Übersicht über die vorhandenen Archivalien nach der äußeren Form, wie: Urkunden, Akten, Bücher oder nach der Provenienz ist hierdurch freilich sehr erschwert und bedarf noch einer gründlichen Klärung. Auch sind noch beträchtliche Restbestände aufzuarbeiten.

Dies kann es erklären, wenn die folgende Darstellung des Inhaltes noch an ungeläuterten, später wohl noch änderungsbedürftigen Stellen leiden mag.

Ihrem Inhalte nach betreffen die Archivalien: Die Stadtbefestigung (1515). Einquartierungen. Aufenthalt fürstlicher Gäste. Wehranstalten. Bürgermilitär. Waffenverzeichnisse. Regimentslisten. Schützenwesen, von 1447 an.

Kriegswesen: Städtekrieg 1398. Brandenburger Fehde 1460, 1462. Bauernkrieg 1525. Hessenkrieg 1528. Markgräflerkrieg 1552–53. Grumbachischer Einfall 1560, 1563. Türkenkrieg 1594–96. 30jähriger Krieg. Schwedische Zwischenregierung 1631–34. Huldigung vor Herzog Bernhard von Weimar. 7jähriger Krieg. Franzosenkriege 1796. 1800–01. 1813–15.

Städtisches Eigentum: Rathaus und Andreaskapelle, von 1316 an. Hof zum Grafen Eckhart, Häuser und Viertelshöfe. Hof zum Baumgarten, 1277. (Bis jetzt älteste ermittelte Originalurkunde), Rotkreuzhof, Mainbrücke, Kaufladen im Dietrichspital. Ledertische. Mühle bei Gamburg. Gut bei Oberlauda. Fischerei und Seen. Brunnen. Grundeigentum der Stadt in Würzburg, Gerbrunn, Heidingsfeld.

Gerichte: Sehr reichhaltige Copeibücher verschiedensten Inhalts.

Oberrat nnd Polizei: Statuten, Dekrete, Protokolle.

Reichs- und Landesgeschichte: von 1334 an. Kämpfe zwischen Bischof und Stadt. Beziehungen zu den Markgrafen von Brandenburg von 1441 an. Urkunde Kaiser Friedrich III. vom 4. Juni 1442, betr. den Reichstag zu Frankfurt. Urkunde des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vom 23. Juli 1470, betr. den Weißenburger Handel. Urkunde desselben vom 7. Mai 1473 betr. den Handel zwischen Lothringen und Metz. Urkunde der Stadt Erfurt vom 14. Dez. 1480 betr. ihren Streit mit Kurmainz über die Erfurter Gerichtsbarkeit. Rechtfertigung der Ritterschaft und der Reichsstädte in Schwaben betr. die Einnahme des Schlosses in Nypsheim vom 21. Oktbr. 1490. Urkunde des Herzogs Heinrich d. J. von Braunschweig und Lüneburg betr. die Fehde mit seinem Bruder Wilhelm vom 29. Januar 1524. Kaiserlicher Achtbrief über Kurfürst Friedrich von der Pfalz von 1621. Prozeßprotokoll gegen die letzte Würzburger Hexe Renata Sänger, 1749.

Privilegien der Stadt: Ein noch unregestiertes Pergamentheft mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien von Clemens VI., Bonifaz IX., Alexander IV., Kaiser Ludwig IV. und Friedrich III. Fränkisches Landrecht. Stadtgerichte von 1581 an. Eingriffe des Reichshofgerichts und des Basler Concils in die Competenz der Gerichte, 1445, 1448, 1460. Kaiserliches Landgericht von 1358 an. Halsgericht. Hofgericht. Hofgericht zu Rottweil 1431. Viele Urkunden

über Eingriffe der Westfälischen Gerichte in die Zuständigkeit der einheimischen Gerichte von 1429–1465.

Gewerbe und Zünfte: 16. Jahrhundert. Brothaus, Fleischbänke, Lebensmittelordnungen, Wag- und Taxordnungen. Zunftlisten.

Der Main, Main- und Brückenordnung 1322. Schiffahrt, Krahnen, Handel und Verkehr, Messen und Märkte 1455. Juden 1450.

Stadtbauwesen. 1472.

Umgeld, Wein- und Bierschank. 1530.

Markung und Landwehr: Älteste Markungsurkunde von Würzburg vom Jahre 779. (Abschrift, 16. Jahrh.) Markungsbücher von 1444 an. Landtürme. Markungsverhältnisse zu sehr vielen Orten der Umgebung Würzburgs, dabei zu Heidingsfeld von 779, dann von 1384 an.

Finanzwesen: Kaufbriefe über Häuser und Grundstücke 1535. Pfand und Schuldverschreibungen, Schuldwesen. Die Schuldbriefe sind sehr ergiebig für Familienforschung, Orts- und Wirtschaftsgeschichte.

Domstift in Würzburg; Viele Archivalien verschiedensten Betreffs, aus dem Archive des Domstifts, von 1320 an.

Stifter und Klöster: Karthause Frickenhausen 1423. Karthause Astheim 1636. Kloster Münsterschwarzach 1452 ff. Ritterstift S. Burkard in Würzburg 1425 ff. Stift Haug daselbst 1483 ff.

Verschiedenes: Stadt Neustadt a. S.: Städtisches und Geistliches 1441. Stadtrat in Haßfurt 1457. v. Rosenberg 1463–87. Stadt Mainz, Haus zum Geilnhuser 1476. v. Grumbach 1506. v. Thüngen 1582. Pfarrei Falkenstein bei Gerolzhofen 1604. Stadt Rotenfels a. M. 1624. Morsau und Windheim, Holzlieferung für Hexenbrände, 1605.

Lehenschaften der Stadt: 1592 ff.

Bürger und Beisassenaufnahmen 1405 ff. Bürgeraufnahmebücher, Geburtsbriefe. Schatzungsaufnahmen der Einwohner 1701. Aufnahme aller Straßen, Plätze, Häuser ꝛc. 1802.

Städtische Ämter und Beamte: Stadtratsordnungen 1525 ff. Ratsämter 1412 ff. Stadtarchiv 16. Jahrhundert. Fürstbischöfliche Landmandate von 1563 an. Neujahrsgabe an den Fürstbischof von 1428 an. Landtage, Landschaftskasse 1528 ff.

Polizeiwesen: Baupolizei von 1401 an. Spruchbücher der Stadtbaugeschworenen von 1483 an. Sanitätspolizei 1563 ff. Feuerpolizei 1565 ff. Schulwesen 1547. Sitten-, Sicherheits- und Fremdenpolizei.

Marienkapelle in Würzburg, von 1336 an. Copiarien, Zins- und Lehnbücher, Inventare, Bruderschaftsregister. Andreaskapelle. Capelle S. Felix et Adauctus, Bau und Einweihung 1359 ff. S. Gotthardskapelle, S. Martinskapelle 1589 ff. S. Michelskirche. Frühmesse zu Geismar, 1477 ff.

Stiftungen und Pflegen: Allgemeines. Armenpflege von 1483 an. Arbeitshaus und Pfandhaus. Begharten 1364. Beguinen, später Elisabethen-Franzosenhaus 1358 ff. Ehhaltenhaus. Armenhaus zum Küttenbaum 1322 ff. Seelhaus hinter der Marienkapelle von 1462 an. Siechenhaus vor dem Zeller Tor 1386 ff. Waisenhaus 1704 ff. Gabler oder Armenbürgerhaus zum hl. Gabriel von 1465 an. Hueberspflege 1795 ff. Himmelskron, (Armenhaus) 1699 ff. Hoffspital. Beguinenhaus in der Hörleinsgasse. Hohe Zinne 1449 ff. Juliusspital 1575, Concept des Stiftungsbriefes mit eigenhändigen Beisätzen von Fürstbischof Julius. Das Bürgerspital in Würzburg hat ein eigenes, vom Stadtarchive getrenntes Archiv, das aber vom Stadtarchive verwaltet wird. Seine Urkunden beginnen mit dem Jahre 1317, die Copialbücher ebenfalls mit 1317, die Protokolle mit 1555. Es ist von Reichsarchivrat Göbl bereits vollkommen geordnet und in ein festes Repertorium verzeichnet worden. Außer der Geschichte des Spitals betreffen die Archivalien vorwiegend die Geschichte anderer Würzburger Stiftungen und Würzburger Bürgerfamilien.

Steuerwesen: Urkunden seit 1563, Akten seit 1428. Bücher und Protokolle seit 1497. Anteil des Bischofs an der Steuer 1396 ff. Land- und Türkensteuer 1544. Umgeld, Zoll, Mainzoll 1476, 1534 ff.

Sehr groß ist das Rechnungsarchiv der Stadt. Es umfaßt 35 abgeschlossene Rechnungsgruppen, hierbei: Bauamtsrechnungen von 1428 an, Brückenbaurechnungen von 1473 an, Brunnengeldrechnungen von 1651 an (wichtig für Familienforschung), Bürgermeisterzinsamtsrechnungen vor 1531 an, Kastenamtsrechnungen von 1525 an, Kriegskontributionsrechnungen von 1631 an, Oberbürgermeisteramtsrechnungen von 1571 an, Schützenrechnungen von 1546 an, Steuerrechnungen von 1560 an, Stubenamtsrechnungen von 1460 an, Umgeldsrechnungen von 1392 an, Wasserzollrechnungen von 1553 an, verschiedene fürstbischöfliche Anlagerechnungen von 1412 an. Dazu kommt eine Reihe noch nicht abgeschlossener Rechnungen, deren zeitliche Begrenzung gegen die städtische Registratur erst noch zu geschehen hat.

Die Bücher des Archivs sind zur Zeit ihrem ganzen Inhalte nach noch nicht zu übersehen. Hervorzuheben sind die Bürgerbücher, eine Chronik, Calendarien und Anniversarien von 1325 ff. Copialbücher, Geburtsbriefbücher, Güterbücher, Landgerichtsbücher, Markungsbücher, Registraturbücher, Steuerbücher, Statutenbücher, Siegelbücher von 1594 an, ein Schützenbuch, Stiftungskopialbücher. Besonders wertvoll sind: das älteste Bürgermeisterzinsbuch von 1300 an, das Landfriedensbuch von 1314, das älteste Protokoll des herzoglichen Landgerichts in Franken von 1317 an, das liber ad causas, das heißt ein Copial- und Protokollbuch der Stadt von 1434 an, das schön gemalte Willkommbuch von 1704, die gemalten, wappengeschmückten Siegelbücher, das kostbare, mit Silber beschlagene, Ratsbuch von 1693 an, welches in seinen vielen, feingemalten Wappen und Bildern eine Menge familiengeschichtlichen, heraldischen und kunstgeschichtlichen Stoffes bietet. Die alten Musikalien der Stadtkapelle enthalten nach Feststellungen von Herrn Dr. Kaul dahier 3 Unica, dabei die Oper „Aurora" des phantastischen Dichter-Komponisten E. T. A. Hoffmann.

Ferner sind noch die neuen Verwaltungsurkunden der Stadt zu nennen, die im Original im Archive hinterlegt werden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß das Stadtarchiv seit 1913 eine ständige fachmännische Leitung erhalten hat. Nach der neuen Archivordnung erteilt die Erlaubnis zur Archivbenutzung der Stadtmagistrat durch den Archivar hinsichtlich aller rein wissenschaftlichen Fragen. Bezüglich der übrigen Geschäfte ist die Genehmigung oder Kenntnisnahme des Stadtmagistrats nötig. Archivalienversendungen an Archive, Bibliotheken und wissenschaftliche Anstalten sind zulässig. Geöffnet ist das Archiv Dienstags und Freitags von 4–6 Uhr; außerdem können schon vorher bereitgelegte Archivalien täglich im Benützerraum (in der Bibliothek) eingesehen werden.

Verhältnismäßig wenige Auswärtige und hauptsächlich Würzburger Historiker und Ortsforscher sind die bisherigen Benützer des Archivs. Im vergangenen Jahre wurden etwa 100 Archivalien von Benützern eingesehen.

Neben der Ordnung und Zugänglichmachung der Archivalien ist z. Zt. das Hauptziel der Archivverwaltung die Zusammenfassung aller einzelnen Archivbestände der Stadt zu einem einheitlichen großen Ganzen, eine Aufgabe die sich des förderlichsten Wohlwollens der Stadtverwaltung erfreut.

Und so wird wohl künftig das Archiv durch Umfang und Inhalt selbst für sich sprechen. Denn Archive sind da, um benützt zu werden: zur Klärung von Rechtsverhältnissen, die in vergangenen Zeiten wurzeln; zur Förderung von Geschichtskenntnis und Kunst, zur Freude an Land und Heimat, und nicht zuletzt zur Erforschung der Wahrheit.

Kreisarchivassessor Paul Glück, Archivar der Stadt Würzburg.

Aus dem Frankenland.

Die Handelskammer zu Würzburg hat am 27. April 1914 ein prächtiges eigenes Heim am Hofgarten bezogen. Der Erinnerung an dieses wichtige Ereignis gilt eine Festschrift der Kammer, in der ihr Syndikus Dr. J. B. Kittel in gewohnter fesselnder Darstellnng aus der Geschichte der Würzburger Handelsvertretung in alter und neuer Zeit berichtet.

So bedeutend auch der Würzburger Handel schon im frühen Mittelalter war, eine ständige Interessenvertretung findet sich erst zu Beginn der neuen Zeit, seit der Handelsordnung, die Fürstbischof Johann Philipp II. von Greiffenklau am 7. August 1699 erließ. Aus dieser Zeit stammt auch das erste „Handelsregister" das Incorporierungsbuch, in dem Würzburgs Handelsherrn bis zum Jahre 1867 sich verewigt haben. Es wird lebhaft begrüßt werden, daß der Festschrift ein Abdruck dieser Matrikel angefügt ist. Im 18. Jahrhundert kam es wiederholt zu Revisionen der Ordnung von 1699 namentlich 1742 durch Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn.

Nicht gerade in den Kreis der Standespflichten fiel die durch Fürstbischof von Greiffenklau veranlaßte Bildung der Handlungs-Compagnie zu Pferd. Es war eine Gruppe reicherer Kaufherren, die nur zu Repräsentations- und Paradezwecken zusammentrat und sich hierin bis 1815 betätigt hat.

Die Zoll- und Schiffahrtsprobleme des 19. Jahrhunderts in ihrer Wirkung auf Würzburgs Handel finden eine eingehende Würdigung, ebenso die gegenwärtige Organisation und Tätigkeit der Kammer. So enthält die mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Festschrift eine Fülle dankenswerten Materials zur Wirtschafts-, Kultur- und Familiengeschichte Würzburgs, zumeist nach den Akten der alten Handelskorporationen, die heute als Leihgabe im Kreisarchiv liegen. Zu bedauern ist nur, daß dieses Ehrenbuch des Würzburger Handelsstandes durch den Buchhandel nicht zu beziehen ist. H. W.

Der Polytechnische Zentralverein in Würzburg veröffentlicht in Nummer 4 seines Organs, des Gewerbeblatts für Unterfranken, den Bericht der Direktion über das Jahr 1913. Im Vordergrund des Interesses dürfte die Angliederung des Vereins an die bayerische Landesgewerbeanstalt in Nürnberg stehen. Die vielseitige Tätigkeit des Zentralvereins für gewerbliche und kunstgewerbliche Förderung ist bekannt. Die Mittel zur Erreichung seiner Ziele sind auch im vergangenen Jahre weiter ausgebaut worden, so die Bibliothek, die Vorbildersammlung für Architektur und Kunstgewerbe und die technologische Sammlung. Lesesaal, die Auskunftsstelle und Fachkurse wurden gut besucht. Die Holzschnitzschule in Bischofsheim vor der Rhön hatte leider geringere Einnahmen. Besonders erwähnenswert sind die informierenden Vorträge, die teils für Fachkreise, teils vor größerem Publikum von Vorstandsmitgliedern gehalten wurden. Hier interessieren in erster Linie die Vorträge des Direktors, Professor Moser, über „Bürgerliche Bauweise und Handwerkskunst in Unterfranken" und über „Anlage und Ausstattung der Friedhöfe." H. W.

Erinnerungsblätter.

Die Einweihung des ersten Würzburger Bahnhofs vor 60 Jahren. Die Eröffnung der Bahnlinie Würzburg-Schweinfurt wurde in Würzburg festlich begangen. Das am 30. Juni 1854 veröffentlichte Programm sah vor: 1. Am Abend des 30. Juni Empfang der auswärtigen Gäste; 2. Fahrt einer Deputation des Stadtmagistrats, der Gemeindebevollmächtigten, des Handels-

standes und der Gewerbe nach Schweinfurt zum Empfang des Festzuges; 3. Austeilung von 1950 fl. aus der Kämmereikasse und eines Legates von 1000 fl. an die Armen der Stadt. Abgabe des sechspfündigen Brotlaibes aus dem städtischen Getreidemagazin bis zur Ernte um 26 kr. an die Gesamteinwohnerschaft und unentgeltliche Abgabe von 400 dreipfündigen Brotlaiben an die Eisenbahnarbeiter am Tage der Eröffnung. 4. Am 1. Juli feierliches Amt im Dom. 5. Empfang des Königs. 6. Rundfahrt des Königs durch die Stadt. Festlichkeiten in den Gärten, abends Ball der Harmoniegesellschaft. 7. Am 2. Juli Besichtigung der Sehenswürdigkeiten durch die Gäste. Frühschoppen im Bürgerspital. Festzug der Schützengesellschaft. Festessen des Stadtmagistrats. Abendliches Gartenfest des Sängerkranzes im Theatergarten, der Harmonie in ihrem Garten vor dem Tore (Beleuchtung, Feuerwerk, Musikvorträge). 8. Am 3. Juli Dampferfahrt der Liedertafel nach Veitshöchheim.

Über die Fahrt des königlichen Zuges von Schweinfurt nach Würzburg berichtet der „Würzburger Anzeiger": Am 1. Juli um 8¾ Uhr war S. Majestät in dem äußerst geschmackvoll gezierten Schweinfurter Bahnhofe angelangt. Der König wurde dort von dem Minister von der Pfordten und dem Regierungspräsidenten von Zu-Rhein und von Hohe, von dem Generaldirektor der bayerischen Verkehrsanstalten v. Brück, von der aus Würzburg entsandten Deputation, von dem Bürgermeister von Schweinfurt und von sonstigen Zivil- und Militärautoritäten empfangen. Die Bürgerwehr hatte Spalier gebildet und die Bürgerartillerie salutierte mit ihren Geschützen; sämtliche Schiffe hatten festlich geflaggt. Um halb neun Uhr verließ der König unter den Hochrufen des Volkes die Stadt Schweinfurt. . .

Unter dem Jubel und dem Segensrufe der Menge eilte der aus mehreren 20 Wagen bestehende Zug, in deren Mitte die prächtigen königlichen Wagen prangten, nach Bergrheinfeld. Hier wie an allen Halteplätzen begrüßten Deputationen den geliebten Herrscher, hier wie an der ganzen Eisenbahnstrecke, an der rechts und links die Bewohner der nahen und ferneren Umgegend staunend und neugierig versammelt waren, überall hörte man den begeisterten Ausdruck der Freude. — So eilte das Dampfroß an Waigolshausen vorüber, überschritt den 63' hohen Übergang über das Zeuzlebener Tal, durchschnitt den 2400' langen Einschnitt von Eßleben und den andern, fast gleichgroßen, aber viel tieferen vor Opferbaum, erreichte Bergtheim und senkte sich von da in das Maintal, wo die Stationen Seligenstadt und Rottendorf in kurzer Zeit erreicht wurden. Bis dorthin waren die Würzburger hinausgeeilt und von da aus war die Bahn mit einer unzählbaren Menge von Bewohnern der Stadt auf beiden Seiten belebt. Der Zug bog in den Faulenberg ein. — Wenige Jahre sind es her, daß die Würzburger hier noch den unversehrten Berg sahen, wenige Monden noch, daß sie hinauspilgerten um das Gewimmel und Gewirr der Arbeiter zu erblicken, die den Berg öffneten. Jetzt hat er einen 3400' langen Einschnitt, dessen größte Tiefe 86' beträgt, jetzt sahen zum erstenmale Hunderte von Menschen das geflügelte Dampfroß hindurchgleiten, während von Würzburg schon der Donner der Geschütze herüberhallte.

Bei der Schlüpferleinsmühle waren bereits Posten der Landwehr aufgestellt, die von da bis zur Stadt sich hinzogen. Mit beschleunigter Eile senkte sich der Zug immer mehr in das Maintal, bis er endlich unter dem Klange der Musik und unter tausendstimmigen Hoch über die Brücke hinweg in dem Bahnhof anlangte, der mit reichem Festgewande rings umkleidet dastand. Eine eigene Tribüne war für das Fest errichtet worden für die Damen und die vereinigten Sänger der Liedertafel und des Sängerkranzes, die mit einem Chor den Festzug empfingen. Der König wurde von den Zivil- und Militärautoritäten empfangen und verfügte sich in das schöne Zelt am Bahnhofe, um von da in die königliche Residenz einzufahren. — Vom Bahnhofe aus waren die Arbeiter aufgestellt, die am Bau teilgenommen hatten; man konnte da Embleme aller Erwerbszweige sehen, welche zur Errichtung von Eisenbahnen tätig sind. . .

Nachmittags bewegte sich der Zug der Gewerbe auf den Residenzplatz. Er wurde von einer berittenen Deputation des Festkomitees geführt; zwei Musikchöre begleiteten und die Schüler der Gewerbeschule eröffneten ihn. . . Die Fahnenträger der Gewerbe waren hie und da in mittelalterliche Tracht gekleidet.

Kurz nach dem Gewerbezuge fuhr der König durch die glänzend verzierten Hauptstraßen

der Stadt zum Theaterhause und besichtigte die Festhalle. Im Festball der Harmoniegesellschaft eröffnete er die Polonaise mit der Gemahlin des 1. Bürgermeisters.

Am nächsten Morgen war Revue über die Garnison. Hierauf verließ der König Würzburg mit Extrazug und kehrte über Schweinfurt, Bamberg, Nürnberg, Augsburg nach Hohenschwangau zurück. –

Das Verzeichnis der Teilnehmer an der Feier führt viele hohe Staatsbeamte, Deputationen der Nachbarstädte Frankfurt, Nürnberg, Bamberg, Hanau, Aschaffenburg und fast den ganzen Adel Frankens auf. Die Veranstaltungen des 2. und 3. Festtages waren von riesigen Menschenmengen besucht. . .

Bis Ende September des Jahres war der Schienenstrang nach Aschaffenburg fertiggestellt, so daß am 25. September der erste Probezug die Strecke befahren konnte. Am 1. Oktober wurde der regelmäßige Verkehr auf der Ludwigs-Westbahn aufgenommen.

Der Bahnhof Würzburg, im italienischen Stile von G. Neureuther erbaut, konnte nur wenige Jahre dem Verkehrsbedürfnis genügen. Schon 1868 wurde der neue Bahnhof eröffnet, der sich infolge des riesenhaft anwachsenden Verkehrs zahlreiche Erweiterungen gefallen lassen mußte. Die Einsteighalle des alten Bahnhofs (Ludwigshalle) dient jetzt als Festhalle.

A. Eichelsbacher.

Aus den Vereinen für Geschichte und Volkskunde in Franken.

Heimatstag in Wertheim.

Der historische Verein Alt-Wertheim lädt zu einem Heimatstag ein, den er vom 1. bis 3. August d. J. in Wertheim veranstaltet. Aus dem reichhaltigen Programm sei erwähnt: Samstag, den 1. August, Abends 8 Uhr: Italienische Nacht auf dem Schloß und Konzert; Sonntag, den 2. August, Nachm. ½1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Kettensaal; Abends 9 Uhr: Schloßbeleuchtung und Illumination des Mainstromes; Montag, den 3. August, Nachm. 2 Uhr: Ausflug nach Bronnbach. Die Sammlungen und Gemäldeausstellungen sind in diesen Tagen für die Teilnehmer am Heimatstage kostenlos zugänglich. Anfragen und Anmeldung an den Vorstand des Vereins.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im Juliusspital zu Würzburg von 1580–1803. Herausgegeben mit Unterstützung der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1914.

Unter des großen Julius Echter von Mespelbrunn zahlreichen Stiftungen haben Juliusspital und Universität, die von ihm den Namen tragen, Weltruf erlangt. Vergessen ist dagegen, daß Bischof Julius im Spital auch eine Erziehungs-Anstalt und Schule errichtete, die, anfangs für arme Waisen bestimmt, sich allmählich zu einem Studentenkonvikt, dem Musaeum Julianeum, entwickelte. Die Geschichte der Pädagogik kennt und rühmt Erziehungsanstalten wie das berühmte Schulpforta

oder das Francke'sche Waisenhaus in Halle. Von jenem aber wußte sie bisher kein Wort zu melden. Würzburg hat ein Stück Geschichte mehr! Remigius Stölzle, der Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Würzburg, hat in mühsamer Forscherarbeit vornehmlich im Juliusspital- und Kreisarchiv diese Lücke in der Wissenschaft der Pädagogik ausgefüllt.

„Herr Julius ein Bischof gut
Den Waisen machet diese Hut",

stund über dem Eingang zum Kinderhaus, wo der edle Fürstbischof „verlassenen Waisen der Stadt und des Stiftes Würzburg" Pflege und Unterhalt zugestand, den Knaben, bis sie zum Studieren oder zum Handwerk kommen, den Mädchen, bis sie dienen oder ins Kloster gehen, doch niemals länger als 10 Jahre. Zuchtmeister und Kinds- oder Hausmutter wachten darüber, daß die sieben- und mehrjährigen Kinder sich um 5 Uhr früh vom Lager erhoben zu Gebet, Spiel und Arbeit, daß sie nicht Fabeln oder Schnackenbücher lasen, einander nicht Diebe oder Schelme nannten. Sie selbst sollten ihnen im emsigen Beten und oftmaligen Beichten mit gutem Beispiel vorangehen, denn

„Wie die Alten gesung,
So pipitzen die Jung".

Wo Güte nichts fruchtet, soll man die Rute nicht bloß am Fenster zeigen, sondern auch auf dem Leder schwingen: „je größer Ruten, desto lieber Kinder". Der Kinder Trunk sei lauteres Wasser, ist eines zu schwach und kränklich, vermischt mit Honig und Weinbeeren. Kein Wein außer der Not noch übriges Essen! Denn durch Überfluß wird der Leib grob und ungeschlacht, der Verstand stumpf. Das sind Leitsätze aus Julius Echter's Kinderhausordnung, die Säuglingen von wenigen Monaten wie Kindern bis zu 14 Jahren Aufnahme im Spittelschen Kinderhaus zusicherte und beim Austritt noch eine Aussteuer und das Lehrgeld verhieß.

1786 wurde das Kinderhaus durch Bischof Franz Ludwig von Erthal aufgehoben, gleichzeitig die damit verbundene Trivial- und Prinzipistenschule. So hieß die für die Spitalkinder bereits i. J. 1580 errichtete niedere Schule, in welcher für die fähigeren Knaben eine Abteilung für den Unterricht in den „prinzipia", den Anfangsgründen der lateinischen Sprache bestand. Der Schulmeister sollte den Kindern nicht zuviel aufgeben, jede Woche sollten sie einen Tag schulfrei haben. Unterricht erhielten sie besonders im Choral- und deutschen Kirchengesang. Ernstlich war ihnen verboten, in freien Stunden geistesschwache und närrische Pfründner zu höhnen und sie zur Raserei zu treiben. Ihre Schulmeister waren frühere Pfründner, Theologen, absolvierte Rhetoren, gewesene Schulrektoren und Dorfschullehrer. Deren Gehalt war gering, jährlich 20–25 Gulden, dagegen die Verköstigung reichlich: Mittags Suppe und ½ Pfd. Rindfleisch, ½ Pfd. Hammel- oder Kalbfleisch mit Gemüse, Nachts ½ Pfd. eingemachtes Fleisch mit Suppe, ferner täglich 1 Viertel Weiß- und Schwarzbrot und 1 Maß Wein.

Hatten sich die Knaben in Infima, Sekunda, Syntax, Poetik und Rhetorik bewährt, wurden sie in die seit 1690 nachweisbare Studentenstube oder das Studentenmuseum, das „Musaeum Julianeum" aufgenommen und durften die akademischen, der Universität angegliederten Jesuitenschulen besuchen. Die Aufnahme war durch das Bestehen einer Prüfung bedingt, der sich i. J. 1736 als Würzburgs erste Studentin das Töchterlein einer Hauptmannswitwe unterzog. Von den Bewerbern, bis zu fünfzig, konnten jährlich nur 2–5 zugelassen werden. Unter den Unterrichtsgegenständen erregen Heraldik und Numismatik unser besonderes Interesse, nicht minder „zur gediegenen Ausbildung des jugendlichen Körpers" die Tanzkunst. Ungewöhnliche Pflege fand die Musik. Musikalische Fähigkeiten wurden höher eingewertet als Büchergelehrsamkeit, sehr oft wurden nur die besten Sänger, Geiger, Klavierspieler und Orgelschlager aufgenommen. Soweit geht die Berücksichtigung der Musik, daß Studenten bei Mangel an Platz im Spital auf Kosten der Stiftung in der Stadt verpflegt wurden, solange ihre Stimme erhalten blieb. Die Stimmen prüfte der Hofkapellmeister, Lehrer waren die Domorganisten. Im Dom und bei der Hofmusik wirkten die Juliusspital-Studenten mit „zur Ehre Gottes und splendeur des geistlichen Hofes, welcher in seinen Funktionen nicht kann ohne mousique sein". Ball-, Schach- und Brettspiel, zur Fastnachtszeit auch das Kartenspiel, brachten angenehme Arbeitspausen. Die Studenten trugen eigene Uniform, meergrüne Hüte und Strümpfe, glatte Krägen und Perrüken. Haarzopf durften sie keinen tragen, sondern nur

rund geschnittene Haare, auch sollte keiner sich frisieren und pudern „rücksichtlich des Ungeziefers besonders bei den jüngeren Studenten" und weil ansonsten auch „die Studentenwohnungen einer Perrükenmacher-boutique gleichen", wie das Verbot seiner bischöflichen Gnaden besagte. Lehrer waren des Spitals Pfarrer und Kapläne, alte Universitätsstudenten, Mediziner, französische Sprachmeister, Präzeptoren und Repetitoren. Die Strafen sind noch heute an bischöflichen Seminaren üblich. Ein Logiker, der mit der Unterhose gebadet, ward wegen dieses kleinen Vergehens mit 8 Tage Bodensitzen bei Wasser und Brot bestraft. Mangel an Talent, Unlust zum Studieren, grobe sittliche Verstöße zogen die Dimission nach sich.

Der bayerische Reformgeist unter Montgelas hob durch Ordre vom 20. August 1803 die letzte der drei spittelschen Erziehungs-Anstalten, das Musaeum, auf, nicht ohne daß die abziehenden 30 Zöglinge mit einem ansehnlichen Stipendium und „außer dem am Leib habenden" mit drei neuen Hemden aus der Weißzeugverwaltung versorgt worden wären. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts dauerten die vom Großherzog von Toskana, König Max I. und Max II. und dem genialen Idealisten auf Bayerns Thron, Ludwig I., sowie dem Landrat Unterfrankens gemachten Versuche zur Wiedererweckung an. Umsonst. Das Institut, aus dem Männer wie Siebold, Auvera, Schellhorn, Oberthür hervorgegangen – neben räudigen Schafen wie dem zu Straßburg guillotinierten Demagogen Eulogius Schneider – erstand nicht mehr. Die Logiker, Physiker, Metaphysiker und Ethiker des Museums gehörten wie die Infimisten, Sekundaner, Syntapisten, Poeten und Rhetoren der juliusspitälischen Trivial- und Prinzipistenschule der Vergangenheit an.

München. Dr. Fridolin Solleder.

Egelhaaf, Gottlob: Historisch-politische Jahresübersicht für 1913. Verlag Karl Krabbe, Stuttgart. Preis 2.75 Mark.

Egelhaafs politische Jahresübersichten sind ja seit langem bekannt und gehören in die Kategorie der Bücher, von denen man wirklich sagen darf, daß sie ein Bedürfnis sind. Vergißt doch unsere schnell lebende Zeit sogar schon die wechselvollen Ergebnisse der großen wie inneren Politik der miterlebten Jahre, ganz zu schweigen von der geringen Rechenschaft, die man sich hinterher über die Entwicklung irgend eines politischen Problems geben kann. Es liegt das natürlich in erster Linie daran, daß das Hin und Her in den Meldungen unserer Tagespresse nur einem sehr aufmerksamen und politisch durchgebildeten Zeitungsleser ein historisch richtiges Bild zu geben vermag. So haben diese knapp 200 Seiten umfassenden Bändchen eine dankbare Aufgabe, die namentlich für die innere und äußere Politik der einzelnen Auslandsstaaten gut gelöst wird. Die innere Politik des deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten ist mit leichter nationalliberaler Färbung orientiert.

Angenehm empfunden wird auch der dokumentarische Anhang, der einige der wichtigsten Weltereignisse in urkundlicher Form wiedergibt. H. W.

Kerler, Heinrich: Antiquariatskataloge. Ulm a. D.

Es sind weniger die Raritäten des Büchermarktes, denen das Interesse dieses bekannten Antiquariates gehört, obgleich einzelne Kataloge wie z. B. Nr. 421 (Folklore) auch auf diesem Gebiet hervorragend versehen sind. Die Bedeutung der Kataloge liegt in einer erstaunlichen Vielseitigkeit des Angebots von Sonderabdrücken, Programm, Gelegenheitsschriften und ähnlichen Werken, die erfahrungsgemäß im Buchhandel äußerst schwierig zu beschaffen sind. Die Benutzbarkeit der Kataloge wird durch gute Verteilung der Bestände auf sachliche und lokale Gruppen erhöht, so sind die deutschen Landschaften mit sechs kleinen Katalogen (N. 423 a—f) vertreten. Es sei besonders auf 425a für die fränkischen Markgrafentümer und 427 für Bavarica hingewiesen. H. W.

Harrwitz: Antiquariatskatalog 107. Abt. 12.

Die 12. Abteilung des großen Kataloges 107 über Deutsche Länder- und Städtegeschichte, welche die Buchhandlung Max Harrwitz in Nikolasee bei Berlin herausgibt, behandelt das Bayernland. Es werden in dem Antiquariatskatalog auch viele Ansichten, Porträts, Autographien angeboten. Frankenland ist darin gut vertreten. Die nächsten Abteilungen dieses Kataloges werden Baden, die Rheinpfalz, Württemberg und Hohenzollern behandeln.

2. Zeitschriften-Schau.

Die Übersicht berücksichtigt in erster Linie Aufsätze fränkischen Charakters, sodann allgemein interessierende Beiträge, namentlich volkskundliche.

Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. X. Band. Darmstadt 1914.

1. Heft: Aus den vielseitigen Veröffentlichungen dürfte in erster Linie ein Aufsatz von Eduard Becker zur Geschichte der Wiedertäufer in Oberhessen interessieren, der vornehmlich nach Akten des Riedeselischen Samtarchivs zu Lauterbach gearbeitet ist und eine große Zahl von Urkundenbeilagen gibt.

Ferner bringt A. L. Veit einen unbekannten Mainzer Bischofskatalog aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts zum Abdruck, der 15 Bischöfe vor Bonifatius aufführt.

Deutsche Gaue. Zeitschrift für Heimatforschung. Herausgegeben von Kurat Frank-Kaufbeuren. Band XV. Jahrgang 1914.

Die Bedeutung dieser prächtigen Zeitschrift ist in Heft 4 von uns eingehend gewürdigt worden, sodaß wir uns heute darauf beschränken können, aus den beiden ersten Lieferungen des neuen Jahrgangs nur einige bemerkenswerte Mitteilungen zu machen. „Drei-Königslied" aus der Gegend von Forchheim. „Altarwand mit der Gregoriusmesse" aus dem 15. Jahrhundert in der Ölbergkapelle an der Pfarrkirche zu Münnerstadt (Unterfranken).

Auch haben die deutschen Gaue es übernommen, als selbständige Sammelstelle zu dienen für die große Sammlung aller Segen und Beschwörungen im deutschen Kultur- und Sprachgebiet. In Betracht kommen alle Formeln, die Menschen oder Vieh von Krankheiten oder sonstigen Schaden erlösen oder davor bewahren sollen.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München 1914.

Heft 34. P. Bergmaier: Eine Bauernhochzeit in Ruhpolding bei Traunstein. Ausführliche Schilderung der guterhaltenen Gebräuche, die in Ruhpolding noch ein treffliches Gesamtbild von Volkswitz und Volksmutwillen, von Gemüt und Lebenslust geben. (Fortsetzung in Heft 35.)

Heft 35. August Sieghardt: Von unseren Burgen.

Heft 36. M. Fastlinger: Weihenlinden, ein heiliger Hag. – Josef Weiß: Die Leibgarde Herzog Maximilian I. Ein Aufsatz mit kurzen Nachrichten über den wechselvollen Lebenslauf von 24 alten Leibgardisten aus dem Jahre 1596. – F. Schuster: Oberwittelsbach. Bilder von der Stätte der alten Stammburg des bayerischen Königshauses.

Niederbayerische Monatsschrift. 3. Jahrgang 1914. Heft 4/5.

Erlmeier: Geburtsstatistik der Pfarrei Loizenkirchen seit 1622. Das ziemlich vollständige Material ermöglicht manche interessante Schlüsse. Die Arbeit verdient entschieden auch in Franken Nachahmung, allerdings gehören guterhaltene und nicht zu lakonische Kirchenbücher dazu. – Ferner enthält das Heft kurze Zusammenstellungen über alte Pfingstgebräuche und die Zunftheiligen der alten Passauer Handwerke, früher Zechenpatrone genannt.

Bayerischer Heimatschutz. 12. Jahrgang 1914.

Heft 5. Der Münchener Oberingenieur Blößner handelt in einem sehr beachtenswerten Aufsatz über Heimatschutz bei elektrischen Leitungsanlagen. Die vielen Probleme dieses ganz neuen Arbeitsgebietes für die Heimatschutzvereine werden in vorbildlicher Weise behandelt, an reichlichem Bildermaterial werden die Verschandelungen nachgewiesen. Es wird aber auch mit vielen vortrefflichen Entwürfen gezeigt, wie man es besser machen, wie man zwanglos die ungefügigen Transformatorentürme der Landschaft und alten Bauwerken anpassen kann.

Tonindustriezeitung. 38. Jahrgang. Berlin 1914. Heft 40.

Römische Tonrohre von einer vollkommen unversehrten römischen Wasserleitung, wie sie in Neuenheim bei Heidelberg 1901 gefunden sind, geben Veranlassung zum Vergleich mit einer kürzlich in Prag aufgedeckten Wasserleitung aus dem 16. Jahrhundert.

Frankfurter Blätter für Familien-Geschichte. Herausgeber Karl Kiefer. 7. Jahrgang 1914.

In diesen süddeutschen genealogischen Monatsheften sind fränkische Geschlechter natürlich stets reichlich vertreten. Bekannt ist, daß der Herausgeber durch übersichtliche Anordnung von Stammbäumen und Ahnentafeln das reiche Material auch wirklich praktisch verwertbar macht. Es sei nur auf einige Aufsätze hingewiesen, die von allgemeinerem Interesse sind:

Heft 1. Die Herkunft der Keltsch von Bruck.

Heft 3. Stammbaum der Familie Künkelin später Freiherrn von Kinckel.

Berichtigung. In Heft 5, Seite 223 wolle in der Anmerkung statt S. 1698 die Zahl 169 gelesen werden.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Wertheim am Main :: genannt :: Klein-Heidelberg

Bahnlinie Würzburg-Lauda-Wertheim; Lohr-Wertheim-Miltenberg-Aschaffenburg. — Gemütlicher Aufenthalt für Touristen und Pensionäre. — Mächtige Burgruine mit prächtigem Ausblick auf Main und Tauber, Odenwald und Spessart. — Altertümliche Häuser, Kilianskapelle in gotischem Stil. — Nahe Wälder. — Kalte und warme Bäder Angel- und Rudersport.

Illustrierter Führer gratis durch Fremdenverkehrs-Verein Wertheim.
Auskunftsstelle Kaufmann Wilh. Haas an der Tauberbrücke.

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken.
Würzburg — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum.
München — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim. ==

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.
Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Vesterland auf Sylt-Nordsee

Villa „Siegfried"
Verlängerte Böttcherstraße 21
kl. vornehmes Logierhaus. Ruhige günstigste Lage. Elektrisches Licht Zimmer 18 bis 45 Mk. wöchentlich Nachsaison (Sept., Okt.) die Hälfte

Dependenz Einfamilienhaus
6 Zimmer behaglich eingerichtet mit Bad und Küche ganz oder geteilt auf Wochen und Monate.

äh. durch die Besitz.: Frl. H. Schaumkell.

Restaurant und
Gasthof „Franziskaner"
Würzburg

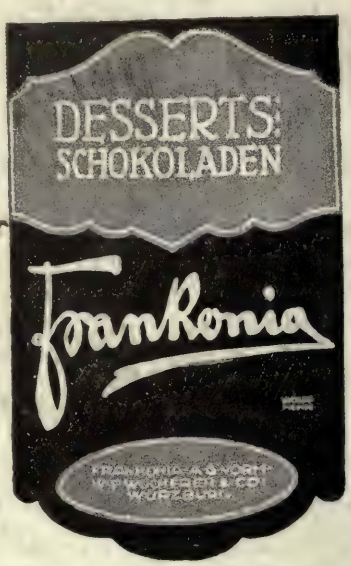
Besitzer: Anton Englert — Fernsprech-Anschluß 63

Altbekanntes Haus in der Nähe der Residenz und des Domes.

Vornehm eingerichtete Fremden-zimmer im Preise v. 1.50 – 1.80 M.

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Speise-Schokoladen
Alteſſa
Milch
Extra dry
Trüffel-Schokolade



Kakao
Schokolade-Pulver
Römiſche Pflaumen
Keks
Tee

Konſerven
Konfitüren
Jams
Marmeladen

Frankonia A.-G.

vormals W. F. Wucherer & Co.

Kaiſerſtraße 16 **Würzburg** Telefon Nr. 855

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürſtl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Trilitſch, Dettelbach a

. Jahrgang Heft 7, 1914

Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 7. Heftes:

Würzburgs Werdegang. Von Dr. Hans Ring, München. (Schluß.)
Das Gold im Stein. Gedicht von Alexander Kaufmann.
Würzburger Infanterie in Bayerischen Diensten nach 1815. Von k. Major z. D. Schleicher-München. (Schluß.)
Johann Heinrich Witschel und Johann Konrad Grübel. Von A. Käppel, Nürnberg.
Zum hundertjährigen Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich von Furtenbach, Major a. D. (Fortsetzung.)
Die Cyriakusschlacht. Von Bezirksamtmann a. D. Lippert.
Eine wenig bekannte Arbeit des Hofschlossers Georg Oegg in Würzburg. Von Professor F. Moser in Würzburg.
Die Schanzen von Faulbach und Mondfeld. Von Dr. O. Kienitz.
Aus Archiven und Museen.
Erinnerungsblätter.
Büchertisch.

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** – doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift – zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Professor **Volz** in Wertheim

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberseider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Reichsarchivrat **Otto Geiger** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Fränkische Wirtschaftsgeschichte
Kreisarchivassessor und Stadtarchivar **Paul Glück** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Mundartenforschung
Univ.-Prof. **Dr. Aug. Gebhardt** in Erlangen.
Professor **Dr. Chr. Beck** in Bamberg.
Professor **Dr. Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.
Kunstbildhauer **Heinz Schiestl** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Reg.-Assessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Heraldik: H. T. von Kohlhagen.

Buchschmuck: Kunstmaler **Otto Rückert,** Würzburg.

1914 Juli
1. Jahrg. Heft 7

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Würzburgs Werdegang.

Die Abbildungen zu dieser Arbeit verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des k. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München.

Von

Dr. **Hans Ring**, München.

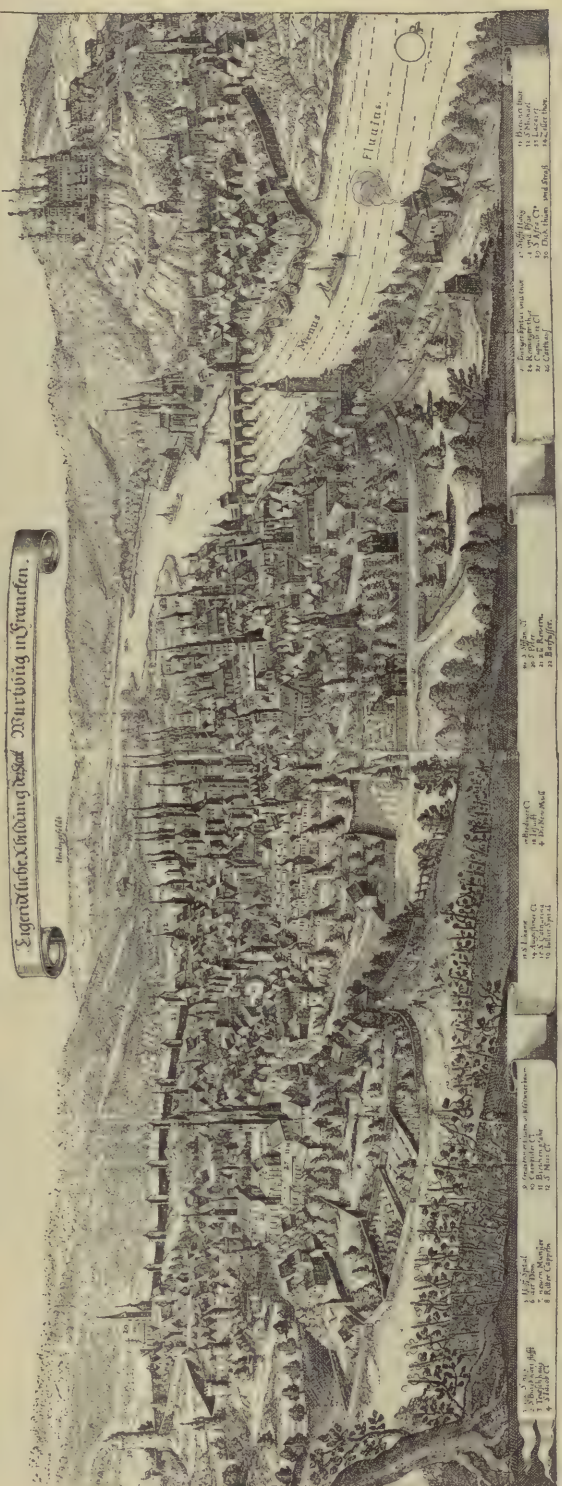
Würzburg war aber nicht nur der wirtschaftliche und politische Mittelpunkt, sondern auch der geistige Brennpunkt des Hochstifts, – natürlich im Sinne der Zeit gesprochen; denn die mittelalterlichen Gespenster, die Juden- und Ketzerverfolgungen, der Hexenwahn, Aberglaube und Wundersucht trieben auch hier ihr greuliches Unwesen. Erst 1749 (noch einige Jahre früher als in der bayerischen Landeshauptstadt) verkohlte der letzte Scheiterhaufen. – Das geistige Leben des Mittelalters geht Hand in Hand mit dem religiösen. Die Würzburger Domschule genoß schon im 10. Jahrhundert ein ungewöhnliches Ansehen. Die zahlreichen Klöster, St. Burkard, die Kollegiatstifte von Neumünster, Haug und das 1057 in ein Benediktinerkloster (St. Stephan) umgewandelte Stift Peter, das Schottenkloster, seit dem 13. und 14. Jahrhundert die Johanniter und Deutschherren, die Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Karmeliter und Kapuziner, das Kartäuserkloster Engelgarten, das adelige Damenstift, das Nonnenkloster zu St. Afra und das der Ursulinerinnen, all diese Institute waren nicht nur zum Teil ausgedehnte, abgeschlossene Wirtschaftsanlagen, sondern auch Heimstätten für Armen- und Krankenpflege, für Kunst und Wissenschaft. Neue Schlaglichter für das geistige Leben Würzburgs im Mittelalter gewinnen wir aus den jüngsten Forschungen Hermanns von Grauert, dessen umfassendes Werk „Magister Heinrich der Poët in Würzburg und die römische Kurie" einen „Querschnitt durch die Kulturgeschichte des Mittelalters" darstellt. „In dem Grashofe des stimmungsvollen Kreuzganges zu Neumünster lag in stillem Frieden zu ewiger Ruhe gebettet der größte Lyriker und Spruchdichter, den das deutsche Mittelalter hervorgebracht

hat, Herr Walther von der Vogelweide". Dies dürfen wir nach den Forschungen Grauerts nunmehr für gesichert halten. Und noch ein anderer, jüngerer Dichter von bislang ungeahnter Bedeutung hat im Kreuzgange dieses Stiftes seine Grabstätte gefunden: eben der Magister Heinrich der „Poët", Kanonikus von Neumünster, den Grauert als den Verfasser eines für die Kulturgeschichte höchst wertvollen Gedichtes über die päpstliche Kurie erweist. Der Dichter des „Renners", Hugo von Trimberg, Leiter der Schulen von Theuerstadt, eines Vorortes von Bamberg, stattete der Nachbarstadt seine Besuche ab. Auch der berühmte Albertus Magnus, dem seine Zeitgenossen im Überschwange der Bewunderung seines umfangreichen Wissens wie später dem Würzburger Schottenabt Trithemius geheimnisvolle Zauberkräfte zuschrieben, weilte seit dem Jahre 1263 längere Zeit im Hause der Dominikaner zu Würzburg. Ob der überaus fruchtbare Dichter Konrad von Würzburg († 1287 in Basel) wirklich von Würzburg in Franken stammt, läßt sich nicht erweisen. Auch „eine der bedeutendsten jüdisch-literarischen Größen Deutschlands im Mittelalter, ja vielleicht die größte Rabbiner-Autorität seiner Zeit überhaupt, besessen zu haben, kann sich Würzburg rühmen, indem Isak ben Mose, nach seinem Hauptwerke Orsorua (Lichtstat) benannt, eine zeitlang lernend und lehrend hier verweilte". (Bamberger). Als im späteren Mittelalter die Dom- und Klosterschulen zur Befriedigung des allenthalben in weiteren Schichten erwachenden Bildungseifers nicht mehr ausreichten, gründete Bischof von Egloffstein 1402 auch in Würzburg eine Universität, die sechste im Reiche, die freilich nur kurzen Bestand hatte. Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert finden wir in der Bischofsstadt zahlreiche hervorragende Männer, so den schon genannten Schottenabt Trithemius, der „Licht- und Schattenseiten des Humanismus in sich vereinigt" (Voigt), den fleißigen Geschichtsschreiber Lorenz Fries, Til Riemenschneider, den größten Bildhauer seiner Zeit, der, 1520 einer der beiden Bürgermeister, 1525 an den Bauernunruhen hervorragenden Anteil nahm, und andere. Luther war zweimal in Würzburg. Seine Lehre fand rasche Verbreitung, was schon das feindselige Verhältnis der Stadt zum Bischof erklärlich macht.

Seit Würzburg bischöfliche Landesstadt geworden war, fallen die Schicksale der Stadt, die wir nun nur mehr andeuten können, mit denen des Bistums zusammen. An Stelle des früheren Siegels, das den Dom mit dem Brustbild des heiligen Kilian darstellte, führte Würzburg nun bezeichnenderweise die fränkische, viergeteilte Fahne, das Landeswappen. Die geistlichen Fürsten waren in der Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts so gut wie die weltlichen bestrebt, in ihren Fürstentümern die Ideen des Merkantilismus zur Entfaltung zu bringen und ihre Residenzstädte mit Heranziehung ausländischer Kräfte zu glänzendsten Mittelpunkten ihres Landes umzugestalten. Dies setzte eine Menge Arbeitskräfte in Bewegung, die Bevölkerungszahl der Residenzstädte wuchs, während die der großen Handelsemporien wie Nürnberg in dieser Zeit zurückging. Statistische Aufzeichnungen für die mittelalterlichen Städte stehen uns nicht zu Gebote, Schätzungen sind problematisch. Im Jahre 1512 hatte Würzburg nur 5363 Einwohner, 1571 8590, 1621 9782 Seelen; 1800 zählte es 20120 Einwohner.

In Nürnberg, das um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf rund 20000, im 16. Jahrhundert auf etwa 50000 geschätzt wird, betrug die Einwohnerzahl im Jahre 1820 nur 23491 Einwohner.

Um dieselbe Zeit, da der bedeutendste bayerische Kurfürst, Maximilian I., seine Hauptstadt und das gesamte Wirtschaftsleben des Landes planmäßig zu heben sich unablässig bemühte, saß in Würzburg wohl der tatkräftigste Fürstbischof, Julius Echther von Mespelbrunn, auf dem Stuhle des heiligen Burkard. Zwei große Stiftungen vor allem, die noch heute seinen Namen tragen, haben der Nachwelt seinen Ruhm überliefert; das Juliusspital und die Julius-Universität. Das Juliusspital, neben dem Bürgerspital die reichste Stiftung Würzburgs mit einem Stiftungsvermögen von rund 10 Millionen, beherbergt heute alljährlich etwa 1500 Kranke und 252 Pfründner zu unentgeltlicher Pflege. Die Gründung, bezw. Wiedererrichtung der Universität im Jahre 1582 steht im Zusammenhang mit der Gegenreformation, die Julius mit rücksichtsloser Energie betrieb. Die Väter Jesu übernahmen den phi-

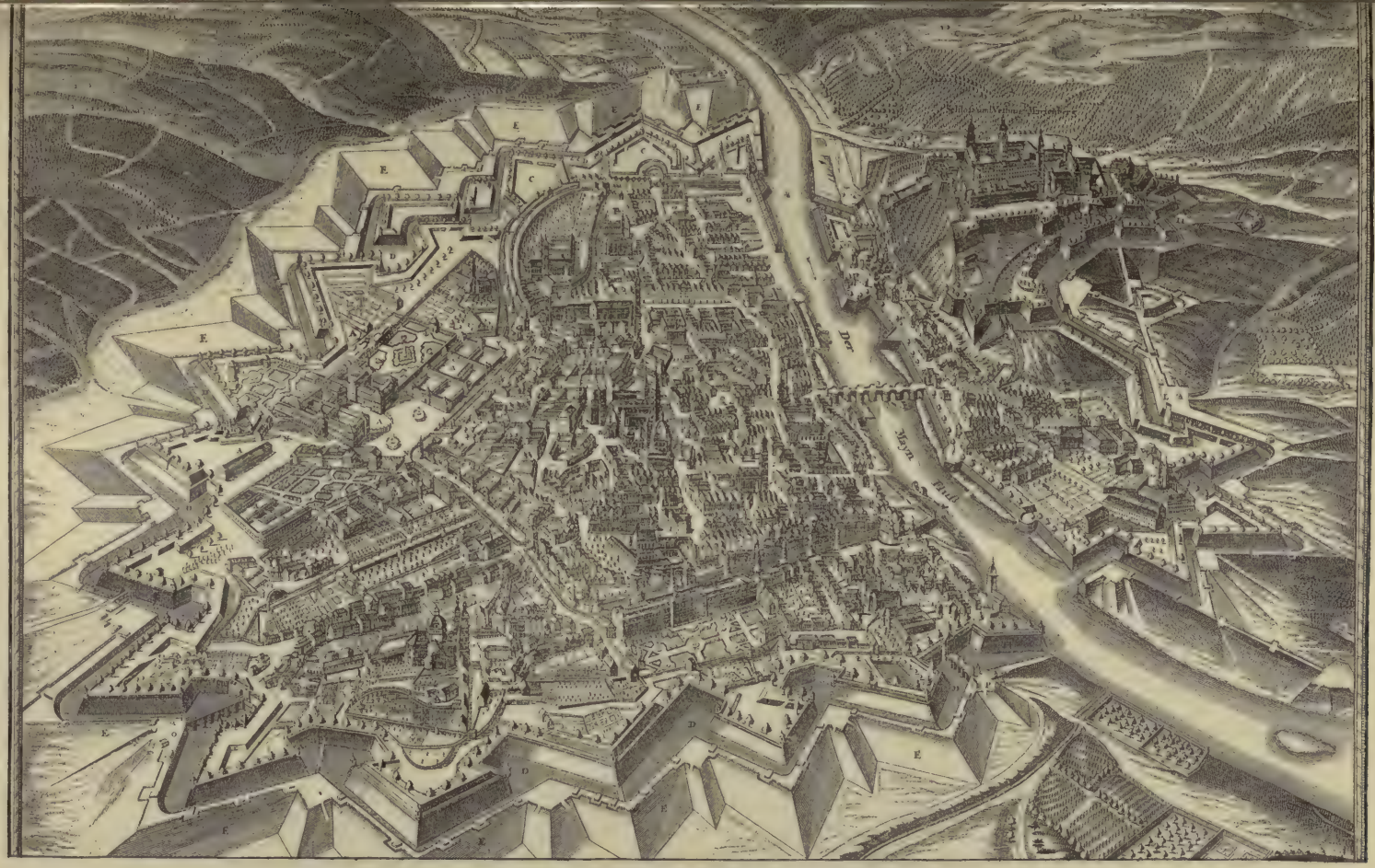


Ansicht bei Merian, Topographia Franconiae, 1648.

losophischen und theologischen Unterricht. Im Verlaufe dreier Jahrhunderte hat dieses Institut ungemein befruchtend gewirkt auf das geistige und soziale, besonders aber auch auf das wirtschaftliche Leben der Stadt, die heute vorwiegend den Typus einer Universitätsstadt trägt. Selbst den Kirchen, die Bischof Julius hier und im ganzen Lande errichten ließ, drückte diese Herrschernatur ihren Stempel auf in dem

Neumünster. Detail vom ehem. Kreuzgang.

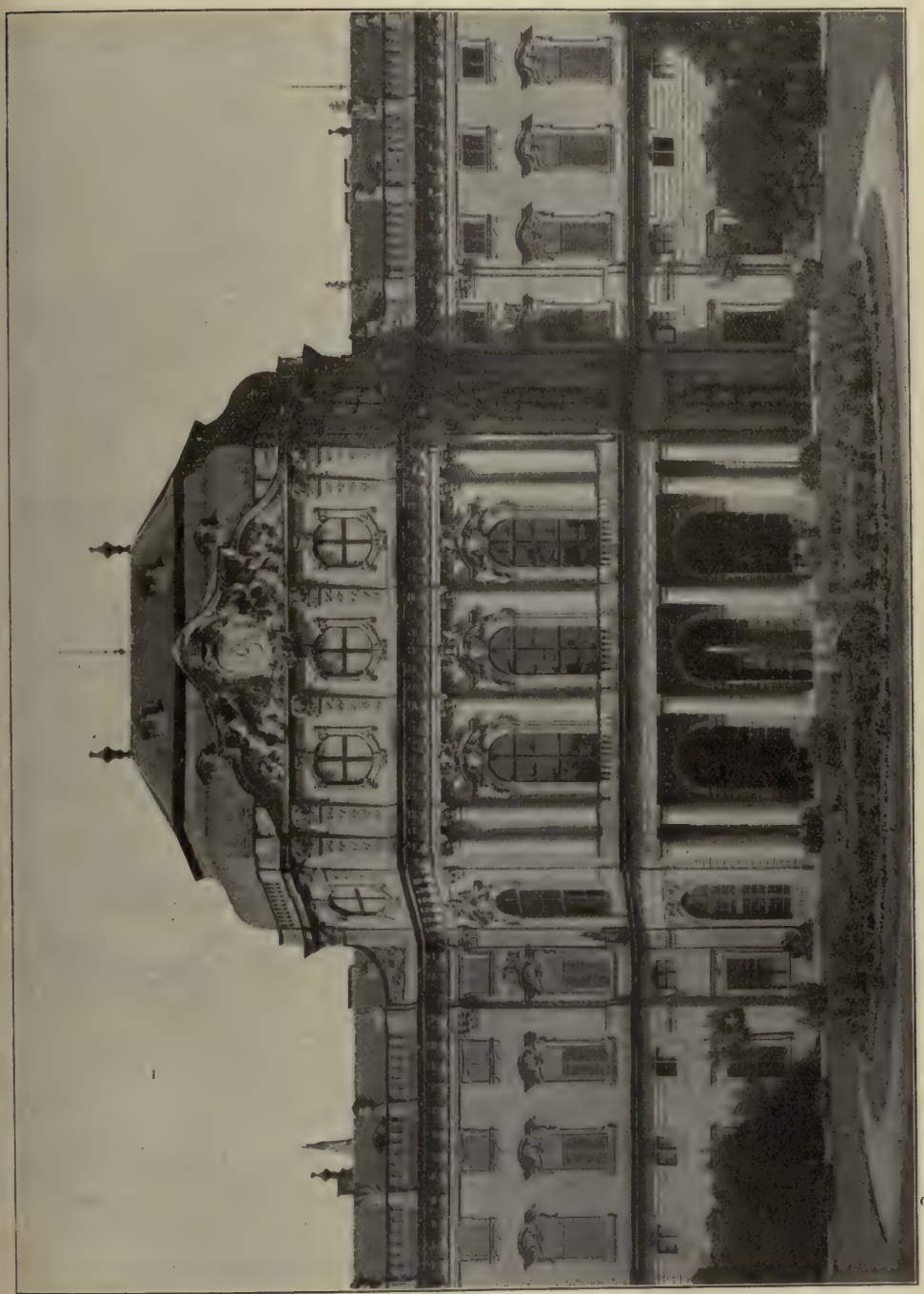
eigenartigen sogenannten Juliusstile. In der unter ihm erstandenen Universitätskirche, die der Stolz seines Lebens war, ruht das Herz des großen Mannes gemäß der Inschrift des Epitaphiums: „Ubi thesaurus tuus, ibi et cor tuum". Die Residenzen erfuhren in dieser Zeit ihrer erhöhten militärischen und strategischen Bedeutung entsprechend durchwegs eine starke Befestigung. Nach den



Ansicht von J. B. Hohmann, 1723.

schlimmen Erfahrungen im dreißigjährigen Kriege erhielt der Marienberg und die ganze Stadt auf Anordnung des Fürstbischofs Johann Philipp von Schönborn den Charakter einer Festung (s. Ansicht von 1723). Die Fürstbischöfe bemühten sich mit Erfolg, den stockenden Handel und Verkehr wieder in raschen Fluß zu bringen; zu gunsten der im Jahre 1669 gegründeten „Korporation" der Würzburger Kaufmannschaft erließen sie 1699, 1709 und 1742 wichtige Privilegien und durchgreifende Handelsordnungen. Im Jahre 1751 rühmt man von Würzburg, daß es „eigenen Landesverschleiß, regelmäßige Schiffahrt mit Holland, das ganze Kommerz in das hessische und sächsische Land" habe, sowie, daß es Haupthandelsplatz am Maine sei. Fast zu gleicher Bedeutung als Würzburg erhob sich damals Kitzingen durch die Förderung des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn, der diese Stadt „wegen ihrer schicklichen Lage zur Lager- und Handelsstadt" bestimmte. Mit der völligen Ausbildung der Landeshoheit übernahmen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts an Stelle der Reichsstädte die Residenzen, vorzugsweise in den katholischen Landesteilen, unbestritten auch die Führung in der Kunst; allen voran steht Würzburg: „Den Prinzipat in der Kunstrichtung einer ganzen Epoche zum mindesten in deutschen Landen geführt zu haben, dieser Ruhm ist unserer Stadt im 18. Jahrhundert geworden" (Stamminger). Unter der Regierung der begabten Fürstbischöfe aus dem Hause Schönborn wurde Würzburg „zur Stadt des Rokoko", des „blühendsten Barocks, der hier in Balthasar Neumann den formvollendetsten deutschen Meister fand". (Gurlitt). Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn beauftragte den Meister mit zwei großen Werken, der Herstellung einer würdigen Grabstätte, der sog. „Schönbornskapelle" und einer zeitgewäßen Residenz, die, 1744 vollendet, den herrlichsten Bau des Rokoko darstellt. Es würde zu weit führen, alle im Geiste des Merkantilismus zur wirtschaftlichen Stärkung des Landes und der Hauptstadt erfolgten Maßnahmen unter den Fürstbischöfen des ausgehenden 18. Jahrhunderts hier aufzuzählen. „Ich weiß nur zu wohl, daß ich der erste Bürger und Diener des Staates bin". „Als Landesfürst bin ich nicht der Eigentümer, sondern der Verwalter der öffentlichen Gelder; es sind die Blutpfennige meiner Untertanen, mit dem Schweiße manches arbeitsamen und darbenden Bürgers befeuchtet", solche und ähnliche Grundsätze offenbarte — ganz so wie Friedrich der Große — der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der den Bischofsstaat kurz vor seinem Untergang nochmals im hellsten Licht erstrahlen ließ. „Das Hochstift galt damals als einer der bestregierten Staaten im deutschen Reiche, Würzburg als eine glückliche Stadt." (Göbl). Prächtige Bauten erstanden in einer „mehr klassizistischen Form". Die Aufklärung hatte sich überall siegreich Bahn gebrochen.

Die Stürme des beginnenden 19. Jahrhunderts haben die geistlichen Fürstentümer hinweggefegt. Der Friede von Luneville (1801) und der Reichsdeputationsschluß bereiteten dem geistlichen Regiment auch hier ein Ende. Würzburg kam an Pfalz-Bayern; am 3. September 1802 zogen die bayerischen Truppen ein, 1806 wurde es Hauptstadt eines besonderes Großherzogtums, das



K. Residenz. Kaisersaalpavillon.

durch den Vertrag von Ried am 8. Oktober 1813 neuerdings an Bayern fiel. Seit dem 28. Juni 1814 ist Würzburg bayerische Provinzialstadt.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Das verflossene Jahrhundert hat den Städten erstaunliche Entwickelungsmöglichkeiten eröffnet. Bis zum 19. Jahrhundert bildete jede Stadt mit ihrer Umgebung einen abgeschlossenen, durch die Beschränktheit der damaligen Transportverhältnisse engbegrenzten Wirtschaftsbezirk. Erst die technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts haben die Städte bevölkert; die Erfindung der Dampfmaschine, der mechanischen Arbeitsmaschinen, der Eisenbahn brachte eine völlige Umwälzung der Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse. Eine große Anzahl von Städten, allen voran die Residenzstädte, erreichte infolgedessen eine ungeheuere, in der Geschichte einzig dastehende Ausdehnung, während in anderen die Bevölkerungszahl stagnierte oder nur langsam vorwärts schritt. Auch Würzburg hat an dem beispiellosen Aufschwunge der zahlreichen deutschen Städte, besonders seit 1870, lebhaften Anteil genommen und steht (nach der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1910) inbezug auf seine Größe unter den bayerischen Städten an vierter Stelle hinter München, Nürnberg und Augsburg. Es zählte im Jahre 1800: 20120 Einwohner, 1855: 32598, 1871: 40005, 1900: 75497, 1905: 80327 und 1910: 84496 Seelen, vermehrte also seit einem Jahrhundert seine Einwohnerzahl um mehr als das Vierfache. Freilich ist Würzburg bei weitem nicht in so rasendem Tempo vorwärtsgeeilt wie die Residenzstadt München, die Ende des 18. Jahrhunderts nur etwa 35000 Einwohner hatte, also um mehr als das Achtzehnfache sich vergrößerte oder die Industriestädte Nürnberg, das 1812 rund 23000, 1855: 56000, 1871: 83000 und 1910 bereits 333000 Bewohner aufwies oder gar Ludwigshafen mit 2296 Einwohnern im Jahre 1855 und 83301 im Jahre 1910; dagegen hat unsere Stadt sämtliche bayerischen Bischofsstädte, Eichstätt (1910: 8029 Seelen), Freising (14946), Passau (20983), Speier (23045), Bamberg (48063), Regensburg (52624) mit einziger Ausnahme des durch seine blühende Industrie und durch seine Handelslage seit alters besonders begünstigten Augsburg (1910: 123015 E.) weit überflügelt. Die günstigen Auspizien für Würzburg erhöhen sich noch bedeutend, wenn wenn man bedenkt, daß diese Stadt im 19. Jahrhundert durch verschiedene mißliche Umstände, wie wir noch sehen werden, bis zum Jahre 1866 in seiner Entwicklung behindert war; wenn Würzburg trotz zahlreicher hemmender Momente im 19. Jahrhundert in den Wettlauf der deutschen Städte eingetreten ist, so ist dies der beste Beweis für seine entwicklungsfähige Zukunft.

„Zahlen beweisen", sagt Benzenberg. Wir wollen die einzelnen Entwicklungsphasen und die neuen Lebensbedingungen, die sich unsere Stadt im letzten Jahrhundert geschaffen hat, noch etwas beleuchten.

Durch die Säkularisation wurde Würzburg gleich den anderen Bischofsstädten seines Charakters als Residenzstadt entkleidet. Die Franzosenkriege hatten der Stadt eine Kriegsschuld von mehr als 2 Millionen aufgebürdet. Das Einleben in den neuen Staatsorganismus brachte mancherlei Beschwerden,

zumal die bayerische Regierung in den Jahren 1802—1806 die Neuerungen im Sinne des aufgeklärten Absolutismus allzu stürmisch betrieb. Seit 1817 ist Würzburg Sitz der Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg. Der fortbestehenden Eigenschaft als Festung verdankte es die Stadt, daß sie unter bayerischer Landeshoheit starke Garnisonsstadt wurde; ein Infanterieregiment (Nr. 9) zwei Feldartillerie-Regimenter (Nr. 2 und 11) und zwei Kompagnien Train liegen hier, außerdem das Generalkommando des 2. bayerischen Armeekorps, der 4. Division, der 7. Infanterie- und der 4. Feleartilleriebrigade. — Die Frequenz der Universität, die seit der Vereinigung Würzburgs mit Bayern den Namen „Julius-Maximilians-Universität" trägt, beläuft sich jährlich auf ca. 1500 bis 1600, worunter nahezu die Hälfte Mediziner sind; hervorragende Koryphäen von Louis Syver bis herauf zu Siebold, Kölliker, Virchow, in jüngster Zeit Leube, Hofmeier, Enderlen haben den ausgezeichneten Ruf der medizinischen Fakultät gefestigt; auch die anderen Fakultäten sind wahrlich nicht zurückgeblieben, ich erinnere nur an Namen wie Schell, Schanz, Röntgen. Beamte, Militär und Studenten spielen demgemäß einen wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Faktor im Leben der Stadt.

K. Residenz. Westseite mit Frankoniabrunnen.

Durch die Festungseigenschaft war die Stadt in ihrer Ausdehnung stark behindert. In verkehrsreichen Orten wurde die Entfestigung deshalb ein dringendes Bedürfnis. (Selbst bei einer so starken Grenzfestung wie Posen wurde im Jahre 1902 aus dieser Erwägung die Niederlegung eines Teiles der Umwallung genehmigt). In München wurden die Festungswerke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges schon 1791 geschleift. Würzburg blieb zunächst beim alten. Erst

Alte Mainbrücke mit Festung.

im Jahre 1856 wurde die Stadt rechts des Maines der lästigen Fesseln entledigt, nach dem Kriege von 1866, der die Wertlosigkeit der Würzburger Festungsanlagen gezeigt hat, durch Dekret vom 7. Mai 1867 auch der Marienberg. Seither entfaltete sich eine außerordentlich lebhafte Bautätigkeit wie noch in keiner Periode der Stadtgeschichte.

Wie alle größeren Städte des 19. Jahrhunderts so strebte auch Würzburg diejenigen Handels- und Erwerbszweige auszubilden, wofür die Lokalbedingungen am günstigsten waren. Die Würzburger Weine, namentlich der Leisten- und Steinwein, haben sich Bayern und Sachsen, Norddeutschland und selbst überseeische Länder erobert; daneben besteht ein blühender Handel mit Holz (aus dem Spessart), Getreide, Chemikalien, Metallwaren etc. Dem wachsenden Verkehre konnten die alten morschen Formen nicht mehr genügen. Schon die großherzogliche Regierung hatte sich viel mit Verkehrsfragen, mit Chausseearbeiten, Einrichtung von Posten usw. beschäftigt. Das stark entwickelte Botenwesen hielt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1854 wurde die Stadt in den großen Verkehr einbezogen und ist heute Knotenpunkt von fünf wichtigen Eisenbahnlinien, die im Norden nach Hamburg und Berlin, im Osten nach Bamberg und Nürnberg, im Süden nach München, im Westen nach Frankfurt und Heidelberg führen und selbst wieder Zweiglinien nach Elm, Hammelburg, Schweinfurt, nach Kissingen usw. entsenden. Mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes verlor der Main, der seit alters bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle als Verkehrsweg gespielt hatte, mehr und mehr an Bedeutung. Erst seit Errichtung der Mainhäfen zu Aschaffenburg (1869/70 und 1888/93) und Würzburg (1876/78) wurde die Mainschiffahrt wieder regsamer betrieben und sieht nun durch die staatliche Kettenschleppschiffahrt, durch die Mainkanalisierung, zunächst bis Aschaffenburg und durch die (freilich noch in weite Ferne gerückte) Errichtung einer Großschiffahrtstraße zwischen Main und Donau einem großartigen Aufschwung entgegen. Im Jahre 1843 wurde Würzburg Sitz einer Handelskammer für Unterfranken und Aschaffenburg, die 1869 mit der Gewerbekammer kombiniert, 1908 aber als reine Vertretung von Handel und Industrie wiederhergestellt wurde. Nunmehr hat die Würzburger Handelskammer ein eigenes würdiges Heim erhalten, das am 27. April heurigen Jahres seiner Bestimmung übergeben wurde. (Die aus diesem Anlaß erschienene Festschrift, in der k. Hofrat Dr. J. B. Kittel ausführlich über „Die Würzburger Handelsvertretung in alter und neuer Zeit" gehandelt hat, stand uns bereits zur Verfügung). Neben der Handelskammer besteht ein eigener Handelsverein, eine Reichsbankstelle (mit einem jährlichen Umsatz von mehr als 5 Millionen), die königliche Filialbank und mehrere private Bankinstitute. Mit dem Handel ist auch eine lebhafte Industrie emporgeschossen in Schaumweinkellereien, Exportbierbrauereien, Fabrikation von Tabak, chirurgischen und mathematischen Instrumenten, Pianofortefabrikation, Schiffbau ꝛc. Das geräumige, fruchtbare Maintal liefert in reicher Menge Obst, Gemüse und Getreide; der Main und die Bäche des Spessarts versorgen den Fischmarkt; die umkränzenden,

sonnigen Rebenhügel spenden die weltbekannten, feurigen Weine. Als Universitätsstadt hat Würzburg naturgemäß mehrere Buchdruckereien, dazu eine großartige Schnellpressenfabrik (von König und Bauer); die Zahl der Tagesblätter stieg seit 1803 von 1 auf 7.

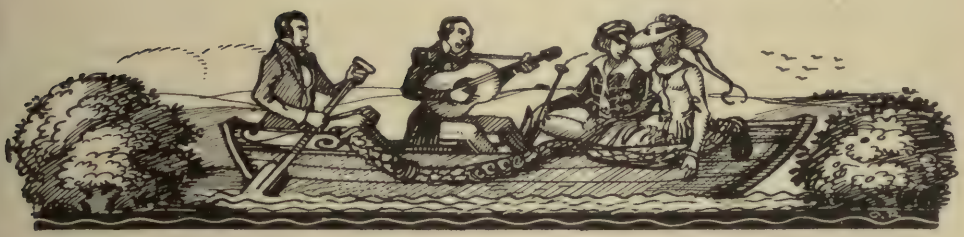
Wie die Gunst der Verkehrslage unserer Stadt zu blühendem Handel und reicher Industrie verholfen hat, so befähigen sie die besonderen Verhältnisse, wie wir abschließend noch hervorheben möchten, in immer steigendem Maße zur Fremdenstadt. An historischen Denkwürdigkeiten so reich, durch Natur und Kunst aufs prächtigste ausgerüstet, bietet Würzburg wohl eines der schönsten Städtebilder Deutschlands. Inmitten des gesegneten Frankenlandes ist sie zugleich Ausgangspunkt oder Endziel für Reisende nach dem Spessart, dessen Naturschönheiten wie die der Alpen erst das 19. Jahrhundert erschlossen hat, den der Jesuit Athanasius Kircher noch im 17. Jahrhundert als einen „schauerlichen, durch wilde Tiere ebensowohl wie durch Räuber berüchtigten Wald" schildert. Die anmutige Lage, das milde Klima, die zahlreichen Gartenanlagen, vor allem aber die günstigen Gesundheitsverhältnisse laden zu dauerndem Aufenthalt. Würzburg, das in früheren Zeiten gleich den übrigen Städten so häufig von verheerenden Krankheiten heimgesucht war, ist im 19. Jahrhundert durch die Fortschritte der Hygiene eine der gesündesten Städte geworden. Pettenkofer, der unsterbliche Begründer der Hygiene als Wissenschaft, tat den Ausspruch, nachdem er die sanitären Zustände der Stadt untersucht hatte: „Es könnten hier zwar ansteckende Krankheiten eingeschleppt werden, auch wohl sporadisch auftreten, aber sie würden niemals epidemisch werden". Hören wir zu guter Letze, wie sich die schöne Mainstadt in dem Auge der Dichter spiegelt. „Das Ganze hat ein echt katholisches Ansehen. Neun und dreißig Türme zeigen an, daß hier ein Bischof wohne, wie ehemals die ägyptischen Pyramiden, daß hier ein König begraben sei. Die ganze Stadt wimmelt von Heiligen, Aposteln und Engeln, und wenn man durch die Straßen geht, so glaubt man, man wandle durch den Himmel der Christen", so schreibt nicht ohne Spott Heinrich von Kleist am 11. September 1800 von Würzburg aus an seine Braut Wilhelmine. Unter der Last einer drückenden Sorge, wohl auch mit einer gewissen Voreingenommenheit gegen die „Heere von Pfaffen und Mönchen, buntscheckig montiert wie die Reichstruppen" war der unglückliche Dichter in Würzburg eingezogen; bald aber übt die Natur ihre befreiende Wirkung. Ein langer Brief vom 11. Oktober ist voll der Begeisterung über die Schönheit der Stadt. „. . . Ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat oder das Herz, das ihren Eindruck empfing. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen hervorströmt und unter meinen Füßen wegfließt, so ist es mir, als ob ich über ein Leben erhaben stände. Ich stehe daher gern am Abend auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegenrauschen. . . ." Und weiterhin schildert er, wie er ein ander Mal „den Lauf des Flusses verfolgt, bis er sich in die Berge verliert", oder wie er den Berg, von dem er

die Stadt zum ersten Male gesehen (den Galgenberg?) hinansteigt, um das Schauspiel der scheidenden Sonne zu erleben. „Vorgestern ging ich aus", so fährt er fort, „einen andern Berg (den Steinberg?) von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg. . . O, wie herrlich war der Anblick des Maintales von dieser Höhe! Hügel und Täler und Wasser und Städte und Dörfer, alles Durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald links, bald rechts und küßte bald den einen, bald den andern Rebhügel und wankte zwischen beiden Ufern, die ihm gleich teuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab und bewachte sie wie ein Riese sein Kleinod und an den Außenwerken herum schlich ein Weg wie ein Spion und krümmte sich in jede Bastion, als ob er rekognoszieren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge. . ." Vor hundert Jahren weilte auch Goethe in Würzburg. „Meiner Rückreise werde ich mich immer mit vorzüglichem Anteil erinnern", so bemerkt er in den „Annalen 1815". „Von Heidelberg auf Würzburg legte ich sie mit Sulpiz Boisseree, (dem begeisterten Kunstfreund, der dem tempelschänderischen Vorgehen zahlreicher Beamten im Säkularisationszeitalter energischen Einhalt gebot) gemeinsam zurück". Auch eine Stelle aus dem „Götz" stehe hier, die ebenso gut von Würzburg gesprochen sein könnte. „Franken ist ein gesegnetes Land. . . Hier fließt der Main und allmählich hebt der Berg an, der, mit Äckern und Weinbergen bekleidet, von Euerem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen Eueres Schlosses hin. Die Fenster des großen Saales gehen steil herab aufs Wasser, eine Aussicht viele Stunden weit". Auch die Würzburger Weine hatten es dem Dichterfürsten angetan. „Sende mir noch einige Würzburger", so schreibt er 1806 aus Jena an seine Frau, „denn kein anderer Wein will mir schmecken und ich bin verdrießlich, wenn mir mein gewohnter Lieblingstrank abgeht". Wie die Musenstadt Heidelberg in Viktor von Scheffel, so hat auch Würzburg seinen Sänger gefunden in Felix Dahn, dem Dichter und Historiker, dem die Steine der alten Stadt, als er hier wirkte, nur ihm allein vernehmbar, längst verklungene Mären zuraunten. Er feierte Würzburg in zahlreichen weinfrohen Liedern. In seinem historischen Roman „Der Weltuntergang"[1]), der um das Jahr 1000 spielt, schildert der Dichter mit glühenden Farben einen Spaziergang auf dem Steinberg in einer Juninacht, zwischen den blühenden Reben. Neuere haben sich ihm zugesellt, denen die Würzburger Feuerweine das Blut in frischeres Rollen brachten. Unsere Zeilen mögen ausklingen in einer Strophe des schönen Liedes von Robert Maurmeier „Mein Würzburg":

„Nennt man mir drei Wunderdinge,
Frauen, Lieder und den Wein,
Wird's im Herzen mir, als ginge
Drüber auf der Sonne Schein.

[1]) Ich verdanke diesen freundlichen Hinweis nebst einigem anderen Herrn Reichsarchivakzessisten Richard Stoll.

Und die Nebelschleier fallen,
Drein die Nacht die Berge hüllt,
Fromme Beter seh' ich wallen,
Glockenklang die Lüfte füllt.
Und mich faßt ein froh Entzücken:
Wie verklärt im Morgenstrahl
Liegst du da vor meinen Blicken
Märchengleich im duft'gen Tal.
Mit des Frühlings Brautgewanden
Herrlich leuchtend angetan,
Kleinod du in Frankenlanden,
Stadt des heiligen Kilian".



Das Gold im Stein.

Von Alexander Kaufmann.

„Wenn zu Würzburg auf dem Steine,
Herr, Ihr wacker grabt und schürft,
Findet Ihr in seiner Tiefe
Goldes mehr, als Ihr bedürft.

Reißt das Weingelände nieder,
Denn es hemmt den Weg zum Hort. –
Sprechet endlich der Erlösung
Letztes, zauberkräft'ges Wort!"

D'rauf der Bischof ernst entgegnet:
„Reicht ein Glas von seinem Wein!
Kann der Glanz des reinsten Goldes
Herrlicher als dieser sein?

Was da reift im Sonnenstrahle,
Unter Gottes Blick genährt,
Sucht es nicht in grausen Tiefen,
Die kein Lichtglanz je verklärt!

Das ist Gold, das uns erfreuet,
Das dem Kranken zauberhaft
Die Genesung wiederbringet,
Das den Greis zum Jüngling schafft.

Rühmt Ihr gleichen Wundersegen
Vom dem Gold, das unten ruht?
Laßt den Berg – er trägt in Fülle
Längst den herrlichsten Tribut".

Würzburger Infanterie in bayerischen Diensten nach 1815[1].

2. Teil. 9. Infanterie-Regiment.

1866 und 1870/71.

Von

Major z. D. Schleicher, München.

Nächst dem 12. Regiment, dessen Schicksale wir näher verfolgten, kommt als Würzburger Regiment noch das 9. Infanterie-Regiment in Betracht.

Durch die Bestimmungen des Reichstages zu Regensburg hatte Bayern 1803 alle pfälzischen Besitzungen jenseits und diesseits des Rheins verloren; als Ersatz bekam es einen großen Teil der süddeutschen Hochstifte; darunter Bamberg, Augsburg, Würzburg.

Am 29. März 1803 rückte das aus einem Bataillon bestehende rheinpfälzischen Infanterie-Regiment Graf v. Ysenburg in Bamberg ein und erhielt als 2. Bataillon das fürstbischöflich-bambergische Infanterie-Bataillon. Laut Armee-Befehl vom 17. März 1804 wurde dieses Regiment „Kurfürstlich 9. Linien-Regiment Graf v. Ysenburg" genannt.

Wir wollen in Nachstehendem die Tätigkeit des Regiments in den Feldzügen 1866 und 1870/71 verfolgen.

Nach den welterschütternden Napoleonischen Kriegen erfolgte um die Mitte des 19. Jahrhunderts die lange Friedensperiode. Immer mehr aber hatte sich der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich zugespitzt; er konnte nur durch das Schwert entschieden werden; die Zeit hatte den Mann hervorgebracht, der an die Lösung der Frage der Machtstellung in Deutschland mit Blut und Eisen schritt: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland kam zum Ausbruch. Bayern, seiner Bundespflicht getreu, trat auf Seite Österreichs.

Feldzug 1866.

Vom 10. Mai 1866 ab war das 9. Regiment auf mobilem Stand, eingeteilt bei der 8. Brigade der 4. Infanterie-Division; diese bezog ein Lager bei Schweinfurt, in welches das 2. Bataillon am 20., das 1. am 27. Mai einrückte; das 3. Bataillon war Besatzung in Veste Marienburg, das 4. in Bildung begriffen.

Das nächste Ziel der Bayern war die Vereinigung mit den Hannoveranern; hiezu rückte die 4. Division auf Fulda in 2 Kolonnen über Kissingen und Hammelburg vor; die 2 Bataillone des Regiments bei letzterer Kolonne; das 3. Bataillon kam am 22. Juni mit Bahn bis Gemünden, am 23. nach Zeitloß, wo nun das Regiment vereinigt war. Am 26. erhielt das Regiment Marschbefehl nach Neustadt a. Saale, das auch an diesem Tage erreicht wurde.

[1] Quellen: Feldzugsakten. Kl. Geschichte des 12. Infanterie-Regiments. Geschichte des 9. Infanterie-Regiments.

Nach glücklichen Nachrichten von den Hannoveranern begann am 29. der weitere Abmarsch gegen Norden. Das 1. und 2. Bataillon, später das 3. treffen am 29. noch in Meiningen ein; die ersteren 2 Bataillone bezogen Vorposten eine Stunde vor Meiningen, so daß das Regiment als Vorhut der Division zunächst am Feind war: 1. und 2. Bataillon bis Nieder-Schmalkaden vorgeschoben, 3. bei Wasungen beim Gros der Division.

Nach der unglücklichen Kapitulation der Hannoveraner bei Langensalza wurde der nordwärts gerichtete Marsch aufgegeben und die Vereinigung mit dem 8. Bundes-Armeekorps durch Seitenmarsch links angestrebt, den die 4. Division in ihrer jetzigen Aufstellung decken sollte.

In der Nacht vom 2./3. Juli fand bei Immelborn südöstlich Salzungen ein Gefecht gegen die Preußen statt, woran die 2. und $^1/_2$ 4. Schützen-Kompagnie beteiligt waren; es war eine nächtliche Erkundung, deren Zweck völlig erreicht wurde. Der Regiments-Kommandeur selbst, Oberst Aldoßer, rückte am 2. Juli $^1/_2$9 Uhr abends von Wernshausen ab über Alten-Breitungen nach Herren-Breitungen; beide Orte waren vom Feinde frei; in Alten-Breitungen erfuhr man, daß 7 preußische Husaren um $^1/_2$4 Uhr dagewesen seien; es wurde bis Grumbach vorgerückt; von hier aus wurden Biwakfeuer links von Barchfeld entdeckt, die auf stärkere feindliche Kräfte schließen ließen.

Der Oberst entschloß sich, keck auf die feindlichen Biwaks vorzurücken; in Barchfeld wurde in einem Hause das Licht bei unserem Anrücken ausgelöscht, was offenbar ein von den Preußen bei den Einwohnern erzwungenes Zeichen war, daher das Anzünden sogleich wieder befohlen wurde. Am Wegekreuz von Barchfeld und Immelborn wurde ein Zug Infanterie aufgestellt, der eine Barrikade gegen Immelborn vorbereitete; da fielen ein paar Schüsse am Ausgang gegen Immelborn auf 2 preußische Husaren; es wurde sofort nach Immelborn vorgerückt und ohne weiteres mit dem Bajonnet angegriffen; dann wurde wieder der Rückmarsch über Barchfeld auf Wernshausen angetreten. Oberst Aldoßer hatte einen Schuß in die Hand erhalten; verwundet wurden noch Oberleutnant de Ahna, Unterleutnant Freiherr v. Massenbach, Unterleutnant Fraundorfer und 9 Unteroffiziere. 3 Soldaten tot.

Der Zweck der Unternehmung, den Feind aufzusuchen und zu alarmieren, war erreicht und das Regiment hat mit diesem Gefecht die Feindseligkeiten auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes eröffnet.

Am 3. Juli besetzte das 3. Batallion Roßdorf und schob die 10. Kompagnie auf den westlich davon gelegenen Nebelberg vor; 6 Uhr abends traf das 2., 9 Uhr abends das 1. Bataillon ein.

Wie oben erwähnt, hatte sich die bayerische Armee zum Seitenmarsch links entschlossen; aber auch die preußische Mainarmee hatte nach dem Tage von Langensalza sich zum Rechtsabmarsch gegen Fulda und Frankfurt entschlossen. Es mußten daher die beiden dem gleichen Ziele auf zwei nicht sehr entfernt voneinander liegenden Linien zustrebenden Korps in baldige Berührung kommen; so kam es zum Zusammenstoß bei

Roßdorf am 4. Juli.

Am Morgen des 4. wurden die bayerischen Vorposten der in Wiesenthal ($^1/_2$ Stunde westlich Roßdorf) liegenden 2 Bataillone von preußischer Infanterie angegriffen und diese Bataillone allmählich zum Verlassen des Ortes genötigt. Zu ihrer Aufnahme war inzwischen die in Roßdorf liegende 8. InfanterieBrigade gegen Wiesenthal vorgerückt; die genannten 2 Bataillone vereinigten sich mit dieser Brigade.

Jetzt schlug plötzlich feindliches Artilleriefeuer in die Kolonne; nun wurde der Rückzug auf Roßdorf fortgesetzt, wo man 12 Uhr mittags eintraf. Der Divisions-Kommandeur General Hartmann war um $11^1/_2$ in Roßdorf eingetroffen und beschloß, dem Feinde die bis jetzt von ihm eroberte bewaldete Höhe zwischen Roßdorf und Wiesenthal wieder zu entreißen; die Lage wurde kritisch. „Reuner! Ihr müßt die Höhe wieder nehmen, vorwärts"! rief General Hartmann dem Bataillon des 9. Regiments zu. Er führte die Bataillone I. II./9, II. III./4, 6. Jäger-Bataillon unter strömendem Regen wieder gegen die Höhe vor. Aber vergeblich! Das starke feindliche Feuer brachte die Bataillone zum Schwanken; nun wurde mit den genannten Bataillonen zum zweitenmale vorgerückt, im 1. Treffen das 1. und 2. Bataillon 9. Regiment, im 2. das 3. Bataillon; die Preußen hatten aber schon bei Beginn dieser Vorwärtsbewegung den Nebelberg verlassen und waren, gedeckt durch eine westlich Wiesenthal aufgefahrene gezogene Batterie gegen diesen Ort, westlich zurückgegangen. Der Feind hatte seine Nachhut auf dem jenseitigen Plateau aufgestellt. In diesem Moment traf für das Regiment vom Ober-Kommando der Befehl zum Rückzug auf Oberkatza ein, wohin das Regiment in Biwak rückte. Auf dem Felde der Ehre waren gefallen 3 Offiziere, 14 Unteroffiziere und Soldaten; verwundet 3 Offiziere, 98 Unteroffiziere und Soldaten. Bei Oberkatza vereinigte sich die Division mit den 3 übrigen Divisionen, von denen auch die 3. an diesem Tage bei Zella in ein Gefecht verwickelt war.

Nunmehr beschloß Prinz Karl, die Armee an die Saale zurückzuführen; das Regiment kam am 6. Juli nach Nordheim und Stetten am 7. nach Roßrieth, am 8. nach Salz.

Das 3. Bataillon mußte zur Verstärkung der 3. Division nach Kissingen abgehen, wo es 12 Uhr nachts eintraf und am 10. Juli am Gefecht dort teilnahm.

Die preußische Armee hatte nach den Gefechten am 4. Juli anfänglich den Marsch über Fulda nach Frankfurt a. M. fortgesetzt. Später aber entschloß sich General Vogel von Falckenstein doch zum Vorstoß gegen die Saale, bog deshalb von Fulda links ab nach Brückenau und beorderte von dort, für den 10. Juli die Division Beyer gegen Hammelburg, die Division Goeben mit der Reserve-Division Manteuffel gegen Kissingen.

Gefecht bei Kissingen am 10. Juli.

Gegen die 3. bayerische Division, dem das 3. Bataillon des 9. Regiments zugeteilt war, trat die Division Goeben in das Gefecht.

Das Bataillon hatte zunächst Reserveſtellung auf dem Sinnberg nordöſtlich der Stadt. Gegen 11 Uhr vormittags mußte das Bataillon gegen den Kirchhof von Kiſſingen vorrücken.

Die 11. und 12. Kompagnie wurde bald in den Kurgarten vorgeſchickt und ſo blieben nur die 9. Kompagnie, die 10. Kompagnie und 1 Zug der 5. Schützen-Kompagnie — etwa 300 Mann — als Kirchhofbeſatzung übrig.

Hören wir den Gefechtsbericht des tapferen Führers Hauptmann v. Auſin: „In der Front war der Zug der 5. Schützen-Kompagnie, links die 9., rechts die 10. Kompagnie hinter der Mauer und in der Wohnung des Kirchners; heftiges Geſchützfeuer ging über Kiſſingen weg; ungeachtet des ſtarken Kleingewehrfeuers, das ſeitens der Preußen nach Räumung der Stadt durch die bayeriſchen Truppen und nachdem die Diviſion ihren Rückzug auf Winkels und Nüdlingen bereits angetreten hatte, von den nächſtgelegenen Häuſern, Gräben, Hecken ꝛc. auf den Kirchhof eröffnet wurde, hielt die ganze Mannſchaft mutig und tapfer aus. Erſt nachdem der Feind durch Überſchreiten der Saale auf dem linken Flügel bereits eine Umgehung ausgeführt hatte, der Rückzug ſonach im höchſten Grade gefährdet und ein Abſchneiden der diesſeitigen Abteilungen zu befürchten war, erteilte ich den Befehl zum Verlaſſen des Kirchhofs und zum Rückzug auf Nüdlingen, als auch die Munition auszugehen drohte. Da dieſer Rückzug nur durch das eine offen gebliebene Tor der Kirchhofmauer, das gegen die Nüdlinger Straße führt, möglich war, dieſe Straße aber im Feuer der feindlichen Artillerie ſowohl als auch der beim Antreten des Rückzuges maſſenweiſe aus ihren Verſtecken hervorſtürmenden preußiſchen Plänkler lag, ſo konnte er nicht ohne Verluſt betätigt werden. Der Rückzug erfolgte in Ordnung und unter Schutz einer Plänklerkette".

Den tapferen Verteidigern des Kirchhofs gebührt zweifellos das Verdienſt, die preußiſchen Truppen längere Zeit aufgehalten zu haben, wodurch die aus Kiſſingen weichenden Bayern Zeit gewannen, ſich zu ordnen und erneuten Widerſtand zu leiſten. Bei Winkels vereinigten ſich im Rückzug die Kompagnien des Bataillons, dieſer mußte aber bis Nüdlingen fortgeſetzt werden.

Inzwiſchen gingen die Preußen weiter Saaleaufwärts bei Friedrichshall und Hauſen über; nach einem 4 Uhr nachmittags erfolgten Gegenſtoß der 1. bayeriſchen Diviſion, wodurch Nüdlingen wieder in bayeriſchen Beſitz kam, machte aber auch der Feind einen Gegenangriff und nun wurde der endgültige Rückzug befohlen. Das 3. Bataillon des 9. Regiments hatte an Toten Hauptmann Thoma und 4 Mann, verwundet 29 Mann, vermißt Unterleutnant Höfel und 64 Mann.

An Beweiſen zähen Aushaltens, hingebender Treue und großer Tapferkeit fehlte es, wie wir ſehen, nicht!

Am 11. Juli rückte die ganze bayeriſche Armee zurück auf Schweinfurt und Haßfurt. Die 4. Diviſion deckte den Abmarſch bei Poppenhauſen und Örlenbach, unſer 1. Bataillon nahm hinter dieſem Ort Reserveſtellung und beſetzte mit der 1. und 2. Schützen-Kompagnie das Kirchhofholz. Dieſe beiden Kompagnien erreichte nicht mehr der Befehl zum Einrücken; ſie bemerkten auch nicht den Abzug der übrigen. Bald zeigten ſich feindliche Kolonnen, auch feindliche Artillerie

beschoß Örlenbach. Leutnant Geyer zeichnete sich hier aus, indem er mit Hilfe guter Büchsenschützen diese zum Abfahren zwang; leider wurde dieser tapfere Offizier im weiteren Rückzug abgeschnitten, auf 200 Schritt von feindlicher Übermacht umringt, und mit 47 Mann gefangen genommen. Diese 2 Schützen-Kompagnien hielten demnach das Vorgehen der Preußen erheblich auf und ermöglichten der 4. Division einen ungehinderten Abzug.

Das 1. Bataillon kam jetzt nach Überschreiten des Mains nach Schwebheim, das 2. mit der 3. und 4. Schützen-Kompagnie auf Vorposten vor Schweinfurt; der Rest biwakierte auf dem Marktplatz in dieser Stadt; das 3. nächtigte bei Hofheim.

Wider Erwarten folgten die Preußen nicht, sondern wandten sich in westlicher Richtung gegen das 8. Bundes-Armeekorps.

Die Bayern marschierten mit der ganzen Armee nach dieser neuen Richtung ab. So kam das 9. Regiment am 15. Juli nach Gaibach, am 16. nach Würzburg, am 17. alarmiert, rückte es noch nachmittags 5 Uhr nach Üttingen, am 18. nach Remlingen. Am 19. kamen 1. und 2. Bataillon nach Erlenbach, 3. nach Lengfurt, am 20. das 1. nach Oberndorf, 2. nach Steinmark, 3. nach Esselbach und Kretenbach.

Schon am 22. zeigten sich feindliche Husaren vor Esselbach; am 23. rückte das Regiment in das Divisions-Biwak nach Marktheidenfeld; am 24. rückte das 1. Bataillon in Biwak zwischen Remlingen und Homburg, 2. und 3. blieben in Marktheidenfeld.

Ohne Kampf wollte man über den Main nicht zurückgehen, vielmehr hatte man die Absicht, das Plateau von Waldbüttelbrunn zu halten.

Prinz Karl von Bayern beschloß daher, den gegnerischen Angriff hier in einer Stellung anzunehmen.

Die nötigen Befehle waren am frühen Morgen bereits in Ausfertigung begriffen, als von Roßbrunn herüberschallendes Artilleriefeuer den Beginn eines neuen Kampfes ankündigte.

Gegen 3.30 Uhr vormittags rückte die 7. Brigade auf den Kirchberg vor, der nördlich Üttingen liegt; vom 9. Regiment rückten die 3. und 4. Schützen-Kompagnie dorthin. So entspann sich das

Gefecht bei Üttingen am 26. Juli.

Die Kompagnien machten einen energischen Gegenangriff gegen die andrängenden Preußen, bis sie in der rechten Flanke ein heftiges Schnellfeuer von der Remlinger Straße her erhielten. Der Kirchberg ging verloren. Nun nahmen das 1. und 3. Bataillon Aufnahmestellung auf der Höhe nördlich Posthaus Roßbrunn; die 11. Kompagnie besetzte Roßbrunn; auch hier bedrängt, besetzte später das ganze 3. Bataillon das Posthaus; 9 Uhr vormittags wurde nun der Rückzug gegen Hettstadt eingeleitet.

Da das 8. Bundes-Armeekorps schon im Rückzug über den Main war, nachdem es an der Tauber so unglücklich gefochten hatte, blieb auch der bayerischen

Armee nichts anderes mehr übrig; nur bei Hettstädt kam es noch zu einem Kavallerie-Gefecht; bei Versbach stand das Regiment wieder vereint im Biwak.

Bei der Verteidigung der Veste Marienberg am 27. Juli war das Regiment auch noch beteiligt; Hauptmann Böheim starb hier noch den Heldentod; 3 Soldaten wurden verwundet. Oberleutnant Faulhaber unternahm mit $1^1/_2$ Zügen eine Erkundung, überschritt das Krumbachtal, erstieg den Hang des Nikolausberges, stellte den Rückzug der Preußen auf Höchberg fest und machte noch 5 Gefangene.

Die sprichwörtliche fränkische Treue und Tapferkeit bewährte sich auch in diesem Feldzuge und die Neuner dürfen mit Recht stolz auf die unglücklichen Tage des Jahres 1866 sein!

Nach dem Feldzug nahmen die 3 Bataillone wieder Garnison in Würzburg.

Feldzug 1870/71.

Nord und Süd fand sich einmütig in der Abwehr des uns aufgezwungenen Krieges zusammen!

Das Regiment erhielt Befehl sogleich zur Verstärkung der Truppen in der Pfalz abzugehen; das 1. und 2. Bataillon rückten am 22. Juli $^1/_2$1 Uhr nachts, das 3. Bataillon am 23. Juli um $3^3/_4$ Uhr morgens mit Bahn ab über Heidelberg nach Bergzabern, bezw. nach Hergersweiler. Am 3. August befand sich das Regiment in folgender Aufstellung: 1. Bataillon in Ober-Otterbach, 3. Kompagnie in Rechtenbach, 4. Kompagnie in Schweigen am rechten Flügel; das 2. Bataillon in Niederotterbach, am linken Flügel hatte Kapsweiler und den Windhof mit der 7. Kompagnie besetzt. Das 3. Bataillon war mit Ausnahme der 10. Kompagnie, die in Birkenhördt blieb, am 2. bei Bergzabern, dann auch in letzterem Ort.

So war die Stellung des Regiments am Tage vor Weißenburg.

Gefecht bei Weißenburg am 4. August.

Früh am Morgen war die 4. Division aus dem Biwak bei Bergzabern aufgebrochen. 1. und 2. Bataillon stunden Weißenburg gegenüber, das 3. hatte zur Deckung der rechten Flanke abzurücken; am Gefecht unmittelbar beteiligt war nur das 2. Bataillon, dessen offizieller Gefechtsbericht hier wiedergegeben sei: „Das Bataillon wurde zuerst befohlen, die Vorpostenstellung von Schaidt bis Windhof solange zu halten, bis es abberufen würde, dann, an das 5. preußische Korps anzuschließen; um 8 Uhr früh rückte es ab, um $9^1/_4$ stand es in der Gefechtslinie vor Weißenburg, eingeschoben zwischen linkem Flügel des 10. Jäger-Bataillons und rechtem Flügel eines Bataillons 14. Regiments auf 150 Schritt von den Mauern Weißenburgs. 5. und 8. Kompagnie waren voran in Plänklerlinie, 6. und 7. Kompagnie 500 Schritt rückwärts Reserve; von den Brustwehren kam lebhaftes Feuer; gegen 12 Uhr wurden die Plänkler verstärkt, um $12^1/_2$ verstummt das Feuer, das östliche Tor wurde durch Artillerie eingeschossen, um 1 Uhr Gefecht beendet, das Bataillon rückt in Weißenburg ein, um 3 Uhr in ein Biwak am Geisberg. Verlust war 1 Mann tot, 10 Mann verwundet. Das Verhalten war ausgezeichnet".

Vom 1. Bataillon marschierten 3. und 4. Kompagnie rechts ab gegen Ruine Guttenberg; später wandte sich das ganze Bataillon gegen Weißenburg.

Das 3. Bataillon traf gegen 12 Uhr vor dem Bitscher Tor ein. An Verlusten hatte das Regiment: 4 Mann tot, 20 verwundet. Entscheidenden Einfluß auszuüben, war dem Regiment nicht beschieden. Am 5. August wurde um 9 Uhr vormittags der Marsch auf Lembach fortgesetzt, das erst zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags erreicht wurde.

Im Laufe dieses Tages gewann man die Überzeugung, daß der Feind hinter die Sauer südwestlich zurückgegangen sei; die Fühlung aber wurde leider verloren.

Für den 6. war zunächst keine Aktion beabsichtigt; erst am 7. wollte man angreifen; die deutschen Armeekorps sollten nur näher an die Sauer herangezogen werden; eine Division des 2. bayerischen Armeekorps sollte gegen die linke Flanke des Feindes vorrücken, der Rest gegen Bitsch stehen bleiben, wenn bei Wörth Geschützfeuer hörbar wurde; dies war auch der Fall und so sehen wir das Regiment einer Schlacht entgegengehen, an der es ehrenvollsten Anteil nahm.

Schlacht bei Wörth am 6. August.

Die 4. Division setzte sich in Bewegung von Lembach auf Mattstall; das 9. Regiment war in der Avantgarde, die schon 3.30 Uhr früh bei Lembach zum Abmarsch bereit stand; nordöstlich Langensulzbach wurde in Bereitschaftstellung aufmarschiert. Da nun Kanonendonner weiter südlich Wörth hörbar wurde, rückte die 4. Division befehlsgemäß weiter auf Fröschweiler vor.

8 Uhr vormittags trat das Regiment aus der Bereitschaftstellung an gegen den südwestlich Langensulzbach gelegenen Wald, um das schon vorne befindliche 6. Jäger-Bataillion zu verstärken. Am Südwestrand des Waldes angelangt, löste sich das Regiment bald ganz in Plänklerlinie auf zu einem lebhaften Feuergefecht gegen einen nur 400 Schritt weit entfernten Feind. Feindliche Mitrailleusen wurden gegen 10 Uhr durch einen halben Zug guter Schützen unter Leutnant Dütsch zum Abfahren gezwungen; ohne Verstärkung war aber jeder Erfolg aussichtslos; endlich gegen 10 Uhr trat am linken Flügel das 3. Bataillon des 14. Regiments in das Gefecht. 10.30 Uhr kam Befehl zum Abbrechen des Gefechts, was infolge der großen Auflösung in dem Waldgelände ungemein schwierig war. Einzelne Teile erhielten den Befehl überhaupt nicht und kämpften so noch bis 2 Uhr in vorderster Linie; der Rest sammelte hinter Langensulzbach.

Zweifellos hat das Regiment den schließlichen glänzenden Erfolg durch zähes Aushalten in verlustreichem Feuergefecht vorbereitet. Um 5 Uhr nachmittags langte es, nachdem es bei Langensulzbach mühsam gesammelt war, im Biwak bei Lembach an.

Es ließ auf dem Felde der Ehre 6 Offiziere tot, 7 verwundet; Unteroffiziere und Mannschaften 21 tot, 224 verwundet, 46 vermißt.

Aber ein herrlicher Sieg, Schulter an Schulter mit preußischen Truppen war erfochten.

Am 7. August biwakierte die 4. Division bei Niederbronn; am 8. wurde der Vormarsch gegen die Saar fortgesetzt. Am 11. August kam das Regiment zum erstenmal seit langer Zeit unter Dach nach Riemsdorf; am 14. nahm das Regiment im Verbande der 7. Brigade die kleine Festung Marsal ein, am 15. wurde der Vormarsch auf Nancy fortgesetzt, am 16. hier eingezogen.

Während es nun den übrigen Teilen der 4. Division vergönnt war, an dem entscheidenden Erfolge bei Sedan teilzunehmen, lag das Regiment mit dem 1. und 2. Bataillon vom 18. bis 28. August vor Toul, während das 3. in Nancy blieb.

Als die letzte große französische Armee bei Sedan geschlagen war, stand der Weg nach Paris offen; auch das Regiment schloß sich jetzt diesem Vormarsch über Bar le Duc an. Erst bei Vouzias erreichte man wieder Fühlung mit dem 2. Armeekorps; in der Nähe des Lagers von Chalons traf das Regiment mit seiner 7. Brigade zusammen, und nun ging es direkt auf Paris los über Vertus —Sezanne—Corbeil.

Am 19. September rückte das Regiment in seine Stellung vor Paris.

Einschließung und Belagerung von Paris vom 19. September 1870 bis 29. Januar 1871.

Das bayerische 2. Armeekorps, speziell die 4. Division, erhielt den Auftrag, südlich von Paris an der Straße von Orléans einzuschließen. Der Befehl für die 7. Brigade für 19. September lautete: „Die Brigade steht $5^1/_2$ früh östlich von Saulx an der Straße nach Longjumeau in Bereitschafts-Stellung".

Vom Korps hatte sie Weisung erhalten, gegen Pont d'Antony zu marschieren.

Gefechte bei Petit-Bicêtre und Chatillon am 19. September.

Während die 4. Division auf der großen Straße von Longjumeau nach Croix de Bernis vorrückte, marschierte die 3. Division westlich davon vor; da es hier zu Kämpfen bei Petit-Bicêtre und Sceaux mit der 3. Division kam, mußte auch die 4. Division weiter vor und so rückte die 7. Brigade von Croix de Bernis gegen Bourg la Reine.

Der Erfolg des 19. für die 7. Brigade war der Gewinn der Linie Bagneux —Bourg la Reine; außerdem hatte sie weiter östlich bei l'Hay Verbindung mit dem 6. preußischen Armeekorps hergestellt.

Vom 20. September ab kann die Einschließung von Paris als vollendet gelten; die 7. Brigade behielt befehlsgemäß Bourg la Reine, Croix de Bernies und Pont d'Antony besetzt und schob 1 Bataillon auf Vorposten nach Bagneux, 1 Bataillon an das Nordende von Bourg la Reine; am 21. schien es, daß die Franzosen die Schanze bei Villejuif, die Beobachtungsposten von uns inne hatten, besetzen wollten; es wurde eine Erkundung angeordnet. Hauptmann Schmidt ging mit der 5. Kompagnie vor. Feldwebel Mohr, der sich mit 6 Mann freiwillig meldete, stellte unter feindlichem Feuer fest, daß die Schanze unbesetzt sei; sie ging aber wieder in französischen Besitz über.

Unter stetem Wechsel zwischen Vorposten, Vorpostenreserve und Ruhestellung ging der September zur Neige; da versuchten die Franzosen, ob der eiserne Ring, der sie im Süden umschloß, durchbrochen werde könnte, in der Hoffnung, dem von Orléans her erwarteten Entsatz-Versuch die Hand bieten zu können.

Am 29. stand das 1. Bataillon auf Vorposten; es war schon dunkel, kein Laut hörbar, da leuchtet von Montronge her elektrisches Licht, Tageshelle verbreitend; eben ist die Ablösung von Unterleutnant Wirth der 1. Kompagnie unterwegs, da donnert's vom Fort, eine Granate verwundet aus nächster Nähe den Führer. „Hebt mich auf, der Spitter scheint meiner Wade bös mitgespielt zu haben"! ruft Wirth. Er übernahm aber, verbunden, das Kommando des Bièvre-Pikets. Stunden vergingen; da meldete der Posten, daß Haufen von Franzosen von Cachan her vorrückten; kaum 25 Schritt konnte man sehen; „legt an — Feuer!" kommandiert Wirth, dann sinkt er zum 2. mal getroffen nieder. Leutnant Feuerlein vom Piket an der Straße am Bahneinschnitt schickt 3 Salven hinüber und die Franzosen verschwinden bald wieder.

Im Oktober mehrten sich die Unternehmungen der Franzosen. Am 7. Oktober hatte das 1. Bataillon Vorposten, am Morgen des 9. rückten die ersten schweren Belagerungsgeschütze ein, mit Jubel begrüßt. Am 10. um 1 Uhr nachmittags erfolgte ein heftiger feindlicher Angriff auf Bourg la Reine, den das 1. Bataillon aufhielt. Die Versuche die Posten wieder auf die früheren Plätze am Eisenbahneinschnitt vorzuschieben, mißlangen. Man mußte sich begnügen, die Toten und Verwundeten hereinzuschaffen. Sergeant Schwab trug trotz großer Gefahr verwundete Kameraden zurück, ebenso die Soldaten Herrlein und Oster. Das Eiserne Kreuz war ihr verdienter Lohn.

Um diese Zeit begann der Feind in der Gegend von Orléans immer stärkere Kräfte zu sammeln, so daß das 1. bayerische Armee-Korps mit der 22. preußischen Division unter v. d. Tann ihm entgegengehen mußte. In Paris hatte man von diesem Abmarsch deutscher Kräfte erfahren und so beschloß Trochu, der Gouverneur von Paris, die seiner Ansicht nach geschwächten Truppen bei Bagneux und Chatillon anzugreifen.

Gefecht von Bagneux am 13. Oktober.

Gegen 8 Uhr wurden größere Ansammlungen des Feindes hinter Cachan und der Schanze von Villejuif von dem Vorposten beobachtet; unser 1. Bataillon stand bei Bourg la Reine auf Vorposten, das 2. in Reserve. Gegen diese Stellung wandten sich 2 Bataillone auf der Straße und weitere Kräfte gegen das Bièvre-Piket. Ein frontaler Angriff des Gegners scheiterte völlig an der Tapferkeit der 3. Kompagnie; nun versuchte der Feind, durch Rechtsschwenkung Richtung auf Bagneux zu nehmen. Das Piket am Bahneinschnitt und das westlich von ihm stehende konnte nur mühsam eine Zeitlang den ungestümmen Angriff aushalten; schließlich mußten sie die Stellung räumen; nur 3 Tapfere hielten in dieser aus: die Soldaten Oster, Ecker, Karl; mit berechtigtem Stolz trugen sie später hiefür das Eiserne Kreuz!

So gelang dem Feinde nirgends ein Durchbruch. Vom Gelände begünstigt, verlor das Bataillon nur 1 Toten, 8 Verwundete; das 3. Bataillon war unbeteiligt in Bereitschaft hinter Croix de Bernis.

Die Beschießung von Bourg la Reine dauerte ungeschwächt fort. In der Nacht vom 21./22. November erfolgte $2^1/_2$ Uhr früh wieder ein französischer Vorstoß; eine Granate traf die nördliche Barrikade von Bourg la Reine; ein heftiges Chassepotfeuer folgte; die 9. Kompagnie besetzte jetzt die Gartenmauer am Eingang; bald wurde der Kompagniechef Hauptmann Macher durch ein Chassepot-Geschoß tödlich verwundet.

Gefecht bei L'Hay am 29. November.

Am 28. November abends kam das 1. Bataillon in Chatillon, das 2. in Bourg la Reine auf Vorposten, das 3. rückte in Pont d'Antony ein. Um 6 Uhr abends griffen feindliche Kolonnen in Stärke einer Division l'Hay an und nahmen den Ort. $7^1/_2$ Uhr stürmten 3 französische Kompagnien von L'Hay her gegen das Bièvre-Piket, aber unsere Feldwachen hielten tapfer Stand; der Angriff war ohne Erfolg. Um 10 Uhr waren die Franzosen hinter ihre Verschanzungen zurückgeworfen; den tapferen Führer des Bièvre-Pikets Leutnant Mörschel schmückte bald das Eiserne Kreuz.

Endlich mit Beginn des neuen Jahres, am 3. Januar, konnte man den Franzosen mit gleicher Münze heimzahlen. $8^1/_4$ Uhr früh fiel der erste Schuß aus der Batterie der Bayernschanze. Das Forts Issy und Vanvis wurden bald zum Schweigen gebracht; nur Fort Montrouge und Schanze Villejuif ließen sich noch zeitweise vernehmen; man wartete jetzt in Ruhe ab, was der Feind tue, zumal die Lebensmittel in Paris nach übereinstimmten Nachrichten auf die Neige gingen. Und jetzt fiel ein weltgeschichtliches Ereignis in diese Tage. Am 18. Januar erfolgte die Proklamation des neuen Kaiserreiches.

Wohl donnerten auch noch am 18. Januar vor Paris die Kanonen auf beiden Seiten fort, oft schien es sogar, als wolle der Kampf mit verjüngter Kraft wieder aufleben, aber dennoch stand Alles unter dem Eindruck, das Ende der Belagerung sei nahe und die Tage des Widerstandes gezählt. Die Friedenshoffnung zog wie Frühlingsahnen in die Herzen der Kämpfer ein.

Am 26. Januar 1871 wurden die Feindseligkeiten eingestellt, am 29. Januar wehten auf Fort Montrouge die bayerischen Fahnen. Leider befand sich das 9. Infanterieregiment nicht unter den Truppen, denen der Einzug in Paris vergönnt war.

Am 10. März sammelte sich die 4. Division bei Fresnes les Rungis, um den Rückmarsch in die Heimat anzutreten.

Am 5. Juli erfolgte der feierliche Einzug in Würzburg nach fast einjähriger Abwesenheit. Überaus herzlich war der Empfang der Bürgerschaft.

An Verlusten hatte das Regiment zu beklagen:

Tot:	8	Offiziere	6	Unteroffiziere	32	Mann
Verwundet:	8	„	27	„	279	„
Vermißt:	—	„	—	„	22	„
Gestorben an Krankheiten:	—	„	6	„	92	„
Summa:	16	Offiziere	37	Unteroffiziere	425	Mann.

So sehen wir, daß auch nach den welterschütternden Kriegen am Anfang des 19. Jahrhunderts im Laufe dieses Jahrhunderts die Franken überall den Ruf altbewährter Tapferkeit vollauf gerechtfertigt haben!

Johann Heinrich Witschel und Johann Konrad Grübel.

Von
A. Kaeppel, Nürnberg.

Nicht umsonst fühlt sich der Nürnberger Bürger als Nachgeborenen der Meistersinger des Mittelalters, denn von ihnen bis auf unsere Zeit knüpft sich eine Reihe gleichgesinnter, gleichbegabter Männer. Ich nenne sie nicht Dichter. — Auch unter den Meistersängern waren nur wenige Dichter. — Aber doch hat der holden Muse Hauch auch ihre Stirne berührt. Sie haben nicht dem Volke Lieder geschenkt, ihr Lied war ihnen Lohn der reichlich lohnet. Kurz die Dichtkunst hat sich Nürnberg nie ganz entfremdet von der Meistersängerzeit bis heut. Vielmehr ist sie, seitdem der Schuhmacher poetisierte, bei manchem ehrsamen Handwerker des Abends eingekehrt und hat ihm die Stunden der Ruhe schön und ergötzlich gestaltet.

Selten hat sie in Nürnberg klassisches Gewand getragen. Mit grobem Arbeitskittel war sie angetan, trug Erdgeruch an sich. Wenn es aber hoch hergehen sollte, dann hat sie den steifen Bratenrock angezogen.

Einmal aber hat sie sich in Nürnberg ein eigen Gewand geschaffen, ganz entsprechend ihrer Art. Das war damals als sich die Volksdichtung regte. In ganz Deutschland hob es an zu singen. Und die Dichter waren nicht die Herren mit den berühmten Locken. Aus der Tiefe der Volksseele drang sie heraus, die Dialektdichtung. In Oberösterreich hob an Lindermeyer, in Oberschwaben sang Sebastian Seiler, alemannische Sprache klang aus Hebels Munde. In den

Mauern Nürnbergs aber war es Johann Konrad Grübel, der unabhängig von den andern zum erstenmale im Dialekte zu den Nürnbergern in gebundener Rede sprach.

Neben ihn tritt, weniger bekannt als Dichter, mehr als Verfasser frommer Gebete, der Morgen- und Abendopfer, Johann Heinrich Wilhelm Witschel, Dekan und Pfarrer zu Kattenhochstadt, bei Weißenburg i. B.

Über das Verhältnis beider, Grübels und Witschels, möchte ich auf Grund bisher unbekannten Materials[1]) einiges bringen. Es handelt sich dabei um die Frage: Was hat Witschel zur dichterischen Entwicklung Grübels beigetragen?

Zunächst einige biographische Notizen.

Johann Konrad Grübel — im Taufregister Griebel — ist der erste Sohn von elf Kindern des Stadtflaschners und Harnischmachers Johann — im Taufregister von St. Sebald: Jonas — Paulus Grübel und seiner Ehefrau Magdalena, geb. Rümlein, Jägerstochter aus Roth a. S. Er wurde geboren am 3. Juni 1736. Nach Besuch der Volksschule trat er bei seinem Vater in die Lehre. Zugleich besuchte er, um in seinem Berufe Tüchtiges leisten zu können, die mit der Nürnberger Akademie verbundene Zeichenschule. 1753, Ostern, wurde er Geselle, 1761 Meister. 1773 verheiratete er sich mit der Tochter des Meßners bei St. Sebald, Anna Maria Giebel, 1774 oder 1775 wurde er Stadtflaschner. Seit dem Jahre 1790 trat er als mundartlicher Dichter hervor. 1798 erschien das erste Bändchen seiner Gedichte. Goethe entging die neue Erscheinung nicht. Schon am 11. Dezember 1798 entwarf er eine Besprechung der Gedichte. Am 23. Dezember erschien sie in der Allgemeinen Zeitung. Und nun war Grübel in ganz Deutschland bekannt. In Nürnberg ist er heute noch nicht vergessen.

Grübels äußere Lebensverhältnisse sind absolut nicht glänzend gewesen. Gegen Ende seines Lebens geriet er sogar in Not. Doch haben sich Freunde seiner in Liebe angenommen. Am 8. März 1809 ist er gestorben und wurde ehrenvoll begraben.

Johann Heinrich Wilhelm Witschel war der Sohn des Pfarrers Gustav Johann Jakob Witschel zu Henfenfeld, später Dekan zu Gräfenberg und seiner Ehefrau Hedwig Charlotte, geborenen Heller. Er wurde geboren zu Henfenfeld am 9. Mai 1769. Nachdem ihn sein Vater zuhause vorbereitet hatte, kam er 1783 in die Lorenzer Schule zu Nürnberg, 1788—1793 besuchte er die Universität Altdorf, hörte bei Gabler und Jäger und wurde 1793 als Kandidat der Theologie in den Nürnberger Kandidatenkreis aufgenommen. 1794 wurde er Mittagprediger an der Dominikanerkirche, 1801 Pfarrer in Igensdorf bei Gräfenberg. Dort

[1]) „Einige Notizen" über Grübel von Osterhausen gesammelt.

Brief Osterhausens an Witschel vom 14. April 1835.

Beide stammen aus dem Nachlaß Witschels und sind im Besitz des Verfassers.

Notiz Osterhausens auf einem Zettel. Befindet sich unter den Grübeliana des germanischen Museums in Nürnberg.

Dr. med. Osterhausen, Arzt in Nürnberg, geboren zu Artelshofen am 8. März 1765, gestorben zu Nürnberg am 2. November 1839.

verheiratete er sich mit der Tochter des seckendorfischen Amtsvogts zu Unterzenn, mit Anna Margareta Caroline Thomasius. 1815 wurde er als Nachfolger seines Vaters Dekan und Stadtpfarrer zu Gräfenberg. 1819 wählte ihn das Vertrauen seiner Amtsbrüder in den Landtag. Im selben Jahre wurde er Pfarrer in Kattenhochstadt bei Weißenburg in B. Am 24. April 1847 ist er kinderlos gestorben.

Seit 1796 kennt man Witschel als Dichter. Und nun wird Witschel Haus- und Hofdichter der Nürnberger Familien. In Mengen entströmen Hochzeitsgedichte seiner Feder. In weiteren Kreisen gewinnt er Ansehen durch seine Morgen- und Abendopfer, erschienen 1806, die es bis 1847 auf elf Auflagen brachten, und durch seine Bändchen Gedichte: „Etwas zur Aufheiterung in Versen", die das Lied enthalten „Ja ich bin zufrieden".

Welche Verdienste hat sich nun Witschel um Grübel erworben? Wie Grübel Dichter wurde, erzählt uns außerordentlich liebenswürdig, wenn auch das Bewußtsein, Dichterkollege zu sein, ihm dichterische Freiheit gewährte, Witschel, der Kattenhochstädter Dekan in der kurzen Biographie Grübels, die den sämtlichen Werken Grübels vorangestellt ist. Was er da erzählt, stützt sich auf folgenden Bericht Osterhausens: „Das erste von Grübel verfertigte Gedicht war, wie ich schon mündlich des Näheren darüber mitgetheilt habe: „Schlimm mei Mutterla schlimm". Grübel war damals Geselle und mochte 21 bis 22 Jahre alt gewesen seyn. Denn 1736 wurde er geboren und die Schlacht bei Roßbach wurde 1757 geliefert. Da schon ein anderes Lied ähnlichen Inhalts vorhanden war, welches ihm ansprach, aber nicht mehr vorhanden ist; so läßt sich nicht bestimmen, ob dieses Lied ganz von ihm oder nur eine Verbesserung des älteren ist. Wenigstens muß das Versmas das nämliche gewesen seyn, weil seine Kameraden, denen er das seinige mitgetheilt hatte, es nach der schon vorhandenen Melodie singen konnten. Er verschwieg ihnen jedoch, daß es von ihm gedichtet worden sey, sondern sagte ihnen: er habe ein anderes Lied erhalten und dieses neue erhielt sogleich allgemeinen Beifall und wurde anstatt des älteren gesungen.

Es machte ihm auch nicht wenig Freude, wenn er es von vor seinem Hause vorbeigehenden Burschen, wenn er Abends noch aus seinem Schlafkämmerlein herabschaute, hörte. Alles dies habe ich von ihm selbst. Das Gedicht liegt in doppelter Abschrift bei. Die Varianten, welche in beiden Abschriften sind, magst Du selbst prüfen und ein Ganzes daraus herstellen" [1]).

Über das erste im Druck erschienene Gedicht Grübels berichtet Osterhausen „Das erste von ihm im Druck erschienene Gedicht war „Der Steg", welches ohne sein Wissen gedruckt und verkauft worden ist. Er erhielt erst Kenntnis davon, als es schon im Publikum war. Er kam nämlich — seine eigene Erzählung — zu dem verstorbenen Senator Geuder in Angelegenheiten seiner Profession. Auf

[1]) Oben erwähnte Abschriften sind wahrscheinlich die in der Nürnberger Stadtbibliothek aufbewahrten. Sie sind unter den von Dr. Merkel geschenkten Grübeliana. Cent. V App. 33dd. Die von Witschel hergestellte dritte Variante ist in meinem Besitz. Eine vierte befindet sich noch in Grübels sämtlichen Werken bei Heerdegen-Barbeck, 7. Aufl.

der Stiege kam ihm der Sohn desselben entgegen und begrüßte ihn: Brouder, wou bist du denn g'steckt? Grübel fragte verwundert: Woher er dies wüßte und nun gab ihm der Knabe das gedruckte Exemplar, worüber er in nicht geringe Verlegenheit kam. Den Gewinn davon bezog der Verkäufer. Grübel ging leer aus. Das zweite von Grübel gedruckte Gedicht ist das Kränzlein, dessen Geschichte dir bekannt ist. Zwei- bis dreimal ging er mit dem Manuskript nach der Zimmer'schen Druckerei, hatte schon einmal die Klingel in der Hand, und kehrte jedesmal schüchtern wieder heim, bis er sich endlich den Mut faßte, es der Druckerei zu übergeben."

So ist Grübel Dichter geworden. Was hat aber Witschel dabei zu tun? Ich stelle, um der Frage weiter auf den Grund zu gehen, neben vorstehenden Bericht einen Auszug aus einem Brief Osterhausens am Witschel vom 14. April 1805.

„Alter Herzensfreund! . . . Die längst ersehnte, besonders von Campe längst ersehnte Biographien unseres guten Grübels ist nun endlich angekommen und mir mitgeteilt worden. Ich habe dein schönes Geisteswerk . . . Du hast mich aufgefordert, davon wegzuschneiden und zuzusetzen, was ich für gut finde . . . Wegzustreichen wüßte ich Nichts, aber hinzufügen noch mancherlei. Grübels äußeres Leben hast Du kurz aber vollständig geschildert, aber an der Schilderung seines innerlichen Lebens glaubte ich manches zu vermissen, was ich jedoch ganz unmaßgeblich und bloß nach meiner Ansicht hier bemerken will. Wie Grübel Volksdichter geworden ist, hast Du auf eine höchst interessante Weise erzählt; aber wie er sein Talent durch eigenes Studium und durch den Umgang mit gebildeten Männern ausgebildet hat, hätte doch mit einigen Pinselstrichen bemerkbar gemacht werden sollen. Den Mann, der das Mehrste, wo nicht alles, zur Ausbildung dieses Talentes beigetragen hat, der es vielleicht nicht einmal weiß oder wissen will, den Du freilich nicht nennen konntest, den ich aber, falls ich noch eine Ilias post Homerum schreiben sollte — wovon weiter unten — der Welt, wenigstens der nürnberger Welt nennen werde, das bist Du! Durch Deinen Umgang, Deinen Beirath, Deinen Beifall usw. hat sich Grübel sicher am mehrsten ausgebildet; dies glaube ich, das glauben die Mehrsten, die Eure Verhältnisse gekannt haben".

Als drittes Stück bringe ich eine weitere Notiz Osterhausens aus den Grübeliana des Germanischen Museums in Nürnberg. Sie findet sich auf einem Zettel und lautet: „Versuchte die Versmachung in Briefen, die er an seine guten Freunde schrieb, welche ihm in der nämlichen Manier manchmal antworteten. Brachte geschehene Dinge in Versen zu Papier und las sie seinen Freunden in Erholungsstunden vor. Wurde deshalb schon damals als Anfänger der Dichtkraft dringend aufgefordert, eine . . . Erzählung in Versen und in nürnberger Mundart geschrieben, dem Druck zu übergeben und sie allgemein bekannt zu machen, die er bei Gelegenheit einer Illumination bei der Krönungsfeier Kaiser Leopold II. verfertigte.

Wir haben hier drei Berichte über die Entwicklung Grübels zum Volksdichter. Der erste sagt: Grübel habe sich im Jahre 1790 als Dichter entdeckt. Der zweite stellt fest, daß Witschel fast alles zur Ausbildung des Grübel'schen

Talentes beigetragen habe. Der dritte schiebt die Anfänge der Grübel'schen Muse weiter zurück, etwa noch in die Mannesjahre.

Beginnen wir mit der Kritik des dritten Berichtes. Darnach hat Grübel schon vor dem 4. Oktober 1790, dem Beginn der Feierlichkeiten aus Anlaß der Krönung Leopolds II. an Freunde Verse geschickt, ja, er war als Anfänger in der Dichtkunst bekannt, wenigstens unter seinen Freunden. Sowenig aber ein Student, der als Fuchs Kneipzeitungen in gebundener Rede zu fertigen gezwungen war, sagen kann, er habe damals gedichtet und sei seitdem poeta laureatus, sowenig hat der alte Grübel behauptet, und mit ihm Osterhausen, daß schon der Grübel von 1770 oder 1780 Dichter gewesen sei und so richtig hat er geschrieben — warum sollte er lügen? — (Bd. VI p. 170 sämtl. Werke.) Der Herr ist ja Dichter,

Und selben Poet;
Dös is Er g'wieß wur'n
Wöi i ah su spöt?
Denn daumaul (als er noch mit Mägdleins karessierte) Dau hob i Nix phäiert dervoh[1]).

Der dritte Bericht läßt sich also wohl mit dem ersten in Übereinstimmung bringen. Schwieriger scheint die Sachlage, wenn man den Brief Osterhausens mit den beiden übrigen Berichten vergleicht; denn hier hören wir — und das ist das Neue — von einem nicht geringen Einfluß Witschels auf Grübel.

So überschwänglich Osterhausen tun kann, seine Behauptung, Witschel habe das Mehrste dazu getan, wo nicht alles, Grübel zu dem zu machen, der er wurde, können wir nicht ohne Weiteres ad acta legen. Es ist keine Phrase, die der romantische Freund dem Freunde als Weihrauch streut. Hat er ja vor, der Mitwelt, wenigstens soweit sie in Nürnberg lebt, die nicht gänzlich unbekannte Neuigkeit von Grübel und Witschel zu künden, eine Neuigkeit, die Grübel sebst mehrmals in seinen Gedichten andeutet. Bd. I. p. 123.

I hob doch Manches scho vurher
Oft manchn' gescheite Moh,
Der doch a weng no gscheiter is
Und meih'r wiss'n koh,
Vürg'lös'n und hob g'haiert nau,
Su wos er drüber sagt.

Ferner Bd I. p. 128.

Hobs manch'n gscheit'n Moh
Ah wider g'lös'n vür;
Wenn döi wos sinna droh,
Sie sog'ns scho zu mir. u. a. a. O.

Was hat also Witschel für Grübel getan?

Nachdem er die Lorenzer Schule verlassen und die Universität Altdorf bezogen, hat Witschel seine Beziehungen zu Nürnberg nicht abgebrochen. Vielmehr trat er schon als Student dem pegnesischen Blumenorden nahe, war ferner von 1794—1801 Mittagprediger an der Domikanerkirche und ist überdies Mitglied

[1]) Benützt wurden Grübels sämtliche Werke, neu herausgegeben von Dr. Georg Karl Frommann Nürnberg bei J. Ludw. Schaudt 1857.

der Freimaurerloge zu den 3 Pfeilen gewesen. Schon als Student war Witschel als Gelegenheitsdichter hervorgetreten, 1796 hat er am Pantheon für Damen mitgearbeitet, den Hermolaus herausgegeben, 1798 ein größeres Gedicht: „Die Nacht am Rhein".

War Grübel wirklich so schüchtern wie er geschildert wird — warum sollte man es nicht glauben? — so lag es ihm nahe, sich an jemand zu wenden als er Gedichte herausgeben wollte und zwar an einen, dem er Urteilsfähigkeit zutraute. Ich halte dafür, daß sich Grübel damals an Witschel wandte. Das mag Osterhausen im Sinne haben, wenn er von Witschels Verdiensten um Grübel spricht. Witschel hat Grübel „Beifall" geschenkt, d. h. er ermunterte ihn zur Herausgabe seiner Gedichte. Als sie schon ihren Weg angetreten hatten, als sie schon überall Beifall gefunden hatten, war Witschels Beifall nicht mehr nötig. Wertvoll aber war er vorher. Die beiden Ausdrücke „Beirath" nnd zur „Ausbildung dieses Talentes beitragen" dürften im Wesentlichen identisch sein. Darnach hat Witschel Grübels Gedichte durchgesehen, die Verse geglättet. Er hat ihn wohl auch mit den Gesetzen der Metrik vertraut gemacht. Eine Durchsicht der Manuskripte Grübels bestätigt meine Behauptungen teilweise. In den Manuskripten zu Grübels Gedichten, die sich im germanischen Museum befinden, findet man häufige Änderungen und Streichungen. Dieselben stammen größtenteils von der Hand Osterhausens. Doch glaube ich nicht, daß Osterhausen alle diese Korrekturen auf eigene Faust vorgenommen hat. Band 2 der Manuskripte befindet sich noch in einem Umschlag, der von Witschels Hand beschrieben ist. Also hat Osterhausen sich mit Witschel beraten und dann erst geändert. Bei einem der Gedichte „Die Auktion" Band IV. p. 289 hat Witschel eigenhändig geändert, z. B. Vers 17 „Horch! dös kaf'n mir zwou gewander" in „mitnander". Wie tief solche Änderungen hie und da eingreifen, zeigt das Gedicht: „Der Reiter", dessen Manuskript mir aus Witschels Nachlaß vorliegt. Hier bessert die Korrektur nicht nur an einzelnen Verszeilen, sie fördert auch das „Hinschreiten zu der letzten Pointe". (Goethe über Grübel Bd. I. p. XVII.) Wenn man je 4 Verszeilen im Anschluß an das Manuskript als eine Strophe bezeichnet, so ist ursprünglich zwischen Strophe 18 und 19 eine weniger gelungene Strophe eingeschoben, die den Witz des Ganzen erschlägt. In der gegenwärtigen Fassung währt und steigert sich die Spannung von Strophe 17 bis Strophe 20. Die ursprüngliche Fassung läßt die Pointe schon gleich nach Strophe 18 nur allzukräftig riechen. Ich erspare sie dem geneigten Leser.

Witschel hat Grübel auch in der Auswahl seiner Stoffe beeinflußt. Niemand kann, am wenigsten ein Talent, das in den festgefügten Ordnungen des damaligen Handwerkerstandes lebte, niemand kann sich dem Einfluß seiner Umgebung entziehen. So waren auch Grübel bestimmte Stoffe zur dichterischen Behandlung gegeben. Grübel knüpfte an Bekanntes an. In Nürnberg bestand die Sitte, gereimte Neujahrswünsche drucken zu lassen. Der städtische Spruchsprecher Wilhelm Weber † 1661 führte diese Sitte ein. Gleich im 1. Band der Gedichte Grübels finden wir denn auch 5 Neujahrsgespräche.

Seit dem 16. Jahrhundert bestand die Sitte, sich bei allen möglichen Gelegenheiten Gedichte zuzusenden und Ereignisse von größter und geringster Tragweite in Versen zu beschreiben. Grübel knüpft wieder an Gewohntes an, wenn er den „Steg" dichtet oder das „Kränzlein" oder die Geschichten vom Bauer und dem Doktor oder vom Schinderhannes.

Fern jedoch mußte Grübel alles liegen, was romantischen Einfluß zeigt und „was man satirisch nennt". (Goethe.) Goethe hat das mit scharfem Blick herausgefunden, ohne zu wissen, woher diese — manchmal hat man die Empfindung — Kuckuckseier kommen. In der Kritik der Gedichte Grübels, die sämtlichen Werken Grübels vorgedruckt ist, sagt er: . . . „daß ein so grad sehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihn vornehmen, einen richtigen Blick haben und manchmal geneigt sein möchte, diese und jene Verirrung zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähere, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handlungsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent".

Ich bin der Meinung, daß der Umgang mit Witschel, vielleicht auch dessen Anregung, Grübel zur Wahl solcher Stoffe, deren Behandlung Goethe nicht ansprachen, veranlaßt hat. Etwas nachzuweisen ist hier freilich nur schwer. Und ein Vergleich solcher Gedichte mit den Gedichten Witschels läßt keine sicheren Schlüsse zu. Es sei sei aber doch darauf hingewiesen, daß z. B. Gedichte wie: „Grabschrift einer Frau" und „Grabschrift eines Mannes" Band II. p. 240 kaum anders als unter dem Einfluß Witschels entstanden sein können. So hat auch Witschel einst seinen guten Freunden Lindner, Weber, Brand und andere mehr, dieweil sie noch lebten, Grabschriften gesetzt[1]). Oder „Amor's Schloß" Band V. p. 8 ist von Witschel. Grübel hat es p. 9 parodiert. Das Gedicht Grübels „an meine Zither" Band I. p. 36 erinnert in seiner Stimmung stark an Witschel „Finale an meine Harfe" Dichtungen 1798 p. 242. Die Beispiele ließen sich leicht mehren.

Schließlich liegt aber an einem derartigen Nachweis nicht einmal soviel. Witschel hat viel getan, wenn er „das Mehrste, wo nicht alles," zur Ausbildung dieses Talentes beigetragen hat.

Grübel und der pegnesische Blumenorden.

Es ist auffallend, daß der pegnesische Blumenorden, der sich doch als Hüter der Dichtkunst in Nürnberg betrachtete, zu dem einzigen Dichter in Nürnbergs Mauern um die Wende des 18. Jahrhunderts den Weg so spät fand. Goethe hatte Grübel, dem Volksdichter, schon 1798 das höchste Lob gespendet. Aber erst 1808, gegen Ende seines Lebens, wurde Grübel in den pegnesischen Blumenorden aufgenommen. Mir fällt auf, daß Witschel in seiner Lebensbeschreibung Grübels

[1]) Etwas zur Aufheiterung in Versen. 2. Aufl. Sulzbach bei J. E. Seidel 1817. p. 108 ff. Lindner ist Utrinsque, Weber der Japhet. cf. Manuskripte Witschels.

nur mit kurzen Worten diese Ehrung erwähnt. Ich finde eine Erklärung dafür in einem Briefe Osterhausens an Witschel vom 9. Februar 1832[1]). Dort fällt das Wort: „Nicht zu verzeihliche Gleichgültigkeit des Ordens" und „der kündigste, der dem Orden und dem nicht der Orden Ehre gemacht". Ich füge dem noch eine Bemerkung bei aus dem Korrespondenzblatt für Deutschland Nr. 73 p. 293. Aus Anlaß der Beerdigung Grübels schreibt dasselbe: „Auffallend war es, daß, da Grübel doch ein Mitglied des pegnesischen Blumenordens war, keine Deputation desselben bei dem Leichenzug erschien".

Erst später hat der Orden Grübel schätzen gelernt. Seine Mitglieder haben die Grübelfeier im Jahre 1836 angeregt und durchgeführt.

So hat Grübel damals nicht den ihm gebührenden Platz im Blumenorden aber Freunde aus dem Blumenorden gefunden.

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.

Inhaber u. Kommandanten der Würzburger Infanterieregimenter von 1688–1803 u. von 1806–1814, soweit sie zum Stamm dieses Regiments gehören.

Von **Friedrich v. Furtenbach**, Major a. D.

7. Bibra, Gottfried Christoph, Freiherr von, Obrist, geboren zu ?

Als Obrist festgestellt 1729. Inhaber des Regiments Bibra (vorher Fechenbach) 1717–33.

Gestorben 1733.

8. Winzingerode, Georg Friedrich, von, Generalfeldwachtmeister, geboren zu ?

Als Hauptmann im Regiment Fuchs nachgewiesen 1699–1703; als Generalfeldwachtmeister geführt 1729. Inhaber des Regiments Winzingerode (vorher Dalberg) 1726–32.

Feldzug gegen die Türken 1698.

[1]) Im Besitze des Verfassers.

9. Schuzbar genannt Milchling, Karl Wilhelm, von, Obrist, geboren zu ?

Grenadierhauptmann im Regiment Eyb 1720; Major 1723; Obristleutnant 1726; Obrist im Regiment Winzingerode 1729. Inhaber des Regiments Milchling (vorher Winzingerode) 1732–36. Generalfeldwachtmeister 10. April 1734.

Reichskrieg gegen Frankreich, Polnischer Thronfolgekrieg 1733. Als Kommandant der Kurtrierischen Festung Ehrenbreitstein ausersehen, Oktober 1733

Gestorben 1736.

10. Schönborn, Franz, Eugen, Graf von, Obrist, geboren zu ?

Inhaber des Regiments Schönborn 1733–34.

11. Thüngen, Karl Friedrich, von, Obrist, geboren zu ? 1693.

Im Regiment Eyb Major 1726; Obristleutnant 1729–33; durch den Kaiser wegen seiner besonderen Meriten um die Reichsarmee zum Obristen und Kommandanten des Regiments Freiherr von Neippberg ernannt mit Gehorsamb Patent vom 14. April 1734; als Vizegouverneur in Luxemburg gemeldet 1734; beim Regiment außer Stand gebracht wegen Anstellung bei der Armee in Ungarn 1737.

Reichskrieg gegen Frankreich, hier Polnischer Thronfolgekrieg 1733–35. (Bei den Rüstungen für diesen Feldzug Regiment Eyb unter dem Namen Würzburg unter Thüngens Befehl in Kaiserlichen Dienst getreten 9. Oktober 1733; Abmarsch nach Freiburg im Breisgau 12. Oktober 1733; Einmarsch daselbst 31. Oktober 1733; Regiment ebenfalls mobil im Feldzug 1734; mit dem Regiment bei der Feldarmee unter Prinz Eugen bei Heilbronn Ende Mai, Juni; mißglückter Entsatzversuch für Philippsburg; auf Postierung am Oberrhein von Alt Breisach ausmarschiert November. In Alt Breisach von April 1735 ab.

Gestorben zu Somalia in Serbien 15. September 1737.

12. Stein zum Altenstein, Adam Gottlieb, von, Obrist, geboren zu ?

Grenadierhauptmann im Regiment Bibra 1726; Major 1729; als Obristleutnant im mobilen Regiment Bamberg nachgewiesen 1733; Obrist 1734.

Reichskrieg gegen Frankreich, hier Polnischer Thronfolgekrieg 1733–35. (Führer des mobilen Regiments Bamberg 1733; in Kaiserlichen Sold getreten 10. Oktober 1733; Abmarsch nach Freiburg im Breisgau 13. Oktober; von da nach Alt Breisach verlegt; mit dem Regiment bei der Feldarmee unter Prinz Eugen im Lager bei Heilbronn Ende Mai, Juni 1734; mißglückter Entsatzversuch für Philippsburg; im Lager bei Bruchsal 24. April 1735; Regiment beim Zug gegen die Mosel vom 21. September ab; Gefecht bei Clausen 20. Oktober. Winterquartier zunächst in Aachen.

Gestorben 1737.

13. Bastheim, Christoph Karl, von, Generalfeldzeugmeister, geboren zu ? 16. Februar 1683.

Ein Fähnrich Bastheim im Regiment Fuchs (aufgelöst 1715) im Dienst 1704; dieser im Spanischen Erbfolgekrieg verwundet im Treffen am Schillenberg bei Donauwörth 2. Juli 1704. Wohl unser Bastheim? Kommandant von

Würzburg von 1749 ab; auch als Geheimer Hof- und Kriegsrat bezeichnet. Inhaber des Regiments Bastheim (vorher Milchling) Herbst 1736–1740 und des Regiments Bastheim (vordem Eyb) 1740–1754.

Vor dem Türkenkrieg 1739 Regiment Bastheim anfangs September 1738 unter Oberst v. Hutten zum Ausmarsch fertig; Bastheim als alter General bezeichnet, nicht ausgerückt.

Gestorben 7. Dezember 1754.

14. Hutten zum Stolzenberg, Johann Georg, Freiherr von, Generalfeldzeugmeister, geboren zu ?

Unter Fürstbischof Christoph Franz von Hutten unmittelbar vom Leutnant zum Obristwachtmeister aufgestiegen; als Obristleutnant im Regiment Winzingerode gemeldet 1729; im Regiment Milchling 1732/33; Obrist 1. Juli 1736; Prädikat als Generalfeldwachtmeister 1740; als Stadt- und Schloßkommandant in Würzburg noch in Verwendung Mai 1764. Inhaber des Regiments Hutten 1740–56, auch als Kaiserlicher Kammerherr, Geheimer Hof- und Kriegsrat gemeldet.

Feldzüge gegen die Türkei 1738–39 (Führer des Regiments Würzburg (Bastheim); Regiment marschbereit 7. September 1738; Übergabe an den Kaiserlichen Kommissär 3. Osterfeiertag 31. März 1739; Abmarsch nach Regensburg 4. April, von da zu Wasser nach Wien; Regiment daselbst angelangt 24. und 26. April; Vorführung desselben vor den Majestäten durch Hutten nächst Favoriten bei Wien 27. April; Weitertransport zu Wasser 28. und 29. April; Regiment in Komorn 5. Mai; im Feldlager bei Peterwardein 21. Mai; im Feldlager bei Kamenitz 28. Mai; erste Nachricht über den Anmarsch der Türken an das Oberkommando durch Hutten 5. Juni; bei der Vorhut des linken Flügels der Armee 6. Juni; nach großen Märschen in der Nähe von Semlin 11. Juni; weiterer Erkundungsbericht über die Türken durch Hutten 20. Juni; Regiment im Lager bei Mirowa östlich Belgrad 27. Juni; Schlacht bei Groca 22. Juli; Schlacht bei Pancsova 30. Juli; nach Überschreitung der Donau im Feldlager bei Szurduk 12. August; Vormarsch gegen Belgrad Ende August; im Lager bei Semlin 30. August bis 19. September, dann Verlegung in die Gegend von Peterwardein Hutten damals schwer krank in Peterwardein; wieder beim Regiment 15. Oktober; Übernahme des Regimentskommandos 15. November 1739; Winterquartier in der Gespannschaft Trentschin, Regimentsstab in Bittse an der Waag. Regiment nach Aova und Sohl verlegt Mitte März 1740; Hutten nach Wien 10. Juni; Abmarsch des Regiments in die Heimat 11. Juni.

Hutten auch als Wirklicher Kaiserlicher Kammerherr, Geheimer Hof- und Kriegsrat gemeldet.

15. Ritterich, Anton Ulrich Philipp Ernst, Freiherr von Radmannsberg, Generalfeldwachtmeister, geboren zu ?

Als Hauptmann im Regiment Eyb nachgewiesen 1729–33; als Obristwachtmeister im Regiment Würzburg (Eyb) festgestellt 1735, noch dortselbst 1739; als Obrist im Regiment Hutten vermeldet laut Übernahmstabelle vom 30. Juni

1747; verabschiedet Februar 1748; als Schloßkommandant in Würzburg vermerkt 1750.

Feldzug gegen die Türken 1738—39 (im Hochstift verblieben, nicht ausgerückt); Österreichischer Thronfolgekrieg 1727—48 (Abmarsch des Regiments Hutten nach Holland unter ihm 12. Juli 1747; bei der Besatzung von Bergen op Zoom September 1747.

Gestorben wahrscheinlich 1759.

16. Drachsdorff, Karl Reinhard, von, Generalfeldmarschall-Leutnant, geboren zu ? 6. Januar 1696.

Ältester Stabskapitän im Regiment Winzingerode 1727; als Grenadierhauptmann im Regiment Eyb nachgewiesen 9. April 1727; als Major gemeldet 1729; im Regiment Eyb als Obristleutnant 1733—35, 1738, 1740; als Obrist festgestellt 1747; Generalfeldwachtmeister März 1748; als Kriegsrat nachgewiesen 1751; Kommandant und Oberamtmann von Königshofen 1756—70; Kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant Sommer 1757. Inhaber des Regiments Drachsdorff (vorher Schönborn) 1747—56.

Feldzüge gegen die Türken 1738—39. (Bei der Mobilmachung des Regiments Bastheim dorthin übergetreten anfangs September 1738; Abmarsch aus Würzburg 2. April 1739, Schlacht bei Grocka 22. Juli; Schlacht bei Pancsova 30. Juli; Führung des Regiments für den erkrankten Obrist Hutten übernommen Ende September.

Beginn des Rückmarsches des Regiments in die Heimat unter Drachsdorff 11. Juni 1740; in Würzburg 20. August 1740, dann Rücktritt zum Regiment Eyb. Österreichischer Erbfolgekrieg 1747—48. (Führer des Regiments Drachsdorff; Abmarsch nach Holland 12. Juli 1747; bei der Besatzung von Bergen op Zoom September 1747. Siebenjähriger Krieg 1757, 1759. (Bei der Armee Ende September 1757; Schlacht bei Roßbach 5. November, hier Führer der Infanterie des 2. Treffens; wegen Kränklichkeit nicht in das Feld 1758, wiederum Kommandant in Königshofen; Abwehr einer Unternehmung des Hessischen Generals Urff gegen Königshofen 1759).

Gestorben zu Königshofen 8. August 1770.

Grabmal daselbst in der Pfarrkirche.

(Fortsetzung folgt).

Die Cyriakus-Schlacht.

Von

Bezirksamtmann a. D. **Lippert.**

Das ehemalige reichsfreie Bistum Würzburg wurde im Jahre 742 gegründet. Die reichen Besitzungen wurden von den Bischöfen im Laufe der Jahrhunderte so vermehrt, daß das Fürstbistum bei der Säkularisation einen Flächenraum von 87 Quadratmeilen umfaßte. Eine Viertelmillion Untertanen wohnten in 33 Städten, zahlreichen Märkten und Dörfern. An der Spitze dieses schönen Landes stand der Fürstbischof, der sich Herzog von Franken nannte. Auf dem Reichstage hatte dieser Fürst die 5. Stelle auf der geistlichen Bank; bei den fränkischen Kreistagen aber die 1. Stimme.

Daß bei einer Vakatur des bischöflichen Stuhles die stiftsmäßigen Familien sich bemühten, ihre Angehörigen an die Spitze des großen, reichen und angesehenen Landes zu bringen, ist natürlich. Ebenso ist es begreiflich, daß bei einer Wahl unter den Wahlberechtigten nicht Einigkeit herrschte. Das war auch im Jahre 1266 der Fall, in welchem der Bischof Iring von Reinstein gestorben war. Bei der Wahl des Nachfolgers spaltete sich das Domkapitel in zwei Parteien, von welcher jede die Wahl eines Mannes vor Augen hatte, welcher das Ansehen des Bistums Würzburg kräftig zu heben vermöge. Eine Hälfte der Domherrn stimmte für Konrad von Trimberg, dessen persönliche Eigenschaften den Vorzug hatten. Die andere Kapitelshälfte dagegen wählte Berthold, Grafen von Henneberg, dessen Familie hohes Ansehen und große Macht besaß. Keiner der beiden Rivalen, obgleich nahe verwandt, trat zurück, während das Domkapitel einer höheren Instanz die Entscheidung überließ. In geistlicher Hinsicht stand der Bischof von Würzburg unter dem Erzbischof von Mainz. Berthold Graf Henneberg, zugleich Domherr von Mainz und Würzburg, mußte nun bei Werner von Eppenstein, dem damaligen Erzbischof von Mainz seine Bestätigung durchzusetzen, während der andere Mitbewerber, Konrad von Trimberg, nach Rom eilte und die päpstliche Bestätigung zu erlangen suchte. Inzwischen versuchte Berthold Graf Henneberg ohne Weiteres Besitz von dem Bistum Würzburg zu ergreifen. Allein er stieß auf entschiedenen Widerstand bei dem Domkapitel, welches der päpstlichen Entscheidung harrte. Es verweigerte daher seine Aufnahme. Hierdurch in hohem Grade beleidigt, beschloß Berthold Graf Henneberg, mit Gewalt in den Besitz des Bistums sich zu setzen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an seinen Bruder Hermann und an seinen Schwager Heinrich Grafen von Castell. Beide standen damals im Begriffe, den Grafen Albrecht von Hohenlohe mit einer neuen Fehde zu überziehen, weshalb sie gerüstet waren.

Der Anlaß hiezu war folgender. Albrecht von Hohenlohe, ältester Sohn Gottfrieds, geriet mit den Hennebergern wegen der Mitgift seinen Gemahlin Kunigunda, mit der er sich um das Jahr 1240 vermählt hatte, in heftigen Zwist. Kunigunde war die Tochter des Grafen Popo von Henneberg und eine Schwester der Grafen Heinrich, Hermann und Berthold von Henneberg. Nachdem Albrecht v. Hohenlohe nicht in den erhofften Besitz von Uffenheim gekommen, sondern der Graf Hermann von Henneberg mit demselben belehnt worden war, belangte Albrecht den letzteren vor dem Bischofe Iring von Würzburg, der als Herzog in Franken das Landgericht für den hohen

Adel innerhalb seines Bistumssprungels inne hatte. Es kam zu einer dramatisch verlaufenden Gerichtsverhandlung, deren Zeit sich nicht genauer bestimmen läßt, über die sonst aber der Würzburger Geschichtsschreiber Michael von Löwen folgendes hinterlassen hat.

Die Verhandlung fand auf der Wiese Weldriet bei dem jetzigen Wöllrieder Hof östlich von Würzburg zwischen dieser Stadt und Rottendorf statt. Jeder der beiden Gegner hatte eine Begleitung von 50 Mann bei sich. Die Reiter des Hennebergers war in eine Uniform gekleidet, die mit einer Henne, dem Henneberg'schen Wappen, geziert war. Albrecht v. Hohenlohe erschien im Panzer und in einer Kleidung von grauem Tuch. Offenbar war das gegenseitige Mißtrauen so groß und stark, daß jede Seite der anderen einen feindseligen Überfall auch während der Verhandlung zutraute. Graf Hermann zieh Albrecht der Lüge. Diesen aber übermannte der Zorn über den Angriff seiner Ehre. Er rief: „Schwager, du lügst!" und gab ihm in heißlodernder Empörung einen Faustschlag an den Hals. Dieser Auftritt führte nun zu einem heftigen Zusammenstoß. Albrecht gelang es, sich über die Kitzinger Mainbrücke in Sicherheit zu bringen. Nun fiel Graf Hermann v. Henneberg in Albrecht's Land und verheerte es. Dieser rief von nenem das herzogliche Gericht des Bischofs an, dessen Zuständigkeit jedoch Graf Hermann nicht anerkannte, da dieser aber von der Fehde nicht abstand, geriet auch Bischof Iring in Streit mit ihm. Als Bischof Iring starb, war dieser Handel noch nicht ausgeglichen, in welchem die Familie Hohenlohe und Brauneck mit dem Hochstifte verbunden waren. Als nun Domdechant Berthold von Sternberg, welchen das Domkapitel zum Stiftspfleger ernannt hatte, vernahm, daß Berthold von Henneberg, unterstützt von seinem Bruder Hermann und seinem Schwager Heinrich Grafen von Castell, die Absicht habe, in Würzburg mit einer Heeresmacht einzufallen, bot er schnell die nächstgelegenen, treu gebliebenen Vasallen des Hochstifts auf, darunter die Grafen von Hohenlohe und Brauneck, die Herrn von Weinsberg und eine Schar Würzburger Bürger. Mit diesem in aller Eile zusammengezogenen Heer zog er nun der Mannschaft der Grafen v. Henneberg und Castell und ihrer weiteren Verbündeten aus Sachsen, Meißen und Thüringen entgegen, die auch einen Sieg um so mehr hofften, weil sie wähnten, daß Würzburg auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet sei. Allein die Täuschung war eine gewaltige. Die Henneberger waren an Zahl wohlüberlegen, da außer dem Fußvolke das Hochstift nur über 100 gepanzerte Streitrosse verfügte, indessen die Gegner 1400 verdeckte Streitrosse hatten. Mit diesen Truppen gingen am 7. August 1266 nachts die Henneberger bei Kitzingen über den Main und wollten mainabwärts über Sulzfeld der bischöflichen Macht entgegeneilen. Kaum war jedoch Mitternacht vorüber, als die Scharen zwischen Kitzingen und Sulzfeld bei den Mühlbergen und in der Klinge, einem Seitentale des Mains, auf einannder trafen. Auf der einen Seite die Anhänger Konrads v. Trimberg, auf der anderen die Gefolgschaft des Henneberger Grafen Berthold. Auf Konrads Seite war Führer der Domdechant Berthold v. Sternberg, auf Seiten der Gegner Graf Hermann v. Henneberg.

Die Schlacht, eines der größten Reitergefechte des Mittelalters begann mit einem Angriffe der Grafen Castell, die, ohne die Aufstellung der Henneberger abzuwarten, auf die Gegner sich stürzten, und schwankte lange bis um 1 Uhr mittags die Casteller und Henneberger ins Wanken kamen. Bis 5 Uhr nachmittags dauerte das Morden, von dem ein Zeitgenosse schreibt, daß der Main vom Blute der Erschlagenen 3 Tage gefärbt war.

Vom Henneberger Heere wurden 200 Mann gefangen genommen, 500 Mann erschlagen, darunter 3 Grafen Castell, eben so viele von Henneberg, 7 Grafen Schwarzenberg und 5 Grafen Hohenburg. Wenige entkamen. Aber auch von den Würzburgern Domherrn fielen nach der Ersatzwahl des Domstifts zu schließen nicht weniger als 13. Der Sieg ist wohl in erster Linie der guten Führung des Domdechants v. Sternberg zu danken, der kriegskundig und tapfer auch später als Führer gegen dieselben Gegner sich bewährte. Man erzählt aber auch, besonders nachteilig sei dem Henneberg-Castell'schen Heere der Unfall geworden, daß eine aus Bayern bestehende Hilfstruppe von 300 Reitern unter Anführung eines Ritters Thannhäuser, vom Grafen Castell in Sold genommen, im entscheidenden Augenblicke nicht nur keinen Beistand leistete, sondern sogar gegen ihre Verbündeten stritt. Dieses Fähnlein Reiter hatte sich, um den Würzburgern in den Rücken zu fallen, in einen Hinterhalt gelegt – als solcher Ort wird der Thannhäuser, auch Affenhäuser Graben genannt, heutzutage ganz unbekannt – ward aber durch die Stiftstruppen aufgehoben und abgeschnitten,

sowie gezwungen, mit diesen gegen die verbündeten Castteller und Henneberger zu kämpfen. Andererseits nimmt man dagegen an, daß diese Reiterschar mit Gold bestochen, Verrat begangen habe. Gegen das Ende dehnte sich die Kampfstätte auf Kitzingen zu aus; ja die Stiftstruppen drangen in die Stadt selbst ein, wo zunächst der Mainbrücke und der Burg, deren letzter Überrest, ein altersgrauer Turm, nun auch seit Jahrzehnten gefallen ist, der blutige Entscheidungskampf seinen Abschluß fand. In der Kapelle des alten Siechenhauses unterhalb Etwashausen fanden die bei diesem Kampfe umgekommenen Edlen ihre letzte Ruhestätte, wie die vordem dort befindlichen Monumente bestätigten.

Wurden durch diese mörderische Schlacht auch nicht wenige Familien in tiefe Trauer versetzt, so wurden von derselben die Grafen von Castell wohl am schwersten betroffen. Vier Söhne des Grafen Heinrich I. waren ausgezogen, von denen nur ein einziger, der jüngste, zurückkehrte, um seinem alten, erblindeten Vater die schreckliche Botschaft zu überbringen. Auf der alten Burg, da weilte Graf Heinrich von Castell voll banger Erwartung wegen des Ausgangs der Schlacht. Als dem Grafen aber verkündet wurde, daß eben der Staub in mächtigen Wolken von Sulzfeld her gegen Kitzingen und weiter herauf sichtbar sei, da soll Graf Heinrich, der aus diesem Umstande nur Schlimmes entnehmen zu können glaubte, in düsterer Ahnung und schmerzerfüllt ausgerufen haben: „Heute ein Graf Castell und kaum mehr".

Spärlich fließen die Quellen aus jener Zeit. Um so wertvoller ist eine gleichzeitige Reliquie, die vexilla beati Cyriaki. Das Banner, welches die Würzburger auf einem vierräderigen Karren mit sich führten ist eine großartige mit dem Bilde des heiligen Kilian geschmückte, im Dom zu Würzburg geweihte Fahne, welche das Heer ermutigte. Die Sieger brachten nun ihre Fahne als Siegestrophäe in den Dom zurück und ein Beschluß des Domkapitels verordnete, daß alljährlich zum Andenken an dieses Ereignis, am 8. August, dem Tage des heiligen Cyriakus, eine feierliche Prozession stattfinde, wobei das Siegespanier mitgetragen und dem Volke gezeigt werden solle. Das geschah auch bis zur Auflösung des Hochstifts, bei welcher die Cyriakusfahne in den staatlichen Besitz überging, mit dessen Genehmigung sie leihweise in die Sammlung des historischen Vereins und seit dem Jahre 1912 in das Fränkische Luitpold-Museum zu Würzburg kam, wo sie im Raume 15 hängt. Die Fahne selbst besteht aus einem 17 Schuhe[1]) langen und 9 Schuhe[2]) breiten, weißgrauen Leinwandstreifen. auf dessen Vorderseite das in kolossalen Umrissen gezeichnete und zum Teile mit gelbem und grünem Seidenzeuge übernähte Bild des heiligen Kilian im bischöflichen Ornate mit Schwert und Stab, darüber in Majuskeln aus braunem Leder: S. Kilian. Auf der Rückseite befindet sich oben in 2 Zeilen die Inschrift in Majuskeln aus schwarzem Tuche: Anno domini 1266 factus est conflictus in die Sci Cyriaki. Darunter ein aus 4 Lederstreifen gebildetes Kreuz. Lange Zeit war unten noch ein viel älteres byzantinisches Gewebe, einen Kaiser mit 2 Adlern darstellend, aufgenäht, das nun abgelöst ist und im gleichen Museum im romanischen Raume unter Glas und Rahmen hängt. Der Gottesdienst fand in der Cyriakuskapelle bis zu ihrem Abbruche statt. Zur Erinnerung an den glorreichen Sieg wird seitdem und dermalen noch am 8. August in der Marienkapelle ein Gottesdienst abgehalten. An diesem Tage wird auch das silberne Cyriakusglöcklein ebenda früh, mittags und am Abend geläutet.

Anders gedachten die Grafen Castell des für ihr Haus so verhängnisvollen Tages. Sie ließen viele Jahre am 8. August die Stelle reinigen, wo die jungen Grafen gefallen waren. Mit Gewißheit läßt sie sich nicht mehr feststellen, jedoch ist es wahrscheinlich, daß da, wo jetzt das Bildhäuschen mit der Jahreszahl 1596 steht, am Eingange in das Klingental die 3 Grafen Castell ihr Leben ließen. Dafür spricht namentlich der Umstand, daß bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an jenem Platze 3 Kreuze standen, von denen eines uns erhalten ist, aber in sehr verstümmeltem Zustande, so daß es eher einem Grenzsteine gleicht.

In das Gebiet, wo die Schlacht geschlagen wurde, begaben sich noch im 16. Jahrhunderte auch die Kitzinger Bürger und zeigten sich an den Mühlbergen den Thannhäuser Graben. Es erübrigt noch, den weiteren Verlauf des Streites kennen zu lernen.

---

[1]) 17 Schuhe oder Fuß = 4,962 Meter.

[2]) 9 Schuhe oder Fuß = 2,627 Meter.

Oben teilte ich mit, das Domkapitel habe die Wahl dem Papste zur Entscheidung vorgelegt. Clemenz IV. war damals Papst. Dieser ordnete eine Untersuchung des Falles an, womit er den Propst und die Scholaster von Bamberg und Mainz betraute. Dieselben berichteten eingehend und schilderten persönlich die beiden Kandidaten so, wie oben erwähnt ist. Gleichzeitig mit diesem Berichte empfing der Papst die Kunde von dem feindlichen Überfalle Bertholds. Papst Clemenz IV. entzog ihm sofort das bisherige Wohlwollen, bestätigte Konrad v. Trimberg als Bischof, weihte und entließ ihn mit dem päpstlichen Segen. Auf der Heimreise erkrankte und starb Konrad. Der Ort seines Todes und seines Begräbnisses ist unbekannt. Der in Mainz residierende Domherr Berthold Graf Henneberg starb am St. Michaelstage 1282 zu Münnerstadt, wo er in der dortigen Pfarrkirche begraben und auf dem Grabsteine als Bischof bezeichnet ist.

Der Sieg der Bischöflichen beendete zugleich den Familienstreit zwischem dem Grafen Hermann von Henneberg und Albrecht von Hohenlohe, in dessen Besitz nunmehr die Herrschaft Uffenheim erscheint.

Türe von Georg Oegg im k. Kreisarchiv Würzburg.

Eine wenig bekannte Arbeit des Hofschlossers Georg Oegg in Würzburg.

Von

Professor **F. Moser** in Würzburg.

In den Räumen des Königlichen Kreisarchivs zu Würzburg, die sich bekanntlich in der Residenz befinden, bildet den Abschluß des früheren fürstbischöflichen Archivs eine Tür aus starkem Eisenblech, die mit reizvollen geschmiedeten Frührokoko-Ranken besetzt ist und nachweislich aus der Werkstätte des fürstbischöflichen Hofschlossers Georg Oegg in Würzburg stammt. Die graziösen Ornamente sind in der Zeichnung und Ausführung geradezu vorbildlich. Nachdem die Türe von Herrn Kunstschlossermeister Georg Glos in Würzburg in geschickter Weise restauriert wurde, hielt ich es für angezeigt, eine Abbildung der an wenig zugänglicher Stelle befindlichen Arbeit in „Frankenland" zu veranlassen. Wenn hiedurch vielleicht die Anregung gegeben wird, auch andere wenig bekannte Erzeugnisse fränkischer Handwerkskunst gelegentlich an dieser Stelle zu reproduzieren, so wäre ein solcher Erfolg nur zu begrüßen.

Johann Georg Oegg wurde am 24. April 1703 zu Silty in Tirol geboren, erlernte die Schlosserei bei seinem Onkel in Linz an der Donau, war längere Zeit in der kaiserlichen Hofschlosserei in Wien als Geselle beschäftigt und wurde im Jahre 1736 vom Residenzbaumeister Balthasar Neumann nach Würzburg berufen, wo er von Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn zum Hofschlosser ernannt wurde und als solcher unter anderem die weltberühmten Hofgartentore und das reiche Gitterwerk vor dem Mittelbau der Residenz, das im Jahre 1821 leider in das Ausland verkauft wurde, anfertigte. Weitere Arbeiten Oeggs befinden sich im St. Norbertusheim bei Zell

am Main sowie im Fränkischen Luitpoldmuseum zu Würzburg, wo ein sehr schön gearbeiteter, als Trinkgefäß verwendbarer, Zunftschlüssel sowie eine prächtige Stempelpresse von der Geschicklichkeit des Meisters Zeugnis ablegen.

Oegg hinterließ einen Sohn Anton, der 1769 Hofschlosser wurde; 11 Jahre später starb der Vater, der berühmtere von beiden.

Die Schanzen von Faulbach und Mondfeld.

Von
Gymnasialdirektor **Dr. O. Kienitz** in Wertheim.

Wer auf der Landstraße von Hasloch her kommt, bei der Kirche von Faulbach nach rechts abbiegt und am neuen Schulhaus vorüber geht, erreicht eine jetzt mit Häusern bebaute künstliche Bodenerhöhung „Auf der Schanze". Ihr gegenüber liegt jenseits des Mains in etwa 1 Kilometer Luftlinie bei Mondfeld eine gleichartige Erhöhung von etwa 4 Meter über der Landstraße: ein ebenfalls künstlich aufgeschütteter Sandhügel. Auf der Top. Karte (1 : 25 000) fehlt eine namentliche Bezeichnung, er liegt aber auf dem Punkt „152 m". Beiden fehlt Wall und Graben, beide sind oben eben abgeplattet; beide bilden sichtlich zusammen die Talsperre einer und derselben Partei, keine Verschanzung von Gegnern. Nach örtlicher Tradition, die ich wenigstens anführen will, sollen auf der Faulbacher Schanze Grabwerkzeuge und ein Schwert zutage gefördert, vor fünfzig Jahren noch Außenwerke sichtbar gewesen sein. Da die Faulbacher Schanze äußerlich bald unkenntlich sein und nur durch den Namen „Auf der Schanze" im Gedächtnis bleiben wird, sei an sie erinnert, ehe sie vollständig überbaut ist. Die Zeit der Aufwerfung der Schanzen dürfte sich freilich nicht mehr genau feststellen lassen. Weder die Akten des Faulbacher Rathauses noch die des Karlsruher Generallandesarchivs oder des Würzburger Kreisarchivs geben Aufschluß und es dürfte auch ohne große Bedeutung sein, wann sie angelegt worden sind, da sich kein Ereignis von historischer Wichtigkeit daran knüpft. Da wir sicher auf die französischen Kriege zurückgehen müssen, könnte man z. B. an 1673 denken, in welchem Jahre französische Proviantschiffe, wie es der bekannte Merianische Kupferstich zeigt, auf dem Main bei Wertheim verbrannt wurden, oder an 1688, als Turenne die Henneburg zerstörte, oder an 1796, als die Franzosen die aus den Zeughäusern von Würzburg, Königshofen u. a. geraubten Waffen, Armaturen und Pulvervorräte mainabwärts führten: 7–10 französische Schiffe wurden damals von den Freudenbergern genommen. Jedenfalls ist aber Schobers Angabe im Spessart-Führer (S. 216), die er aus Braunfels (Die Mainufer, ohne Jahrzahl, S. 303) oder aus Menk-Dittmarsch (Der Main, Mainz, S. 310), übernommen hat, nicht richtig, nach welcher die Faulbacher Schanze 1743 im Österreichischen Erbfolgekriege angelegt sei, um den Franzosen den Flußübergang zu wehren und die Passage nach Wertheim zu versperren. Nach L. v. Sichart (Gesch. der Kgl. Hannoverschen Armee. Hannover 1870. II. S: 384; vgl. Steiner, Beschr. der Schlacht

von Dettingen. Darmstadt 1834) sind die Franzosen mainaufwärts damals überhaupt nicht über Miltenberg herausgekommen. Wenn ferner nach Porges und Rebracha (Gesch. der Kämpfe Österreichs. Wien 1901. V. S. 291) außerdem die von Wimpfen nach Wertheim und Miltenberg führenden Kommunikationen rekognosciert wurden, als ob es sich um einen Vormarsch gegen diese Mainstrecke handle, so war dies nur Vorwand zur Sicherung der Verpflegungsdepots im Wimpfen und würde die Aufwerfung der Schanzen nicht erklären. Übrigens haben wir ja in unserer Nähe noch manche Schanzen solcher Art. Ich erinnere an die hinter dem Friedhof von Wertheim und an das Schänzlein, das die Wertheimer 1604 in Urphar gegen die Würzburger aufwarfen. (Rommel, „Frankenland" I. S. 77).

Aus Archiven und Museen.

Bayrische Gemeindearchive. Über die bisherige staatliche Fürsorge für die bayerischen Gemeindearchive unterrichtet ein Aufsatz des K. Reichsarchivassessors Dr. Riedner im neuesten Band der vom Kgl. Bayr. Allg. Reichsarchiv in München herausgegebenen „Archivalischen Zeitschrift" (Neue Folge Bd. XX S. 231 – 270). Wir geben daraus einige für das Arbeitsgebiet unserer Zeitschrift in Betracht kommende Angaben wieder.

Nach den bisherigen, naturgemäß nicht überall einwandfreien Ermittlungen, die darauf beruhen, daß nach der Ministerial-Entschließung vom 8. August 1906 über sämtliche nicht fachmännisch verwaltetete Archivalien ein Verzeichnis herzustellen und den Archivbehörden zugänglich zu machen war, besitzen von den 43 unmittelbaren d. h. unmittelbar den Kreisregierungen unterstellten Städten sämtliche, von den 7954 mittelbaren d. h. den Bezirksämtern unterstellten Gemeinden 3120 d. h. 39% ein Archiv mit Archivalien aus der Zeit vor 1820. Weitaus an der Spitze steht Unterfranken mit 85%; Ober- und Mittelfranken halten sich genau in der Mitte (40% und 39%), während die Regierungsbezirke, die man als altbayrisch bezeichnen kann, hinter dem Durchschnitt gewaltig zurückbleiben. Die Mehrzahl der Gemeindearchive – man darf 80% annehmen – ist heute nur klein an Umfang wie an Wert; unter den übrigen 640 Archiven befindet sich eine Anzahl bedeutender und wertvoller Bestände.

In der Entschließung von 1906 war den Gemeinden, insbesondere kleineren Orten, denen geeignete Unterbringungsräume nicht zur Verfügung stehen, angelegentlichst empfohlen worden, ihre Archivalien (unter Eigentumsvorbehalt) an die Kreisarchive zu übergeben, weil dies die sicherste Gewähr für ordnungsmäßige Verwahrung, Erhaltung und Verzeichnung bietet und die Eigentümer der Fürsorge und Verantwortung enthebt. Von diesem Rat haben 19% der ein Archiv besitzenden Gemeinden des Königreichs Gebrauch gemacht. Hievon treffen auf Oberfranken 121 (30%), auf Mittelfranken 37 (9%), auf Unterfranken 4 (½%). Bei Oberfranken handelt es sich um ein Kreisarchiv – Neubau in Bamberg –, dessen Verhältnisse die Aufnahme von Gemeindearchiven in ausgedehntem Maße zuließen, in Unterfranken aber konnte nicht die geringste Werbetätigkeit entfaltet werden, das verbot hier der zur Verfügung stehende Raum von selbst.

Besichtigt durch Archivbeamte wurden bis Ende 1913 in Unterfranken 82, in Mittelfranken 26 und in Oberfranken 14 Archive. Fachmännisch geordnet wurden im Königreich bisher 649 Gemeindearchive, das sind 21%. Im einzelnen fallen auf Oberfranken 101 = 25%, auf Mittelfranken 62

= 15%, auf Unterfranken 66 = 7%; davon haben die beiden Reichsarchivassessoren 5 + 20 + 23 = 48 Archive bearbeitet, während der größere Rest (meist kleine und kleinste Archive) durch die Kreisarchivbeamten erledigt wurde. In der ersteren Gruppe finden sich die Stadtarchive Wunsiedel (noch nicht vollendet), Eschenbach (Mittelfr.), Gunzenhausen, Merkendorf, Gerolzhofen, Karlstadt a. M. und Neustadt a. d. S.

Die geltenden Vorschriften haben sich gut bewährt, die staatliche Fürsorge auf dem archivalischen Gebiet hat in Bayern bereits viel Gutes gewirkt. Or.

Archivalien im Handel.

Das rühmlichst bekannte Antiquariat Jacques Rosenthal in München hat in seinem Archiv so manchen Schatz fränkischer Urkunden, Manuskripte und Frühdrucke, von denen hier einige besonders interessante Stücke erwähnt werden sollen. Da ist zunächst ein seltener Einblattdruck aus dem Jahre 1513, 54 Zeilen in Folio, mit dem Bürgermeister und Rat der Stadt Würzburg die Kitzinger Handbüchsenschützen zu einem Gesellenschießen auf Sonntag vor St. Jakobs Tag einladen. Nicht weniger wertvoll ist ein Einblattdruckblatt aus dem Jahre 1523, der tadellos erhalten und gänzlich unbeschnitten unter dem aufgedruckten Siegel der Stadt Hammelburg, aber ohne ausgefüllte Adresse, gleichfalls eine Einladung zum Schießspiel bringt, kulturhistorisch interessant durch die mitangeführten sehr originellen Schießregeln und Bedingungen. Für die Geschichte Würzburgs sind zwei Manuskripte von Interesse. Veit Erasmus Hoßmanns Beschreibung des Stifts und Herzogthumbs Würzburg aus dem Jahre 1621, von Hoßmann eigenhändig geschrieben und mit dem Wappen des Bischofs Johann Gottfried von Aschhausen geschmückt. Das Manuskript hat 145 Blatt Folio in altem beschädigten Lederband zu 205×298 Millimeter. Johannes de Lauterbach hat einen „Prologus in vitam s. Kiliani metrice conscriptus" beigesteuert. Ferner eine Papierhandschrift aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die in chronologischer Reihenfolge kurze Biographien aller Bischöfe vom heiligen Kilian bis auf Julius Echter bringt, mit „angehenckten schönen Lob- oder Kunstsprüchen, einem jeden nutzlich und lustig zu lesen". Das Manuskript ist sorgfältig geschrieben, hat 80 Blatt Folio, mit gepreßtem, beschädigtem Originalperamenteinband.

Von den „lustigen Kunstsprüchen" sei angeführt der auf Bischof Wolfram von Grumbach:

Der listig Abbt von Fuldt Hainr
Zog aus gewafnet mit geschr — ai — ich
Er wolt gewinnen das Saltzg
Und maint, ich dörft nit wehren m

Ich kam, ehe er wardt mein gew
Sein volck schlug ich, und fing in s — elb — ar
In Wirtzburg in eim gew
Lag er verwahrt, bis kamen d

Von Maintz der Ertzbischoff Math
Mit Bertholden von Hennenb — erg — eis
Die machten richtig, das war zw
Und brauchten darin guten fl

Aus dem Luitpoldmuseum Würzburg. Bekanntlich birgt das Fränkische Luitpoldmuseum ein Kleinod ganz besonderer Art in der aus Kirchheim in Unterfranken hieher übertragenen Synagoge. Es ist die älteste von drei Geschwistern, die von der Hand des gleichen Künstlers, des Malers Elieser bar rabbi Salomon hakohen, auch Elieser Sußmann genannt, mit reichem malerischem Schmuck versehen wurden. Die Kirchheimer Synagoge entstand noch im Jahre 1699. Nur drei Jahre später wurde die Synagoge in Bechhofen in Mittelfranken vollendet, und 1707 die Ausmalung der Synagoge zu Horb in Oberfranken beendet. Die Ungunst des Schicksals hat der letzteren schlimm mitgespielt. Sie wurde ihrem Zweck seit langem entfremdet, und so verfielen die schönen Wandmalereien; nur die reizvolle gewölbte Decke blieb erhalten und wurde vor kurzem dem Bamberger Museum einverleibt. Die Synagoge in Bechhofen ist dagegen noch heute in Gebrauch und wird gegenwärtig einer sorgfältigen Wiederherstellung unterzogen.

Schon bei der Aufstellung des Einrichtungsplanes des Luitpoldmuseums war ein Raum in Aussicht genommen, in dem Denkmale des reichen israelitischen Kunst- und Kulturlebens in Franken ausgestellt werden sollten, von denen sich eine kleine Zahl bereits im Besitz der Sammlungen befand. Durch die von Herrn Kommerzienrat Hermann Reiß in opferwilliger Weise gestiftete Synagoge von Kirchheim erhielt diese Abteilung natürlich eine weit über den ursprünglichen Plan hinausgehende Bedeutung, so daß schon im „Führer durch das Fränkische Luitpoldmuseum" angedeutet werden konnte, es solle die Kirchheimer Synagoge den Mittelpunkt bilden für eine Zentralsammelstelle von israelitischen kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmalen aller Zeiten in Franken. Wenn die Hoffnung der Museumsleitung, daß sich der stattliche Vorraum vor der Synagoge bald mit zahlreichen teils als Schenkungen, teils als dauernde Leihgaben überlassenen, für die Abteilung passenden Gegenständen füllen werde, nicht so ganz erfüllt worden ist, so liegt das wohl daran, daß bisher diese Hoffnungen und Wünsche der Museumsleitung nicht genügend bekannt waren.

Nun ist von verschiedenen Seiten der Gedanke ausgesprochen worden, es solle im Anschluß an die Kirchheimer Synagoge im Luitpoldmuseum eine Zentralsammelstelle für israelitische Kunst- und Kulturdenkmale aus ganz Bayern geschaffen werden. Wir begrüßen diesen Gedanken, der bereits in der israelitischen Fachpresse von berufener Feder einem größeren Kreise bekannt gegeben wurde, auf das lebhafteste und möchten nur wünschen, daß er überall mit der notwendigen Begeisterung aufgegriffen werde, vor allem aber, daß er Anlaß gebe, dem Museum zahlreiche Schenkungen, dauernde Leihgaben und die Mittel zum Ankauf geeigneter Gegenstände zuzuführen.

Es müßte Ehrensache für die bayerischen Israeliten sein, diesen schönen Gedanken in jeder Hinsicht zu fördern und ihn der baldigen Verwirklichung entgegenzubringen. Stoehr.

Erinnerungsblätter.

Zum 100. Todestage des Abts Vogler. Abt Vogler ist 1749 in Würzburg geboren und nach einem bewegten Leben in Darmstadt als hessischer Hofkapellmeister am 6. Mai 1814 gestorben. Seine erste Jugend verlebte er in Würzburg, dann aber hat er ein Wanderleben begonnen, das ihn in einem Maße in der Welt herumführte, das für jene Zeit ungewöhnlich war. 1771 treffen wir ihn in Mannheim, wohin er zunächst zur Vollendung seiner geistlichen Studien gekommen war; doch bald erregte seine musikalische Befähigung die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Karl Theodor, der ihm das Studium der italienischen Musik in Bologna und Padua ermöglichte, wie es dem herrschenden Geschmack der Zeit entsprach. Später in Rom vom Papst Pius VI. seines hervorragenden Klavierspiels halber ehrenvoll ausgezeichnet, kehrt er 1775 nach Mannheim zurück. 1779 treffen wir ihn mit Karl Theodor in München und in den folgenden Jahren unternahm er ausgedehnte Konzertreisen, die ihn bis Lübeck und Amsterdam führten. Dabei hat er das Interesse der Zeitgenossen in hohem Grade auf sich gezogen; so erhielt er einen ehrenvollen Ruf an den Stockholmer Hof. Von dort bereiste er die großen Städte ganz Europas; 1806 ging er an den Hof in Darmstadt, wo er bis zu seinem Tode als Kapellmeister und Musiklehrer wirkte.

Trotzdem er in hohem Grade auf seine Zeitgenossen wirkte, blieb ihm aber doch dauernder Ruhm versagt. Unter seinen vielen Werken befindet sich keines von unvergänglichem, hervorragendem Wert, nur einige seiner Kompositionen können Anspruch auf ernsthaft künstlerische Verwertung machen.

Durch sein ganzes Leben und Schaffen geht, durch allzu heftigen Ehrgeiz befördert, ein Zug von Charlatanerie, die edlere Naturen vom Schlage Mozarts zurückstieß. Kühnen Neuerungen zugetan, versuchte er eine Reform der Harmonielehre, die schließlich doch im Unreifen stecken blieb; in gleicher Weise verstand er es, die Zeitgenossen mit einer neuen Orgelkonstruktion zu bezaubern, die er Orchestrion nannte, und die gleichzeitig eine Vereinfachung des Orgelspiels und eine orchestrale Wirkung ermöglichen sollte. Aber auch da hat er keine dauernden Erfolge gehabt; aber zweien seiner Schüler ist es geglückt, das Lebendige und Wertvolle in seinen Bestrebungen weiterzuführen, Meyerbeer und Carl Maria von Weber. Klingenstein.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Die Burgen und Schlösser Badens. Von Ed. Schuster.

Die Burgen und Schlösser unserer Heimat sind schon von jeher Gegenstand größter Beachtung gewesen. Vieles ist schon seit den typographischen Ansichten des 16. Jahrhunderts gezeichnet und geschrieben worden, um die Kenntnis vermitteln zu helfen über den Ursprung und die Entwicklung all der baulichen Schönheiten Badens. Im Verlag v. F. Gutsch-Karlsruhe erschienen 2 Hefte: Der Kraichgau und der Elsenzgau. Darinnen hat der Verfasser jeweils eine kurze Übersicht statistisch und historischer Art vorangestellt über die Burgen und Schlösser, der sich dann die genauere Beschreibung der einzelnen Ortschaften mit ihren historischen Baulichkeiten anschließt. Die Beschreibung verdient durch ihre übersichtliche Anordnung unsere vollste Anerkennung. Unserm Geschmack dürften allenfalls die etwas kärglich ausgefallenen Lithographien unlieb sein zumal auch ab und zu mit allzugroßer künstlerischer Freiheit dabei verfahren wurde. Dafür bietet uns aber der gute Text eine lobenswerte Entschädigung, der es wirklich verdient, daß man diese billigen, handlichen Ausgaben in die Hand und in den Besitz eines jeden geben möchte, der unsere engere Heimat mit all ihren Schönheiten liebt. F. Landes.

Deutsche Volkskunst, Anleitungen und Anregungen zum Kennenlernen und Beachten alter deutscher Volks- und Heimatkunst, herausgegeben von Prof. O. Schwindrazheim. Band I. **Volkskunst in Hessen-Nassau und Oberhessen.** 1. Teil. Mit Unterstützung Frankfurter Kunstfreunde im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur. Heimkultur-Verlag Westdeutsche Verlagsanstalt m. b. H. Wiesbaden. Preis 3 Mark. Geb. Mk. 4.50.

O. Schwindrazheim ist zwar ein Hamburger Kind, nichtsdestoweniger aber mit der deutschen Volkskunst auch des Südens vertrauter als die meisten süddeutschen Architekten und Kunstschriftsteller. Er war es, der mit dem kunstsinnigen Wiener Verleger Martin Gerlach das bekannte Werk „Unterfranken. Eine Streife auf Volkskunst und malerische Winkel in und um Unterfranken" herausgegeben hat. Ihm verdanken wir auch die vorliegende prächtige Veröffentlichung, bei deren Durchsicht wir immer wieder glauben, Bilder aus unterfränkischen Städtchen und Dörfern vor uns zu haben, so heimisch sind uns die Formen der Fachwerkhäuser, Tore, Türen und sonstigen Einzelheiten. Vier farbige Blätter zeigen uns, wie reizvoll einzelne Häuser angestrichen oder bemalt sind.

Ein knapper, aber mit wenigen Worten außerordentlich belehrender Text, der insbesondere dem Laien sehen hilft, ist jeder Seite beigefügt; Druck und Papier sind vorzüglich. Man kann den billigen Band jedem Freunde der Volkskunst nur wärmstens empfehlen. F. Moser, Würzburg.

Dr. A. Fr. Ludwig, Die chiliastische Bewegung in Franken und Hessen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Mit einem Sendschreiben Möhlers. Regensburg, Pustet, 1913.

Der religiöse Mystizismus, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Pöschl eine chiliastische Ausprägung erhalten hatte, fand auch in Franken Verbreitung. Im Taubertal, in Igersheim und Dittmar, begann 1816 die Bewegung, die sich an den Namen Bernhard Müller, genannt Proli, knüpft. Diesem gelang es, eine große Anhängerschar um sich zu sammeln, sogar Theologen beider Konfessionen zu verführen. 1817 verbreitete sich die Sekte nach Würzburg, Heidingsfeld, Riedenheim, wurde 1818 polizeilich aufgehoben, Müller aber wieder freigelassen. Gegen die Ausbreitung im Kreise seiner Verwandten zu Igersheim richtete sich das Sendschreiben des Tübinger Kirchenhistorikers Professor Möhler, das eine treffliche Abmachung gegen jegliche Sektirerei darstellt.

Müller setzte dann bis 1829 seine unheilvolle Tätigkeit in Offenbach fort und gewann viele Anhänger in Frankfurt und Mainz, ohne von der hessischen Regierung behindert zu werden. Als er aber an die Herrscher Europas Manifeste erließ, die die Umwälzung aller staatlichen und kirchlichen Ordnung forderten, schob ihn Hessen doch endlich ab. In Amerika endete das romantische Dasein dieses falschen Propheten in Armut und Verlassenheit. Viele der Verführten haben bis an ihren Tod den Glauben an seine göttliche Sendung bewahrt. H. W.

Grimm, Sagen und Geschichten aus Oberfranken. Mit Zeichnungen von L. R. Spitzenpfeil in Kulmbach. Nürnberg 1913, Friedr. Kornsche Buchhandlung. In zweifarbigem Einband 85 Pfg. (Selbstanzeige des Verfassers.)

Wer dies Büchlein in die Hand nimmt und erwartet, darin wertvollen Stoff zur Volks- und Landeskunde von Oberfranken zu finden, der möge es nur gleich wieder weglegen, daß er vor Enttäuschung und Schlimmerem bewahrt bleibe. In hohen Ehren jederzeit und überall die Arbeit des fleißigen und gelehrten Forschers, der aus den Sagen eines Gebietes die mannigfachsten Schlüsse zu ziehen vermag! Aber für das Volk wird diese Schatzgräberarbeit trotz aller Bemühungen niemals die Bedeutung gewinnen, die man sich davon verspricht. Für das Volk aber habe ich geschrieben, für die Ungelehrten, für alle die Großen und die Kleinen, die gern Geschichten hören mögen, in denen sich etwas Wundersames, Geheimnisvolles ereignet, wie es heute nicht mehr geschieht, weil wir in einer ganz andern Zeit leben oder vielleicht – weil wir nicht mehr die rechten Augen und Ohren dafür haben. Was ich an mehr oder minder ausgeführten Sagen und Sagenbestandteilen in den allgemein zugänglichen Sammlungen fand, prüfte ich genau, ob darin ein bildungsfähiger poetischer Keim enthalten sei. Von diesem aus gestaltete sich mir innerlich das ganze Ereignis, und ich dachte dabei gar nicht daran, ob und wie während dieses Vorgangs die ursprüngliche Sage verändert wurde. Aber ist das nicht eine Fälschung? wird man fragen. Ich antworte mit einer Gegenfrage. Das deutsche Sagengut ragt zum Teil tief in die Urzeit unseres Volkes hinauf, ist also jahrhundertelang nur von Mund zu Mund fortgepflanzt worden. Sollte dabei nicht schon mancher Zug anders geworden sein, als ihn die Väter erzählt hatten? Bieten nicht Wandersagen, die sich von einem bestimmten Ort aus über große Gebiete verbreitet haben, den besten Beweis dafür? Wer das verdienstvolle, aber ganz unkritische dreibändige Sagenbuch der bayerischen Lande von Schöppner kennt, weiß, daß dort schon in freier und gereimter Prosa versucht worden ist, Sagen zu gestalten; wie weit dabei der Volksmund getreu wiedergegeben ist, läßt sich kaum mehr bestimmen. Und wenn ich wirklich eine Art Fälschung begangen habe, so befinde ich mich dabei in der allerbesten Gesellschaft. Was hat Theodor Storm anders getan, als er die ganze Orlamünder-Sage in seinen „Spiegel des Cyprianus" verwob? Und Heinrich Seidel, als er den „Schlangenkönig" schuf? Und Kopisch in seinem reizenden „Zeitelmoos", Hebel im „Hirten von Oggersheim"? Ja, das sind Dichter! wird man entgegnen. Nun, dann bin ich so unbescheiden, meine kleinen Sagenerzählungen auch für dichterische Gebilde zu halten; entstanden sind sie wenig-

stens auf dieselbe Art. Daß ich übrigens Rechenschaft ablege, sei folgendes gesagt. Gänzlich freie Erfindung ist nur die Sage vom „Alexandersbad"; bekannt ist hier nur der Name des kranken Bauern und der Tag der Entdeckung. Die Sage vom „Feilenhauer" ist aus vorhandenen Einzelzügen gestaltet; die „Situation" des zusammenhaltenden Rahmens ist erfunden. Eine wesentliche Änderung hat nur die Sage von den „Geistern auf der Burg Wallenrode" erfahren. Sie geht in meiner Darstellung im Gegensatz zur Vorlage für die Magd unglücklich aus; ferner erscheint, wieder entgegen der ursprünglichen Fassung, als der Schuldige nicht der Pfarrer, sondern der Amtskastner. Ich nahm diese Züge aus einer Erzählung meiner Mutter, die mir die gleiche Sage von dem alten Schloß ihres Geburtsortes berichtete. Die „Gräfin von Orlamünde" ist nach dem Volkslied bearbeitet. Bei allen übrigen Sagen sind nur unwesentliche Einzelzüge geändert, so wie sich mir das eben ganz von selbst ergab. Für die meisten Sagen bin ich nichts als ein neuer und wie ich hoffe besserer Erzähler.

Der Zeichner, Lorenz Reinhard Spitzenpfeil in Kulmbach, hat sich bemüht, die Landschaft der Sagen den Lesern nahezubringen und so gleich von vornherein in die rechte Stimmung zu versetzen oder die durch die Sagen erzeugte ausklingen zu lassen. Wer endlich bei einem Buch auch auf Raumverteilung und Druckanordnung Wert legt, wird bei diesem wohl auf seine Rechnung kommen.

So hoffe ich, daß ich manchem Kind und manchem sinnigen Erwachsenen eine freie Stunde vergolden werde mit einem lichten Schein aus einer fernen Welt, und um diesen Preis mag mir der strenge Forscher verzeihen, daß ich mit frevelnder Hand an seine Kleinodien gerührt habe.

Emil Grimm.

Im Gegensatz zu dem Herrn Verfasser hoffen wir, daß die volkskundliche Sammelarbeit auch praktische Bedeutung für unser Volk gewinnt; doch soll es uns freuen, wenn das prächtige Büchlein, dessen Inhalt, Gewand und Preis gleichermaßen zum Ankauf verlocken, uns wegebereitend voranschreitet! H. W.

Heinrich Lippert. Sulzfeld a. M. Nach Urkunden und Quellen bearbeitet. 99 Seiten mit 31 Bildern im Text. Dettelbach a. M., Konrad Triltsch. 1914.

Sehr zu begrüßen ist es, daß hier von berufener Seite der gelungene Versuch gemacht wird, die Heimat der „Sulzfelder Leute", denen Heinrich Kühnlein ein so treffliches literarisches Denkmal gesetzt hat, weiteren Kreisen näher zu bringen.

Das Buch ist in 2 Teile gegliedert. Der allgemeine Teil enthält nach einigen Bemerkungen über Namen, Alter, Herrschaften, Befestigung und alte Gebäude die Geschichte Sulzfelds von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1848. Wir entnehmen diesem Rückblick, daß Sulzfeld von Anfang an ein Kammergut des Hochstifts Würzburg war und als solches Freud und Leid des Bistums teilte. Am Bauernkrieg, der 1525 in Franken wütete, war Sulzfeld nicht beteiligt. Die Reformation fand nur vorübergehend Eingang. Schwer heimgesucht wurde Sulzfeld im 30jährigen Krieges. Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Stadt wieder unter kriegerischen Ereignissen zu leiden, indem es 1776 von dem Heere der französischen Republik gebrandschatzt wurde. Nach der Säkularisation der geistlichen Herrschaft zu Würzburg wechselte Sulzfeld mehrmals den Herrn und kam am 28. Juni 1814 endgültig an Bayern. Verhältnismäßig ruhig verlief die Bewegung des Jahres 1848, Dank dem Verhalten des trefflichen Arztes Ad. Geßlein.

Im besonderen Teil erhalten wir zunächst Auskunft über die Verhältnisse der politischen Gemeinde in alter und neuer Zeit. Hervorheben will ich die Angaben über Gmeindemarkung, Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Rechtsverhältnisse der Einwohner, Gemeindeverfassung, Wehrverfassung, Gerichtswesen, Staats-, Gemeinde-, Stiftungsgebäude, örtliche Feste, Gebräuche, Trachten, Behörden, hervorragende Personen, ältere Familien, Vereine. Den Schluß des besonderen Teiles nehmen die kirchlichen Verhältnisse ein. Nach genauer Beschreibung der altehrwürdigen Pfarrkirche entwirft Verfasser einen kurzen Abriß der Geschichte der Pfarrei. Anschließend werden die zahlreichen geistlichen Stiftungen aufgezählt, welche so recht zeigen, daß das kirchliche Leben allezeit ein ungemein reges war. Hiermit hängt es auch zusammen, daß Sulzfeld schon früh eine klösterliche Niederlassung hatte.

Besondere Erwähnung verdienen die wertvollen Angaben von Statistiken und interessanten Erwähnungen von Beamtenlisten, welche am geeigneten Platze eingestreut die Brauchbarkeit des Buches erhöhen, wie z. B. die Entwicklungsstatistik Sulzfelds von 1498 an (Seite 49), die Aufzählung der Rentmeister von 1706–1803 sowie der Herbstkommissäre von 1470–1663 und der Bergmeister des adeligen Domkapitels von 1526–1705 (Seite 66 f.), Verzeichnis der Gemeindevorstände von 1470 an (Seite 68 f.) und die Reihenfolge der Pfarrer von 1353 an (Seite 89).

Dem gediegenen Inhalt stellt sich der vornehme Bilderschmuck würdig an die Seite, sodaß dieses Buch allen Frankenfreunden nur empfohlen werden kann. Karl Keller, Werheim.

Kohler-Prells Wanderbuch durch das Fichtelgebirge und seine Nachbargebiete. 1914. Fichtelgebirgs-Verlag Wunsiedel. 2 Mk.

Der vorliegende Führer fällt durch exakte Wegebeschreibung sehr angenehm auf. Zahlreiche Kartenbeilagen uud Pläne treten ergänzend hinzu. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser sein Fichtelgebirge kennt und mit warmer Liebe an seiner eigenartigen Schönheit hängt. Die einleitenden Kapitel machen uns mit Flora, Fauna und Geologie des Gebirges mit seinen Bewohnern und ihren Beschäftigungen vertraut. Bei den einzelnen Touren orientiert der Verfasser in kurzer gediegener Form über die Ereignisse, die in Sage und Geschichte mit den betreffenden Orten verbunden sind.

Der Wintersport ist eingehend berücksichtigt. Sehr zu begrüßen ist die Überleitung auf die Nachbargebiete, sodaß über An- und Abmarsch von und nach allen Seiten schnell Klarheit erlangt wird. H. W.

Professor Dr. Georg Wilke. Beiträge zur Lebensgeschichte des Andreas Pankratius. Programm des Gymnasiums zu Hof.

Andreas Pankratius aus Wunsiedel stammend, Diakon in Amberg und Vorkämpfer der Lutheraner gegen die vom Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz betriebene Einführung des reformierten Bekenntnisses findet in Wilke einen feinsinnigen Biographen. Pankratius wurde infolge seiner anticalvinistischen Bestrebungen 1566 vertrieben und wirkte dann bis zu seinem Tode als Superintendent in Hof. Die verdienstvolle, auf Grund archivalischen Materials gearbeitete Schrift schildert seine Wirksamkeit in der Oberpfalz, besonders ausführlich das Amberger Colloquium, in dem sich Pankratius gegen die Heidelberger Hoftheologen verteidigen mußte, an der Hand eines von ihm selbst verfaßten Berichts. Für die überaus zerfahrenen, unheilvollen Verhältnisse der Oberpfalz während der ewigen Religionswechsel ein erwünschter Beitrag. H. W.

Heinrich Ludwig. Die Brautwerbung. Verlag: Dr. Götz, Werbrunn, Aschaffenburg, geh. 80 Pfg.

Ein verwickelter Grundstücksprozeß im Freigericht, um den sich die Handlung zwanglos gruppiert, gibt dieser ansprechenden Erzählung aus der Zopfzeit den Rahmen. Es ist das Aschaffenburg, wie es Kurfürst Friedrich Karl von Erthal schuf, und das aufstrebende bürgerliche Beamtentum, das der Verfasser uns mit Liebe und feinem Humor vorführt. Das Zeitcolorit ist gut getroffen. H. W.

Dr. ph. Fritz Regel. Handelsgeographie. Verlag: Violet, Stuttgart. 500 Seiten, geb. 4 Mk.

Hervorgegangen aus dem Leitfaden „Geographie für Handels- und Realschulen" ist das Werk zu einem umfangreichen Handbuch geworden, das von allen politischen Gebieten der Welt die wirtschaftlichen Fundamente aufweist. Dazu sind überall instruktive Angaben über Klima, Bodenform, politische und kulturelle Entwickelung des Landes über Zahl, Rasse und Religion seiner Bevölkerung gemacht.

Der erste Hauptteil führt in die Probleme der allgemeinen Erdkunde ein und gibt Darlegung über die Aufgaben der Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Ein umfangreicher geographischer Index macht das wertvolle Handbuch leicht benutzbar. Zu begrüßen ist die häufige Aussprachbezeichnung fremder Namen. H. W.

2. Zeitschriften-Schau.

Die Übersicht berücksichtigt in erster Linie Aufsätze fränkischen Charakters, sodann allgemein interessierende Beiträge, namentlich volkskundliche.

Hessische Blätter für Volkskunde: Band 13. Leipzig 1914. Heft 1/2. Herausgeber Professor Dr. Carl Helm.

Konrad Hörmann: Herdengeläute und seine Bestandteile. Der Aufsatz behandelt in universaler Ausdehnung von den Traggestellen, mit denen die Tiere das Geläute tragen, den Schellenbogen. Dabei gibt schon das Wort Schellenbogen zu raten, da es nach dem Verfasser zum ersten Mal im Jahre 1897 in der Literatur erscheint. Eine befriedigende Erklärung bleibt der Sprachforschung vorbehalten.

Dr. Alfred Martin: Geschichte der Tollwutbekämpfung in Deutschland. Mit Beziehung auf Franken, besonders die Heilung durch Brennen mit dem St. Hubertusschlüssel, beliebt war der von Gröningen (Oberamt Crailsheim). Eine Abbildung bringt zwei Hubertusschlüssel aus dem Spessart nach einer Vorlage aus Höfler: St. Hubertusschlüssel, Zeitschrift für Volkskunde 1901.

Ein Anhang bringt wertvolle Hinweise zur Flurnamensammlung, so auf die Bedeutung der Kirchenrechnungen.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München 1914.

Heft 37: Pohlig: Die Burg Flossenbürg mit Abbildungen,

Heft 38: Steinberger: Der Johannisfriedhof zu Nürnberg.

Auch hier wird das Märchen vom Grabe des Meistersingers Hans Sachs verbreitet, das nun nach den Ausführungen von Professor Dr. August Gebhardt „Frankenland" Heft 5 Seite 221 – 227 zu berichtigen ist.

August Eichelsbacher: Unterfranken als Kriegsschauplatz. – Von dem Römertagen bis zum Bruderkrieg von 1866, eine lange Reihe kriegerischer Ereignisse, wobei besonders die Kämpfe um die Festungen Königshofen und Marienberg hervortreten.

Badische Heimat. 1. Jahrgang. 1914. Karlsruhe. Heft 1 und 2. Herausgeber: Professor Dr. Wingenroth in Freiburg.

Begründet als Organ des Vereins „Badische Heimat" mit dem Ziel für bessere Pflege des Denkmal- und Heimatschutzes zu sorgen, wird die Zeitschrift ihrer Aufgabe vollauf gerecht.

Heft 1: Münsterbaumeister Friedrich Kempf: das Freiburger Münster, seine Bau- und Kunstpflege. Der Verfasser ist seit über 25 Jahren eng mit der Münsterpflege verwachsen, es gewährt daher einen besonderen Reiz, seinen Ausführungen zu folgen, die an der Hand reichen Bildermaterials die Schönheiten des Baues und die Schwierigkeiten seiner Erhaltung zeigen.

Eugen Fehrle: Segen und Zauber aus Baden. – Mitteilungen aus dem Kunstgewerbemuseum in Karlsruhe. – Fundberichte. – Reichhaltiger Büchertisch. –

Heft 2: Hans Kriner: Das Münster in Überlingen am Bodensee, seine Trockenlegung und Isolierung. – Der Bau war durch den Auftrieb des Grundwassers sehr stark bedroht. Schwieriger als die Trockenlegung war die wegen der großen Kapilarität des Sandsteins notwendige Isolierung der Fundamente. Sie wurde durch völliges Durchsägen der Mauern und Pfeiler und Einschieben einer Isolierschicht von Walzblei und Asphaltpappe erreicht. (Ausführende Firma: Stadtler und Geier in München).

Schellinger und Metzger: über Wiederherstellung von Profanbauten in Überlingen. (Stadtkanzlei) – Das Reichlin-Meldegg-Museum in Überlingen.

Eugen Fehrle: Waffentänze. – Alfred Götzel: Badische Volkslieder. – Hoffacker: Sprüche und Inschriften auf alten Töpfereien. Es sind Sinnsprüche voll Humor und Witz, meist aus der Zeit um 1800 – Fundberichte usw.

Mein Heimatland. Erster Jahrgang. Karlsruhe. 1914 Heft 1 – 3

Als populäre Ergänzung der oben angezeigten Zeitschrift „Badische Heimat" werden von demselben Verein die vorliegenden Hefte durch Dr. Hermann Flamm in Freiburg herausgegeben.

Heft 1: Eugen Fehrle. Deutsche Segen und Beschwörungen.

Heft 2: Eugen Fehrle. Vorspannen und andere Volksbräuche.

Heft 3: Professor Jos. Sauer. Emmingen ab Egg. – Der Aufsatz sei hier erwähnt, weil dem Verfasser die Besprechung der durchgreifend wiedergestellten Zeilenkapelle Veranlassung gibt, in vorbildlicher Weise einen Beitrag zur religiösen Volkskunde zu liefern.

Thüringer Monatsblätter. 22. Jahrgang. 1914. Erfurt. Heft 1 – 4. Verbandszeitschrift des Thüringer Waldvereins. Herausgeber Prof. Dr. Nicolai in Eisenach.

Der bekanntlich sehr rührige Verein berücksichtigt in seinen Blättern alles was die Liebe zum Thüringerland stärken, seinen Besuch fördern und die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung heben kann. So wird manch gutes Wort über unser Verhältnis zur Heimat (Lehrer Teller-Ingers-

leben Heft 1 ff.) über Fremdenindustrie (Reiseandenken), gesagt. Auf die, die fränkischen Teile Thüringens betreffenden Aufsätze werden wir später zurückkommen.

Aus der fränkischen Schweiz. 1. Jahrgang. 1914. Forchheim. Nr. 1–6. Herausgeber August Gräf.

Das Forchheimer Tagblatt hat mit dieser monatlich erscheinenden heimatkundlichen Beilage entschieden eine gute Tat getan. Da durch den größeren Leserkreis der Tagespresse auch die Verbreitung der Heimatschutzideen gefördert wird. Wer die fränkische Schweiz liebt, sollte das mühsame Werk des Herausgebers unterstützen und namentlich der geschulte Freund der Volkskunde an der Sammelarbeit mitwirken. Die ersten 6 Hefte enthalten unter anderem eine übersichtlich angelegte fortlaufende Sammlung von Sagen und Bräuchen.

Heidelberger Geschichtsblätter. I. Jahrgang. 1914. Heidelberg. Herausgeber Dr. Hoenninger und Dr. Schulze.

Die Hefte dienen in erster Linie lokalen Interessen und werden den Freunden Heidelbergs willkommen sein. Besonders beachtenswert ist die Heranziehung der Archive studentischer Korporationen. Hoffentlich werden dem guten Beispiel des Korps Suevia bald die andern nachfolgen.

Heft 1: Die Sammlung heimatlicher Altertümer in Boxberg.

Heft 2: Es beginnt eine systematische Heidelberger Bibliographie, zusammengestellt von Stadtbibliothekar Georg Zink.

Heft 4: Neuenheimer Unnamen.

Heft 5: Eugen Fehrle: Über das Heischen von Geschenken im Volksbrauch: – W. Degen: Olympia Fulvia Morata. Biographische Mitteilungen (vergl. „Frankenland 1 Heft Seite 19).

Bote für die Grafschaft Wertheim. 5. Jahrgang. Wertheim 1914. Nr. 1–6. Herausgeber Pfarrer Kappes in Nassig.

Der Bote ist ein Monatsblatt für die evangelischen Gemeinden der alten Grafschaft Wertheim, das neben einem kirchlich religiösen Abschnitt die Erinnerung an die große Vergangenheit der Grafschaft pflegt. Zu begrüßen wäre es, wenn speziell die Forderungen der Volkskunde und des Heimatsschutzes stärker und regelmäßiger berücksichtigt würden. Der verdienstvolle Herausgeber ist ja auch auf diesem Gebiete zu Hause.

3. Neuerscheinungen.

(Besprechung vorbehalten.)

Archiv für Fischereigeschichte. Darstellungen und Quellen, herausgegeben von Emil Uhles, Berlin. Paul Parey 1914. Heft 3.

Baubach, Hans. Heimatgeschichte des Städtchens Gräfenberg. Nürnberg, Korn 1914.. Geh. 1.40 Mk.

Dürrwächter, A. Dr. Gemeinschaftliche Aufgaben der Bayerischen Geschichts- und Urgeschichtsvereine. Bamberg 1914. Sonderabdruck aus dem 71. Bericht des Historischen Vereins zu Bamberg.

Federer, Heinrich. Sisto e Sesto. Heilbronn, Eugen Salzer 1913. 115 Seiten. 1 Mk. geb.

– Das letzte Stündlein des Papstes. Umbrische Reisegeschichtlein. Heilbronn, Eugen Salzer 1914. 95 Seiten. 1 Mk. geb.

Germanischen Nationalmuseum, Mitteilungen aus dem, hrsg. vom Direktorium. Jahrgang 1913. Nürnberg. Verlag des Museums.

Graedener, Hermann. Utz Urbach, ein Bauernkrieg-Fries. Roman. Frankfurt a. M. 1913. Verlag Rütten und Loening. Geh. 5 Mk.

Grimm, Emil. Sagen und Geschichten aus Oberfranken. Nürnberg, Fr. Korn 1914. Geb. 0.85 Mk.

Kahm, Philipp. Praktischer Ratgeber für heimatliche Bauweise auf dem Lande mit 260 Abb. Heimkulturverlag Wiesbaden.

Kataloge des Kunstgeschichtlichen Museums der Universität Würzburg. Heft 1. Gemälde und neue Skulpturen, hrsg. von Fr. Knapp, Würzburg 1914. Verlag des Museums.

Kohler-Prells. Wanderbuch durch das Fichtelgebirge mit zahlreichen Karten und Plänen. Wunsiedel, Kohler 1914. 236 Seiten. 2 Mk.

Lippert, Heinrich, k. Bezirksamtmann a. D. Sulzfeld a. M. Tausend Jahre in Wort und Bild und Bild. Dettelbach a. M., Konrad Triltsch 1914. Mk. 1.20.

Schuster, Eduard. Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe, Fr. Gutsch. Taubergau 1.40 Mk.; Kraichgau 1 Mk; Elsenzgau 1.60 Mk.

Volkskunst in Nassau. Heimkulturverlag Wiesbaden.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck & Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 — Langgasse 2 — Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Dietwar, Pfarrer in Kitzingen, 1592–1670, Leben, herausgegeben von Wirth; wertvolle Nachrichten zur Profan-, Kirchen- und Kulturgeschichte Frankens; **Mk. 2.–.**

Kerler, Patronate der Heiligen; erstmalige Zusammenstellung der Heiligenpatronate Frankens; geb. **Mk. 8.–.**

Antiquarkatalog 427 Bavarica gratis bei

Heinrich Kerler, Ulm.

WAFFEN aller Art

Gebrauchte nehmen in Zahlung
Automat. Repetierpistole Mk. 20

FRANKONIA. EICHFELD Bayern

Gasthof Zum Adler Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching

Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.

Alle Franken

fragen in Bädern, Hotels, Sommerfrischen, Pensionen nach der Zeitschrift „Frankenland". Besuchet in erster Linie solche Häuser, die in eurer Zeitschrift inserieren.

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

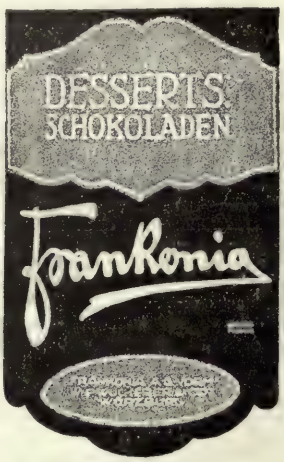
Mk. 1.–.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Konserven Konfitüren Jams
Marmeladen



Speise-Schokoladen Altessa
Milch Extra dry Trüffel-
Schokolade

Kakao Schokolade-Pulver
Römische Pflaumen Keks
Tee

Frankonia A.-G., Würzburg

Kaiserstraße 16 **vorm. W. F. Wucherer & Co.** Telefon Nr. 855

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken.
Würzburg — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum.
München — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung).
Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim.

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.
Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Restaurant und
Gasthof „Franziskaner"
Würzburg

Besitzer: Anton Englert — Fernsprech-Anschluß 63

Altbekanntes Haus in der Nähe der Residenz und des Domes.

Vornehm eingerichtete Fremden-zimmer im Preise v. 1.50 – 1.80 M.

Westerland auf Sylt-Nordsee

Villa „Siegfried"
Verlängerte Böttcherstraße 21

kl. vornehmes Logierhaus. Ruhige günstigste Lage. Elektrisches Licht Zimmer 18 bis 45 Mk. wöchentlich Nachsaison (Sept., Okt.) die Hälfte

Dependenz Einfamilienhaus
6 Zimmer behaglich eingerichtet mit Bad und Küche ganz oder geteilt auf Wochen und Monate.

Näh. durch die Besitz.: Frl. H. Schaumkell.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck und Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 8, 1914

Illustrierte Monatsschrift
ür alle Franken und Frankenfreunde

ck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 8. Heftes:

Die feurigen Männer in Franken. Von K. Spiegel.
Vom ältesten Mergentheim. Von Professor Dr. Goeßler, Stuttgart.
Ludwig Bauer. Ein fränkischer Poet und Pädagog. Von Heinrich Kühnlein, Würzburg.
Zum hundertjährigen Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich von Furtenbach, Major a. D. (Fortsetzung.)
Franken marschiert! Gedicht von Heinrich Weigl, Würzburg.
Zur Geschichte von Faulbach a. Main. Von Dr. O. Kienitz, Wertheim.

In unserem Verlag sind eine Reihe von **Kriegspostkarten** nach Entwürfen der bekannten Würzburger Künstler **Otto Rückert** und **Heinz Schiestl** erschienen. Wir bitten unsere geehrten Leser, dieselben in allen einschlägigen Geschäften zu verlangen.

Den Ernst und die Vielseitigkeit unserer Bestrebungen läßt ein Blick auf die Namen unserer Herren Berater und Mitarbeiter erkennen. Es werden dem Herausgeber gegebenen Falls mit **Rat und Tat** — doch ohne jede persönliche Verantwortlichkeit für Leitung und Inhalt der Zeitschrift — zur Seite stehen:

Für die Gebiete:

Fränkische Volkskunde im weitesten Sinne
Universitäts-Prof. **Dr. Brenner** in Würzburg.
Lehrer a. D. **Spiegel** in Würzburg.
Oberst a. D. **Freiherr von Guttenberg.**
Vorstand des Historischen Vereins Alt-Wertheim **Otto Langguth** in Wertheim.
Professor **Volz** in Wertheim

Vorgeschichte und Denkmalpflege
Leiter des fränkischen Luitpoldmuseums Konservator **Stoehr** in Würzburg.
Kgl. Konservator **Dr. Hock** in Würzburg.
Landeskonservator Professor **Dr. Gößler** in Stuttgart.

Geschichte von Unterfranken
Universitäts-Prof. **Dr. Henner** in Würzburg.
Kreisarchivar **Dr. August Sperl** in Würzburg.

Geschichte von Oberfranken
Prof. **Dr. Anton Dürrwächter** in Bamberg.
Kreisarchivar **Hanns Oberfeider** in Bamberg.

Geschichte von Mittelfranken
Reichsarchivrat **Otto Geige** in Nürnberg.
Prälat Prof. **Dr. J. Hollweck** in Eichstätt.

Geschichte von Badisch-Franken
Großherzogl. Gymnasialdirektor **Dr. Otto Kienitz** in Wertheim
Fürstlich Löwensteinischer Archivar **Dr. Flam. Haug** in Wertheim.

Geschichte von Württembergisch-Franken
Pfarrer **Dr. Gmelin** in Großgartach.
Dr. M. von Rauch in Heilbronn.

Fränkische Rechtsgeschichte
Universitäts-Prof. **Dr. Mayer** in Würzburg.

Fränkische Wirtschaftsgeschichte
Kreisarchivassessor und Stadtarchivar **Paul Glück** in Würzburg.

Historische Geographie
Universitäts-Prof. **Dr. Regel** in Würzburg.

Kulturgeschichte
Kreisarchivassess. **Dr. J. Fr. Abert,** Würzburg.

Kriegsgeschichte und Heereskunde
Major z. D. **Helmes,** Archivar am K. Kriegsarchiv in München.

Mundartenforschung
Univ.-Prof. **Dr. Aug. Gebhardt** in Erlangen.
Professor **Dr. Chr. Beck** in Bamberg.
Professor **Dr. Peter Schneider** in Speyer.

Fränkische Literaturgeschichte
Universitätsbibliothekar **Dr. Handwerker** in Würzburg.
Professor **Heinrich Kühnlein** in Würzburg.

Fränkische Kunstgeschichte
Kunsthistoriker **Dr. G. Lill** in München.

Fränkisches Kunsthandwerk und Architektur
Direktor des Polytechnischen Zentralvereins Professor **Moser** in Würzburg.
Kunstbildhauer **Heinz Schiestl** in Würzburg.

Fränkische Münzkunde
Dr. Will in Erlangen.
Landgerichtsdirektor **H. Meyer** in Nürnberg.

Fränkische Geschlechterkunde
Kreisarchivar **Alb. Gümbel** in Nürnberg.
Reg.-Assessor **Strack** in Tauberbischofsheim.

Heraldik: H. T. von Kohlhagen.

Buchschmuck: Kunstmaler **Otto Rückert,** Würzburg.

1914 August
1. Jahrg. Heft 8

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.– jährlich. – Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Der Krieg.

Der blutige Völkerkrieg, in den uns die Tücke unserer Feinde so unerwartet hineingezogen, ist leider auch an unserer Monatsschrift nicht spurlos vorüber gegangen. Der Schriftleiter unseres Unternehmens, Herr Archivar Dr. Hans Walter, ist bereits in den ersten Tagen der Mobilmachung zu den Waffen geeilt, ebenso eine ganze Anzahl unserer geschätzten Mitarbeiter. Es war uns deshalb nicht möglich, für das Augustheft die Korrekturen rechtzeitig hereinzubringen. Diese Sorge hat uns nunmehr in liebenswürdiger und hilfsbereiter Weise Herr k. Kreisarchivar Albert Gümbel in Nürnberg abgenommen, der gerne bereit ist, für die im Felde stehenden Herren die Korrekturen zu übernehmen. Wie andere Zeitschriften und Zeitungen sind auch wir gezwungen, unsere Monatsschrift während des Krieges im Umfang etwas zu reduzieren. Wir werden jedoch das Versäumte nachholen, sobald es die Lage erlaubt und bitten hierwegen wie auch wegen des verspäteten Erscheinens der Augustnummer um gütige Nachsicht.

Bereits ruht neben unseren lieben deutschen Brüdern von Nord und Süd mancher tapfere Frankensohn in kühler Erde. Ehre den Helden! Aber im felsenfesten Vertrauen auf die heroischen Erfolge unserer Heerführer und unserer todesmutigen Truppen, sehen wir einer neuen, glücklichen Zukunft entgegen. Unsere Feinde sollen es spüren, daß der Geist von 1870 und 1813 in uns noch regsam ist, der uns gegen eine Welt von Waffen zum sicheren Siege geleiten soll hinweg über die Rachegelüste unseres Erbfeindes, über die Scheelsucht des perfiden Engländers und den fanatischen Rassenhaß des länderhungrigen Slavenvolkes. Das walte Gott!

Der Verlag.

Während des Krieges bitten wir sämtliche Zuschriften, also auch die die Redaktion betreffenden, an den Verlag zu richten.

Die feurigen Männer in Franken.

Von K. Spiegel.

I.

Der alte Kunz war bis ins Grab
Ein rechter Höllenbrand;
Er pflügte seinem Nachbar ab
Und stahl ihm vieles Land.
Jetzt pflügt er als ein Feuermann
Auf der erstohlnen Flur
Und mißt das Feld, hinab, hinan
Mit einer glüh'nden Schnur.

Bürger.

Keine sagenhaften Erzählungen sind bekannter und zugleich geringer geachtet als diese von den feurigen Männern und doch steckt in ihnen mehr als man schlechterdings vermutet. Um über sie nur einigermaßen Klarheit zu gewinnen, wollen wir sie einmal nach ihrer Bedeutung und nach einigen ihrer Beziehungen betrachten.

Unter den Leuten, die gegenwärtig 50 oder 60 Jahre alt sind, werden viele sein, die von Eltern und Großeltern hörten, daß diese noch selbst feurige Männer gesehen hätten. Freilich sind schon lange her derartige Erscheinungen nicht mehr gesehen worden — es hat ja der Papst nach allgemeiner Meinung alle Gespenster auf viele Jahre hinaus gebannt. Seien sie gebannt oder nicht gebannt, für unsere Betrachtungen ist es gleichgültig, ob die Berichte der Alten wirkliche Tatsachen enthalten; uns genügt die getreue Überlieferung der alten Meinungen. Zunächst soll eine Auswahl der mir bekannt gewordenen Sagen aus Franken folgen, die uns die verschiedenen Auffassungen der feurigen Männer am deutlichsten kennzeichnen.

Sagenbeispiele.*)

1. **Obereuerheim** (Schweinfurt). Der Erzähler (*1843) will als Knabe die f. M. noch gesehen haben und zwar auf Äckern und auf Wiesen. Sie hatten für gewöhnlich eine menschliche Gestalt, „bereits wie durchsichtig", waren aber bald höher bald niedriger, auch manchmal unscheinbar wie ein Backtrog. Einmal sah man bloß einen, dann auch wieder mehrere beisammen. Es kam auch vor, daß die f. M. einander verfolgten, daß sie mit langen, dünnen glühenden Stangen in der Luft herum „vagierten", daß sie selbst mit den langen Stangen auf einander einschlugen. Diese Stangen waren so lang und dünn wie Ulanenlanzen. Die Kinder wurden angelernt, dem f. M. zuzurufen: „Feuermann, geh' her, ich geb dir a rot's Bendela!" Außerdem schimpfte man sie (wie zu Grettstadt):

*) Das nach dem Ortsnamen folgende eingeklammerte Wort bezeichnet das Bezirksamt. Die Klammer am Schlusse enthält in der Regel zuerst den Ort, woher die Sage stammt, dann der Ort, wo der Sagenerzähler wohnt. Die Jahreszahl gibt die Zeit der Mitteilung an. Die Abkürzung f. M. bedeutet „feurige Männer". — Der Ordnung der Sagen liegen bestimmte Gesichtspunkte zugrunde.

Stützaputzer. — Die f. M. seien verwünschte Siebener*). — Der Tummelplatz der f. M. war die „Rummelswiese" im Bezirk „R.-Haghel" (a fast wie o). Nebenan war „der Tannenwald", worin ein großer Sandhügel lag, der nun abgegraben und weggefahren ist. (Obereuerh. – Würzb. 1913 und 1914.)

*) d. h. Männer, die das Amt haben, die neuen Markſteine zu ſetzen. die abgängigen zu ergänzen und die vorhandenen zu „lüften" d. h. frei zu legen und zu heben. Siebener werden sie genannt, wohl nach ihrer ehemaligen Anzahl (jetzt vier, darum: „Vierer"). Feldgeschworene heißen Sie, weil jeder einen Eid abzulegen hat, Feldſchieder, weil sie die Besitzungen ſcheiden. Durch Tod abgehende Mitglieder werden von den übrigen durch Zuwahl ersetzt.

2. **Augsfeld** (Haßfurt). „In der Au" zwischen dem Main und Augsfeld gingen früher die f. M. Sie waren feurig und hohl wie ein Backtrog. Sie liefen aufrecht über den Boden hin. Manchmal stießen sie aneinander, daß die Funken davon fuhren. Der Erzähler (*1833) sah einmal einen f. M. nahe vorbeieilen; der f. M. sprang auf die „heilige Klinge" zu und verschwand dort. (Knetzgau – Würzb. 1911.)

3. **Iphofen** (Scheinfeld). a) Die f. M. glühten; sie waren gestaltet wie „Multern" (wie ein Backtrog); ein Gesicht sah man nicht an ihnen. b) Die f. M. wurden geschimpft: Stützen ..... und Tellerlecker. 1848 fuhr der Erzähler (derf. 95 J. alt) mit einem Kollegen Most nach Schwarzenberg. Als sie abends heimkehrten, sie waren gerade beim Hüttenheimer Weg (auf Willanzheimer Gemarkung) angelangt, sah der Erzähler am Willanzheimer Kreuz, das im Galgengrund steht, einen f. M. Er machte den andern darauf aufmerksam und dieser schrie: „Geh 'rüber und leucht' uns!" Im Augenblick saßen schon zwei f. M. auf dem Wagen. Als die Fuhrleute dahin kamen, wo man zum „Sattelsee" geht, fing einer der Fuhrleute an zu fluchen. Gleich darauf waren die f. M. fort und man sah sie schon auf dem „Gänsehügel" hinter dem Friedhof.

(a, b: Klarmann und Spiegel, Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald, 1912. S. 275.)

4. **Unterſambach** (Gerolzhofen). a) Neben der alten Straße zwischen Wiesentheid und Geiselwind standen auf den sog. Wasenteilen bei Unterſambach einst große Eichen. Auf ihnen seien f. M. gesessen. Wenn ein Fuhrwerk vorbeikam, so hätten sie sich oft mitfahren lassen und sich dabei so schwer gemacht, daß die Pferde voller Schweiß und Schaum geworden seien. b) In Unterſambach sind früher ober den „Rangäckern" an der Wiesentheider Straße f. M. herumgeschwebt. Es waren im Leben unehrliche „Siebener"; denn sie setzten sich auf die Markſteine. c) Man erzählte auch von einem f. M., der da ging, wo der Lindigsweg den Kirchschönbacher Fußpfad ober Haus Nr. 4 schneidet. Dieser soll die Form und Höhe eines Backtroges (hinten hohl) gehabt haben. (Klarmann und Spiegel a. a. O. S. 247 und 276.)

5. **Schwemmelsbach** (Karlstadt). In der Feldabteilung „Wengert" stand ein großer, mächtiger Walnußbaum. Bei ihm hielten sich f. M. auf. Darum getraute sich niemand im Dorfe, den Baum zu fällen. Ein Frankfurter, der ihn kaufte und fällen ließ, gab dem Besitzer den doppelten Betrag des Kaufpreises, weshalb man annahm, daß im Stamme ein Schatz gelegen sei und daß dieses die f. M. angezeigt hätten. (Schw., E. W. 1911.)

6. **Prölsdorf** (Haßfurt). a) Die f. M. mußten meistens zur Strafe fü eigennützige Grenzsteinversetzung nachts, einer Feuersäule gleich, herumwandeln Sie hatten die Größe und Form eines Backtroges und begingen gewöhnlich di Ackergrenze, gegen die sie sich im Leben verfehlt hatten. Hofierte jemand, wa oft getan wurde, bei Tage auf einen Markstein, dann war dieser Stein an nächsten Tag wieder gereinigt — und das von den feurigen Männern. Schri jemand: „Feuri'er Moh, Schtützнsch .....!", so wurde der Feurige böse uni verfolgte den Schreier. b) Die f. M. putzten die Marksteine wieder, wenn si verunreinigt worden waren — sagten die Alten.

Am „Frareisacher-Holz" (südlich, ober dem Friedhof) sind die f. M. an Waldsaum „runter und rauf" gelaufen. Der Erzähler sagt, die f. M. seien be großem Nebel sichtbar gewesen und bald da bald dort aufgetaucht.

Am „Frareisachsberg" ist Geld vergraben. Die Alten meinten, wenn mar es haben wolle, müsse man sich an die f. M. halten, die wüßten es.

(a: Klarmann und Spiegel, S. 273 f., andere Sagen vom Fr. ebenda S. 231; b: Prölsd.–Würzb. 1914, Erz. *1830.)

7. In **Dürrfeld** (Schweinfurt) heißen die Irrlichter Feuermännchen. — Ein Bursche sagte einmal zu einem solchen Irrlicht: „Stutzenputzer". Da hing es sich gleich auf des Burschen Rücken und ließ sich bis zum Dorfe tragen (Klarmann und Spiegel, S. 275.) Auch von einer zweiten Seite wurde mir der Spottname Stutzenputzer bestätigt (Erz. *1828). — In Schönfeld bei Grünsfeld an der badisch-bayerischen Grenze rief man den f. M. zu: „Feuriger Mann, Stütze-Bäddr!" (=Stützenpeter). (Sch.–Würzb. 1814, Erz. *1834.) — In Burgbernheim (Uffenheim) hatte man auch den Spottnamen: Blaustrumpf.

8. **Mühlbach** (Karlstadt). Von Mühlbach aus sah der Erzähler in der Adventszeit jeden Abend die f. M. auf der anderen Mainseite von Karlstadt mainaufwärts bis zur „weißen Mauer" schweben und dort angekommen noch schneller als ein Schnellzug zurückkehren. (Mühlbach–Würzb. 1911 Erz. *1828.)

9. **Koppenwind** (Bamberg II). Auf der Theinheimer und Koppenwinder Grenzscheide ging vom „Taubenherd" herunter bis zur sog. „Weißen Marter", von der aber bloß noch der Sockel übrig ist, ein f. M. Ehemals rief man ihn an: „Feuriger Mann! Stürzasch . . . . . !" (K.–Würzb. 1913.)

Anmerkung. Ein glühender Mann läuft um die Gemarkung Großostheims (Aschaffenburg). Es ist der verwünschte Hömann, der die Steine am „Land-Orlis" versetzte (Gr., Frl Gr. H. 1911). Eine feurige Gestalt zieht in Rock und Hut bei wunderbarem Brausen über die Grenze hin (Hüfer, Beitr. z. [westfäl.] Volksk. II. Tl. S. 14, Beil. z. Jahresber. d. Gymn. z. Warburg, Progr.-Nr. 382).

10. **Hüttendorf** (Erlangen). Einmal sah ein Hüttendorfer nachts in der Ferne einen f. M. und in seiner Trunkenheit rief er ihm zu: „Kuchlöff'lschtiel, Schturzaschaiße'!" Da ging ihm der f. M. nach. Glücklicherweise erreichte der Bauer noch sein Haus, sprang in das offene Stadeltor und verriegelte es. Der f. M. schlug zwar ans Tor, konnte aber nicht hinein. Am anderen Morgen sah man die eingebrannte Hand am Tor. (H., H. Fr. B. [J. Schm.] 1898.)

11. In **Schornweisach** (Neustadt a. A.) war ein Metzger, der öfter nach Bergtheim auf das Schlachten ging. Als er wieder einmal auf dem Weg dahin war, umtanzten ihn „im Hirtenwasen" die f. M. und gingen ihm nach. Der Metzger hielt ihnen zuletzt sein „Beilhelm" hin. Es wurde von den f. M. angefaßt und zeigte dann Brandmale von Fingereindrücken. (Klarmann u. Spiegel, S. 274.)

Anmerkung. Schon 1690 wird von einem umgehenden Manne bei Eger gesprochen, der die Markſteine „betrieglich verruckt haben soll" und die Haut durch seinen Griff schwarz machte. („Unser Egerland" III [1899] S. 26.)

12. **Markt Nordheim** (Scheinfeld). a) Die f. M. hatten das Aussehen einer „Multern", in der das Feuer brennt.

b) Ein Bauer verspätete sich mit seinem Gespann und warf in der Finsternis um. Er konnte den Wagen nicht allein aufheben und rief einen f. M. zu Hilfe. Der kam auch und half. Als der Wagen wieder stand, bedankte sich der Bauer. Vor dem Weggehen reichte ihm der f. M. seine Hand zum Abschied hin. Der Bauer aber getraute sich nicht einzuschlagen und legte dem f. M. den Peitschenstiel in die Hand. Morgens sieht er dann, daß fünf Finger eingebrannt sind.

c) Eine Frau, die sich bei stockfinstrer Nacht verirrt hatte, rief einen f. M. und bat ihn, sie zu führen. Dafür verspricht sie ihm auf den Freitag einen Brotlaib. Nachts erschien der f. M. und sie langte ihn auf der Backschaufel den Brotlaib hinaus. Von der Hitze aber zerbricht der Stiel und die Backschaufel fällt mit dem Laib zu Boden. Der f. M. und das Brot sind verschwunden. (Klarmann u. Sp., S. 274.)

13. Ein Wagner von **Schindelsee** (Gde. Fürnbach, Haßfurt) ging einmal im betrunkenen Zustande von Prölsdorf heim. Da begegnete ihm auf der halben Höhe des Berges ein f. M., der einen Markstein auf der Schulter trug und weinend beständig fragte: „Wu söll i 'na na schtell?" (Wo soll ich ihn hin[an]stellen?) Der Wagner sagte darauf: „Wustna gänumma hast!" Da schrie der Feurige freudig: „Gott sei Dank, du hast mich jetzt erlöst; auf diese Antwort warte ich schon über hundert Jahre" — und verschwand. Der Wagner aber soll kurze Zeit darauf gestorben sein. (Klarmann u. Sp., S. 275.)

Anmerkung. Zu Reichenberg (Würzburg) soll am „Knuck" lange Zeit hindurch ein f. M. herumgelaufen sein, der einen Grenzstein hin und her trug. (R., Frl. M. Fl. 1911.)

14. **Windheim** (Marktheidenfeld). „Unsere Magd stammte aus Windheim hinter Hafenlohr im Spessart. Es waren ihrer daheim fünf Geschwister; der Vater war bald gestorben, die Mutter noch früher. Manchmal erzählte sie, warum sie den Vater so bald verlor. Das ging so zu: Ihr Vater war arm und diente als Knecht in einer Mühle der Umgebung. Die Kinder hatten ihre bestimmten Kosttage bei Ortseinwohnern. Einmal war ihr Vater nachts mit dem Fuhrwerk draußen und verlor einen Radnagel. Er hatte kein Licht und konnte den Nagel nicht suchen und, wenn er weitergefahren wäre, würde das Rad herausgefallen sein. So war er voller Sorge, klagte und wußte sich nicht zu helfen. Weil er aber in der Ferne einen f. M. stehen sah, so rief er ihn an: „Guter Freund, geh' her und hilf mir!" Der f. M. war gleich da und

leuchtete. So konnte der Vater den Radnagel suchen, er fand ihn und machte ihn fest. Als alles wieder instand gesetzt war, sagte der f. M.: er habe meinem Vater geholfen, mein Vater solle ihm jetzt auch helfen. Dem Vater graufte es zwar vor der Gestalt, doch fragte er: was er tun solle, ihm zu helfen? Der f. M. entgegnete, er müsse früh vor Ave Maria-Läuten auf einem Acker, dessen Name und Lage er ihm genau bestimmte, den Markstein um ein gewisses Maß zurücksetzen; dann sei er erlöst. — Ihr Vater habe ihm versprochen, das zu tun, und es nach ein paar Tagen auch ausgeführt. In der Nacht darauf klopfte es an die Bettstatt ihres Vaters, und als er Antwort gab, sprach es aus der Dunkelheit heraus: „Ich danke dir, daß du ausgeführt hast, was ich dir sagte; jetzt bin ich erlöst". Ihr Vater wurde auf den Schrecken krank und starb". (Unterleinach 1910.)

Anmerkung. 1.) Ein Licht, das einem Müller leuchtete, der ein Rad verloren hatte, führte den Müller zu einem Grenzstein; diesen soll er wieder an die rechte Stelle setzen (Nordheim v. d. Rh., J. H. 1911). 2.) Ein f. M. bei Steinbach (Lohr) will zur Erlösung drei Schaufeln Erde auf einen Nachbaracker geworfen haben (Schöppner, Sagenbuch, III 970). Ähnliche Sagen sind zahlreich.

15. **Gaibach** (Gerolzhofen). Früher wurde in der Adventszeit vom „Buchflur" an bis hin zu den Gaibacher Gärten f. M. gesehen, die mit langen Gerten Äcker ausmaßen. (Klarmann u. Sp., S. 276).

Anmerkung. Zu Birkenfeld b. M. erzählte man, daß neben dem Räuschel-Wald gespenstige Männer beim Ackerausmessen gesehen wurden. Man hörte die Meßkette auf dem Acker hinschleifen (1895).

16. **Unterleinach** B.-A. Würzburg). a) Auf den Äckern am Mühlberg gegenüber dem Dorfe sah man früher öfter einen f. M. herumgehen. Einmal kamen sogar an einer Ackerecke zwei f. M. zusammen. Sie fuhren aneinander, daß das Feuer hochauf sprühte. (u. 1910.)

b) Auf der „Schäfers-Wiese" sahen in der Nacht heimkehrende Maurer einen f. M. schweben. Einem Maurer (dem Großvater des Erzählers), der ihm den Spottnamen Stützensch. zurief, hockte sich der f. M. auf und ließ sich von ihm bis in die Wohnung tragen, wo er an der Tür im Schrecken stolperte und „gestrecktlängs" auf den Stubenboden fiel. (u. 1910.)

c) Der Großvater des Erzählers ging ständig mit noch zwei Männern auf das Wildern. Wenn sie auf dem „Breiten Weg" zum Dorfe hinaus gingen, sahen sie fast jedesmal drunten auf der Benediktushöhe bei Retzbach einen f. M. Da machten sie es einmal unter sich aus, den f. M. bei der nächsten Gelegenheit zu besprechen. Als sie nun wieder die betreffende Gasse hinausgingen und einige Ackerlängen zurückgelegt hatten, knieten sie hintereinander auf den Boden und riefen: „Stützensch.!" Gleich darauf stand der f. M. vor ihnen. Dabei sahen sie, daß demselben das Feuer aus den Rippen nur so herausbrannte. Jetzt waren die drei doch erschrocken und wußten anfänglich kein Wort zu reden. Als aber einer endlich die Worte hervorbrachte „et verbum caro factum est", verschwand der f. M. und blieb ihnen auch für späterhin unsichtbar. (u. 1909.)

d) In der Wiemelsgasse, Hs.-Nr. 176, rief einmal ein Bursche einen f. M. herbei, um ihn den Leuten in der Spinnstube zu zeigen. Der f. M. kam auch

bis zur Haustür, von der die obere Hälfte offen stand, und schaute ins Haus. Der Rufer gab ihm eine Münze, damit er wieder fortgehe. (U. 1910.)

17. **Oberleinach** (Würzburg). Am „Anger" an der Unterleinacher Grenze sind die f. M. herumgelaufen und haben mit feurigen Ruten einander geschlagen. Das war zwei Stunden vor tags. (Oberl. 1909.)

18. **Gnodstadt** (Ochsenfurt). Umgehende „Feldschieder" sollen sich am Hopferstadter Weg mit feurigen Ruten geschlagen haben.

Ein Schäfer wollte einen f. M. am heiligen Abend auf seiner Pferchhütte gesehen haben. (Gn., W. G. 1909).

19. **Heidenfeld** (Schweinfurt). Früher wurde „in der Lache" bei Garstadt viel Holz gestohlen. Da geschah es einmal, daß ein f. M. einem Holzdiebe in der Nähe des „Schiffrangens" auf den Rücken sprang und sich zurück bis ans Dorf tragen ließ. (H., Chr. H. 1911.) (Fortsetzung folgt.)

Vom ältesten Mergentheim.[1]

Mit 8 Abbildungen.[2]

Von
Professor **Dr. Goeßler**, Stuttgart.

Nicht vom Mergentheim des Mittelalters, dessen schönstes Zeugnis die edle Stadtpfarrkirche zu S. Johannes dem Täufer ist, soll hier die Rede sein, auch nicht vom Mergentheim der Renaissance, dem Sitz der Hoch- und Deutschmeister, sondern von dem Mergentheim, dessen Spuren nur der schürfende Spaten findet, dessen Reste unter dem Schutt der Jahrtausende begraben liegen. Es sind die vor jeder historischen Überlieferung liegenden Zeiten der Vor- und Frühgeschichte, die aber doch nicht weniger stumm sind, deren Zeugnisse wir zum Reden zu bringen vermögen, falls nur solche Zeugnisse überhaupt auftauchen und geborgen werden. In der Vorhalle des Hauptbadgebäudes lagern am Treppenaufgang in einem Glasschrank unscheinbare Tonscherben, Tierknochen und Holzkohlen. Sie sind im Frühjahr 1911 bei Neufassung der alten Karlsquelle tief im Boden

[1] Nach einem Vortrag, gehalten in Mergentheim bei der Jahresversammlung des „Vereins für Bad Mergentheim", 14. Juni 1914.

[2] Die Abbildungen 2, 4, 6, 7, 8 sind vom Württ. Anthropol. Verein, dem Herausgeber der Fundberichte aus Schwaben, geliehen.

angetroffen und – was gerade so wichtig ist – beobachtet und gerettet worden. Der Fachmann weiß sie auf Grund des von anderwärts vorliegenden Parallelmaterials zu deuten und als rund der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. angehörig zu erkennen. Er zieht daraus mit Recht den Schluß, daß die Umgegend der Quelle schon in vorchristlicher Zeit besiedelt war. Und sofort liegt auch die Vermutung bereit, daß die hier angetroffene uralte Besiedlung eben durch nichts anderes, als die Quelle veranlaßt war, daß die im 19. Jahrhundert entdeckte Quelle somit in unvordenklicher Zeit schon einmal bekannt und benützt war. Diese Vermutung ist im letzten Jahr durch neue Funde, deren genaue Beoachtung dank dem sich immer steigernden Interesse aller Beteiligten möglich war, zur Gewißheit erhoben worden.

Unglaublich mag es scheinen, wenn die archäologische Wissenschaft sich vermißt, dieser längst vergangenen Zeiten Dunkel, in das keine Urkunde und keine Zeitrechnung hineinleuchten, durch eine feste Chronologie zu erhellen. Noch verwunderlicher wird es scheinen, wenn der Archäologe sagt, daß die ältesten Funde im Weichbild der Stadt Mergentheim sogar um mehrere Jahrtausende über alle seitherigen Badfunde des 1. und 2. Jahrtausends v. Chr. zurückgehen, daß wir die älteste Besiedlung hier aus dem 5./4. Jahrtausend v. Chr. nachweisen können. Dies wird ein allgemeiner Überblick über unsere Urgeschichte an der Hand der Funde von Mergentheim und Umgegend klar stellen. Zugleich ergibt ein solcher die Möglichkeit, die Mergentheimer Funde im großen Zusammenhang der altgeschichtlichen Kulturentwicklung zu betrachten und dadurch erst recht zu verstehen.

Die Arbeit des die Urgeschichte erforschenden Archäologen knüpft an die Arbeit des Geologen an, nicht bloß, sofern sich an die reine Erdgeschichte die Menschheitsgeschichte anschließt und eben mit dem Augenblick beginnt, da der Mensch, mit Sprache begabt und Kultur schaffend, auftritt, sondern auch, sofern uns eine geologische Betrachtung des Bodens, auf dem die Menschen sich angesiedelt haben, die Bedingungen verstehen lehrt, unter denen Besiedlung überhaupt möglich ist, und damit unserer Forschung eine Reihe Anhaltspunkte gibt, wo solche menschliche Besiedlung, auf die allein es uns ankommt, zu suchen ist.

Die Höhen über der Tauber rechts und links gehören in der Hauptsache der Muschelkalkformation an. Auf dem Muschelkalk lagert die Lettenkohle. Wo diese Decke auflagert, wird das Tagwasser festgehalten, das im Muschelkalk selber verstürzt. Die Gesteine der Lettenkohle verwittern leicht und ergeben so einen fruchtbaren, feuchtehaltenden Boden, der für Ackerbau und damit für Siedlung, die immer in erster Linie auf der Agrikultur beruht, günstige Vorbedingungen enthält. Dazu kommt noch ein Zweites, noch fruchtbarer als dieser Verwitterungslehm der Lettenkohle. Es ist der auf den Höhen immer wieder angetroffene Löß und Lehm, genauer die unter Einwirkung rauher Winde verwitterte Oberfläche der Erde. Sie wird vom Winde erfaßt und als eine Art Dünensand hin und her getragen. Dies ist der sogenannte äolische Löß, der in seinem fruchtbarsten Vorkommen z. B. bei Simmringen und Bernsfelden auftritt und daher

auch dort die Veranlassung zur uralter Ackerbausiedlung gewesen ist. Aber auch westlich der Tauber kommt er vor. Alle unsere prähistorischen Grabhügelgebiete auf den Höhen links der Tauber und die daraus zu erschließenden Altsiedlungen stehen in Beziehung dazu. Verwandt damit ist der Tallöß, der durch Auswaschung und Abtragung des Verwitterungslehms entstanden ist. Das Wasser hat dies fertig gebracht und den Lehm alsdann in den Tälern von neuem abgesetzt. Auf diese Weise z. B. ist der Lehm in der nächsten Umgebung der Stadt Mergentheim, in der südöstlich gelegenen sogenannten Au, wo wir die älteste Besiedlung nachweisen können, entstanden. Das hängt zusammen mit der großen Talerweiterung bei Mergentheim; diese ermöglichte die Ablagerung von Kies in großer Breite. So entstand hier ein See, in dem dann dieser ausgewaschene Lehm sich niederschlug: das gibt einen tiefgründigen Boden, der auch die natürliche Vorbedingung für das Gedeihen des Schloßgartens hier und in Weikersheim ist. Die äolischen Lößbildungen sind entstanden in der unserer jetzigen Erdperiode vorangehenden Epoche, in der Eiszeit, in der auch der Mensch zum erstenmal auftritt. Es ist die Zeit, da Mitteleuropa vom Norden und von den Alpen her von riesigen Gletschern bedeckt war. Diese Gletscher in ihrer stetigen Bewegung zerrieben die natürliche Erdoberfläche, reich an Kalk und Sand, und Winde verbreiteten sie dann als steinfreien Steppenstaub: dies ein vorzüglicher Ackerboden für Leute, die ihn nur mit steinernen Werkzeugen bearbeiten konnten, da sie das Metall, vor allem das Eisen für die Pflugschar noch nicht kannten.

Aus dieser Eiszeit und den zwischen den einzelnen Eiszeiten liegenden sogenannten Interglazialzeiten, wo die Vorbedingungen für menschliches Wohnen infolge des Rückgangs des Eises günstiger waren, sind aus dem Bezirk zwar keine Reste von Menschen und seinen Werkzeugen erhalten, aber von dem den Menschen damals gleichzeitigen Mammut, dem Urelephanten. Auf Teile seiner großen gekrümmten Stoßzähne stieß man vor kurzem bei einem Umbau im Pensionat „Mariahilf"; sie stammen jedenfalls aus dem nah bei Mergentheim gelegenen Lehm.

Die eigentliche Besiedlung des Bezirks beginnt erst in der jüngeren Steinzeit, d. h. in der Zeit, da die Erdoberfläche im allgemeinen bereits das heutige Aussehen hatte, da die heutige Flora und Fauna vorhanden war, die Rentiere sich nach dem Norden zurückgezogen und dem Edelhirsch als Hauptjagdtier Platz gemacht hatten. Die Menschen waren nicht mehr bloß Jäger, sondern seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter. Sie haben den entscheidenden Schritt zur Zivilisation getan. Sie bauten sich Dauerwohnungen und lebten in geschlossenen Siedlungen bei einander.

In der Dörrschen Ziegelei in der westlichen, der sogenannten inneren Au stießen die Arbeiter beim Lehmstechen im Jahre 1877 des öfteren auf Mulden, die mit Humus, also mit für den Brennofen ungeeigneter Erde ausgefüllt waren. Der damalige Baurat Bruckmann las daraus einige gut geschliffene Steinbeile und Tonscherben auf und übergab sie der K. Altertumssammlung in Stuttgart. (s. Abb. 1.) Damit etwas anzufangen war damals niemand imstande. So ist die Spur

trotz Erwähnung in der Oberamtsbeschreibung wieder verloren gegangen. Nun hat sich Herr Oberpostkassier Fleck, dem die Urgeschichtsforschung in Mergentheim und Umgebung das Meiste verdankt, um die Sache bemüht und die Stellen, heute Baumgut, wieder feststellen können. Es handelt sich bei den in den Naturlehm eingetieften Mulden um die Untergeschosse, die Keller, oder um ehemals unter den Häusern befindliche Abfall- und Vorratsgruben primitiver Häuser, die aus Flechtwerk, zur Dichtung mit Lehm verstrichen, oder in Blockform gebaut waren. Wir kennen sie allmählich in großer Zahl aus dem Lande; vor allem von Großgartach und dem Goldberg im Ries. Eine sorgsame Ausgrabung, allmähliche Abhebung der Schichten von oben her stößt auf die Löcher, welche die ehemals in den Boden eingesetzten Pfähle oder Pfosten hinterlassen haben, aus denen die Wände gebaut waren. Die Funde, unscheinbare Tonscherben, ermöglichen die Zuweisung zu einer Bevölkerung, welche ihre Gefässe mit eingeritzten Linien verzierte, die sie

Abb. 1. **Steinbeile und Tongefäße von der Au bei Mergentheim.**
1/3 natürl. Größe.

in freier Weise über das Gefäß verbreitete. Es sind die sogenannten Linear- oder Bandkeramiker, welche in der jüngeren Steinzeit bei uns gehaust haben, eine Ackerbaubevölkerung, zu uns gekommen vermutlich aus dem klassischen Land des Ackerbaus, den großen Weide- und Ackerbauflächen Ungarns, also aus der unteren Donaugegend. Den Stil ihrer Gefäßverzierung findet man auf dem Balkan. Das Ende dieser Steinzeit ist gegeben durch das Aufkommen des Metalls, der Bronze, von Osten her: ca. 2000 vor Chr. Die jüngere Steinzeit, innerhalb deren diese bandkeramische Bevölkerung bei uns gehaust hat, fällt ins 5.—3. Jahrtausend v. Chr. Gleichzeitig ist die Bewohnung des Bodensees in Form der Pfahlbauten. Dazu kommen von diesen aufs Land vorgeschobene Posten, besonders auf befestigten Höhen, wie dem Goldberg, und noch andere nordische und westliche Bevölkerungsströme. Eine Reihe Steinbeile, an anderen Punkten des Bezirks gefunden, zeugen meist von weiteren Siedlungen derselben, die nur gesucht werden müßten, mindestens aber von alten Verkehrswegen, auf denen

sie zogen und ihre Werkzeuge verloren, so z. B. bei Dainbach i. Baden, dann bei Pfitzingen (s. Fundberichte aus Schwaben XXI 9) und Niederstetten usw.; auf der linken Tauberseite dann besonders bei Schäftersheim, Freudenbach und vor allem sehr zahlreich bei Waldmannshofen (und Niedersteinach). Der Boden ist dort ausgezeichneter diluvialer Löß. Beim Bau der Wasserleitung und dann durch Belehrung der Bauern gelang es dem früheren Pfarrer Schlenker, eine größere Anzahl Steinbeile vom Ort und der nächsten Umgebung, hauptsächlich dem sogenannten Fröschgschrei östlich vom Ort zu sammeln; darunter auch zersprungene, beim Bohren gespaltene und dann als wertlos weggeworfene Stücke; dazu einen tönernen Spinnwirtel, d. h. einen Doppelkegel, der um die Spindel gesteckt wird und dann als Schwungrad sie antreibt. Hier stecken also im Boden Siedlungen, die zu einem förmlichen Dorf zusammengeschlossen sind. (S. Fundb. XII, 108 ff. nebst Abb.) Auf die Steinzeit folgt die Metallzeit: Zunächst nach Einführung der Bronze, einer Mischung aus Kupfer und Zinn, die Bronzezeit (ca. 2000–1200): Werkzeuge und Schmuck sind vor allem aus Bronze. Dann die Eisenzeit in einer ersten Ausprägung, ca. 1200–500; dann die 2. Eisenzeit: ca. 500 bis Römerzeit, etwa Christi Geburt, auch genannt die keltische, nach dem Volke der Kelten, die von ca. 600 an in großen Zügen von Westen her Mittel- und Südeuropa durchzogen haben und bei uns dann seßhaft geworden sind. Die Hauptquelle dieser vorgeschichtlichen Metallzeiten, welche die zwei letzten Jahrtausende v. Chr. ausfüllen, sind die Grabhügel d. h. die sichtbaren Hügel, noch heute bis zu 1 und 2 Meter Höhe erhalten, meist rund oder leicht oval, unter denen die Toten, leicht in den Boden getieft, bestattet liegen, sei's als Skelette, sei's nur in den Knochenresten, soweit sie von der Verbrennung übrig geblieben sind. Diese Grabhügel, deren Datierung im einzelnen Fall nur eine sorgfältige fachmännisch Grabung ermöglicht, die auch die unscheinbarsten Reste berücksichtigt, weisen natürlich immer auf nahegelegene Siedlungen hin. Diese zu finden, ist sehr schwer, besonders, wenn die Grabhügel, wie meist, – eben deshalb sind sie auch bis heute erhalten und nicht schon längst eingeebnet – im Walde liegen. Meist wird der erste Anfang ihrer Auffindung einem Zufallsfund verdankt. Sie liegen gern an uralten Wegen; diese sind nicht in den Tälern, sondern auf den Höhen. I.) Links der Tauber sind Grabhügel festgestellt 1. bei Edelfingen: im Gemeindewald nahe der Landesgrenze; 2. auf Markung Althausen: a) einer an der Landesgrenze beim Üttingshof; b) 2–3 in Gemeindewald Römerstall: eine vor langer Zeit darin gemachte Grabung ergab Skelette und Bronzeringe; leider liegen keine genauen Berichte darüber vor; c) in der Nähe im Staatswald Rechen, Abt. Knöchle; 3. auf Markung Stuppach: auf dem Edelberg südlich vom Ort 4 Hügel; 4. auf Markung Rengershausen. Überall findet sich in der Nähe der für die Siedlung geeignete Lehmboden auf dem Muschelkalk. Zugleich liegen sie alle in größerer oder geringerer Nähe eines ehemaligen Überlandwegs, der Tauber- und Jagsttal, etwa zwischen Königshofen und Dörzbach, mit einander in nordsüdlicher Richtung verbunden hat. II.) Eine andere Gruppe liegt auf den Höhen westlich über Tauber und Vorbach: zwischen Hons-

bronn und der Laudenbacher Bergkirche. III.) Auf der rechten Seite der Tauber sind folgende Grabhügelgebiete bis jetzt bekannt: 1. Markung Oberbalbach (im Badischen) 1 Hügel in der „Goldgrube"; 2. auf der Markung Neuses: alter Fund einer Bronzeaxt; 3. Markung Simmringen: Der „Bürzel" westlich vom Ort, eine leichte Erhöhung im Acker des Ökonomen Heim, fast bis zur Unkenntlichkeit eingeebnet. Eine im Frühjahr 1914 vom Landeskonservatorium unter Mitwirkung der Simmringer Einwohner vorgenommene Grabung ergab einen sorgfältigen Ovalbau aus Steinen und als Inhalt ein Menschen- und Pferdeskelett mit eiserner Trense und Wagennaben, also die Bestattung eines Verstorbenen mit seinem Wagen. 4. Markung Bernsfelden: im Staatswald Lindach ist eine größere Zahl nahe der Pflanzschule und zwar in Abteilung 11 etwa 7–8 und in Abteilung 13 etwa 7 Hügel; Grabungen des früheren Oberförsters, ca. 1873/75, führten zur Durchschlitzung ohne daß Funde beobachtet oder erhalten wären. Einmal fand man darin eine eiserne Lanzenspitze; dies weist die Hügel dem Höhepunkt der Hallstattzeit, der 3. Stufe (ca. 850–700 v. Chr.), zu. Endlich IV.) Vorbach und Tauber: 1. Markung Niederrimbach im Bockswald; 2. Markung Oberndorf im Wald Struth. Weiter südlich ist bei Wermutshausen eine Viereckschanze. Solche Typen sind wohl bekannt durch Grabungen. Es sind Reste ehemaliger, mit Wall und Graben befestigter Gutshöfe der keltischen Zeit. Der Eingang des unsrigen ist auf der Westseite. Denn hier führt der Höhenweg vorbei südlich-nördlich nach Röttingen, hier über die Tauber und dann nordwärts ins Bernsfelder Gebiet. Am großartigsten ist der Ringwall von Finsterlohr, vor Jahren von Professor Dr. Hertlein untersucht; durch Umfang und Konstruktion gehört er zu den großartigsten vorgeschichtlichen Bauwerken Deutschlands. (S. Fundb. XI 7 ff.; XIV 91 ff.) Immer wieder werden die Täler durchquert. Wo günstige Siedlungsbedingungen vorhanden sind, sind auch Talsiedungen anzunehmen. Damit kehren wir zu Mergentheim zurück.

Seine Lage ist in jeder Beziehung günstig. Das mag ein kurzer Hinweis auf die alten Wege, die hier vorbeiziehen, erläutern. Vorgeschichtliche Wege in Wirklichkeit wieder zu finden, ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn es sind reine Erdwege gewesen, die höchstens an sumpfigen Stellen mit Bohlen belegt waren. Anders bekanntlich die Römerstraßen, bis heute noch meist feststellbar, da die Römer Meister im Bau von geschotterten Straßen auf vorzüglichen Unterlagen gewesen sind. Auch die Kenntnis der mittelalterlichen Straßen beruht häufig nur auf der mündlichen Tradition des Volkes, die aber leicht auch nur den Wert einer Volkssage hat. Die Wege sind längst eingegangen, da sie verlassen wurden; wenige stehen jetzt noch fest in ihrem Lauf, wie etwa die Kaiserstraße von Bartenstein her, die noch heute Staatsstraße ist und von Mergentheim an das Taubertal abwärts geht. Ursprünglich d. h. im frühen Mittelalter ging diese sicher über Löffelstelzen wieder auf die Höhe und ist identisch mit dem alten Weg nach Würzburg. Dies war vermutlich auch die Richtung, in der die vorgeschichtlichen Völkerzüge, von jenen Bandkeramikern in der Mergentheimer Au an, in das Tal gezogen kamen. Zu diesem Süd-Nordweg, der bei Mergentheim das Tal er-

reicht, kommt noch ein anderer von Westen. Diese mehr südwest-nordöstlich gerichtete Straße führt über die Höhen nördlich von Althausen her und kommt dann zwischen Neunkirchen und Mergentheim ins Tal herab, um alsdann gemeinsam mit jenem ersten Weg nach Löffelstelzen, Reisfeld, Neubronn sich nach Norden fortzusetzen. So konzentriert sich die Besiedlung immer auf die Gegend des Mergentheimer Bads, wo sich diese Wege kreuzten. Damit kommen wir nun zur Besprechung der Funde bei der Quelle selber.

Im Jahre 1828 stieß man bei Erbohrung und Fassung der Karlsquelle in 3—4 Meter Tiefe auf eine mit Holzkohle, roh gebrannten Scherben und Tierknochen, besonders Hirschgeweih, durchsetzte Erdschicht, welche selber auf einem ehemaligen Sumpf auflag; unter dem Sumpf kommen dann die Kalk- und Sandsteinschichten, aus denen die Quelle hervorbricht. Dasselbe wiederholte sich im Jahre 1834, als man ca. 14 Meter östlich einen neuen Schacht anlegte: wiederum stieß man auf diese ca. 30 Zentimeter starke Schicht. Einige Funde von 1828 sind noch im Museum Hall erhalten; der alte um die Quelle hochverdiente Oberamtsarzt Dr. Bauer vergaß nicht, diese Entdeckung literarisch zu überliefern. (S. Württ. Jahrb. 1836, 2. H. S. 132.) Als man nun im Frühjahr 1911 die alte Karlsquelle neu faßte, stieß man um die Quelle selber wiederum auf Spuren dieser alten Besiedlungsschicht; in dem Graben, der zur Befreiung der Quelle von Wildwasser zur Tauber gezogen wurde, kamen allerlei Reste von Tierknochen, besonders Hund, Rind, Ochs, Schwein und Hirsch zutage, ferner ein Hirschhornzinken, der Spuren von Bearbeitung hatte, also Zurichtung zu einem hammerartigen Werkzeug aufweist; näher bei der Quelle erschienen Tonscherben, Holzkohle, auch stark gebrannte, eher dem Mittelalter zuzuweisende Ziegelreste. Die Massen der Scherben sieht keltisch, d. h. La-Tènezeitlich, aus. Der Boden um die Quelle, in dem die Scherben steckten, war schwarz, morastig, wohl eine Folge der Quelle, die also in alter, diesen Scherben gleichzeitiger Zeit schon bekannt war und gewiß auch benützt wurde. (S. Fundb. XIX. 11). (Fortsetzung folgt.)

Ludwig Bauer.

Ein fränkischer[1]) Poet und Pädagog.

Von

Heinrich Kühnlein in Würzburg.

Er war mir Führer und Lehrer seit dem ersten Tag, da ich das Elternhaus verließ und mit scheuem Knabenschritt über die Schwelle einer höheren Schule in ein neues Leben trat; er war mir Freund und vertrautester Berater, als nach Jahren vor mir selber lauschende Schüler saßen, und zugleich die erste Lust, innerlich Geschautes auch nach außen kundzugeben in mir erwachte; er war mir endlich Vorbild und Muster eines aufrechten Charakters, der sich von keiner Heuchlerkunst betören ließ: und nun erwäge man, ob ich anders als mit Liebe und Verehrung von ihm sprechen kann!

„Dann wird dein Bild getrübt und subjektiv!" hör' ich als Warnungsruf. Ich aber behaupte: der Wahrheit geht Zuneigung viel tiefer und unparteiischer auf den Grund als Gleichgültigkeit und Nörgelsucht. Denn gerade die Liebe wird unechte Töne zu vermeiden trachten, weil sie sonst das Bild des Freundes zu verzeichnen fürchtete. Nur muß es nicht Affenliebe sein, die indes bei Männern nicht sonderlich der Brauch.

So ergriff mich Gottfried Kellers tiefverstandenes Dichter- und Erzieherwort, als es mir in seinem Dietegen, einer seiner zartesten Seldwylergeschichten, zum ersten Mal vor die Seele trat, mit inniger Wärme, und ich dachte dabei wahrhaftig an keinen anderen Menschen als an meinen Ludwig Bauer. „Es war begreiflich", läßt sich nämlich Gottfried Keller dort vernehmen, „daß Dietegen dem Forstmeister mit Leib und Seele anhing; denn nichts gleicht der Neigung eines Jünglings zu dem Manne, von welchem er weiß, daß er ihm sein Bestes zuwenden und lehren will und den er für sein untrügliches Vorbild hält".

Wie hätte ich auch Ludwig Bauer nicht treu ergeben werden sollen? Er hat mir Dankenswerteres übermittelt, als ein paar Fetzen irgend eines Lehrgegenstandes, der ja immerhin nur ein äußeres Besitztum hätte bleiben können; er hat mir das Leben eines echten Mannes vorgelebt, in der Schule wie draußen in der

[1]) Ludwig Bauer wurde geboren als Lehrerssohn am 19. Mai 1832 in dem fränkischen Dörfchen Ingolstadt bei Würzburg, wirkte als Philolog zu Würzburg, Miltenberg und Kitzingen und starb als Schulrat zu Augsburg am 2. August 1910.

Öffentlichkeit und mir so ein Vorbild aufgestellt, das mir zum Bestandteil des eigenen inneren Lebens ward. Kurz: er hat, ein seltener Lehrmeister, die eigentlichste Veranlagung seines Zöglings durchschaut, die Persönlichkeit in ihm geweckt. So begreife ich die echte und wahre Erziehungskunst!

Da war es denn ein Sonnentag für mich, als er eines Tages einen seiner zahlreichen Briefe an mich mit den Worten begann: „Sie haben nun über die dreißig Jahre mir eine Treue bewahrt, wie keiner meiner Schüler." An dieser Treue für den verehrten Mann nun auch über seinen Tod hinaus noch festzuhalten, ist allerdings mein fester Wille und Entschluß. Sie entsproß zunächst dem Verhälnis des Schülers zu seinem Meister. Muß ein solches Verhältnis dem Menschen nicht heilig bleiben!

Was freilich trotz aller Verdienste auf erzieherischem Gebiete dennoch den Grundzug von Ludwig Bauers Wesen und damit den Grundtrieb seines Schaffens bildete; was er auch selbst in seinen besten und glücklichsten Stunden als Keim und Wurzel der ihm verliehenen Kraft betrachtete, ohne sich dies immer selbst einzugestehen, geschweige denn dem nächsten Besten zu offenbaren: das war und blieb seine Dichtergabe, deren Empfindungstiefe, innere Wahrheit und sangesfrohe, oft humorvolle Lust natürlich damals mir dem Knaben nicht zu ermessen war. Gerade die Resignation aber, mit der er später einmal in vertrauter Stunde zu mir sprach: „Wenn auch von meinem ganzen Dichten und Singen nichts übrig bliebe — was ich für die Jugend und deren Erziehung getan, wird man nie ganz vergessen können", gerade dieser Ausspruch deutet mit lauter Stimme daraufhin, mit wie engen Banden sein Leben geknüpft war an sein dichterisches Schaffen und Gestalten. Er war der geborene Lyriker, den es drängte, alles was sein Herz in Lieb' und Erbitterung durchzuckte, mit Freimut zu bekennen.

* * *

Und indem ich nun wieder in seinen Werken blättere, ruht mein Auge auf so manchem, mir längst liebgewordenem Bekenntnis. Denn Bekenntnisse, inhaltsreich und gemütstief, echtem Leben und Empfinden entsprossen, sind sie alle, diese Gedichte. Hier stört uns nichts ausgeklügelt Erkünsteltes, alles ist erlebt und durchgekämpft. Einfach, schlicht und gerade, wie sein ganzes Wesen, treten auch seine Gedichte vor uns hin. So geben sie, von Lieb' und Hoffnungsglück erfüllt, von allem Erhebenden in Natur und Menschenleben durchdrungen, doch auch von Hassenskraft, von Schmerz über verlorenes Glück, von Enttäuschung, Sturm und Streit durchglüht, ein treues Abbild von des Dichters ureigenstem Empfinden und Charakter. Wer Bauers „trotziges Herz, das nicht Entsagung lernen will", im Leben nicht gekannt, hier aus seinen Gedichten spricht es mit Offenheit zu ihm: starkmütig und unverzagt, ohne Rückhalt und Beschönigung.

„Frag', ob zum Tod du stark genug
Und auch zum Leben seist! . . . . . .
Du mußt es lernen, wie man kühn
Um höchste Kronen wirbt,
Du mußt es tragen, wenn im Blüh'n
Dein bestes Glück die stirbt!"

Fühlen wir uns durch eine so kraftgestählte Lebensauffassung innerlich selbst ermutigt und von einem erfrischenden Hauch durchweht, so berührt uns als Gegenstück hiezu die Zartheit von Bauers Liebeslyrik doppelt anmutend. Viele Beispiele hier zu bringen, würde den Raum überschreiten; doch ein kurzes:

„Ich klage mein Leid den Blumen,
Die nicken's einander zu,
So schwebt's von Blume zu Blume,
Und endlich erfährst's auch Du."

Und nun möchte ich' ich wissen: Kann man dieses „Liebestelegraphen" betitelte Liedchen lieblicher, sinniger und melodischer gestalten, als es hier geschah? „Liedchen" nenne ich es und „melodisch" dazu, denn es ruft ja förmlich nach Vertonung, ist voll zartester Musik und zum Singen wie geschaffen. Und das hat er als 18jähriger Jüngling gedichtet: ist er nun ein Poet?

Dutzende von seinen Gedichten, die Bauer unter dem Titel „Lieder der Liebe in Leid und Lust" zusammenfaßte, wären hier anzufügen. Aber das geht nicht an. Doch soll wenigstens von seinem tiefen Verhältnis zur Natur eine einzige Probe gegeben sein! Ich meine seine Begeisterung für den deutschen Wald, wie sie aus seinem „Waldesheimweh" spricht. Hier verband sich klarste Anschauung und Durchdringung des dichterischen Objekts, ausgereifte Kunst des Gestaltens und innige Empfindung zu wunderbarer, innerlich geschlossener Einheit — eben zu einem Kunstwerk:

„Der Wald, getaucht in Morgenglut,
Steigt rauschend aus des Nebels Wogen,
Der frühen Lüfte kühle Flut
Kommt um die Wipfel lind gezogen.

Nun regen, unterm Laub versteckt,
Sich schüchtern leise Vogelstimmen,
Libellen, lieblich aufgeweckt,
An Sonnenstrahlen aufwärts klimmen.

Von Zweigen rinnt der Tau der Nacht
Hernieder in demant'nen Tropfen,
Und ganz versunken in die Pracht,
Hör' ich das Herz des Waldes klopfen.

Ich geh'! Wohl folgst du meinem Schritt,
Du munt'rer Waldbach, durch die Matten —
Doch ewig, ewig trag ich mit
Das Heimweh nach dem grünen Schatten."

Geradezu zu einem Bestandteil der ihn begeisternden Natur ward hier der Dichter in dieser wunderbaren Waldesmorgensymphonie. Gleich tiefer Naturauffassung bin ich nur in den Gedichten Gottfried Kellers begegnet, wie zum Beispiel in seinem „Waldlied". Täusch' ich mich, so will ich der Belehrung gern zugänglich sein; aber meine Freude habe ich dann doch noch immer daran.

* * *

Mit gleicher Liebe schlägt sein Herz, wenn Ludwig Bauer vom Kinde spricht. Ja — Kind und Natur! Gibt's etwas Heiligeres, etwas im tiefsten Wesen Zusammengehörigeres als diese Beiden? O daß doch unsere Zeit mit ihrer tausendfachen Veräußerlichung und Verflachung sich darauf besänne, zur Herzenseinfalt des Kindes zurückzukehren! Schaut in die Kinderaugen und prüft, wie weit, wie weit wir uns von diesem Glück entfernt! Jeder große Mensch und Künstler aber hat sich dies Glück als höchstes Gut seiner Seele gerettet und bewahrt. Ein einziges Beispiel: Schaut Fritz von Uhde's Bilder an! Aus ihnen lacht euch Kindesunschuld an! Diese unverfälschte Natur des

Kindes also hat auch Ludwig Bauers ganzes Dichten und Schaffen gefangen genommen. Ihr widmet er seines Lebens Kraft, seines Geistes und Herzens reiche Blüte. Der Blick in ein Kinderauge „kräftigt, tröstet und läutert" ihn wie ein Gebet, und es ist begreiflich, wie Augsburgs Jugend, wo immer sie ihn erblickte, auf ihren alten Schulrat zueilte, ihn jubelnd umringte und begrüßte. Wie herzlich hat mich das oft berührt, wenn ich wieder einmal an seiner Seite durch die Straßen der alten Augusta Vindelicorum spazierte! Da stiegen die Tage der eigenen Kinderzeit wieder vor mir auf, und ich fühlte mich glücklich, nach so und so viel Jahren in diesen Kindern so treue Freundesgenossen zu unserem alten gemeinsamen Meister zu finden. Da verstand ich es denn auch

Ludwig Bauer.

wohl, warum doch in seiner stillen Arbeitsklause auf dem Augsburger Rathaus sich kein anderes Bild vorfand als das von Johann Heinrich Pestalozzi — von Pestalozzi, den vor mehr als hundert Jahren Deutschlands scharfsinniger und von wunderbarer Willensstärke wie Vaterlandsliebe durchglühter Redner Johann Gottlieb Fichte als den einzigen Retter aus unseres Volkes Not zu rühmen und zu empfehlen nimmer müde ward.

Wie oft mag Ludwig Bauer aus dem Anblick dieses Pestalozzi-Bildes sich neuen Mut und Trost geholt haben! Denn wie im Leben, so ist auch im Schulbetrieb nicht jeden Tag Sonnenschein, und manchen Zweifel, manche trübe Stunde gilt's zu überwinden, zumal wenn es sich um eine so ernste Angelegenheit handelt wie um die gewissenhafte und verantwortungsreiche Leitung von

Hunderten von Schulklassen. Doch den süßesten Trost fand er wohl jederzeit beim Kinde selbst. Immer gründlicher suchte er das Wesen des Kindes zu erschöpfen, immer entsprechender auf dessen Erkenntnis das ganze Erziehungssystem der ihm anvertrauten Jugend aufzubauen.

„Sorget, daß ihr in's innerste Leben
Des Kindes durch Herz und Auge dringt!
Denn Lehren heißt nur: ihm wiedergeben,
Was ihr zuvor von ihm empfingt."

Dies Wort — gewiß keine pedantisch zugestutzte, „einzigrichtige" Methode — hat unser Erziehungsmann als prinzipielle Forderung hingestellt zu einer Zeit, da uns noch nicht in ungezählten Artikeln ebenso ungezählter Zeitschriften die einzig-richtige Erziehungsmaxime für unseren Nachwuchs aufgetischt wurde. Er tat dies vor nahezu einem halben Jahrhundert, und mich will bedünken, der schlichte Lehrerssohn aus unserem Frankendörflein habe mit seinem Vierzeiler den Vogel der Erziehungskunst abgeschossen. Ja — wer's in sich hat, der kann's, und wer's nicht fühlt, der wird es niemals lernen. Das hat, wenn mich nicht alles trügt, ein gewisser Albrecht Dürer und auch Herr Goethe längst viel besser ausgedrückt. Nur vielleicht für einen anderen Fall, was aber der Wahrheit für den unsrigen keinen Eintrag tuen wird.

* * *

So bin ich ganz wie von selbst von dem Poeten Ludwig Bauer auf den Pädagogen gekommen. Leicht erklärlich! Denn diese beiden in seiner Seele wirkenden Elemente sind so eng mit einander verknüpft, daß sie sich auch in der Darstellung nicht voneinander trennen lassen. Was er als Erzieher im praktischen Leben für unerläßlich hielt, das erwuchs zuvor im Geiste des Dichters, klärte sich durch tiefes Empfinden und Gedankenarbeit und erstarkte schließlich zur flammenden Begeisterung für die Heiligkeit des Erzieherberufes. Und auch zur Arbeitslust und Arbeitskraft! Denn es würde einem Manne der Tat wie Ludwig Bauer schlecht anstehen, für die Herrlichkeit der Jugend nur zu schwärmen, sie aber bei ihrem Ringen nach dem höchsten Gute des Lebens, einer durchgreifenden Geistes- und Herzensbildung, ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Das lag ihm ferne! Er hat in rastlos-ernster Arbeit seine Liebe zur Jugend auch in aufopfernde Taten für sie umgesetzt, nicht nur um Augsburgs, sondern um ganz Deutschlands Jugend sich unvergängliche Verdienste erworben. Das würden schon seine Beiträge für zahlreiche Lesebücher der Schule, seine ganze Tätigkeit als Jugendschriftsteller aufs glänzendste beweisen.

Hier aber, im eigentlichen Lehramt, galt es zunächst Anderes!

Als Ludwig Bauer, von der Stadt Augsburg zum obersten Leiter ihres gesamten Volksschulwesens berufen, am 1. Januar 1872 sein Amt als Schulrat antrat, da fand er zwar ein tiefernstes, jede Kraft erheischendes Arbeitsfeld vor sich — nirgends aber ein Vorbild oder Muster, nirgends Richtlinien, die sich bereits bewährt gehabt hätten, und in denen es sich bequem und mit vergnüglichem Behagen hätte weiter leben lassen. Es war ja eine vollständig neu geschaffene Stellung! Da galt es, sich selbst den Weg zu bahnen, selbst zu orga-

nisieren, gegen manches Vorurteil des Altgewohnten mutig vorzudringen, kurz: in allen Dingen selbst die Initiative zu ergreifen. Gewiß keine leichte Aufgabe, selbst wenn dem doch philologisch gebildeten Manne das eigentlichste Gebiet der Volksschule nicht fremd oder doch wenigstens ungewohnt gewesen wäre!

Doch er löste sie wie ein gottbegnadeter Erzieher. Wie ihm das nur so gelang? Nicht zu kompliziert! Er fing beim Untersten an, wenn auch ganz gewiß *nicht* beim Leichtesten. Zu den Allerkleinsten nämlich, den ABC-Schützen, ging er in den Anfangsjahren fast alltäglich in die Schule (und Abwechslung gab es ja bei der großen Anzahl von Schulklassen wahrhaftig genug) — und siehe da: diese kleinen Männer fürchteten sich nicht im mindesten vor dem fremden Herrn, sie lauschten und horchten vielmehr klopfenden Herzens auf den kinderfreundlichen Mann und hatten — denn was wäre hierin hellsichtiger als ein Kindergemüt? — gar bald herausgebracht, daß der fremde Mann nicht gekommen sei, um sie zu quälen und nur auszuforscheln, sondern daß er sie herzlich lieb habe und ihnen helfen möchte. Da empfand es auch die Lehrerschaft freudig, was so eine Schulratsstunde für ein Genuß, und faßte täglich tieferes Vertrauen zu ihrem Vorstand. Doppeltes war da mit *einem* Schlag erreicht: zur Jugend wie zu ihren Lehrern war ein freundliches Verhältnis hergestellt!

Darauf ließ sich weiter bauen, und Ludwig Bauer baute weiter darauf. Ist's nun auch nicht darauf abgesehen, seinen ganzen Augsburger Entwicklungsgang weiter zu verfolgen, so sei doch kurz auf die Neu-Einrichtungen hingewiesen, welche die schwäbische Hauptstadt ihrem ersten Schulrat zu verdanken hat. War der erste Überblick über den seitherigen Betrieb, das vorhandene Gute wie das noch Fehlende, gewonnen, so ging's an neues Schaffen. Es gab manches zu gestalten: das siebenklassige Volksschulwesen, die Einführung des Turn-, Sing-, Zeichen-, und weiblichen Handarbeitsunterrichtes, die Gestaltung des gewerblichen Fortbildungsschulwesens, die Errichtung der städtischen Töchterschule — alles ist Ludwig Bauers Werk! Wem dies in unserer „hochkultivierten" Gegenwart als nichts Besonderes erscheinen will, der bedenke, daß diese tapfere Pionier-Arbeit vor nahezu einem halben Jahrhundert geleistet wurde! Die Augsburger selbst haben sich ihrem Schulrat stets zum größten Danke verpflichtet gefühlt, denn sie wußten, daß durch ihn ihr Bildungswesen für viele andere Städte Deutschlands geradezu vorbildlich geworden ist.

* * *

Soviel von Ludwig Bauer als Dichter wie als Freund und Erzieher der Jugend! Doch wär's ein Unrecht, darüber den treuen Sohn seiner Frankenheimat, die er so sehr geliebt, den begeisterten Vaterlandsfreund und geistigen Mitkämpfer des neu erstandenen Reichs in ihm zu vergessen. Als unser Heer im Sommer 1870 nach Frankreich zog, stand Bauer mit seinen 38 Jahren auf der Höhe männlicher Schaffenskraft und künstlerisch-abgeklärter Reife. Doch nicht von den Jubelliedern, die er nun dem Vaterland und den Erfolgen unserer Krieger weihte, sei hier gesprochen: daran möge man sich erfreuen an ihrem Ort! *Hier* sei lediglich die Rede von dem tiefempfundenen Glücke, das den Mann in dieser großen Zeit so sichtlich durchdrang, und das er auch in uns, seinen Schülern, erweckte und miterleben ließ!

Und so sei denn so persönlich, wie ich sein ganzes Charakterbild zu zeichnen mich bestrebte, aus ach entschwundener Jugendzeit die unvergeßlichste Erinnerung heraufgeholt: ich habe nie in meinem Leben einen Mann mit so inniger Wärme sprechen hören wie Ludwig Bauer bei seiner großen Rede, die er bei der Friedensfeier der Stadt Kitzingen an jenem wunderbaren Frühlingstage des Jahres 1871 hielt. Zuerst war Festzug durch die Stadt, dann scharte man sich erhobenen Herzens um den Redner auf seiner reichgeschmückten Tribüne im Mittelpunkt des Marktplatzes. Und nun begann er mit vor innerem Jubel bebender Stimme und stellte Ludwig Uhlands „Frühlingsglauben" an den Anfang:

„Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden."

Und an diesen Frühlingsglauben an die Natur knüpfte er nun den Frühlingsglauben an, der damals jedes deutsche Herz für unser Vaterland durchzog, die Sehnsucht unseres Volkes nach endlicher Einigkeit. Von der Zerrissenheit der deutschen Stämme in banger Vergangenheit sprach er, und wie das nun so herzerhebend und so groß geworden sei, sprach vom neuerstandenen Kaiser, vom Gründer des Reiches und der preiswerten Heldentapferkeit der deutschen Krieger. Ein einzig-hohes Lied auf Willenskraft des Mannes und innere Tüchtigkeit.

Ist's da ein Wunder, wenn ein Mann von solcher Gesinnung auf den ihm wohlgebührenden Lorbeer zu verzichten weiß und statt des Ruhmeskranzes das Symbol des tapferen Streiters — ein Schwert als Zierde fordert für seine letzte Behausung? In diesem Wunsch liegt seine ganze Lebensauffassung, der Inbegriff seines Denkens, offen vor uns da. Und indem ich hier Abschied von dem tapferen Franken nehme, ohne seiner je zu vergessen, lasse ich ihm selbst noch einmal das Wort zu seinem:

Letzten Wunsch.

Wenn sich mein Aug' im Tode schloß,
Mein Geist in's ew'ge All entfloh'n,
Legt mich der Mutter Erd' in Schoß,
Die ich geliebt als treuer Sohn.
Nicht Blumen bringt, war auch mein Sang
Wohl eines schlichten Kranzes wert,
Es leg' ein Freund zum letzten Gang
Auf meinen Sarg ein Schwert!

Ich sang vom Lenz, d'rum ewig jung
Hat er in meiner Brust gewohnt,
Und für der Liebe Huldigung
Hat süße Liebe mich belohnt.
Doch für die Freiheit unentwegt
Hab' ich gelitten und entbehrt,
Ihr dient' ich als Soldat, d'rum legt
Auf meinen Sarg ein Schwert!

Wenn als der Ersten einer auch
Ich nicht im Vordertreffen stritt,
In Treue fest, nach Mannesbrauch
Schlug ich des Geistes Schlachten mit.
Daß die Soldatenehre mein
Ich rein bewahrt und unversehrt,
Deß soll im Tod noch Zeuge sein
Auf meinem Sarg das Schwert!

Es sank ein Streiter, — schließt die Reih'n,
Kühn sei der heil'ge Kampf erneut,
Daß uns're Söhne Schnitter sein
Der edlen Saat, die wir gestreut.
'S ist Schlafenszeit, die Mutter winkt,
Ihr Herzensfreunde, treu bewährt,
O seht, wie siegesfreudig blinkt
Auf meinem Sarg das Schwert!

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.

Inhaber u. Kommandanten der Würzburger Infanterieregimenter von 1688–1803 u. von 1806–1814, soweit sie zum Stamm dieses Regiments gehören.

Von **Friedrich v. Furtenbach**, Major a. D.

(Fortsetzung folgt.)

17. Kolb von (Wassernach und) Rheindorf, Johann, Ferdinand, Balthasar, Freiherr, Generalfeldmarschall-Leutnant, geboren zu ?

Im Kreisregiment Höltzl ein Hauptmann von Kolb nachgewiesen 1726–30; Hauptmann im Regiment Vibra-Schönborn von 1733 ab; im Regiment Hutten als Major 1745; dort Obrist 1748–52; Kaiserlicher Generalfeldmarschall-Leutnant August 1757; vorher als Generalfeldwachtmeister und Hofkriegsrat geführt. Inhaber des Regiments Kolb, vorher Bastheim, 1755–57.

Kriegserfahrenheit und viele andere Vorzüge an ihm gerühmt.

Feldzüge gegen die Türken 1738–39. (Mit seiner Kompagnie vom Regiment Schönborn zum Regiment Bastheim übergetreten September 1738; Schlacht bei Grocka 22. Juli 1739; Schlacht bei Pancsova 30. Juli, hier sein Feldwebel mit 8 Wunden bedeckt).

In das Regiment Schönborn zurückgetreten August 1740.

Österreichischer Erbfolgekrieg 1748. (Kommandant des Regiments Hutten anfangs 1748).

Anteil am siebenjährigen Krieg 1757–59. (Einstweiliger Kommandant über die bei Wilhelmsdorf a. d. Zenn versammelten fränkischen Truppen 8. Juni 1757; Gefecht bei Bach 9. Juni; Kommandoübergabe an Prinz Joseph von Hildburghausen bei Fürth 4. Juli; Feldzug in Thüringen und an der Saale 1757; Schlacht bei Roßbach 5. November; in Böhmen, Sachsen, Mähren und Schlesien 1758, in Franken, Thüringen und Sachsen 1759; Besetzung von Schmalkalden 19. März; Gefecht bei Wasungen 1. April; im Rückzugsgefecht bei Suhl kluge Führung der Nachhut 3. April; bei Bamberg Mitte Mai daselbst kleine Zusammenstöße 15. und 16. Mai; im Lager bei Schweinau nächst Nürnberg 18. Mai; mit Züchtigung von Schmalkalden beauftragt Ende Juni; Übernahme des Kommandantenpostens zu Dresden mit einer Besatzung von 16 Bataillonen 14. Septbr).

Gestorben zu Dresden 5. Oktober 1759.

18. Berlopsch, Karl Heinrich, Freiherr von, Generalfeldwachtme
geboren zu ?

Hauptmann im mobilen Regiment Würzburg 1734; Grenadierhauptr
im Regiment Eyb 1739; im Regiment Bastheim 1745; im Regiment Dr
dorff als Obristwachtmeister und Inhaber einer Kompagnie nachgewiesen 30.
1747; Obrist dieses Regimens 1748—56; Kommandant des aus den Regime
Hutten und Drachsdorff 1756 neu gebildeten Regiments Rot Würzburg 1756-
Generalfeldwachtmeister (wahrscheinlich) August 1757. Inhaber des Land
ments 1758—63; Inhaber des neu gebildeten (grünen 3.) Hausinfanterie
ments 1763—70.

Österreichischer Erbfolgekrieg 1748. (Führer des Regiments Drachs
anfangs 1748). Anteil am siebenjährigen Krieg 1757 (Regiment Rot Würz
schon in Kaiserliche Dienste übergetreten 20. Dezember 1756; in das Heerl
des Prinzen Karl von Lothringen zwischen Prag und Brandeis a. d. Elbe
gerückt 3. Mai 1757, dann in Prag; Gefecht bei Gabel 15. Juli; Gefecht
Zittau 23. Juli; als Ersatz für die zur Reichsarmee abgegangenen Generäle
Kolb und von Drachsdorff nach Würzburg berufen 1757).

Sterbejahr wahrscheinlich 1770.

19. Warnsdorff, Wolf Ehrenreich, von, Generalfeldmarschall-L
nant, geboren zu ?

In der Kompagnie Wildenstein des Regiments Eyb als Fähnrich vern
1729; Hauptmann im Regiment Bastheim 1739; als Grenadierhauptmann
Regiment Hutten gemeldet 1747; Obristwachtmeister im Regiment Drachsl
zwischen 1751 und 54; Musterung des Landregiments 17. Juli — 24. Au
1752; als Obristleutnant im Regiment Hutten geführt anfangs 1756; Ok
Führer des Regiments Rot Würzburg (wohl) im August 1757; Generalf
wachtmeister 1762; Generalfeldmarschall-Leutnant 2. Juli 1774.

Feldzug gegen die Türken 1739. (Befehlshaber der bisherigen Kompa
Seyfertitz im Regiment Würzburg; Schlacht bei Grocka 22. Juli; Schlacht
Pancsova 30. Juli; mit dem Hauptmann von Seckendorff seines Regiments
243 Mann bei der Zerstörung von Belgrad verwundet von Ende September
beim Regiment eingerückt 10. Dezember. Anteil am siebenjahrigen Krieg 1
1761 (Mit Regiment Rot Würzburg in Kaiserliche Dienste getreten schon
Dezember 1756; bei der Besatzung von Prag, dann bei der Verteidigung di
Platzes Mai, Juni 1757; Verfolgung der Preußen; Gefecht bei Gabel 15. J
Gefecht bei Zittau 23. Juli; Schlacht bei Breslau 22. November; in Breslau
Gefangenschaft gefallen 27. Dezember 1757; in Prag 1761).

20. Moser, Gottfried, Ludwig, Wilhelm, Freiherr von, Gene
feldmarschall-Leutnant, geboren zu Thalheim (Oberamt Hohenzollern, Preußisc
Regierungsbezirkes Sigmaringen) um 1710.

Fähnrich im Areisregiment Höltzl 1729; als Leutnant während des
nischen Thronfolgekrieges und dann als Hauptmann im Regiment Schönbo

ls Obristleutnant im Regiment Drachsdorff nachgewiesen 1749–56; als Führer es aus dem Regiment Kolb und Werbungen neu gebildeten Regiments Blau Würzburg, gemeldet beim Übergang in Kaiserliche Verpflegung 1. Dezember 756 und bei der Musterung 10. Januar 1757, Kommandant und Oberamtmann on Königshofen 1770–79; Generalfeldmarschall-Leutnant 1. Juli 1774. Inaber des Regiments Moser 1763–70.

Feldzug gegen die Türken 1738–39. (Mit seiner Grenadierkompagnie vom egiment Schönborn zum Regiment Bastheim übergetreten anfangs September 738; nach Ungarn abgerückt April 1739; Schlacht bei Grocka (Mosers Kompagnie mit Auszeichnung in der Vorhut, Moser selbst verwundet) 22. Juli; Schlacht bei Pancsova Obrist von Hutten durch Mosers Grenadiere aus den ihn mringenden Spahis herausgehaut 30. Juli. In das Regiment Schönborn zurückgetreten nach Rückkehr aus dem Türkenkrieg August 1740. Anteil am siebenjährigen Krieg 1757–59. (Ausmarsch des Regiments Blau Würzburg Mai 1757; Gefecht bei Bach 9. Juni; von Forchheim nach Staffelstein gegen den preußischen Obristleutnant von Mayer entsendet 23. Juni; im Lager bei Fürth 12. Juli; Feldzug in Thüringen und an der Saale 1757; Schlacht bei Roßbach (Regiment m rechten Flügel des 1. Treffens; Abwehr einer Attacke Preußischer Reiterei; Regiment bei der durch die Flucht der Franzosen entstandenen Panik ruhig und n Ordnung verblieben) 5. November; Berennung der sächsischen Festung Sonnenstein a. d. Elbe durch Moser und sein Regiment 1758; Kapitulation der Festung 5. September; Teile des Regiments unter Moser Besatzung dieser Festung; Gefecht bei Guben 2. August 1759, Moser hier in Gefangenschaft geraten und nach Magdeburg verbracht, noch in Magdeburg Ende März 1763; bei dem Garnisonbataillon des aus den Resten der Regimenter Rot und Blau Würzburg gebildeten Regiments Würzburg zu Eger geführt April 1763.

Gestorben 10. März 1779.

21. Stetten, Maximilian Wilhelm, von, Generalfeldzeugmeister, Kaiserlicher Generalfeldwachtmeister, geboren zu Kocherstetten (Württembergischer Jagstkreis) 26. September 1722.

Fähnrich im Regiment Schönborn (als Regiment Bamberg mobil 1734) 6. Mai 1735; Leutnant 7. August 1730; Premierleutnant 6. Oktober 1739; Hauptmann im Regiment Drachsdorff 1751 mit 54; als Obristwachtmeister geführt im Regiment Kolb anfangs 1756; im Regiment Rot Würzburg bei Übernahme in den Kaiserlichen Dienst nachgewiesen 20. Dezember 1756; als Obristleutnant geführt anfangs 1758; Obrist 1758: Führer des aus den Resten der Regimenter Rot und Blau Würzburg gebildeten Regiments Würzburg von Anfang Januar 1761–1763; Generalfeldwachtmeister 1762; Feldmarschall-Leutnant 1774; als Schloßkommandant zu Marienberg gemeldet 1779; als Würzburgischer Generalfeldzeugmeister, Kaiserlicher Generalfeldwachtmeister, Stadt- und Festungskommandant zu Würzburg und Wirklicher Geheimer und Hofkriegsrat geführt 1792.

Feldzug gegen die Türken 1738–39. (Mit seiner Kompagnie unter Hauptmann von Kolb zum Regiment Bastheim übergetreten September 1738; Schlacht

bei Groka 22. Juli 1739, wegen Auszeichnung hierselbst zum Leutnant beförd
Anteil am siebenjährigen Krieg 1757–62. (Mit Regiment Rot Würzburg
Böhmen Frühjahr 1757; Verteidigung in Prag Mai, Juni; Gefecht bei G
15. Juli; Gefecht bei Zittau 23. Juli; Schlacht bei Breslau 22. Novem
seinen Leuten hier glänzendes Beispiel beim Sturm auf die Preußischen Schan
hinter der Lohr bei Pilsnitz; Schlacht bei Hochkirch 14. Oktober 1758;
Übernahme des Kommandos auch über das im gleichen Verband stehende
aller Stabsoffiziere verlustige Kaiserliche Regiment Gaisrugg [heute K. und
Infanterie-Regiment Nr. 42]; bei dem Korps des Feldmarschall-Leutnants F
herrn von Beck, Deckung der böhmischen Grenze gegen Schlesien Frühjahr 17
Verteidigung von Dresden 12.–30. Juli 1760; Gefecht bei Strehla 10. Aug
auf Vorposten in Böhmen 1761; im Erzgebirge Sommer 1762; Entsendung
gegen Prinz Heinrich von Preußen Ende Oktober; mit der Reichsarmee
Franken 28. November).

Maria Theresia-Orden (Breslau-Hochkirch).

Sterbejahr wahrscheinlich 1793.

Wurmb, Johann Georg Friedrich, von, Generalfeldmarsch
Leutnant, geboren zu Ober-Urd (Preußischer Regierungsbezirk Kassel) 1715.

Als Leutnant im Regiment Schönborn gemeldet 1738; als Hauptm
im Regiment Drachsdorg nachgewiesen 1749–54; dort als Obristwachtmei
geführt anfangs 1756; im neu gebildeten Regiment Blau Würzburg festgest
1. Dezember 1756; Obristleutnant wahrscheinlich 1759; in das aus den Re
der Regimenter Rot und Blau Würzburg neu gebildeten Regiment Würzb
übergetreten Januar 1761; mit dem geheim verliehenen Obristen-Dekret begnad
20. Januar 1761; Generalfeldwachtmeister 1775; Generalfeldmarschall-Leutn
16. Mai 1680. Inhaber des Regiments Wurmb 1779.

Feldzug gegen die Türken 1738–39. (Mit den Kompagnien Schmitt
Regiments Eyb zu dem als Regiment Würzburg auf Kriegsfuß gesetzten
giment Bastheim übergetreten September 1738; in Ungarn 1739). Beim Ri
marsch nach Würzburg bei der Kompagnie von Wildenstein des Regime
Schönborn eingeteilt 18. Juni 1740. Österreichischer Erbfolgekrieg 1747. (
Regiment Drachsdorff nach Holland abgerückt Juli 1747). Anteil am sieb
jährigen Krieg 1757–62. (Im Feldlager bei Fürth 27. Juli 1757; Feldzug
Franken, Thüringen und an der Saale 1757; an der Saalebrücke bei Weiß
fels auf Vorposten 30. Oktober; Schlacht bei Roßbach 5. November; mit d
1. Bataillon seines Regiments in Eger 1758; Kommandant des dort zurück
bliebenen Garnisonbataillons Oktober 1759; nach der Gefangennahme des Ob
von Moser stellvertretender Regimentskommandant August 1759; mit dem
Bataillon seines Regiments von Eger abmarschiert 20. Dezember: Besetzung v
Sebastiansberg zu Beginn des Jahres 1760; Aufnahme des Generals Ried
Januar; im Komotau 21. Januar; Zerstörung der Schanzen bei Katzenhaus
nächst Nossen im Juni; im Lager bei Hof 12. Juni; im Lager bei Plau
23. Juni, Besichtigung des Regiments durch den Generalissimus Pfalzg

Friedrich 1. Juli; im Lager bei Groß-Sedlitz und Burkerswalde 12. Juli; Gefecht bei Strehla 10. August, Wurmb hier mit Auszeichnung genannt; bei der Einnahme von Torgau Ende September; im Feldlager bei Wittenberg 4. Oktober; nach Dresden befohlen 10. Oktober, dortselbst 16. Oktober – 4. November; Regiment nach Eger verlegt Mitte Dezember; mit dem 2. Bataillon des neu gebildeten Regiments Würzburg auf Vorposten gegen Sachsen am rechten Flügel des Korps Guardoo Ende Februar 1761; auf Vorposten bei Reudeck und Klingenthal im März; bei Heinrichsgrün verwendet 25. März – 18. Mai; dann nach Eger; im (2.) Garnisonbataillon des Regiments Würzburg eingeteilt (Juni 1761). Noch in Eger 27. Februar 1763; Abmarsch in die Heimat Mitte März.

Gestorben 10. November 1781.

23. Drachsdorff, Johann Karl Wilhelm, von, Generalfeldzeugmeister, geboren zu ? 5. April 1723.

Im Ganzen 65 Jahre im Dienst, darunter 2 im Kaiserlichen und 4 im Spanischen. Hauptmann im Regiment Bastheim 1749; als Grenadierhauptmann im Regiment Drachsdorff gemeldet anfangs 1756; als Kommandant der 2. Grenadier-Kompapnie des neu gebildeten Regiments Rot Würzburg nachgewiesen 20. Dezember 1756; Obristwachtmeister 1. Februar 1758; Obristleutnant 19. Juli 1763; Obrist 2. Dezember 1765; Generalfeldwachtmeister 13. Juli 1775; Generalfeldmarschall-Leutnant 1. Dezember 1791; Kommandant und Oberamtmann in Königshofen, Generalfeldzeugmeister 12. März 1793; in bayerische Dienste über-26./29. November 1802; als Kommandant in Königshofen bestätigt 11. Januar 1803; mit Pension verabschiedet März 1804. Beim Übertritt in den bayerischen Dienst als wissenschaftlicher und trotz seiner 80 Jahre noch sehr tätiger Mann geschildert, damals auch Chef des Würzburger Artilleriekorps. Inhaber des Regiments Drachsdorff 1770–90.

Anteil am siebenjährigen Krieg 1757. (Schlacht bei Leuthen 5. Dezember, hier verwundet und in Gefangenschaft gefallen). Auf Parole in Kollin März 1759; noch kriegsgefangen Juni 1861.

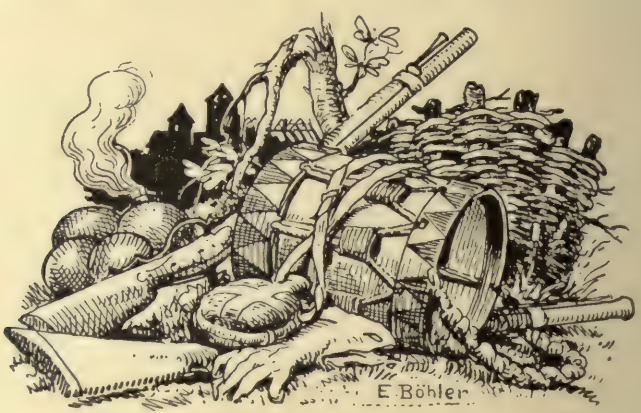
Gestorben zu Königshofen 20. Januar 1805.

24. Amboten, Friedrich Wilhelm, von, Generalfeldmarschall-Leutnant, geboren zu Battern im Kurland um 1722.

In den Dienst getreten um 1745; als Leutnant im Würzburger Dragonerregiment nachgewiesen um 1751; ebenda als Hauptmann 1753–56; als Jagdjunker geführt 1753–56; wirklicher Hauptmann 1. März 1757; bei der Neubildung des Regiments Blau Würzburg dorthin übergegangen 1757; als Kommandant der 2. Grenadier-Kompagnie genannten Regiments angeführt 1. März 1757; als Obristwachtmeister gemeldet 1759; Obristleutnant 2. Dezember 1765; Obrist 21. April 1769; als Generalfeldwachtmeister festgestellt 1792, gleichzeitig als Oberforstmeister der Neustädter, Aschacher und Bischofsheimer Förste geführt; Generalfeldmarschall-Leutnant 12. März 1795; als Kommandant der Stadt Würzburg und der Festung Marienberg verzeichnet 1800; als solcher in

den bayerischen Dienst übernommen 26./29. November 1802, wegen hohen Alt seines Kommandos mit Fortbezug der Gage enthoben 3. Dezember 1803; wiei an Würzburg überwiesen Februar 1806. Inhaber des Regiments Ambo 1786–90.

Anteil am siebenjährigen Krieg 1757–59. (Gefecht bei Bach 9. Juni 17 Streifzug gegen die in Franken eingefallenen Preußen; im Feldlager bei Für hier als Kommandant der 1. Grenadier-Kompagnie seines Regiments vor tragen, 27. Juli; Feldzug in Thüringen und an der Saale; zeitweise bei Besatzung von Erfurt; Schlacht bei Roßbach 5 November; in Böhmen und K sachsen 1758; Gefecht bei Guben 2. August 1759, hier in Gefangenschaft fallen). Noch in Kriegsgefangenschaft zu Magdeburg 1761.



Franken marschiert!

Von Heinrich Weigl, Würzburg.

Trutziges Frankreich, sei auf der Hut!
Hörst du den Sturmschritt? Franken marschiert!
Fränkischer Männer Löwenmut
Dürstet nach Recht und Franzosenblut –
Hüte dich, Frankreich! Franken marschiert!

Vaterlandsliebe im flammenden Blick,
Heiliges Recht die Kolonnen führt,
Fränkischer Mut kennt kein Zurück,
Sieg oder Tod ist Soldatenglück –
Hüte dich, Frankreich! Franken marschiert!

Franken marschieren! Die heilige Not
Pocht an die Türen! Die Sorge stiert,
Bläst in die Flammen und glüht und loht
Mächtig zusammen das Schwert und den Tod –
Hüte dich, Frankreich! Franken marschiert!

Zur Geschichte von Faulbach a. Main.[1]

Von

Dr. O. Kienitz, Gymnasial-Direktor in Wertheim.

Das Rathaus von Faulbach, ein zweigeschossiger, gefälliger Fachwerkbau mit ornamentalen ...sterumrahmungen[2]) steht quer über der Orts- oder Staatsstraße, mit einer Durchfahrt im Unter-...hoß. Wo das sonst der Fall ist, bildet das Rathaus den Mittelpunkt des Ortes, während es Faulbach bei seiner Anlage 1594 den Eingang in denselben bildete und die unmittelbar dahinter ...ende Spaltung der Straße in zwei Arme beherrschte, deren einer nach Prozelten, der andere nach ...itenbrunn (als „Dornheckenweg") führt. An der äußeren, südlichen Front des Rathauses springt ...lich rechts die alte Mauer im Bogen vor, sodaß von ihr aus der Eingang der Durchfahrt be-...chen werden konnte; nach links, der Mainseite, setzt sich die Rathausfront geradlinig als Mauer ...t. Mehrfach liegen größere Mauerteile zutage, auf denen jetzt Hauswände stehen. Daher dürfen ... auf die einstige Umfassungsmauer der ganzen Ortsanlage schließen, deren Eingangstor das Rat-...s bildete, das durch seine Lage auch zur Erhebung des Straßenzolles diente. So erklärt sich ... Anbringung des Wappens des Mainzer Erzbischofs Wolfgang von Dalberg über dem äußeren ...rbogen; neben demselben ist eine Tafel mit Inschrift über die Erbauung im Jahre 1594, ob es ...n 1594 – was dem Baustil entspricht – neu aufgeführt oder nur umgebaut wurde.

Die erste Erwähnung eines Ortes Faulbach (Vulenbach) fällt in das Jahr 1319. Konrad ... Jüngere, Graf von Vehingen, und seine Gemahlin Elisabeth von Schlüsselberg verkauften am ... Februar 1319 die Dörfer Faulbach und Breitenbrunn, seine Filiale, mit gesamter Zehnt, mit ...uten u. a. an Konrad von Gundelfingen, Landkommenthur des Ordens vom Deutschen Hause und ... alle Brüder desselben Ordens[3]). Der Orden erwarb weiter „alle Recept und Forderungen" der ...afen von Rieneck an Faulenbach, Breitenbrunn diesseits des Bachs, Neuenbuch, Altenbuch, ...ildensee u. a., tauschte Güter zu Mondfeld bis nach nach Hasloch hin[4]).

1320 übergab Konrad von Vehingen auch das jus patronatus der zwei Pfarreien zu Faul-...ch und Unterprozelten dem Deutschen Orden[5]); 1334 nahm dieser den Erzbischofvon Mainz zum ...hutzherrn an[6]).

---

[1]) Herrn Pfarrer Farrenkopf in Bortal und Herrn Hauptlehrer Adloff in Kürnach ist der ...erfasser für freundliche Mitteilungen zu Dank verpflichtet, ebenso der Verwaltung des bischöflichen ...rdinariats und des Kgl. Kreisarchivs in Würzburg, deren Akten eingesehen wurden.

[2]) Abbildung und Beschreibung in den „Kunstdenkmälern des Königreichs Bayern", Unter-...anken VII. (München) S. 21.

[3]) Gudenus IV. p. 1026. – Kaufbrief im Würzburger Kreisarchiv, Mainz. Weltl. Schrank ...de 28 Nr. 32; mit Quittung des Grafen über empfangene 1000 Pfd. Heller; ebenso verschreibt ...lisabeth von Hohenlohe alle ihre Güter zu Faulenbach dem Deutschen Orden um 1300 Pfd. Heller.

[4]) Ebenda Nr. 50, 52, 53 usw.

[5]) Ebenda Nr. 38.

[6]) Ebenda Nr. 48. – Beide Prozelten (Pr. oppidum und villa) und Mondfeld (aber nicht ...aulbach) gehören nach der circumscriptio von 1344 in den Taubergau, der unter Mainz stand. ...ie ist aus dem I. Capit. von 1614 geschöpft. S. Appendix ad statuta capit., hsg. von Werr.

Der Faulbach, nach dem der Ort seinen Namen führt, reicht mit seinem ursprünglichen O lauf in tief eingerissenem Trockental weit über die jetzige Quelle hinauf in den unbewohnten W rücken des Spessarts südlich Rohrbrunn. Er bildete vom Ursprunge bis zur Mündung die nc liche östliche Grenze der alten Zentherrschaft Klingenberg, der auch Prozelten zugehörte. die sich heute in der Sprache bemerkbar macht: In Stadtprozelten wird das r in der Kehle gesprocher Faulbach und ebenso in Mondfeld herrscht das Zungen-r vor. Im Laufe der Zeit wurde der F bach die Grenze der Diöcesen Mainz und Würzburg, der Gemarkungen Prozelten und Faulb bis die Strecke bis zum Häusergraben zu der Gemarkung Faulbach gezogen und der Häusergr dadurch zur Grenze wurde. Die ältere Grenze zog den Faulbach entlang über Altenbuch Breitenbrunn nach dem Dorfe Faulbach, dessen ganze Gemarkung damals östlich des Baches

Etwa ½ Kilometer oberhalb des Dorfes beginnt eine künstliche Abzweigung des Ba die zum Treiben von Mühlen angelegt wurde, weil das Gefäll des windungsreichen Faulb nicht ausreichte. Sie mündet innerhalb des jetzigen Dorfes wieder in den Faulbach und heißt Ort und Stelle im Gegensatz zu dem „alten" oder „faulen" Bach, dessen Wasser übrigens frisch und den Ort mit gesundem Trinkwasser versorgt, Frischbach. Das mag den Anlaß gegeben ha den westlichen (mainzischen) Dorfteil ebenfalls als Frischbach zu bezeichnen, wie er in der Kirc visitation von 1753 und 1782[1]) heißt und wie der Dorfteil westlich der Faulbachbrücke heute an Ort und Stelle genannt wird.

Der heutige Faulbach ist somit aus zwei ursprünglich nicht zusammengehörigen Teilen standen, die durch den Bach getrennt waren. Das zwischen beiden gelegene Land senkt sich Bache und liegt zum Teil im Überschwemmungsgebiete des Mains; die dort stehenden Gebä gehören jüngerer Zeit an.

Ostwärts vom „faulen Bache" lag das ursprüngliche Dorf Faulbach, ein Stück seiner U fassungsmauer ist noch an der Ziegelei (von Wolf) zu sehen und das Kgl. Bezirksamt hat U die Schonung desselben der Gemeinde zur Pflicht gemacht, falls die zur Zeit unbenützte Zieg abgebrochen würde.

Innerhalb Faulbachs lagen Einzelhöfe, von denen vier noch nachweisbar sind. Ein a Torpfosten von Sandstein steht unverwendet vor dem Hause 105 an der Straßenseite; jenseits Straße, ihm gegenüber ein anderer als Eckpfeiler des Gartenzauns von Haus 77, dessen Keller Jahrzahl 1567 aufweist; gleiche Pfosten sollen bei Haus 86 gestanden haben und sind wohl anderw verarbeitet worden. Von größerer Bedeutung war, seiner Anlage nach zu schließen, der sog. Engli Hof mit dem gut erhaltenen Mauerstück des starken Hoftores, neben dem die anschließende Mauer als Hauswand verwandt ist. Er soll Sitz des Grafen gewesen sein; die zu ihm gehö weiter nördlich vom Dorfe gelegene Flur heißt „die Gräfin" und ist zehntfrei.

In den befestigten Orten hatten die Hofraiten meist geschlossene Eingänge, in den nicht festigten waren sie meist offen. In Mondfeld und in Boxtal war nur der Friedhof um Kirche befestigt, besonders in ersterem sind an allen vier Seiten des Friedhofs starke Mauerr mit (jetzt durch Steine geschlossenen) Schießscharten erhalten und das Absetzen der Mauer deutet einen einstigen Wehrgang. Auch der Faulbacher Friedhof (im Süden des Ortes, links des Einga der Kirchgasse) war befestigt: Die alte Umfassungsmauer ist 2–3, an der Mainseite 4 Meter h hier mit einer engen rundbogigen Pforte in Höhe von ca. 2 Meter über dem Boden verseh während die Westseite ein großes und weites rundbogiges Tor hat. Eine kleine viereckige Nische der Straßenseite, die jetzt zur Aufnahme einer Heiligenfigur dient, mag als Fensterluke oder Schi scharte gedient haben. In der Mitte des Friedhofs stand außer dem Pfarrhaus von 1668 (1

[1]) Visitatio ecclesiae et Parochiae Faulbach 1753: „Parochia nominatur Faul- et Frisc bach, discriminiculum faciente rivo per medium pagum fluente. . . . In loco Faulbach dic ubi residet Parochus, Decimator in majoribus Decimis est . . . Archiepiscopus, in minorit parochus . . . In loco Frischbach dicto Decimator in majoribus est . . . Capitulum Met politanum . . ., in minoribus sunt . . . parochi Burstadiensis et Fechenbacensis. adeoq Parochus loci proprius et loco Frischbach dicto ne oboli quidem gaudet. quam ob rem nesci (Bischöfl. Ordinariat Würzburg).

umgebaut) die alte Kirche, die 1481 erbaut und 1685 erweitert wurde. Der geringe Raum des Friedhofs und die ungenügende Bergung der Leichen gaben viel Anlaß zu Klagen, bis 1809 die jetzige Kirche an der gegenüber liegenden Straßenseite errichtet wurde.

Westwärts vom Faulbach, etwas niedriger als der östliche Teil, lagen, damals auf Prozeltner Gemarkung, die Höfe von „Frischbach", wie wir der Kürze halber diesen Ortsteil nennen wollen. Sein Gebiet, das Landstück zwischen dem unteren Faulbach und dem Häusergraben, heißt noch jetzt das Hoffeld, das Haus Nr. 5 noch jetzt das Hofjörgehaus. Das Hoffeld gilt als besonders wertvolles Land. Zu ihm gehörte der längst eingegangene Häuserhof, der unweit des heutigen Distriktshauses lag und 1648 mit dem Gußhof, Tiergarten und Hof unter Wildensee als einer der vier Höfe der Kellerei Prozelten genannt wird; sein Feld reichte bis zum Häusergraben. Die östliche Grenze war da, wo der Boden sich dem Main und dem Faulbache zu senkt, also dort, wo jetzt das Rathaus mit seinem Eingangstor steht, an dem Rande des Überschwemmungsgebietes. Am Rathause sind vier Wasserzeichen eingezeichnet, das höchste von 1784, bis zur halben Höhe der Toröffnung, etwas niedriger die von 1682, 1845 und 1882. Das Wappen über dem Torbogen machte auf die Grenze des mainzischen Gebietes aufmerksam. Die westliche Grenze war der Häusergraben. Frischbach bestand aus Einzelhöfen, sowie Kirschfurt aus den Kirschhöfen besteht. Eine selbständige Gemeinde mit eigener Ortsbehörde, Bürgermeister und Pfarrer bildete es zu keiner Zeit. Vier Einzelhöfe sind in Frischbach durch Torsteine nachweisbar: einer steht bei Haus Nr. 4, zwei standen früher bei Haus Nr. 153; bei Haus Nr. 5 gewahren wir die Pfosten eines Doppeltores, das als solches am Doppelfalz kenntlich ist, und eine eigenartige Einfassungsmauer (schräg gegenüber vom „Faß"; Besitzer Göckel): oben abgeschlossen mit giebelförmig abgespitzten Steinen. Die gleiche Mauerform ist auch bei Haus Nr. 128 und an der Friedhofmauer angewandt. Am deutlichsten zu erkennen ist ein Einzelhof, der die jetzigen Häuser Nr. 10, 11 und 12 umfaßte. Nr. 10 hat einen Eingang mit zwei hohen Torpfosten, weiter hinten steht ein zweiter Pfosten bei Nr. 12 und noch weiter rückwärts bildet den Abschluß des Gehöftes ein Bau, zu dessen Keller außen Steinstufen herabführen und in dessen Rundbogen über der Kellertür die Jahrzahl 1593 eingemeißelt ist. Es war vermutlich ein Zehntkeller, wenigstens sind in ihm die Rinnen erhalten, in denen der Wein aufgefangen wurde, wenn ein Faß auslief. Auf der entgegengesetzten Seite schließt der Bau mit einer auffallend starken Brandmauer ab, die das Giebeldach überragt und an die ein neueres Wohnhaus angebaut ist. Im Hause Nr. 11 ist unlängst ein viereckiger, 1 Meter breiter schachartiger Anbau von nicht festzustellender Bestimmung (mit Rundbogentür im Untergeschoß; vielleicht darüber ein Backofen?) abgebrochen worden. Die Rückseite des Hauses 11 zeigt noch an schmalem Fußweg ein stattliches Stück der Umfassungsmauer, sodaß die Größe des Gehöftes gut zu erkennen ist.

Seit Alters gehörten die Frischbacher Einzelhöfe zu Mondfeld[1]) und lagen auf Prozeltner Gemarkung, wie die Kirschhöfe auf Reistenhausener Gemarkung den Freudenbergern gehörten. 1592 wurde Mondfeld mainzisch, mit welcher Ausdehnung des mainzischen Gebietes wohl auch der 1594 erfolgte Bau des Rathauses im gegenüberliegenden „Frischbach" zusammenhängt, das 1483 mainzisch

[1]) Mondfeld (1214 Mahenvelt d. i. Mainfeld; denn dies bedeutet der Name und nicht Mondfeld oder Mohnfeld) hatte zuerst eigenen Adel. Zur alten Zent Klingenberg, wie Prozelten, gehörte es nicht. 1319 erwarb es der Deutsche Orden, der noch 1341 und 1343 Güter daselbst eintauschte, und es zu Prozelten schlug. (So im cod. dipl. Bodmanni tom. 3 unter 1460). 1527 war es wertheimisch unter Mainzer Hoheit, 1592–1803 mainzisch. Es „gehörte mit dem Zehnt nach Miltenberg, sonsten mit aller anderen Obrigkeit in Gebot und Verbot, Hagen und Jagen, Waid und Wasser, Frohn, Schatzung und Steuer nach Prozelten", 1803–1806 war Mondfeld löwenstein-wertheim-virneburgisch; seit 1806 ist es badisch.

Die Pfarrei Boxtal, zu der Mondfeld jetzt gehört, wurde nach der in der dortigen Pfarrei befindlichen Urkunde 1768 gegründet. Vor der Reformation wurde die Seelsorge von Nassig aus besorgt; später (seit 1768) war Boxtal Filiale der Pfarrkirche von Freudenberg, da es bis 1801 bezw. 1803 zum Amt Freudenberg gehörte; die Seelsorge wurde charitative von Stadtprozelten aus durch den für Mondfeld aufgestellten Kaplan versehen. 1822 wurde die Filialkirche Mondfeld in die Pfarrei Boxtal einverleibt. (St. Nikolausbüchlein, nebst Geschichte von B.; Freiburg 1880).

geworden war, als auch die Henneburg, Prozelten und Neubrunn gegen das Mainzer Amt Necka Ulm (Schurberg und Solme) eingetauscht wurden.[1]) Daß von der Henneburg als nunmehrig starker Landes- und Grenzfeste ein unterirdischer Gang bis in den Keller des Hauses Nr. 10 Faulbach geführt habe, ist Sage. Anlaß zu dem schon durch die weite Entfernung widerlegten, ab im Volke noch fortlebenden Glauben gab die Auffindung von Bohlen, die auf Entwässerung ein alten Grabens schließen lassen. Die Sage erzählt sogar, die Bauern hätten im Bauernkriege d Zugänge zum Gange verstopft und die darin befindlichen Flüchtlinge getötet: Freitags höre mc noch klagende Stimmen im Main.

Der Zusatz der oben zitierten Visitation, daß Faulbach keine Filiale habe, nur 4 Häuser od Familien in Breitenbrunn, super quas cura habenda est, zeigt, daß 1753 Mondfeld nicht mel mit „Frischbach" zusammengehörte; vermutlich wurde es bei der Einrichtung des Dekanats Milte berg 1630 abgetrennt.

Bis 1806 war der Main weder politische noch kirchliche Grenze. Daß er zwischen Mondfe und „Frischbach" fließt, war für deren Zusammengehörigkeit ohne Bedeutung: Bei Würdtwein Mondfeld Mondfurt genannt; die Kirschfurter Gemarkung in einem Vertrage von 1571 als Kirsc felder Gemarkung[2]) bezeichnet. Der Main wurde noch vor etwa 40 Jahren bei Faulbach durchwat oder mit Wagen durchfahren, bis die Korrektion das Flußbett zunehmend vertiefte, ebenso b Urphar[3]), wo die Übergangsstelle mit Steinplatten und Blöcken ausgelegt war; und sonst. D Gemeinden greifen von einem auf andere Ufer über. Die Freudenberger haben ihr meist Feld auf dem rechten Ufer: die schon genannten Kirschhöfe oder Kirschfurt, wie sie nach dem v Jahrhunderten eingegangenen Dorfe heißen; zur Herrschaft Freudenberg gehört ein bedeutend Waldstück unterhalb Reistenhausen; zur Dorfprozeltner Gemeinde Wald auf badischer Seite. D Haslocher hatten früher Wiesenland auf dem linken Mainufer und zwei Drittel der Wertheim Gemarkung war rechtsmainisch. So ist es auch bei Eichel, Urphar, Bettingen. Wie die Freude berger Israeliten noch heute in Fechenbach beerdigt werden, so wurden einst alle Bewohner vo „Frischbach" in Mondfeld bestattet. Davon zeugt im „Frischbacher" Anteil (zwischen Haus 156 un 157) das Totengäßchen, durch das die Frischbacher Leichen an den Main und an diesem entlan bis zum Häusergraben getragen wurden, der Grenze der Faulbacher und Stadtprozeltner Gemarkun wo eine eigene Mainüberfahrt zu diesem Zweck bestand. Bis etwa 1800 ist seitens aller Familie im Frischbacher Anteil der sogenannte Fahrlaib (Brod) an den Fährer in Stadtprozelten entricht worden und die „Fahrwiesen" am Häusersgraben gehören noch heute den Stadtprozeltner Fährer Die Toten wurden in Mondfeld beerdigt, was in Faulbach selbst nicht gestattet war, vielleicht b 1639, bis ganz Faulbach mainzisch wurde. In den Auszügen aus dem Sterbebuch von Stadtprozelte das für Mondfeld gefertigt wurde und von 1822 bis 1700 heraufreicht, sind nur Verstorbene a Mondfeld selbst eingetragen. Der Grund des Verbotes war, daß die beiden Ortsteile damals a Grund der alten Grenze zu zwei verschiedenen Pfarreien, zu Mondfeld (Mainzer Diöcese) un „proprie" in die Pfarrei Faulbach gehörten. Dieses war würzburgisch; es gehörte mit der geis lichen Jurisdiktion zum Ruralkapitel Kreuzwertheim (und nicht nach Karlstadt); mit dem Zentgerich das Wertheim von Würzburg zu Lehen hatte (Aschbach II 182, 187. Wolgegründter Gegenberich Delineatio S. 7 und 307), nach Michelriet (nachher zur würzburgischen Zent Tremfeld).

Als nun Würzburg und Wertheim in Streit kamen und die Zent, d. h. das weltliche, unt dem Landesherrn stehende Gericht, aus Michelriet heraus verlegten, wies Kurmainz Faulbach un Rettbach dem Zentamt zu Prozelten zu.

[1]) Reinhard von Neipperg, Meister des Deutschen Ordens, gab Georgen, Grafen und Herr zu Henneburg, Deutschen Ordens Komthur zu Mergentheim, 1483 Vollmacht, die Untertanen z Prozelten und Neubrunn ihrer bisher ausgehabten Deutschen Ordenspflichten ledig zu sagen und f damit an das Erzstift Mainz zu verweisen. Ebenso wurde aller Hausrat zu Prozelten vom Deutsche Orden dem Erzstift überlassen. Zu dem Besitzwechsel mag beigetragen haben, daß 1484–150 Berthold von Henneburg Erzbischof von Mainz war.

[2]) Kreisarchiv Würzburg, Buch verschiedenen Inhalts 79 S. 38.

[3]) Rommel, „Frankenland" 1914, Heft 2, Seite 76.

Daher warf das Würzburger Domkapitel die Frage auf, ob man es nicht mit der geistlichen Gerichtsbarkeit ebenso machen, d. h. Faulbach unter einen Würzburger Ort stellen könne, der in der Nähe wäre.

Darüber kam es zu einem Streit zwischen Würzburg und Mainz, der von 1598 – 1637 dauerte [1]) puncto praesentationis ad parochiam. Während kriegerischer Zeiten aber hatten die Mainzer provisorisch die Faulbacher Pfarrei besetzt an Stelle der Würzburger. Daher beanspruchte nachher Mainz für immer das Patronat über ganz Faulbach. 1598 (am 27. März) verbot der Mainzer Erzbischof, daß der Faulbacher Pfarrer auf Würzburger Zitation erscheine, er solle sich zum Aschaffenburger (also Mainzer) Kommissariat halten, wogegen Würzburg die Faulbacher Pfarre „unwidersprechlich" für sich in Anspruch nahm. Bischof Julius von Würzburg, dem die Tradition die Vereinigung von Faulbach und „Frischbach" zuschreibt, (1573 – 1617), schrieb (7. 8. 1598) an den Erzbischof Wolfgang von Mainz, daß zwar infolge von Kriegsempörungen und anderweitigen Widerwärtigkeiten etliche Pfarrer von Mainz zu Faulbach instituiert worden seien, Mainz aber nicht mehr als das jus praesentandi zustehe.

Tatsächlich war ja, worauf in einer Randbemerkung vom 2. September 1598 zu vorstehendem Brief aufmerksam gemacht wird, der Flecken Faulbach zwei Pfarrherren zugehörig: um 35 Heerdstätten pfarrten gen Mondfeld (zur Mainzer Diöcese), die übrigen, höchstens 50 proprie in die Pfarrei Faulbach. Es wurden aber die ca. 85 Herdstätten zusammen von einem Pfarrherrn, der zu Faulbach residierte „mit den Sakramenten providiert", der somit die ganze Seelsorge versah, „wie denn auch Mohnfeldt (welches jetzo parocho in Stadtprozelten zugegeben ist) etwan von gedachtem Pfarrverweser zu Faulbach verwaltet wird", d. h. daß Mondfeld und die 35 westlichen Herdstätten Frischbachs von dem in Faulbach sitzenden und dem parochus in Stadtprozelten untergeordneten Pfarrverweser verwaltet wurden.

Wenn somit der größere Teil der Pfarrei würzburgisch war, so veranlaßte das wohl, daß der Pfarrverweser die alljährliche Inspektion über die ganze Pfarrei dem Würzburger Kapitel zuschieben wollte, um nicht von zwei Herren revidiert zu werden.

Dagegen erklärte Mainz die Pfarrei Faulbach, deren Kirche und Pfarrhaus auf der Würzburger Seite lag, mit dem Annex Mondfeld für mainzisch und von Stadtprozelten aus wurde geschrieben (11. 3. 1637), daß das Dorf Faulbach, das hiebevor diesseit des Wassers zur Pfarr Mondfeld, jenseit aber mit der geistlichen Jurisdiktion zum Ruralkapitel Kreuzwertheim gehört, einen Pfarrverweser habe, der nicht von Würzburg, sondern von Mainz besoldet werde! Darauf bitten Schultheiß und Gemeinde zu Faulbach die Pfarrei Prozelten (also Mainz!) ihnen den bisherigen Pfarrverweser als Pfarrer zu lassen. Das Kapitel von Prozelten und Mondfeld bestätigt (14. 3. 1637), daß Faulbach bisher, weil keine anderen Geistlichen näher gewesen seien, aus Freundschaft oder Nachbarlichkeit von der Prozeltner Geistlichkeit pastoriert worden sei. „Sie wollten sich zwar nicht einmischen, gäben aber Würzburg zur Beachtung, daß nach Funden im Prozeltner Pfarrarchiv die Kollation (d. h. die Übertragung der Pfarrei), Installation und Provision (d. h. der Vorschlag eines Pfarrers) von Faulbach dem Erzbistum Mainz, bezw. Aschaffenburg, bisher zugehört habe". Trotz der Gegenerklärung, daß die Pfarr Faulbach von undenklichen Zeiten her zur Würzburger Diöcese gehöre und alle Pfarrer von Würzburg aus dahin gesetzt und präsentiert worden seien, und daß ihr wider alles Recht und Billigkeit de facto ein Pfarrverweser dahin

[1]) Der Streit steht wohl im Zusammenhang mit dem gesamten damaligen Vorgehen Würzburgs, das 1598 auch den größten Teil der Grafschaft Wertheim unter dem Vorgeben Würzburger Lehenschaft zurückverlangte, woraus sich die Krichinger Fehde entspann, die der Würzburger Bischof und „sein Konspirant und Zutreiber" Krichingen gegen Wertheim führte „zur Auswechslung der ganzen Grafschaft", der „mit solchem Hochmut gegen den Grafen daherfuhr, als ob er uno spiritu alle obstacula hinwegblasen und uno rictu die Grafschaft gar verschlucken wollte, dem der Graf vber veluti illi Cumano in pelle leonis mit unerschrockenem Mut in iusta causa unter die Augen trat", als er „ein liederlich Pfeiff für ein köstlich Pferdt annehmen sollte", wie es im Wolgegründten Gegenbericht usw. von 1618 (S. 13, 171, 201) heißt.

gesetzt sein solle – wird 1639 (7. September) Faulbach mainzisch. 1656 kommt es endl zu einem Austausch der mainzischen Pfarrei Gissigheim gegen das früher würzburgische Fa bach. Damit waren die beiden Hälften von Faulbach mainzischer Besitz. Jedoch war n 1782 die weltliche hohe Gerichtsbarkeit geteilt: im östlichen Teile übte sie Würzburg, im we lichen Mainz[1]).

Nachwirkungen davon machen sich noch in der Gegenwart geltend. So sind 5 Schildwi von denen einer zur Zeit eingegangen ist, mit Realrechten auf das Haus, nicht auf die Pers auf Mainzer Seite; keiner auf Würzburger. Bei Wirtshäusern wie bei Mühlen fehlen auf letzte Seite Gerechtsame. Die 3 Mühlen am abgezweigten Frischbach haben deren aus dem 16. oder 17. Jah hundert, nach denen die Stadtprozeltner, Breitenbrunner und Frischbacher daselbst mahlen lassen mußte die jüngere, sog. Gips- und Oelmühle (jetzt Mahlmühle, Haus 133), die zwar auf Frischbacher (Mainz Seite unterhalb der Bachbrücke liegt, aber auch zu Faulbach gehört, hat das Realrecht später erworb Sie ist frei von Bodenzins, den die andern 3 Mühlen noch zahlen. Nur „Frischbach" hatte frü das Spessartrecht, da der Spessart mainzisch war, d. h. das Weiderecht (für Schweine) und d Laub- und Holzrecht: jetzt ist es auf ganz Faulbach übertragen. Das ganze Dorf hat gegenwär Teil am Pfründerspital von Stadtprozelten; dafür hat der Faulbacher Teil das wichtige Anre auf das in Würzburg verloren. Eine gewisse Eifersucht zwischen beiden Dorfteilen soll sich manchen Gelegenheiten, wie bei der Bürgermeisterwahl, noch immer zeigen; tatsächlich zeigt sich Gegensatz in den Kämpfen der Dorfjugend, die nicht etwa als Räuber und Gendarmen, sonde als Frischbacher und Faulbacher gegen einander kämpfen, wie früher die Wertheimer und „Üb täuberer". Eigenartig ist die jährliche Frühlingsfeier! Die Buben laufen von Haus zu Haus r dem Rufe „Hemde raus! Kappe raus!" u. a., bis sie alles Nötige erbettelt haben, um eine Pup als Mann auszustaffieren. Die Frischbacher dagegen putzen eine Frau heraus. Dann ziehen bei Parteien getrennt durch das Dorf und singen „Heio Sumertag". Auf der Brücke erwarten sie f und ziehen von hier aufs Feld, um beide Figuren zu verbrennen. Früher, bis vor 5 oder 6 Jahr warfen sie sie in den Main, aber die Freudenberger ländeten eine als vermeintliche Leiche, wora der Brauch bezirksamtlich verboten wurde! Die zurückkommenden Kinder aber erhalten von Ha zu Haus Gaben: besonders klein gebackene Wecke (84 zu 1 Mark!); kleine Würstchen, Äpfel, Nüs gedörrte Zwetschgen, Geldstücke werden ihnen vom Fenster aus zugeworfen! So ist der heuti Brauch! Abweichende örtliche Überlieferung läßt zur Erinnerung an die Pest, die fast sämtlic Einwohner von Faulbach hinraffte, sodaß nur die drei Geschlechtsnamen Wolf, Dümig und Hörn übrig blieben, die noch heute die Mehrheit bilden, alljährlich den sogenannten toten Mann (Totem durch den Ort tragen und in den Main werfen. Ähnlich erzählt Dr. Brenner das „Todaustreibe in Schobers Sagen II und schließt mit den das Richtige treffenden Worten eines „betagten Mannes „Das soll den Winter bedeuten". Der Ursprung des Brauches ist klar und ergibt sich schon a dem Texte „Heio Sumertag!" Der altheidnische Brauch ist durch die Kirche auf die Pest übertrage

[1]) Mainzer Jurisdictionalbuch von 1623 Nr. 4. 1782: Parochia ecclesiae . . in Faulba et Frischbach. Adnexa Breitenbrunn. Tota est territorii Moguntini. Centgraviatum (We liches Gericht) nihilominus in Faulbach exercet Herbipolensis, in Frischbach autem, alte parte oppidi, quam alvus interfluens dirimit, Moguntinus.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck u. Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

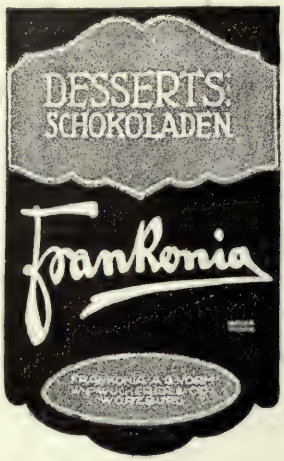
KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-
REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN
ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN,
ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE
PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH · A · M ·

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Konserven Konfitüren Jams
Marmeladen



Speise-Schokoladen Alteffa
Milch Extra dry Trüffel-
Schokolade

Kakao Schokolade-Pulver
Römische Pflaumen Keks
Tee

Frankonia A.-G., Würzburg

Kaiserstraße 16 **vorm. W. F. Wucherer & Co.** Telefon Nr. 855

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken. — **Würzburg** — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. — **München** — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim.

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

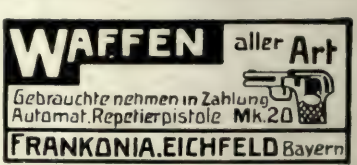
Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

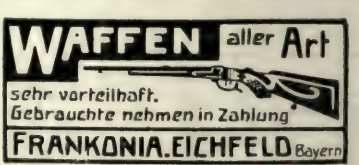
Gasthof Zum Adler
Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching
Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.





Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Jahrgang Heft 9, 1914

FRANKEN-LAND.

HERAUSGEBER: DR. HANS WALTER / FÜRSTL. ARCHIVAR / KREUZWERTHEIM A/M.

D. R.

Illustrierte Monatsschrift
r alle Franken und Frankenfreunde

ck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei G. Trilitsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 9. Heftes:

Vom ältesten Mergentheim. Von Professor Dr. Goeßler, Stuttgart (Schluß).
Die feurigen Männer in Franken. Von K. Spiegel (Schluß).
Noch klingt ein Lied .... Gedicht von Aug. Gräf.
Zum hundertjährigen Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf. Von Friedrich von Furtenbach, Major a. D. (Fortsetzung.)
Die Ortsnamenforschung und die Slavenfrage in Franken. Von Prof. Dr. Chr. Beck in Bamberg.
Im Himmelreich. Von Hugo Vogt, Frankfurt a. M.
Chronika eines Pfarrherrn aus dem 16. Jahrhundert. Mitgeteilt von Karl Albrecht Seifert.
Von den Vereinen aus Württembergisch-Franken.

Die

Künstler-Kriegspostkarten der Zeitschrift „Frankenland"

(K. Triltsch, Dettelbach a. M.)

2 Entwürfe Kunstmaler Otto Rückert

4 Entwürfe Akad. Bildhauer Heinz Schiestl

sind nunmehr erschienen. Die Entwürfe sind vom k. Kriegsministerium und k. stellvertr. Generalkommando militäramtlich genehmigt. In Anbetracht der vielfach auf den Markt geworfenen sog. Witzkarten geschmackloseste Sorte, die dem Ernst der Zeit und der Würde des deutschen Volkes in keiner Weise entsprechen, haben sich unsere beiden heimischen Künstler zur Freude aller Sammler ein entschiedenes Verdienst erworben, was wir durch rege Nachfrage zu unterstützen bitten. In Würzburg sind dieselben in allen Geschäften der Branche zu haben, für Wiederverkäufer im übrigen Unterfranken hat die Firma **Carl Scheiner**, Würzburg, Bahnhofstr. 12 den Vertrieb übernommen. Nach allen übrigen Orten Deutschlands erfolgt der Vertrieb ausschließlich nur an Wiederverkäufer durch unseren Verlag.

Eine angesehene Buchhandelsfirma schreibt:

„Zur Herausgabe dieser Karten beglückwünsche ich Sie. Diese entsprechen einem geläuterten Geschmack.

Landshut i. B. O. D.

1914 Septbr.
1. Jahrg. Heft 9

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Vom ältesten Mergentheim.

Mit 8 Abbildungen.[1])

Von
Professor **Dr. Goeßler**, Stuttgart.

(Schluß.)

Am interessantesten sind zwei zur selben Zeit am Westende des westlichen Kurhausflügels bei einem Bohrloch im ausgeworfenen Lehm aufgefundene Bronzenadeln: es sind sogenannte Radnadeln je von 23,5 Zentimeter Länge, so genannt nach der Form des Kopfs (s. Abb. 2). Diese Art primitiver Sicherheitsnadeln gehört der älteren Stufe der Bronzezeit an, also der Zeit etwa um 1500 v. Chr., und ist wohl bekannt aus vielen Grabhügelfunden der Schwäbischen Alb und sonst. In dem ganzen Graben, der von diesem Bohrloch nach der alten Quelle herübergelegt wurde, wurden Einzelfunde gemacht, darunter auch ein eisernes, also viel späteres, vermutlich mittelalterliches Messer. Im Frühjahr 1913 beim Bau des an den Westflügel anstoßenden neuen Logierhauses erschienen bei den für Keller und Kamin notwendigen größeren Ausschachtungen in 2—3 Meter Tiefe zwei mit Kohle und gebranntem Lehm durchsetzte Stellen. Im weggeführten Schutt fand Herr Fleck bei genauerem Durchsuchen eine bronzene Bommel, aus 2 Halbschüsselchen zusammengesetzt; typisch für die späte erste Eisenzeit, also ca. 600—500. Die Stellen, denen leider bei der Grabung nicht die nötige Sorgfalt zu teil werden konnte — es waren wohl noch mehr solche Stellen angetroffen worden — sind vermutlich die Reste der Untergeschosse, d. h. der Keller oder Abfallgruben von darüber gebauten Hütten aus Fachwerk, das mit Lehm gedichtet war. (S. Fundb. XX 18 f.) — Als nun im Herbst 1913 da Kurhaus Hohenlohe nordwestlich davon in Angriff genommen wurde, da wandte Herr Fleck von vornherein sein Hauptaugenmerk auf zu erwartende Funde und bat Bauunternehmer und Grundbesitzer vorher um ihre Mithilfe. So gelang es denn, vor allem dank dem Entgegenkommen der Herren Hübner und Dr. Reicher und des Herrn Bauunternehmers Deeg, hier zu guten Resultaten zu kommen, wenn freilich eine solche in großem Stil vorgenommene Akkordarbeit, welche mit Dampfkraft und Zementmaschine arbeitet, in naturgemäßem Kampf mit genauer archäologischer Beobachtung und womöglich

Abb. 2. **Gewandnadel aus Bronze.** 1/3 nat. Gr.

Weiterverfolgung von solchen Spuren steht. Eine genaue Beschreibung ist von Herrn Fleck und G. Versu in den Fundb. aus Schwaben XXI, S. 15–22 samt Abbildungen veröffentlicht.

Zunächst die Situation: Wir befinden uns am Ausgang des von Löffelstelzen herabkommenden Herrentals, ca. 200–220 Meter westlich von der Quelle entfernt. Hier beginnt der oben besprochene Aufstieg nach Norden, der zum Maingrund führt. Der Übergang über den Fluß selber zum Anstieg auf die südlichen

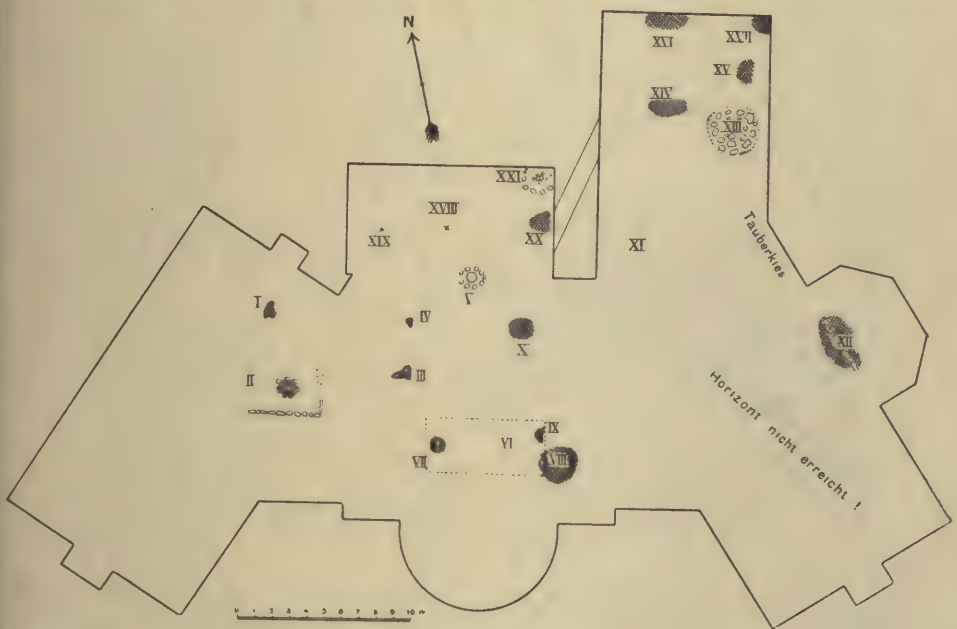


Abb. 3. **Die Fundstellen in der Baugrube des Kurhauses Hohenlohe.** 1 : 400.

Höhen über die Au zur Kaiserstraße machte auch ehedem, ehe der Fluß überbrückt war, keine Schwierigkeit. Nach dem Wehr, das dann einen Arm zur Mühle abgibt, erbreitert sich der Fluß; indem er zugleich seichter wird, entsteht die Möglichkeit einer Überquerung des Flusses, eine Furt. Das Herrental, das etwas oberhalb dieser mündet, kommt als Trockental zwischen Arkauberg und Schorrenberg herab; nach oben hin, wo wir uns der Grenze von Muschelkalk (oben) und Wellenkalk (unten) nähern, bildet die dazwischen gelegene Anhydritgruppe reichlich Wasser, also gute Siedlungsbedingungen. Nördlich Löffelstelzen sind große Lößgebiete gegen den Laubertsbrunnen zu; dort sollen nach Mitteilung von Herrn Fleck auch früher schon öfters Steinbeile gefunden worden sein, die die Bauern als Wetzsteine benützten. An der Talausmündung dieses uralten Wegs wurde nun beim erwähnten Neubau des Kurhauses Hohenlohe eine große Zahl alter Kulturstellen angetroffen (s. Abb. 3). Im ganzen konnten 21 beobachtet werden. Es war leider unmöglich, ihnen allen ins einzelne nachzugehen; so sind sie meist nur in dem vom Fundamentgraben angeschnittenen Profil festgestellt, was natürlich ein

durchaus zufälliges Bild ergibt. Im südöstlichen Teil der Baugrube wurde der Wohnhorizont nicht erreicht, wurden daher auch keine Funde gemacht. Wir erwähnen einige der Fundstellen unter Verweis auf die erwähnte genauere Beschreibung.

Eine deutliche Wohnstelle stellt z. B. II dar. In der Mitte war eine Brand-

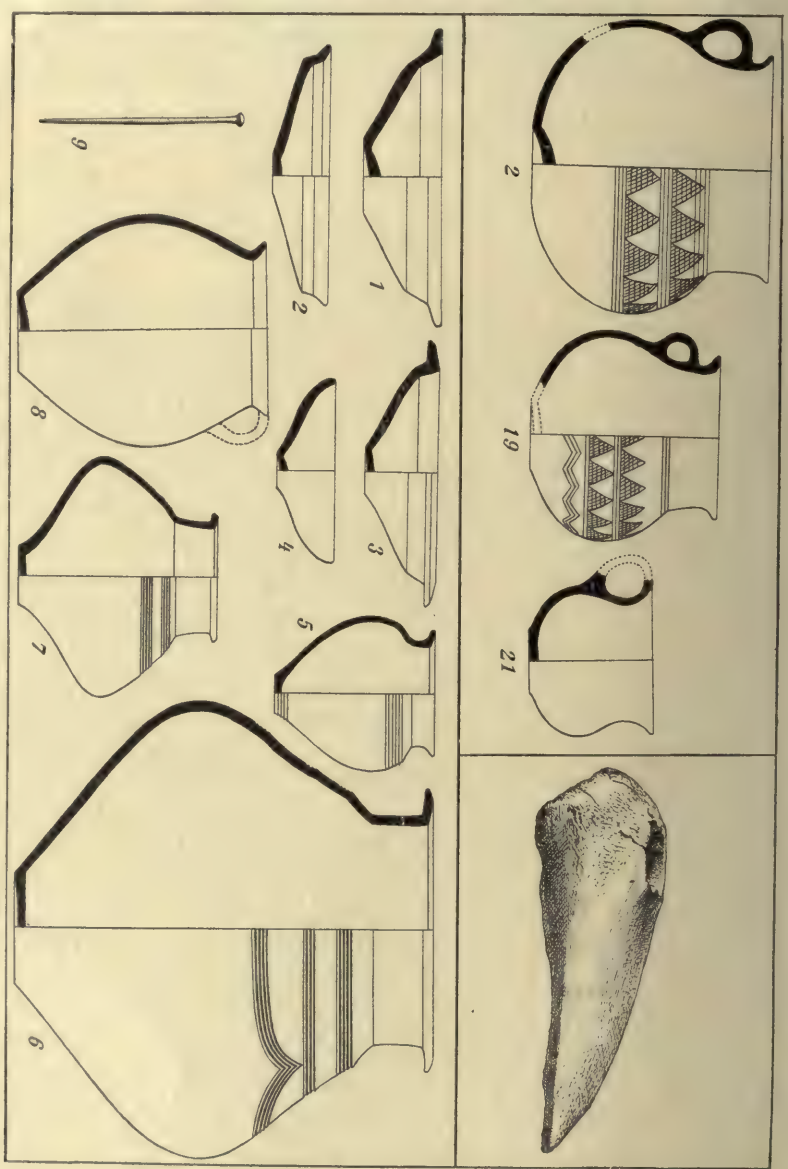


Abb. 4. Oben: **Tongefäße der spätesten Bronzezeit von Punkt II, XIII und XXI.** (1/4 nat. Gr.)
Hirschhornhacke von XI. (1/3 nat. Gr.)
Unten: **Urnengrab der ältesten Hallstattzeit.** (1–5, 7–9 = 1/4, 6 = 1/8 nat. Gr.)

platte, von Steinen umstellt, mit etwa 1,50 Meter Durchmesser. Sie lag in der Mitte eines Rechtecks aus Steinplatten von ca. 4×2,50 Meter und war offenbar der Herd des Hauses. Als Hausreste haben wir die Steinplatten anzusprechen, d. h. als das Fundament, auf dem die Blockhauswände des Hauses errichtet waren. Das

Innere war gefüllt mit Tonscherben; eine Reihe ließ sich zu einer Henkeltasse von 13 Zentimeter Höhe, mit eingeritztem sogenannten Wolfszahnornament in 2 Zonen versehen, zusammensetzen. Ein ähnliches Gefäß gefunden an Punkt XIII gibt die sichere Rekonstruktion an die Hand; charakteristisch ist besonders der stark eingedellte Boden (s. Abb. 4 oben).

III und IV: erschienen wiederum beim Ausgraben in der Erdwand. Befund Kohle, Asche und gebrannter Lehm, ehemalige Herdstelle, je in 1,90 Meter Tiefe. V: In 3,20 Meter Tiefe eine große Urne, rundum kuppelförmig von Steinen überdeckt. Im Innern hatte sie 7 kleine Beigefäße und eine Bronzenadel (s. Abb. 4 unten). In der Urne waren dazu die Reste verbrannter Menschenknochen: also eine richtige Brandbestattung mit Beigaben. Der Hergang ist so zu denken: die Reste der verbrannten Leiche werden gesammelt und dann in eine große Urne (44 Zentimeter hoch) gelegt; dazu werden 4 Schalen und 3 Näpfe (jene unverziert, von diesen 2 verziert) gelegt, damit der Tote im Jenseits zu essen und zu trinken hat; dazu kommt eine Nadel, Gewandnadel, mit der er sich schmücken kann. Das Grab lag tief unter dem Niveau der auf Wohnplätze zu deutenden Fundstellen im hellen Löß. Ein Modell davon ist in der K. Altertümersammlung in Stuttgart und in Mergentheim (s. Abb. 5). Punkt VI war die größte Stelle; VII und VIII gehören vielleicht dazu. Auch hier wieder Steinreihen als Unterbau einer Hütte auf ca. $5-5^1/_2$ Meter Länge; der Humus war hier besonders dunkel. Von hier soll das Steinbeil (s. Abb. 8) stammen. Die Stellen war durchsetzt mit einer großen Anzahl grober Scherben von großen Vorratsgefäßen mit Fingereinpressungsornament ꝛc., Randstücke, Henkel ꝛc. (s. Abb. 6.)

Abb. 5. **Urnengrab-Modell.** (Punkt V.)

VIII war ein Herdplatz. An Punkt IX fand sich ein Bronzearmring. Punkt X, nur zum kleinsten Teil ausgegraben, zeigte eine Herdstelle.

XI hatte Knochen eines Kindes, die 60 Zentimeter tiefer als die andern lagen. Von da stammt auch eine Hacke aus Hirschhorn (s. Abb. 4 oben) und der Unterschenkel wies grüne Patinaspuren auf. Punkt XII ergab Steine als Unterbauten von Hauswänden.

XIII stellte sich dar als kreisrunder Steinhaufen von ca. 4 Meter Durchmesser; in der Mitte war ein kleiner Aufbau: mehrere rund umstehende Steine waren von 2 Steinplatten quer überdeckt. Von hier stammt der Rest eines

bronzenen Rasiermessers und der bereits erwähnte Topf mit Dreieck- und Zickzac verzierung (s. Abb. 4 oben, Nr. 19).

XVI und XVII stecken noch in der Wand; das Bild 7 gibt die Tiefe ur die Schichtung.

XX durch eine Abzugsdohle zur Tauber zum größten Teil zerstört.

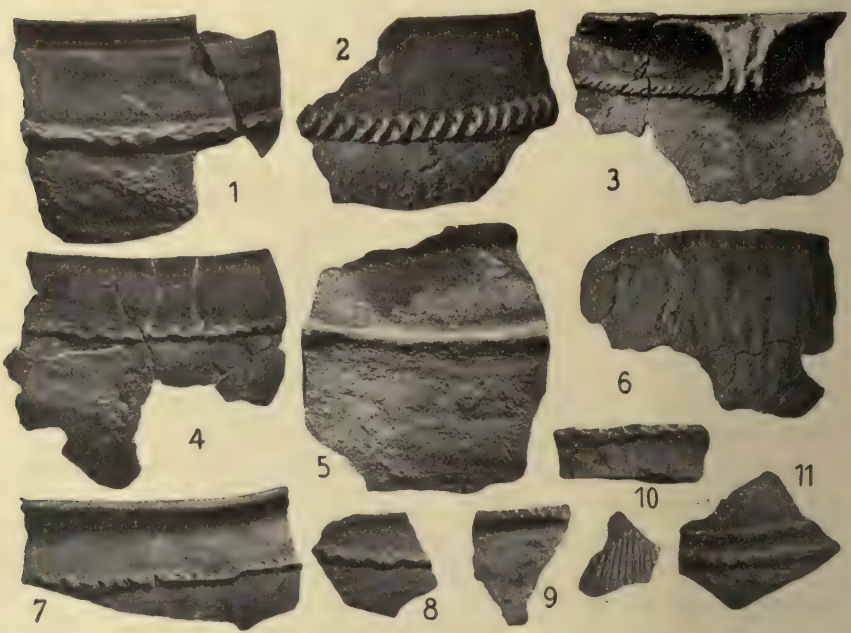


Abb. 6. **Tonscherben von groben Gebrauchsgefäßen** (spätbronzezeitlich). ($^1/_7$ nat. Gr.)

XXI war wohl eine Wohnstelle. Von da stammen Scherben gleich d groben und ein ganzes Gefäß (s. Abb. 4 oben, Nr. 21).

Es liegen somit die einzelnen Wohnstellen ungemein eng gedrängt bei ei ander. Sie gehören durchaus nicht alle derselben Kulturperiode an, wie ja au das Niveau ganz verschieden ist. Die einzig sicher als Grab anzusprechen Stelle V liegt tiefer als die anderen, ist also deutlich ein mit Absicht in das Woh niveau eingetieftes Flachgrab. Wir haben somit 1. einen einzelnen Steinzeitfun nämlich ein Meißelchen aus Basalt (s. Abb. 8), 2. aus der späten Bronzezeit Woh stellen, rechteckige Hütten mit Herden im Innern; die Hütten waren reine Hol d. h. Blockbauten, da keine Löcher von Pfosten, zwischen denen Flechtwerk gewes wäre, gefunden wurden, ebensowenig Hüttenlehm zum Vorschein kam. Die To scherben (Abb. 6) ergeben die Datierung ganz sicher. Die Knochen der Tiere sir von Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Hund, Reh und Biber, gehören also meist Hau tieren an, wie sie Bauern halten. Zeit ca. 1500—1200. 3. Das Grab Nr. V (Ab 5). Es gehört dererſten Stufe der folgenden Hallstattzeit an, ca. 1200—1000 v. Ch nud ist ein typisches Flachgrab der Zeit der sogenannten Urnenfelder. Die Siedlur war bei seiner Anlage bereits zerstört. Dazu kommt alsdann das spätere Schicksal d

ganzen Platzes. Es ist gegeben durch die kolossale Überdeckung mit Kies bis zu 3 Meter. An 2 Stellen wurden Rinnen entdeckt, die ganz mit Kies zugedeckt waren und aus dem Herrental herabkamen; sie durchzogen die Wohnschicht noch zu ihren Lebzeiten. Nun liegt aber auf der vorgeschichtlichen Wohnschicht eine Lehmschicht. (s. Abb. 6). Wir sehen also, daß es nicht die Kiesüberschwemmungen gewesen sind, welche der Siedlung das Ende bereitet haben. Es ist erlaubt, dafür an die Mitteilungen neuerer Chronisten über riesige Überschwemmungskatastrophen zu denken, so vom Jahr 1708 und 1835, wonach „die Weinberge ganz und gar herabgeschwemmt" worden seien. Dazu zeigt auch das Vorkommen von Taubergeröll in den überdeckenden Kiesschichten, daß die Stelle auch unter Tauberhochwasser litt. Auf jeden Fall aber — und das ist das Wichtigste für uns — ergibt die gefährliche Lage der Siedlungsstelle am Talausgang, daß die Siedler einen besonderen Grund hatten, gerade diese zu wählen, eben die Quelle. Solange die nördlichen An-

Abb. 7. **Baugrube mit Profil von XVI und XVII.**

höhen aber noch mehr mit Wald bedeckt waren, als heute, war die Gefahr des Geröllabrutsches natürlich geringer, als in neuerer Zeit. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Gefahr in alter Zeit doch als solche empfunden wurde und daher spätere Ansiedler näher der Quelle zurückten. So erklären sich die Funde von der Karlsquelle selber.

Lückenlos läßt sich jedenfalls für das 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. Be siedlung nachweisen, nämlich aus der älteren Bronzezeit (Radnadel ca. 1500), de späteren Bronzezeit (ca. 1200), ältesten Hallstattzeit (Grab Nr. V), späteren Hall stattzeit (Bommel); dann Scherben der keltischen Zeit. Und zwar alles in direkter Zusammenhang mit der Quelle. Nun aber ging die Kenntnis der Quelle ver loren. Die Römerherrschaft drang nicht bis zu unserer Gegend vor. Unser Gegend war in den ersten Jahrhunderten n. Chr. sehr schwach besiedelt. Archäo logisch greifbare Spuren sind aus dieser Zeit noch nicht festgestellt, sondern er wieder aus der Alamanenzeit und zwar erst nach der ersten großen Völkerwande rung, als die Alamannen zu festen Sitzen gekommen waren. Ein solcher Ala manenort war z. B. Edelfingen, wo im Ort mehrmals beim Straßenbau un dann in einer Lehmgrube Skelette bewaffneter alamannischer Krieger gefunde worden sind. Im Jahr 1913 sind auch in Mergentheim in der inneren Au weni nördlich der Fundstelle der Steinzeitsiedlung 3 Skelette im allgemeinen in west östlicher Lage gefunden worden, die wohl als alamannisch zu erklären sind.

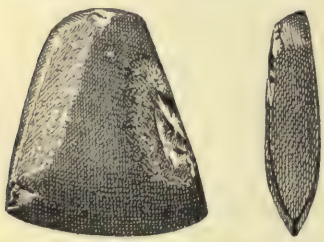


Abb. 8. **Steinmeißel.** (5/6 nat. Gr.)

Diese so bescheiden aussehenden Funde un Beobachtungen erheben die früher nur möglich Vermutung zur Gewißheit, daß die Mergen heimer Quelle in vorgeschichtlicher Zei im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr., bekann war. Welch günstiger Umstand die Quelle einmc emporgetrieben hat, können wir natürlich nicht sage Dies mag noch in eine andere Beleuchtung gerück werden durch Vergleiche mit der Geschichte andere berühmten Quellen. Quellen, zumal Heilquellen, haben von jeher göttliche Ver ehrung genossen. Zu ihnen sind die Menschen gekommen und haben in Dank barkeit für einen guten Trunk oder für die heilende Wirkung dem in der Quell vorhandenen höheren Wesen geopfert. Nicht bloß die alten Griechen un Römer, sondern auch unsere mitteuropäischen Menschen der Vorzeit. Im böh mischen Dux ist ein großer Quellfund, das kostbare Opfer vieler Generationen gemacht worden; in Pyrmont ein großer Fund aus römischer Zeit mit kostbare Gegenständen. In S. Moritz fand man eine uralte Quellfassung, nämlich vo einem doppelten Plankenrechteck eingefaßt 2 Holzröhren, durch welche die Stah quelle emporstieg; im Grund der einen Röhre lagen 2 gut erhaltene Bronz schwerter, ein Dolch und eine Nadel mit Keulenkopf, typische Beispiele de jüngeren Bronzezeit, und als Weihe- und Opfergaben hereingekommen. Au Leuk sind Funde von 500 v. Chr. ab bekannt. In Deutschland sind Sal quellen wohl da und dort in vorgeschichtlicher Zeit ausgenützt worden. Unser Heilquellen aber, als Brunnen und als Bäder, sind meist erst in römischer Ze entdeckt worden, bei uns z. B. Niedernau, wo man 1836 beim Graben nach eine Quelle in 5—6 Meter Tiefe eine große Zahl Ringe, Fibeln, Scherben, römisch Münzen, ca. 100 von 51—365 n. Chr. fand, und vor allem ein Relief de Quellgottes Apollo Grannus. Ebenso fand man in Bad Boll einen römische

Münzschatz. Dann waren die Cannstatter Quellen wohl den Römern bekannt, ebenso z. B. Baden-Baden, Badenweiler, Aachen usw. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch die Niedernhaller Salzquellen in vorgeschichtlicher Zeit bekannt gewesen sind; germanische Stämme scheinen sogar darum gekämpft zu haben und so mag auch der Salzgehalt der Mergentheimer Quelle die Leute in erster Linie angezogen haben, freilich in einer Zeit, die weit über die der anderen einschlägigen Landesfunde zurückreicht.

Die Quelle ging wieder verloren. Als Mergentheim dann gegen Ende des 1. Jahrtausends n. Chr. als christliche Siedlung mit seinem heutigen Namen ins Leben trat, da waren längst keinerlei Beziehungen zu dem kostbaren Schatz mehr vorhanden, den die Tiefen seiner Umgebung bergen. Erst das 19. Jahrhundert hat den Schatz wieder gefunden. Und wiederum hat sich um die Quelle eine Siedlung aufgetan, das Karlsbad. Es sind keine vorgeschichtlichen Wohnstätten mehr, sondern immer großzügiger wird von Jahr zu Jahr diese moderne Karlsbadsiedlung des 19. und 20. Jahrhunderts. Versetzen wir uns im Geist in die Zeiten vor tausend und abertausend Jahren zurück, wo die Menschen in armseligen Hütten hier hausten und den Segen der Quelle genossen! Jahrtausende ziehen an unserem geistigen Auge vorüber und mit ihnen die unendliche Reihe der Geschlechter aller, die vor uns gelebt, aber auch gearbeitet haben, und deren Arbeit schließlich wir verdanken, was wir heute sind.

Die feurigen Männer in Franken.

Von **K. Spiegel.**

(Schluß.)

20. **Ziegelanger** (Haßfurt). Die Großmutter des Erzählers ging als Mädchen einmal früh noch lange vor Tagesanbruch, verleitet durch den hellen Mondschein, ins Gras. Da stieg vor ihr ein feuriges Männlein aus dem Boden auf und sagte zum Mädchen: „Schämst du di' nit, daß du vor Tag raus gehst?" Dann verschwand es wieder. (Z. – Würzb. 1911, Erz. *1826.)

21. **Schönderling** (Brückenau). Einmal fuhr ein Bauer nachts am Zeierswäldchen vorüber. Da flogen drei Lichter auf seinen Wagen. Zuerst zankte der Bauer, dann betete er und es verschwanden 2 Lichter. Eines aber blieb auf dem Wagen. Da fing er an zu fluchen und sagte, es solle seinen Wagen verlassen. Darauf fing das Licht an zu weinen und sagte: Wenn er noch ein

Vaterunser gebetet hätte, so wäre es aus dem Fegfeuer erlöst gewesen; jet aber dauere es so lange noch, bis in diesem Wäldchen eine Eiche aufwacht und aus ihr eine Wiege gefertigt würde; das Kind, das in ihr gewiegt wir werde es aus dem Fegfeuer erlösen. (Sch., Frl. Th. W. 1911.)

22. **Langensendelbach** (Forchheim). Einem Manne begegnete auf der Wege nach Adlitz neben dem Dreifaltigkeits-Bildstock ein f. M., dem die Flamme aus den Rippen herausschlugen. Weil man bei solchen Begegnungen nicht rück wärts gehen soll, so ging er unter Fluchen fort, worauf der f. M. nach de „Stanabruck" enteilte und zuletzt unter lautem Krachen entschwand. (L., H. F B. 1898.)

23. **Scheinfeld.** Von den f. Mn. wurde vormals viel erzählt. Ein Baue aus dem Rimbachgrunde sagte, daß er sich sehr gut mit den Feurigen stell weil er ihnen immer einen Kreuzer verspreche und auch gebe. Dafür schwebte sie bei finsterer Nacht neben seinem Wagen her und leuchteten. Einmal verga er, den Kreuzer herzugeben. Der f. M. blieb dann so lange vor dem Fenste stehen, bis der Bauer ihm den Kreuzer hinausreichte. — Ein Fuhrmann, de Weinbergspfähle nach Unterfranken fuhr, rief den f. Mn. ein Schimpfwort zu Flugs kamen einige auf sein Fuhrwerk zu und setzten sich auf die Lenkstang Davon wurde der Wagen so schwer, daß die Pferde schwitzten und ihn fast nich mehr ziehen konnten. In der Not betete er, aber das half nichts. Da fing e an zu fluchen und das half. Die f. M. verließen den Wagen. — Die f. M waren die Geister jener, die im Leben Grenzsteine versetzt hatten. — Es ga Leute, die gesehen haben wollten, wie die f. M. gegeneinander stritten und sic schlugen, daß die Funken stoben. — Besonders war der Flurteil zwischen Scheir feld, Schwarzenberg und Schnodsenbach berüchtigt als Aufenthalt der f. M Viele Leute im nördlichen Teil des Städtchens behaupteten, selbst vor de Fenstern ihrer Wohnung solche gesehen zu haben. (Klarmann u. Sp., S. 275.)

24. **Heidingsfeld** (Würzburg). Einmal kam nachts ein f. Männlein a das Heidingsfelder Fahr und rief dem Schiffer, es herüberzuführen. Er fuh hinüber und ließ es einsteigen. Drüben wollte es ihm das Fahrgeld in di Hand geben. Der Schiffer aber ließ sichs auf die Bank legen, und als er an andern Tage nachsah, lag ein Goldstück dort. (Schöppner II 686.)

Anmerkung. Die Sagen 20, 21 und 24 werden anderswo nicht von einem f. M. erzähl Die handelnde Person ist dort der Hemann oder ein gespenstiger Mann als Vertreter des wilde Heeres, bezw. ein Reiter auf kopflosem Pferde.

25. **Biebelried** (Würzburg). Spät in der Nacht gingen zwei Männer vo Biebelried aus durch das Käferhölzchen. Da sahen sie ein f. Männlein au einem Busch heraushüpfen und immer zehn Schritte vor ihnen herlaufen. Frü beim Avemarialäuten erreichten sie endlich den Rand des Gehölzes und da f. M. verschwand. Sie standen wieder an der Stelle, wo sie das Holz betrete hatten. (Schöppner II 749.)

26. Aus dem Aufschreibbuch eines Bauern zu **Mönchsondheim** bei Iphofe (Der Eintrag etwa a. d. J. 1715.) „Als er einstens mit seinem Knecht in

Holz gefahren, früh, da es noch finster, kam bei dem „Eftle-Berg" ein f. M. und setzte sich auf die Langwied („Lenckwiet"). Der Junge stieg vom Wagen und faßte den Knecht (an der Hand?). Bei dem „Steigbückel" zu Hellensee („helense") stieg der f. M. ab und ging hinten 'rum (einen Pfad, der die Steigung abschnitt?). Als sie durch waren, setzte er sich wieder auf bis ins Holz. Da schwitzten die Pferde, daß es von ihnen floß".

(Durch Vermittlung des Herrn Dr. Wilz in Würzburg, 1914. Der Bericht will ein Erlebnis aus der Zeit um 1650 melden.)

27. Aufenthaltsorte der f. M. bezw. Irrlichter:

a) **Abtswind** (Gerolzhofen). Die Sandwiese neben der Rüdenhauser Straße.

(Die Sandwiese ist eine flache Einsenkung, früher mit einem kleinen See. Nebenan stand der Pöpelesbaum, wo man nachts eine weiße Gestalt und einen gespenstigen Schäfer – gekennzeichnet durch den Mantel – mit einem Hunde gesehen haben wollte.)

b) **Dürrfeld** (Schweinfurt). In der feuchten „Mühlwiese" beim „Gründlesloch" (d. h. beim grundlosen Loch).

c) **Ebersbrunn** (Gerolzhofen). Auf einer „grundlosen" sumpfigen Stelle unter der Dorfsmühle in der Wiese (Irrlichter!).

d) **Eltersdorf** (Erlangen). In der Langenau in einer sumpfigen Lage beim „Drudenbrünnla". (Die Stelle heißt auch „Drudenbaumecke".)

e) **Gnodstadt** (Ochsenfurt). Beim „Seebuk", südlich vom Dorfe.

f) **Grettstadt** (Schweinfurt). In der „Möer".

g) **Haßfurt.** Auf den Altachwiesen gegenüber Haßfurt. Dort liegt am Rande des Altachwaldes ein für unergründlich geltender Wassertümpel, die Mönchsgrube, in der Mönche mit ihrem Fuhrwerk versunken sein sollen.

h) **Schwebheim** (Schweinfurt). In der „Mö-ör", einem Waldteil mit sumpfigen Wasserlöchern, wo schwedische Reiter versunken sein sollen, brennen nachts im Advent Lichtlein.

i) **Sugenheim** (Scheinfeld). In den „Ixawiesen". Mitten in diesen Wiesen entspringt eine ziemlich tiefe und starklaufende Quelle.

k) **Thüngersheim** (Würzburg). Am „Leeberg" gegenüber dem Dorfe.

l) **Willanzheim** (Kitzingen). „Im Schloßberg" zur Adventszeit.

(a—l: Aus mündlichen und schriftlichen Mitteilungen.)

II.

Die Germanen glaubten bestimmt an ein Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers. Eine der Erscheinungsformen der abgeschiedenen Seele ist die Feuerflamme, die sich nach der Sage auf Gräbern oder in deren Nähe zeigt[1]). Ein alter Mann und Verwandter erzählte mir als Knabe, daß er einmal in

[1]) Vgl. Mogk, Germ. Mythol., Straßburg 1898 S. 37; ferner: Kahle, Hess. Bl. f. Vk. VI (1907) S. 9. – Die bläuliche Flamme des wirklichen Irrlichtes entsteht, wenn aus einer Stelle im Sumpfland eine Mischung von Sumpfgas (Schwefelwasserstoff) mit Phosphorwasserstoff aufsteigt. Erst das Gemisch beider Gase entzündet sich an der Luft, nicht das erstere allein (Kosmos 1911, S. 21). Folglich können auch versunkene Menschen und Tiere die Ursachen der Irrlichter sein.

finsterer Nacht auf Gräbern kleine Lichtchen schweben sah, immer eins auf einem Grabe. Noch heute gelten die Kerzen bei der Trauung als Sinnbilder des Lebens beider Brautleute und auch den Ausdruck „Lebenslicht" versteht und gebraucht man allgemein. In solchen Ansichten und Meinungen wurzeln die vielerlei angeblichen Erscheinungen, über welche die Volkssagen in Deutschland, Dänemark und Schweden unter verschiedenen Namen zu berichten wissen, wie z. B. feuriger Mann, Feuermann, Leuchtmann, Feuergeist, dann Irrlicht, Irrwisch, fliegendes Licht, Laterne usw. Die feurigen Männer gelten hauptsächlich als die Seelen von solchen, die im Leben Grenzsteine zu ihren Gunsten versetzt haben. Die Irrlichter dagegen werden für die Seelen von ungetauft gestorbenen Kindern oder von Menschen gehalten, die eines gewaltsamen oder eines unvorhergesehenen Todes starben. Daß diese Meinung über die Irrlichter eine starke Übereinstimmung mit den Sagen vom wilden Heer zeigt, liegt auf der Hand. Und es ist kaum anders denkbar, als daß die alte Ansicht von der Lage des Aufenthalts der abgeschiedenen Seelen in den Tiefen des „grundlosen Brunnens" oder des unheimlichen Wassertümpels auf der Moorwiese den Meinungen über die Irrlichter zugrunde liegt: sie bedeuten das Erscheinen der Seelen an den Pforten zur Hel, an den Eingängen zur Unterwelt. Auch von den feurigen Männern wird sehr oft gesagt, daß sie auf Wiesengründen umherschweben (vgl. die Sagen Nr. 1, 2, 11, 16b, 27). Die wirklichen Wiesen vergleichen sich hier jenen gedachten der Unterwelt, auf denen die Seelen spielen[1]). Darin liegt eine gewisse Übereinstimmung mit dem durch die natürlichen Verhältnisse beschränkten Aufenthalte der Irrlichter und weiterhin eine entfernte Verwandtschaft beider, der Irrlichter und der feurigen Männer. Um die Richtigkeit dieser Auffassung festzustellen, wären besonders die Namen und die Sagen jener Örtlichkeiten samt ihrer Umgebung zu berücksichtigen, von denen man erzählte, daß hier feurige Männer und Irrlichter gesehen wurden. Auch dadurch stellt sich wieder heraus, daß zur Beurteilung einer Sage mehr nötig ist, als die wahrheitsgetreue Aufzeichnung ihres Wortlautes. Die örtlichen Umstände und die in der nächsten Umgebung vorkommenden Flurnamen haben notwendigerweise das Sagenbild zu ergänzen[2]) Freilich ist es meist fast oder ganz unmöglich, in dieser Weise Auskunft zu erlangen. Man müßte die Örtlichkeit selbst anschauen.

Die feurigen Männer stehen, wie nach den vielen Sagen zu urteilen ist, in starker Beziehung zu den Marken oder Grenzen und zu deren sichtbaren Kennzeichnung, den Marksteinen. Natürlich liegt diesen Sagen keine Vergeltung für einen tatsächlichen Grenzfrevel zugrunde; alles, was darüber erzählt wird, ist Sage. Aber woher kommt diese, wie kommt sie zustande? Erinnern wir uns an den Hemann, der wegen der Grenze mit der heimatlichen Erde in den

[1]) Wilh. Müller spricht sich in seinem Buche: Gesch. und System der altd. Rel. (1844) S. 399 f. über die diesbezüglichen mythol. Vorstellungen aus. – Auch die Elben (oder Elfen) tanzen auf Wiesen („Hexenringe").

[2]) Folglich sind die Sagen einer Örtlichkeit nicht zu trennen, d. h. nicht in verschiedenen Abteilungen einer Sammlung unterzubringen.

Schuhen und mit dem Schöpflöffel im Hute (!) falsch schwört und deswegen an der (falschen!?) Grenze oder im Grenzbezirk umgehen muß. Nicht bloß der rufende Hemann geht an der Grenze um, auch Hunde laufen dort, eine Geisterkutsche fährt die Grenze entlang u. a. m. Doch beziehen sich diese großzügig angelegten Sagen nur auf die Markungsgrenze; zu den Ackergrenzen verirrt sich kein Hemann und keine Geisterkutsche. Hier ist das Gebiet der umgehenden Siebener und der feurigen Männer. Dazu sei aber bemerkt, daß das, was man in einem Orte vom feurigen Mann erzählt, in einem andern Orte Gestalten zugeschrieben wird, die wirklichen Menschen in alter Tracht gleichen. Wenn es z. B. in Unterleinach (Würzburg) heißt, auf einem Grenzstein auf der Zellinger Grenze (jenseits des Baches), saß einmal ein kopfloser Mann mit einer roten Weste, woran zwei Reihen silberner Knöpfe schimmerten, so ist das halb und halb eine Sage für die Markungsgrenze und für eine Ackergrenze. Ihr entspricht die Untersambacher Sage (4 b). Daß der umgehende Mann an der Ackergrenze feurig erscheint, kann sohin eine gewisse Minderwertigkeit der Sagengestalt bedeuten und sie den Irrlichtern näher rücken. Aber es ist auch ein Übergang von den Gestalten der Gemeindegrenze zum feurigen Manne der Sondergrenze vorhanden. Er besteht darin, daß der umgehende Meineidige den Griff seiner Hand z. B. einem Hauenstiel einbrennt (so bei Gerolzhofen). Auch erlöste Seelen brennen zum Wahrzeichen ihrer Wirklichkeit n. d. S. ihre Handfläche irgendwo ein oder sengen mit der Hand ein Tuch an: die Glut besteht, ist aber nicht bemerkbar. (Fegfeuer und Höllenfeuer sind nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der Sagen geblieben.) Und doch kommen — aber selten! — feurige Gestalten auch an der Markungsgrenze vor (vgl. Sage 9 Anm.) und selbst, wenigstens nach dem Sagenwortlaut, in gewissen Bezirken frei umhergehend. Der feurige Mann an der Ackergrenze ist demnach im Wesen kein anderer als der Hemann auch, er steht nur tiefer und ist den ärmlichsten Gestalten des Geisterglaubens, den Irrwischen, ähnlich geworden. (Auf eine andere Beziehung kommen wir noch zu sprechen.) Weil aber der Hemann ebenso wie der Reiter ohne Kopf erscheint, wenn irgend ein Vergehen im Walde verübt wird, sei es ein Forst- oder Jagdfrevel, sei es eine Arbeit bei unpassender Zeit in der Nacht (Grafen z. B.), so zeigt sich, daß die betr. Sagengestalt in naher Beziehung zum Recht stand, daß sie u. U. die Stelle eines Vertreters und Schützers des gemeinen Rechts einnimmt — und dann würden wir im Schimmelreiter, im Reiter ohne Kopf, im rufenden Hemann wie im feurigen Grenzbegeher die Reste einer alten Gottheit vor uns haben, die Recht und Grenze gleichmäßig beschützte. Ich habe schon vor längerer Zeit die Sagen über den Reiter und Hemann zusammengestellt, in denen diese Sagengestalten als Schützer des Rechts sich kennzeichnen. In einer solchen Zusammenstellung tritt deren ursprüngliche Bedeutung deutlich heraus; doch soll dieser Gedankengang hier nicht weiter verfolgt werden. Bevor wir auf die enge Beziehung des feurigen Mannes zum Markstein eingehen, welche Beziehung aber nur in einem Teile der betr. Sagen zum Ausdruck kommt, wollen wir erst über die Gestalt der feurigen Männer etwas sagen. In Franken wird nämlich davon erzählt

(vgl. Sage 1, 2, 3, 4c, 6), daß die feurigen Männer die Gestalt von glühenden Backtrögen hätten, also kopflos erscheinen und mit offenem, hohlem Rücken. In dieser Beziehung vergleichen sie sich den schönen Elbenfrauen in Dänemark, den elbischen Waldfrauen und Waldmännern in Schweden und den Holzfräulein im mittleren Deutschland, von deren Hohlrückigkeit in vielen Sagen berichtet wird[1]). Auch der Teufel ist nach mittelalterlichem Glauben hohlrückig, wie Cäsarius von Heisterbach († 1240) schreibt. Die Erzählungen von der Hohlrückigkeit der feurigen Männer haben nur eine landschaftlich sehr beschränkte Verbreitung gefunden[2]), ein Zeichen, daß die Eigenschaft nicht der ursprünglichen Gestalt des feurigen Mannes ange-

Heinz Schieftl. Landsturm auf der Wacht.
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen.

hört, daß vielmehr nur eine bekannte Elbeneigentümlichkeit auf die feurigen Männer (ebenso wie auf den Teufel) übertragen wurde.

Andere Sagen berichten, daß die feurigen Männer wie eine Schütte Stroh (d. h, so hoch wie ein Bund Roggenstroh) brennen. Das ist ungefähr auch die Höhe des Backtroges. Diese Beschreibung zieht schon weitere Kreise; sie reicht bis nach Sachsen und Schlesien. Meist wird aber vom feurigen Mann gesprochen, ohne bestimmt anzugeben, ob er so oder so aussah; mauchmal sagt man, das Feuer habe zu den Rippen heraus gebrannt (wohl neuere Dichtung); oft wird

[1]) Vgl. Grimm, D. Myth. (1854) S. 418; Mogk, Germ. Myth. (1898) S. 65; Wolf: Ztschr. f. d. Myth. II. 32.

[2]) Steigerwald, Oberpfalz.

er als ein kleines Männlein bezeichnet, häufig wird nur von einem Licht, von einer Laterne oder von einer feurigen Kugel erzählt. Die Slaven scheinen den eigentlichen feurigen Mann garnicht zu kennen, sie erzählen von Lichtern. Ohne Vorbehalt darf man sagen, daß die Sage von den feurigen Männern in Franken allgemein bekannt ist, daß in jedem älteren Dorf von ihnen erzählt wurde und die Sagen davon wenigstens den ältereñ Person in der Erinnerung stehen, wenn auch so dunkel, daß sich oft keine bestimmten Erzählungen oder Angaben herausheben lassen.

Da wir doch annehmen müssen, daß keine der Sagen vom Marksteinverrücker eine tatsächliche Grundlage hat, so sind wir gezwungen, nach Erklärungen

Heinz Schiestl. Landsturm auf der Wacht.
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen.

dafür zu suchen, wie die Sage entstehen kann, daß auf der oder jener Feldlage eine feurige Gestatt umging, deren Umgehen als Strafe für die frevelhafte Versetzung eines Marksteines aufgefaßt wurde. Das lösende Wort wird sein: Entlehnung bezw. Übertragung. Es ist noch nicht lange her, da hörte ich eine Sage von einem Bildstock bei Kützberg (Schweinfurt), an dem ein junger Mensch „das Getrippel" des dort umgehenden Geistes (oder von Geistern?) zu vernehmen glaubte. Wahrscheinlich werden das auch noch andere gehört haben wollen. Nun wird aber auch von einem alten Holzkreuz „im Morgengrund" (gespr. Morchengr.) bei Koppenwind (Bamberg II) erzählt, daß es da stets so aussehe, als ob jemand um das Kreuz herumgerutscht sei; gesehen hat man zwar noch keine Gestalt, aber am Boden zeigt sich die Spur im dürren Laube. Selbst in

der Schweiz, wo die Meinungen über die feurigen Männer örtlich unseren gleichen, wird erzählt[1]), daß um einen falsch gesetzten Grenzstein die Feldgeschworenen, welche die Nachbargemeinde um ein Stück Wald betrogen, nachts umgehen; man höre da ein „Teufelsgejäge" (teuflisches Hin- und Herrennen). Das Teufelsgejäge stimmt ganz gut zum erstgenannten Geistergetrippel. Denken wir weiter an die einzelvorkommenden großen Felsgebilde im mittleren Deutschland, die fast durchweg von Zwergen und gebannten Geistern bewohnt werden, und ferner an die Hermen und Göttersteine des Altertums, an die Steine der Hausgeister im Norden, an die Feensteine in Frankreich, so finden wir in der Belebung des Steines, die einesteils in seiner Weihe zum Götterstein oder „Götterthron", andernteils in der Meinung, daß sich dabei oder darunter Geister aufhalten, zum Ausdruck kommt, eine weitere Grundlage der heutigen Sagen vom umgehenden Marksteinverrücker. Der Geist, der am Markstein umgeht, muß in der Volksanschauung etwas getan haben, das ihn dazu zwingt, und das kann eben nichts anderes als die frevelhafte Versetzung des Steines sein. An neuen Steinen, besser gesagt, an der Versteinung einer neueren Grundstücksausmessung, kann eine derartige Sage nicht haften; es müssen unzweifelhaft alte Steinsetzungen sein, wo das geschieht, und es kann sogar ein aufgerichteter uralter Stein, der nun nicht mehr vorhanden ist, seine Sage in einer der Zeit entsprechenden Form auf nahe Marksteine übertragen haben. Immerhin muß daran erinnert werden, daß die feurigen Männer auch als auf den Wiesen herumschweifend und vollständig frei von jeglicher Beziehung zu den Marksteinen gedacht in den Überlieferungen vorkommen. Es will mir scheinen, als ob diese Art der Vorstellung vom Wiesenaufenthalt sogar die ältere und wesentliche sei. Eine, wenn auch sehr fragliche Bestätigung, erfährt die eingangs erwähnte Deutung der Wiesen-Tummelplätze (S. 428) durch die Beziehung der feurigen Männer zu Bäumen und zum Wald (die Sagen 4a, 5, 6b, 25, 27a und d). Der Wald (Baum und Busch sind verkümmerte Stellvertreter des Waldes) könnte nämlich, wie es für das Märchen längst erwiesen ist, das Totenreich oder das Seelenland bezeichnen.

Wir sprachen bis jetzt hauptsächlich von Marksteinen; doch gab und gibt es auch Gegenden, die über kein brauchbares Steinmaterial verfügen. Wie ist es da? Da trägt eben der Umgehende statt einen Markstein einen Holzpfahl, nämlich einen Grenzpfahl auf seiner Achsel[2]). Die Beziehung des Geistes zum Pfahl anstatt zum Stein bleibt sich, wenn auch etwas eingeschränkt, wesentlich gleich. Man darf sogar annehmen, daß früher landschaftsweise der Holzpflock statt des Steines die Grenze bezeichnet hat[3]). Das sagen schon die Spottnamen des

[1]) Schweizer. Archiv f. Vk. V (1901) S. 265.

[2]) Vgl. J. W. Wolf, Niederländische Sagen, Nr. 428: „Grenzpfahl verrückt". Sonst fast gleichlautend jenen von Stegaurach und Schindelsee (s. Klarmann u. Sp. a. a. O. S. 63 u. 275); ferner: Karl Müllenhoff, Sagen ... der Herzogtümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg, S. 189: „Das Gespenst mit dem Grenzpfahl" (ein umgehender Mann mit einem großen Pfahl auf dem Nacken schrie: Wo schall ick den Pael daelschlaen?).

[3]) „Die Marchpfähler", s. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain, S. 66.

feurigen Mannes, die mit dem Worte „Stütze" zusammengesetzt sind (vgl. die Sagen 1, 3, 7, 9, 10, 16b und c). Es ist gar nicht denkbar, daß dieses Wort der Name des bekannten Trinkgefäßes ist. Die Berichte aus Prölsdorf (6) geben Aufklärung darüber, was damit gemeint war. Wenn da gesagt wird, der feurige Mann reinige wieder die beschmutzten Grenzsteine[1]), so paßt dies zum Spottnamen, den die feurigen Männer in Obereuerheim, Grettstadt und Dürrfeld haben: Stützenputzer (1, 7). So wird sich auch der Spitzname „Stützpöpl"[2]), den eine Familie bekam, weil in ihrem Hause eine Zeit lang ein Kobold hauste, wohl mittelbar auf den umgehenden Geist an einem Grenzpfahl oder Markstein beziehen. Wahrscheinlich, ja zweifellos, führte der kurze Grenzpflock bei uns den Namen Stutz. Und ein Stutz, nämlich ein Abschnitt und kein zugespitzter eingetriebener Pflock, muß das hölzerne Grenzeichen gewesen sein, man hätte ihn ja sonst nicht „belegen" können. Bevor man das Zeichen setzte, mußte schon ein Loch gegraben sein, in dem man den gemeindlichen „Belag" so, wie es das Herkommen verlangte, unterbringen konnte, worauf der Stutz eingesetzt und die Erde ringsum mit dem umgekehrten Hauenstiel festgestampft wurde. Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch, S. 274) bringt aus der deutschen Schweiz den Namen Stutz für Landmarke und Grenze. Ernst Meier[3]) erzählt von einem Geiste auf einer Wiese in Württemberg, der „Stotzen" einschlug und darum Stotzenschläger genannt wurde. Jeder Zweifel wird beseitigt, wenn wir die „Beerenlieder" aus dem bayerischen Schwaben in den „Bayerischen Heften für Volkskunde" (1914, Heft 2, Seite 113) lesen. Die viererlei Fassungen folgender Verszeile zeigen die gleiche Bedeutung der Wörter Stutz, Stützlein, Stock, Stumpen, nämlich: 1) Bin i' auf a Stöckla g'sessa, 2) Simer auf 'n Stotza g'sessa, 3) Ischt er auf a Stötzla g'sessa, 4) Ischt uf a Stumpla g'sessa. Daß in Gegenden, die über kein passendes Steinmaterial verfügen, sich der Gebrauch der Stutzen (Stützen, Stotzen) lange Zeit forterhielt, ist leicht anzunehmen. Wollte man im frühen Mittelalter trotzdem Steine als Grenzzeichen verwenden, so nahm man wohl entsprechend geformte Findlinge oder richtete solche Steine für den gedachten Zweck so gut als möglich her[4]); denn es waren damals Leute,

[1]) Die Beschmutzung wird als Ungehörigkeit und Entweihung aufgefaßt, z. B. in der Isländer „Eyrbyggjasaga" (angeführt bei Mogk a. a. O. S. 127): „Die Stätte des Thortempels ist so heilig, daß sie niemand ungewaschen ansehen darf, . . . niemanden ist es gestattet, seine Notdurft hier zu verrichten". Die Verunreinigung des Grenzsteines wird bestraft, vgl. Klarmann u. Sp. a. a. O. S. 159. – Vgl. auch die vielen Sagen in Thüringen und im Vogtland über den verunreinigten Braukessel, den die Umwohner von den Zwergen gegen ein Geschenk entliehen.

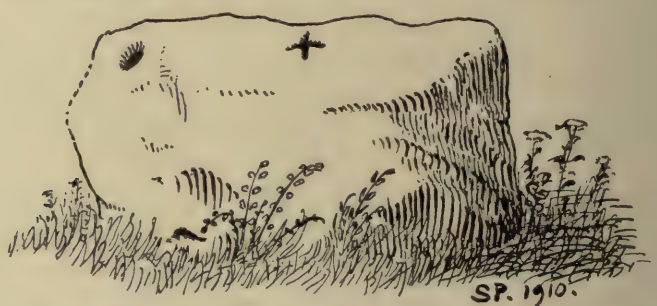
[2]) Klarmann u. Sp., S. 17.

[3]) D. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttg. 1852, 1. Tl., S. 270.

[4]) Vgl. die Abbildung des sog. heidnischen Grenzsteines bei Unterleinach. – Hinter dem „Altenberg" zwischen Remlingen und der Straße Greußenheim-Birkenfeld b. M. liegt ein großer Stein, ein sog. Heidenstein, auch „Butterstock" genannt, der die Grenze zweier Gebiete bezeichnete. Er weist Vertiefungen auf. Neben diesem Stein steht ein Grenzstein mit der Jahrzahl 1718. – Zur Markungsbegrenzung waren 1638 in Eichenbühl b. Miltenberg in Gebrauch: 1. „Lägersteine", 2. gesetzte Steine, 3. „Lochbäume" mit 1 oder 2 „Zwelgen", 4. „Kreuzbäume". (Nach Gemeindeakten.)

die einem Markstein die bekannte Form hätten geben können, gewiß sehr selten. Auch gegenwärtig ist diese Arbeit nur gelernten Steinarbeitern vorbehalten, weil nur diese dazu die passenden Werkzeuge haben. Wie aber aus dem ursprünglich höhnenden Schimpfworte: Stutzenputzer! das gerade Gegenteil werden kann, das vermag nur die zunehmende Verständnislosigkeit für den alten Hohn zu erklären.

Um die Betrachtung des feurigen Mannes zu vervollständigen, hätten wir noch auf dessen außerordentlich schnelle Bewegung von Ort zu Ort, auf die Entlohnung für geleistete Dienste, sowie auf seine Rachsucht für Beleidigungen einzugehen, zuletzt auch auf seine Erscheinungszeit. Die rasche Bewegung haben die feurigen Männer mit dem Hemann gemein; kaum hat noch in weiter Ferne sein He-hehi- oder Ho-hoi-Ruf erklungen, so gellt auch schon der Schrei in nächster Nähe. Auch der unheimliche Lärm, der beim Abgang des Hemannes oder beim Verschwinden eines Gespenstertieres, das ihn vertritt, durch den Wald dahin braust, bewegt sich mit unnatürlicher Schnelle. — Die Entlohnung für geleistete Dienste, z. B. für Heimleuchten, durch Geld ist beim feurigen Mann sozusagen einzig dastehend und gewiß erst Dichtung der letzten Jahrhunderte; vielleicht



Angeblich **heidnischer Grenzstein** an der Zellinger Waldgrenze bei Unterleinach (Würzburg).

gibt der Ausdruck „Silberpfennig" irgend einen Anhalt. Ähnlich läßt sich der He-he zwischen Alitzheim und Herlheim bei Gerolzhofen durch das Versprechen eines guten Werkes, dem ersten Bettler einen Groschen zu geben, zur Hilfeleistung bestimmen. Die angemessene Entlohnung für die Hilfeleistung des feurigen Mannes ist der Ausgleich seines Unrechtes oder die Herabrufung des Gotteslohnes auf ihn. Das entspricht den christlichen Grundsätzen des Volkes. Uralte Vorstellungen stecken also nicht darin. Im Gegensatz zu seinem Verlangen nach Erlösung steht die Rachsucht für erlittene Beschimpfung. Unchristlich ist schadenfrohe Irreführung durch die Irrlichter. Auch der Hemann rächt seine Verspottung durch seinen schrecklichen Schrei in der Nähe, durch Verfolgung und durch Irreleitung. Er läßt sich durchaus nichts gefallen, keinen Spott, keine Anrede, nicht einmal die absichtliche Annäherung; in seinem Gebiet wirft er selbst den nächtlichen Reiter ab[1]).

[1]) Vgl. die entsprechenden Sagen bei Klarmann u. Sp., S. 116, 126, 136, 159, 160, 173, 174, 175, 186, 188, 199, 201, 215, 241.

Altertümliche Sagen vom Steigerwald berichten, daß sich derjenige verirrt, der ihm näher zu kommen sucht, auch, daß ein Mann, der drei gespenstische Enten fangen will, eine Zeit lang wie sinnverwirrt und geistesabwesend herumläuft. Die eintretende Geistesverwirrung bei einer unberufenen Annäherung an göttliche Personen kennt auch die griechische Mythologie, wie diese ja in ihren älteren Formen oft auffallend mit den mythologischen Vorstellungen unserer Vorzeit übereinstimmt. Wenn auch die heutigen gewöhnlichen Vorstellungen vom Irreführen kaum mehr etwas von der alten Herleitung erkennen lassen, so können wir doch wenigstens aus der unfehlbaren Vergeltung eines respektwidrigen Benehmens ersehen, wie hoch jene gedachten, mythischen Personen standen, welche die Vorstellungen vom Hemann und feurigen Mann begründeten. — Die Zeit, wann die feurigen Männer erscheinen, teilen sie mit den andern gespenstigen Wesen: es ist regelmäßig die Zeit des Advents. Auch die Fastenzeit wird manchmal genannt, doch ist diese weniger von Bedeutung. Warum kommt nun dem Advent die Hauptbedeutung zu? Wenn wir recht überlegen, so sollten wir doch zum Ergebnisse kommen, daß die durch das Christentum geheiligte Erwartungszeit, insbesondere das hochheilige Weihnachtsfest selbst, allen teuflischen Unterweltsspuk aus seiner Nähe verbannen müßte. Und gerade da, am heiligen Abend und in den zwölf Nächten bis Dreikönig geht es besonders lebhaft zu: es tanzen in der heiligen Nacht und in der Nacht zum Dreikönigstag die Hexen, das wilde Heer saust durch die Luft, sogar während der Mette um die festlich erleuchtete Kirche, selbst von einer Geistermahlzeit während der Mette mitten in der Wiese wird in Franken einmal erzählt, nur mit dem linken Fuß darf man in der heiligen Nacht eine fremde Katze wegstoßen, weil sie eine Hexe (eine Elbe) sein könnte usw. Durch den Namen Advent ist nur kurz und verständlich die heilige Zeit um Weihnachten bezeichnet. Da herrschen die langen Nächte und die kurzen, trüben Tage möchten sich sozusagen verstecken und verkriechen. Das ist die Zeit der Wintersonnenwende, der erst das Weihnachtsfest mit dem Advent scharfumrissene Grenzen setzte. Vorher bestimmte wahrscheinlich der Neumond diese Zeit, die — soweit Germanen wohnen — schon vor jeder Feier des Weihnachtsfestes eine bange, verängstigte Zeit war; denn die langen, dunklen Nächte zur Wintersonnenwende galten als die Schwarmzeit der Seelengeister und elbischen Wesen, als „ein Schrecken aller, die noch am Leben sind“[1]). Durch freundliches Entgegenkommen, durch gastlichen Empfang, durch Bewirtung der einkehrenden Toten suchte man in der alten Zeit (bevor die strengen Bußordnungen diese Gebräuche abgeschafft hatten) die Toten günstig zu stimmen, damit sie dem Hause Glück und den Äckern Segen spenden möchten. Die Weinachtszeit („der Advent“ schlechthin) ist nach dem alten Glauben die Ausflugs- und Besuchszeit der Seelen; da können sie der Unterwelt im Hügel und in der Wassertiefe entsteigen und

[1]) Feilberg, D. nordische Weihnachtsfest, Hess. Bl. f. Vk. V (1906) S. 26 ff. (S. 34). — Meyer, E. H., Myth. d. Germ., S. 184 und 222. — In einzelnen Sagen ist die Nachricht vom Einkehren der Elben oder Toten auf uns gekommen, vgl. Klarmann und Sp., S. 154. — Zur Wintersonnenwende wurde folglich kein Sonnenfest gefeiert, wie in vielen Büchern zu lesen ist.

tun es: sie besuchen einander, schmausen und tanzen auf den Kreuzwegen un in Höhlen, gehen aber auch zum Gelage in die Häuser der Menschen. Es i eine Zeitenwende wie die Geisterstunde um Mitternacht, nur daß jene etwa „1 Nächte" (d. h. 12 volle Tage) andauert. Die Geisterstunde wie die Zeit de heiligen „12 Nächte" liegt inmitten des absteigenden und aufsteigenden Lichtes gehört nicht zu diesem und nicht zu jenem und diese zeitlose Zeit nützen di Geister der Unterwelt für sich aus; da gehört ihnen auch wieder einmal di Oberwelt, die Welt der Lebenden — und darum gingen ehemals im „Advent" die feurigen Männer um.

Diese Auseinandersetzungen über die bekannten und verachteten Sagen vo den feurigen Männern wollen durchaus nicht als eine fertige, abschließende Arbei aufgefaßt sein. Sie sollen nur einen Halt und Anfang für spätere ausgiebig Untersuchungen bieten. Nebenbei aber möchten sie doch auch aufmerksam mache auf die Mängel, die den bisher gesammelten Sagen anhaften, auch hinweise auf die Punkte, über welche die Wissenschaft noch Aufklärung und Belege braucht[1])

Noch klingt ein Lied ....

Von Aug. Gräf.

Noch klingt ein Lied mit aus der Jugendzeit
wie's an der Wiege mir die Mutter sang,
voll Schmerz und heißem Herzeleid,
so weh und bang.

Und als ich von der Heimat einst,
vom Vaterhause schied,
da sang zum allerletzten mal
die Mutter mir das Lied.

Klingt mir der Mutter Lied, so füllt
mit Tränen sich mein Blick,
ich sitze dann und weine still
um mein verlor'nes Glück.

[1]) Für Sagen, Hinweise und Mitteilungen ist dankbar der „Verein f. bayer. Volkskunde und Mundartforschung in Würzburg". (Diese Adresse genügt.)

Zum 100jähr. Jubiläum des K. B. 12. Infanterie-Regiments Prinz Arnulf.

Inhaber u. Kommandanten der Würzburger Infanterieregimenter von 1688–1803 u. von 1806–1814, soweit sie zum Stamm dieses Regiments gehören.

Von **Friedrich v. Furtenbach**, Major a. D.

(Schluß.)

25. Sternenfels, Ludwig August, Freiherr von, Generalmajor, geboren zu Ochsenberg (Württembergisches Oberamt Heidenheim) 1741.

Zunächst 8 Jahre bei Württemberg; Titular Major 18. Dezember 1765; wirklicher Major 6. November 1770; Obristleutnant 1. Mai 1782; Obrist 1. Mai 1790; Hofkriegsrat 7. Oktober 1793; Generalmajor 12. März 1795; Brigadier 18. Juli 1801; mit seinem Rang in Bayerischen Dienst übergetreten 26./30. November 1802; Vizekommandant von Königshofen 13. Februar 1803.

Anteil am Kampf gegen die Belgischen Insurgenten 1790 (Regiment Würzburg unter Sternenfels nach Luxemburg abgestellt nach Convention vom 3. Juni 1790; von dort zu den Kaiserlichen Truppen an der Meuse; Kampf bei Asseffe 22. September); Anteil am ersten Reichskrieg gegen Frankreich 1792–97 (Vorpostengefecht bei Bouffu 3. 4. November 1792; Kampf bei Jermappes 6. November; später nach Luxemburg; dortselbst 1793, 1794; Franzosen vor Luxemburg Ende August 1794; Einschließung durch dieselben 11. November; 1. Kanonenschuß gegen die Festung 31. Dezember; Fall der Festung 7. Juni 1795; von dort nach Königgrätz [Böhmen]); Anteil am zweiten Reichskrieg gegen Frankreich 1799–1800.

Gestorben zu Würzburg 12. Oktober 1804.

26. Stetten, Albrecht Friedrich Sigismund, Freiherr von, Generalmajor, geboren zu Kocherstetten (Württembergisches Oberamt Künzelsau) – 1746.

Fähnrich bei Würzburg 1. November 1758; Unterleutnant November 1762; Oberleutnant im Regiment Stetten 18. Mai 1768; Stabskapitän 13. Februar 1776; Kapitän in der Oberstkompagnie Regiments Stetten 1782; in der Hausgrenadierkompagnie des Majors von Fischbach gleichen Regiments 1786; als Grenadierhauptmann im Regiment Würzburg nachgewiesen 1790; Major 1. September 1793; Obristleutnant 11. August 1800; Obrist, Kommandant des aus dem

Regiment Würzburg hervorgegangenen Bataillons Stetten, 11. Juli 1801; von Bayern erstmals übernommen 26./29. November 1802; Kommandant des 5. Füsilier-Regiments vakant Weichs (heute 4. Infanterie-Regiment) 15. Mai 1803; wegen verweigerter Annahme dieser Dienststellung in Quiescentenstand versetzt 28. März 1803; an Würzburg rücküberwiesen Februar 1806; Brigadier des Großherzoglich Würzburgischen Militärs 8. November 1806; Generalinspekteur 14. Februar 1812; als Generalmajor von Bayern erneut übernommen mit Rang vom 6. Oktober 1806 und Vorbehalt der Bestimmung am 19. Juni 1814; Uniform à l. s. der Armee bewilligt erhalten 1. September 1816.

Anteil am Kampf gegen die Belgischen Insurgenten 1796 (Im Verband des Regiments Würzburg zunächst nach Luxemburg, dann zu den Kaiserlichen Truppen an der Meuse; Kampf bei Assesse im Verband des Grenadierbataillons Vanniro 22. September); Anteil am ersten Reichskrieg gegen Frankreich 1792–93 (Im Grenadierbataillon Rousserau bei Lille in Verwendung 1792; im gleichen Verband 1793; Treffen bei Neerwinden 18. März, hier verwundet); Anteil am zweiten Reichskrieg gegen Frankreich 1799–1800 (Bei der Besatzung von Philippsburg, während der Blockade mit Auszeichnung genannt September 1799).

Gestorben zu Würzburg 30. November 1822.

27. Gebsattel, Lothar Augustin Daniel, von, Generalmajor, geboren zu Fulda – 1748.

Unterleutnant in der Würzburgischen Infanterie 5. Januar 1767; Oberleutnant 14. April 1774; im Regiment Wurmb nachgewiesen 1775; Stabskapitän 15. Februar 1776; als Kapitän in der Obristkompagnie genannten Regiments 1782; in der Leibkompagnie des Regiments Amboten 1786; Hauptmann 1. Mai 1788; im 1. Bataillon Regiments Würzburg nachgewiesen 1790; als Kommandant einer Grenadierkompagnie im gleichen Regiment vermeldet 1794; Major 31. März 1800; Oberstleutnant, Kommandant des aus dem Regiment Würzburg herausgebildeten Bataillons Gebsattel, 11. Juli 1801; erstlich von Bayern übernommen 26./29. November 1802; an Würzburg rücküberwiesen Februar 1806; Oberst 4. Oktober 1806; Kommandant des Regiments Würzburg 16. Oktober 1806; auch als Kommandant des 1. Feldbataillons dieses Regiments verzeichnet nach einer Rangliste vom 21. Oktober 1806; Generalmajor, Brigadier, Stadt- und Platzkommandant in Würzburg 10. Februar 1812; von Bayern erneut übernommen 19. Juni 1814 mit Rang vom 14. Februar 1812; vorläufig als Kommandant von Marienberg bestellt 28. Juli 1814; Kommandant von Würzburg nach Rangliste 1819; wegen seines gesegneten Dienstjubiläums das Allerhöchste Wohlgefallen ausgesprochen erhalten 4. Oktober 1818; in den Ruhestand versetzt 12. Oktober 1822.

16 Feldzugsjahre. U. A. Anteil am Kampf gegen die Belgischen Insurgenten 1790 (Im Verband 2. Feldbataillons Regiments Würzburg in Brüssel im November). Anteil am ersten Reichskrieg gegen Frankreich 1794, 1796 (Schlacht bei Chateau Cambresis 26. April 1794, Rückeroberung einer Haubitze mit dem Bajonett durch seine Grenadierkompagnie; Schlacht bei Würzburg 3. September 1796); Krieg

gegen Preußen und Rußland 1806–07 (Regiment Würzburg im Garnisonsdienst in Erfurt, Wittenberg, Berlin Winter 1806; in Stettin 20. Januar 1807; dann zu Vorposten an der Oder und zur Aufhebung des Schillschen Streifkorps verwendet; Abmarsch aus Stettin 10. Mai 1807; vor Danzig 21. Mai 1807; Belagerung dieser Festung bis 24. Mai 1807; Belagerung von Graudenz 5.–30. Juni 1807; Abmarsch nach Stettin 12. Juli 1807; in Wolgast 25. Juli 1807; beim Belagerungskorps vor Stralsund 13. August 1807; auf Rügen 15. September bis 13./14. November 1807; von Stralsund aus Rückmarsch in die Heimat angetreten 15. November 1807); Anteil am Kriege in Spanien 1808 – 11 (Ausmarsch 14. Dezember 1808; in Perpignan 27. Februar 1809; in Figueras 1. April 1809; bei der Belagerung von Gerona 8. Mai – 10. Dezember; nach Barcelona anfangs 1810; dann nach dem Norden befohlen; Unterkunft in Crespia und Bascara, Vorposten bei Bascara Januar 1811; in die Gegend vor Puyzerda zur Verteidigung der Bewohner des Französischen Grenzgebietes gegen die Einfälle der Spanier befohlen Februar 1811; Umbildung des Regiments in ein Bataillon Ende März 1811; Gebsattel auf Heimmarsch mit dem Rest von 52 Köpfen vom 28. März 1811 ab).

Ritterkreuz des Toskanischen Sankt Josephs Ordens (Graudenz, Stralsund 1807).

Gestorben zu Heidingsfeld 30. Januar 1824.

28. Moser, Wilhelm, Freiherr von, Oberst, geboren zu Würzburg – 1756.

Fähnrich im Regiment Stetten 8. März 1772; Unterleutnant 18. Dezember 1776; Oberleutnant 12. Dezember 1788; Kapitän im Regiment Würzburg 21. Januar 1795; Hauptmann 10. März 1800; erstmals in Bayerische Dienste getreten im Regiment vakant Würzburg 15. März 1803; als Kommandant der 2. Grenadierkompagnie des Regiments nachgewiesen 30. April 1803; zur 1. Grenadierkompagnie des Regiments versetzt 1. Oktober 1805; an Würzburg rücküberwiesen 23. Juli 1806; Major 1. Oktober 1806; Oberst 13. Februar 1812; erneute Eidleistung für den König von Bayern bei Mühlburg nächst Karlsruhe 3. Juli 1814; Kommandant des neu gebildeten Bayerischen 12. Linien-Infanterie-Regiments 16. Juli; Stadtkommandant in Aschaffenburg 23. Juni 1815 – 26. Juni 1817; an letzterem Tage außer Aktivität gesetzt; nachträglich auf den Militär-Pensions-Etat überschrieben 31. Januar 1823, rückwirkend vom 1. Oktober 1822 an.

Anteil am Kampf gegen die Belgischen Insurgenten 1790; Anteil am ersten und zweiten Reichskrieg gegen Frankreich 1792–97, 1799–1800; Krieg gegen Preußen und Rußland 1806–07; Anteil am Krieg gegen Spanien 1808–11; Krieg gegen Rußland 1812–13 (Befehlshaber des Würzburger Infanterieregiments; Versammlung der Feldbataillone des Regiments in Berlin Mai 1812; später mit dem Regiment im Verband VII. Korps Regnier der großen Armee; Treffen bei Wolkowitz 15. 16. November 1812; nach Warschau Ende Dezember); Feldzug in Sachsen gegen Rußland und Preußen 1813 (Regiment im Verband VII. Korps Regnier; Gefecht bei Neuendorf 20. August; Gefecht bei Wittstock 22. August; Schlacht bei Großbeeren 23. August; Treffen bei Zahna 4. 5. September; Schlacht bei Dennewitz 9. September; Schlacht bei Leipzig 18. 19. Oktober; Gefecht am

Unstrutübergang bei Freiburg 21. Oktober); Krieg gegen Frankreich 1814. (Brigadekommandant im VII. Bundes Korps in Südfrankreich); diese Feldzüge bei Würzburg; Feldzug in Östereich und Tirol 1805; Krieg gegen Frankreich 1815; diese Feldzüge bei Bayern.

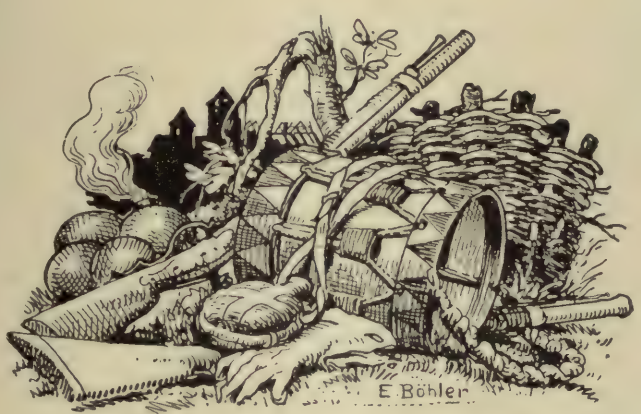
Militär-Denkzeichen; Ritterkreuz des Toskanischen Sankt Josephs-Ordens; Ritterkreuz der Französischen Ehrenlegion.

Gestorben zu Würzburg 11. Juli 1823.

Quellen, Hülfs- und Prüfungsmittel.

1. Akten des K. B. Kriegsarchivs, hier Personal-Akten A. III. 4, Würzburger Akten Serie III. A. B. und Zahlungslisten des aufgelösten 12. Infanterie-Regiments. A. VI. 4. d.
2. Amon von Treuenfest, Gustav, Ritter, k. und k. Major, Geschichte des Infanterie-Regiments Nr. 7. Wien. Verlag des Regimentes „St. Norbertus", Buch- und Kunstdruckerei 1891.
3. Bredow-Wedel. Historische Rang- und Stammliste des deutschen Heeres. Druck und Verlag von August Scherl. Berlin 1905.
4. Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Nach den Feld-Akten herausgegeben von der Abteilung für Kriegsgeschichte des K. und K. Kriegsarchivs. XXI Bände. Wien. 1876–1892. Verlag des K. und K. Generalstabes. In Comission bei Gerolds Sohn.
5. Frits, C. Ludwig, Hauptmann. Geschichtliche Übersicht der Kriegs-Erlebnisse des ehemaligen Großherzoglich Würzburgischen, nun Königlich Bayerischen 12. Linien-Infanterie-Regiments (Prinz Otto) in den Jahren 1790–1815. H. S. d. K. B. Kriegsarchivs (Handschriften Sammlung des K. B. Kriegsarchivs). Nr. 429.
6. Generalität, die Königlich Bayerische, seit 1. Januar 1800 bis ultimo Dezember 1900. Bearbeitet im Kriegsministerium. H. S. d. K. B. Kriegsarchivs Nr. 474b.
7. Geschichte des Bayerischen Heeres. Im Auftrage des Kriegsministeriums herausgeg. vom K. B. Kriegsarchiv. 1. 2. 3. Band. München 1901–1909. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).
8. Hagen, Eduard, k. Generalmajor z. D. Die Fürstlich Würzburgische Hausinfanterie von ihren Anfängen bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges 1636–1756. Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom K. B. Kriegsarchiv. Heft 19. München 1910. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).
9. Hefner, Otto, Titan, von, Stammbuch des Adels in Deutschland usw. Band 1–4. Regensburg 1860. Verlag von Georg Joseph Manz.
10. Helmes, Hermann, Hauptmann. Das Regiment Würzburg im Türkenkriege des Jahres 1739. Mit 1 Anlage. Darstellungen wie vor. Heft 13. München 1904.
11. Helmes, Hermann, Hauptmann. Übersicht zur Geschichte der Fränkischen Kreistruppen 1644–1714. Darstellungen usw. wie vor. Heft 14. München 1905.
12. Helmes, Hermann, Hauptmann z. D. Aus der Geschichte der Würzburger Truppen (1628–1802). – Neujahrsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. IV. Würzburg. Druck und Verlag der kgl. Universitäts-Druckerei von H. Stürtz 1909.
13. Helmes, Hermann, Hauptmann z. D. Archivalische Erhebungen in den Kreisarchiven Bamberg, Nürnberg, Würzburg. – Privat-Akten.
14. Hoffmann, C. von, Oberst. Das Königlich Bayerische 4. Infanterie-Regiment usw. 1706 bis 1806. Mit Titelbild usw. Berlin 1881. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
15. Hof-, Stands- und Staats-Kalender Fürstlichen Hochstifts Würzburg bez. Würzburger Hof-, Staats- und Standes-Kalender 1751, 1753, 1754, 1756, 1759, 1792, 1798, 1800. Im Verlag des hochf. Arbeitshauses.
16. Meyer, Christian, Dr. Geschichte Frankens. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1909. Sammlung Göschen.
17. Militär-Handbuch des Königreiches Bayern 1905. München. Im Verlag der lithographischen Offizin des Kriegsministeriums.

18. Münich, Friedrich, Hauptmann. Geschichte der Entwickelung der bayerischen Armee usw. München 1864. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöppig).
19. Regierungsblatt für die Churbayerischen Fürstentümer in Franken. Erster Jahrgang 1803. Würzburg. Im Intelligenz Contor.
20. Rost, J. W. Versuch einer historisch statistischen Beschreibung der Stadt und ehemaligen Festung Königshofen. In Commission der Stahelschen Buchhandlung 1832.
21. Schubert, Franz, Hauptmann und Vara, Hans, Oberleutnant. Geschichte des K. B. 13. Infanterie-Regiments. Erster Band 1806–1851 usw. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).
22. Schulte, Aloys. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommision. I. Band. Darstellung. Mit einem Bilde in Heliogravure. Karlsruhe. J. Bielefelds Verlag 1892.
23. Schuster, Joseph, Dr., Oberstabsarzt a. D. Das Großherzoglich Würzburgische Infanterie-Regiment in Spanien 1808–1813, München 1909. Kommissionsverlag von Paul Zipperers Buchhandlung und Antiquariat (Max Götz).
24. Stressleurs Österreichische Militärische Zeitschrift. XXIII. Jahrgang, IV. Band, XII. Heft (Dezember). Hans Karl Reichsgraf von Thüngen. Von Ritter Amon von Treuenfest. k. k. Rittmeister. Wien 1882. Kommissions-Verlag von R. von Waldheim. Eigentum der Stressleurschen Erben.
25. Thüna, L. Freiherr von. Die Würzburger Hilfstruppen im Dienste Österreichs 1756–1763. Würzburg. Adalbert Stubers Verlagsbuchhandlung 1873.
26. Topor-Morawitzky, Max, Graf von. Materialien zur bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. 1. Serie. 14. Band. Herzogtum Franken usw. H. S. d. K. B. Kriegsarchivs Nr. 167.
27. Unkelhaeuser, Georg, Oberleutnant. Geschichte des Königlich Bayerischen Infanterie-Regiments König Otto von Griechenland. Würzburg. H. S. d. K. B. Kriegsarchivs Nr. 430.
28. Wrede, Alphons, Freiher von, Major. Geschichte der K. und K. Wehrmacht. 1. Band. Wien 1888. Verlag von L. W. Seidel und Sohn, k. und k. Hofbuchhändler.
29. Würzburger Chronik. Geschichte der Bischöfe von Franken. Zweiter Band. Würzburg. Druck und Verlag von Bonitas Bauer. 1849.



Die Ortsnamenforschung und die Slavenfrage in Franken.

Von

Prof. Dr. Chr. Beck in Bamberg.

Man rückt jetzt von allen Seiten den slavischen Fremdlingen in unserem fränkischen Heimatlande auf den Leib und zwar so entschieden, daß schon einige Forscher stutzig zu werden beginnen. Die Ehrfurcht vor der urkundlichen Überlieferung, die ja von winida und sclavi als in unseren Gegenden ansässig berichtet, veranlaßt letztere an dem Slaventum als an einer unumstößlichen Tatsache festzuhalten. Wer so verfährt, der verkennt die Aufgabe der Ortsnamenforschung gründlich. Soll diese für die Geschichte von Bedeutung sein, so muß sie selbständig betrieben werden; sie darf sich nimmermehr in den Dienst einer sehr anfechtbaren Zweigwissenschaft stellen, sie muß vielmehr dieser gegenüber eine Art Kontrolle ausüben, bestätigen und berichtigen, um so zur Lösung der dunkelsten Frage, der Siedlungsgeschichte einer Gegend, beizutragen.

Ich kann es mir hier nicht versagen auf die Worte hinzuweisen, die unser gelehrter Landsmann, J. K. Zeuß in seiner Abhandlung: „Die Herkunft der Bayern", München 1857, S. IV, der Bedeutung der Sprachwissenschaft für die Urgeschichtsforschung gewidmet hat. Es heißt da: „Für alle jene (ältesten) Verhältnisse ist aber die Sprache des Volkes oft das einzige Kennzeichen. Man kann darum unbedenklich die Behauptung aufstellen, Sprachenkunde sei die Leuchte der Völkergeschichte, der Geschichte des Altertums; ohne sie sei niemand ein tauglicher Arbeiter auf diesem Gebiete. Die Sprache gibt sicheres Zeugnis, irrt nicht, während eine alte Nachricht wohl irren kann, und der sicherste Leitstern durch das Altertum, wo mangelhafte, sich widersprechende Nachrichten es dunkel lassen, ist Sprachenkunde, aber gründliche und wissenschaftliche Sprachenkunde!" Das mögen sich diejenigen unter den Historikern gesagt sein lassen, die mit dem Hochmut der Laien auf die Bedeutung der Ortsnamenforschung für die älteste Geschichte herunterschauen!

Zum Beweis des Slaventums in Franken mußten allgemein die Ortsnamen auf -itz herhalten. Wie schlecht es damit bestellt ist, hat sich bereits in einer großen Anzahl dieser Namen ergeben. Die meisten stellen sich als elliptische Genitive heraus, wobei „Reut", „Hof" oder „Dorf" zu ergänzen ist. Der Name

bedeutet somit in der Mehrzahl der Fälle die Gründung eines gewissen N.; seltener liegt ein Appellativ zugrunde. Die Endung -itz ist nichts weiter als die abgeschliffene Form des zweiten Teils der Namen, entstanden infolge der mundartlichen Eigentümlichkeit, welche vielfach den Ton auf die Wurzelsilbe zurückzieht, oft infolge von Angleichung an Namenformen der Nachbarschaft. Wer schärfer zusieht, wird vor der itz-Endung in der Regel die Buchstaben w, b, r, l, n, m entdecken, Buchstaben, die so häufig die zweite Silbe unserer germanischen Personennamen anlauten. Die genaue Form dieses zweiten Bestandteils läßt sich nicht immer sicher feststellen, ebenso wenig wie die eigentliche Wurzel des ersten Teiles stets bestimmt angegeben werden kann. Nicht selten werden wir auf Personennamen stoßen, die noch in keinem Namenbuch verzeichnet sind; darin liegt eine andere Bedeutung der Ortsnamenforschung. Solche Genitive von germanischen Personennamen oder Appellativnen liegen vor in folgenden Fällen — ich beschränke mich hiebei auf Oberfranken, wo die itz-Namen am häufigsten auftreten: Görwitz (Gräfenberg), 1146 Gerwardersdorf, 1195 Gerwartes, 1383 zu dem Gerbharts — Adlitz (Erlangen), c. 1350 in Madloltz, 1421 zu Atlatz, derselbe Personenname wie in Adlitz bei Waischenfeld, 1374 Adloltz, etwa Adelwald — Schoßaritz (Gräfenberg), 1195 Scozhartis — Sigritzau (Forchheim), 1228 in der Sigehardesawe, ebenso Siegritz (Hollfeld), 14. Jahrh. zu Sigertz, von Sigehard — Treunitz (Hollfeld), 1296 Druntz, derselbe Personenname wie in Trumsdorf, Trumbestorph 824, Drunesdorf — Moritz (Muggendorf), Murhartz — Göß mitz (Lichtenfels), Gosmetz, geht zurück auf PN Goswin, deutlich in Gössweiss (Stadtsteinach) über Gössmans, ähnlich wie Weidmes (Stadtsteinach) sich von PN Widemar, 1182 Widmas, 1520 Wentmans, herleitet. — Redwitz weist mit seiner mundartl. Aussprache Rawəz auf Radberts — Zeublitz, c. 1136 Ciblice, mundartl. Aussprache Zeubols, ist aus Seibolds, Sigibalds hervorgegangen; das z am Anfang erklärt sich aus vorgesetztem ze (zu), wie in 1146 Zibodenriut für Seubothenreuth, in welchem Namen ebenfalls die Wurzel Sigi steckt. — Derselbe Einfluß von ze zeigt sich in Zedlitz (Bayreuth), 1249 Sedelitz; hier könnte man an den Genetiv des Deminutivs sedelines von „Sedel" = Siedlung, Sitz, Hof denken; vrgl. Personennamen Sedelmaier — Deps (Bayreuth), früher Deuptz und Döbitsch (Bayreuth), 1223 Diwitz lassen Dietberts vermuten. In diesem nordöstlichen Winkel haben wir überhaupt viel mit genitivischen Namen zu rechnen. Da ist: Helmbrechts, das wiederholt als Helmritz überliefert ist; Selbitz (Naila), 1036 Silewize, Thelitz (Lichtenfels), 1180 Thechluz, Gemlenz (Kulmbach), 1217 Gumblanz, von Gumbolds? Teuschnitz, c. 1190 Tuschnieze, Döllnitz, 1286 Tolens, Scheßlitz, 804 Scheheslize, Teuchatz, 1288 Tuchenze, — Pölz, 1096 Bolenze, Meuschlitz, 1378 Mewslitz, erscheinen eher als Genitive von germanischen Personennamen denn als slavische Namen. Gut deutsch ist jedenfalls Nasnitz bei Pegnitz, 1119 Nuseze, 1355 Newsezze, also „Neusees", „Neusitz", ebenso Döberschütz, 1150 Doberseze, 1157 Dobersize: „Der obere Sitz". Kemmeritz, 1137 Chamerice, ist Kollektiv von „Kammer", vgl. Kem-

mern, 1017 Camerin „zu den Kammern" = Häusern? Kirchleus, 1249 Kerleus = Kirchleins; ch fällt in der Mundart der Bayern häufig aus, vgl. Mayach bei Nürnberg, von Mechach, d. i. zum Eichach — Hetzlas, 1109 Cemehezeles: zum Hetzels — Töpen bei Hof, 1290 Doeben, 1294 Theben, ist „die Ebene", ein Wort, das sich auch in Ebnath = ebenate findet.

Die Namen der Flüsse Pegnitz und Regnitz, bezw. Rednitz sind aus Paginza 912 und Radanza, bezw. Retneza hervorgegangen, wie Wörnitz aus Warinza; das itz ist also durch Umstellung entstanden, wie in so vielen oben angeführten Namen, und z. B. auch in einer älteren Form Köstnitz für Konstanz. — In verschiedenen Gebieten Frankens tritt der Flurname Kulmitz auf. Dieser ist wohl in den meisten Fällen als „Kulmleins", d. i. zum kleinen Kulm (Berg) aufzufassen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß unter „Kulm" ein slavisches Wort zu verstehen ist. Mitunter mag Külmitz = Kulmetz, Kolmeiß, „Kohlenschlag" sein; so führt Buck (Oberd. Flurnamenbuch) ein Lommis = loupmeizo, „Buchenschlag" an. Betr. loup s. u. folg. Lauben.

Wir haben uns nun mit dem häufig vorkommenden Namen Lahm, Nebenform Lom, etwas zu beschäftigen. In ihm hat man bis jetzt ziemlich allgemein ein slavisches Wort mit der Bedeutung „Bruch" erblickt. Da der Name auch in anderen Gegenden, besonders auf bayrischem Sprachgebiet verbreitet ist, so suchte ich nach einer Deutung aus dem Deutschen und kam auf lam = Lehm. Da fand ich mich in diesen Tagen selbst widerlegt durch die urkundlichen Formen, in denen der Name Vorlahm (bei Bayreuth) überliefert ist. Diese lauten nämlich: 1360 zu Vorlauben, 1520 Forlach. Darnach bedeutet der Name zweifellos „Föhrenwald"; darauf läßt die zweite urkundliche Form, in der lach = Wald für lauben steht, mit Bestimmtheit schließen. Lam ist also eine mundartliche Zusammenziehung für lauben (Dat. Plur. en = ern, wie in -hausen = häusern, -felden = feldern, usw.) ähnlich wie sim gesprochen wird statt sieben, ham statt haben usw. usw. Nun haben wir auch den Schlüssel zu dem Namen Veitlahm (bei Kulmbach); veit ist bayr. Dialektform für feucht „Fichte" mit der charakteristischen Unterdrückung des ch, Veitlahm bedeutet also „Fichtenwald". Das Wort „Laub" bezeichnet wohl zunächst einen „Laubwald", dann aber „Wald" überhaupt und zwar mit der Einschränkung „niedriges Gehölz", wie das in Thüringen der Fall ist. Dieses „lauben" begegnet in vielen Ortsnamen, etwas entstellt in Leiberös (Hollfeld), mundartl. laibarüs, bayer. Dialekt ai = äu; nach den urkundlichen Formen: Lewbross, Leuberroß, Lawbrass usw. ist der Name eine Entstellung von laub — brust = „Laubbruch", d. i. „Waldbruch", wovon Formen wie „Laubreis, Laubrost, Laubrast" vorkommen.

So wird es allmählich immer lichter in dem Urwald der Siedlungsgeschichte in Franken. Aber es müssen noch viele die Axt anlegen und sich nicht abschrecken lassen, wenn sie auch manchmal nicht mehr ein und aus wissen.

Im Himmelreich.*)

Von **Hugo Vogt**, Frankfurt a. M.

Liebe und sehr verehrte Frau Anna!

Sie schreiben mir eine kleine Karte, worauf in kleinsten Buchstaben die Frage zu lesen ist, warum ich so selten und dann so knapp von mir hören ließe. Und neben den schönen Grüßen von Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl steht noch Allerlei, Liebenswürdiges und Nettes. –

Eigentlich müßten Sie wissen, daß ein Mensch, der schwere Tagfron tut, keine Stimmungen sich leisten kann. Solche erschweren ihm nur das Leben und könnten ihn bei der Arbeit unnötig aufhalten. Stimmungen aber gehören zum Briefschreiben wie Geläute zu Kirchtürmen. Doch, während ich Ihr Kärtchen in der Hand halte und die kritzeliche Schrift besehe, wird mir sonderbar zu Mute. Ich höre längst versiegte Brunnen wieder rauschen, verschüttete Quellen rieseln wiederum durch alte Buchen und junges Springkraut; vor meinen Augen steigt die Heimat mit ihrem ganzen Zauber empor und mit ihr die Erinnerung an zergangenes Glück. Mitten im Tosen der Großstadt, im Lärm ihrer Arbeit sitze ich und im gleichen Rhytmus, auf und ab wie Wälderrauschen schwingen die Worte: Auch ich war einmal im Himmelreich, – auch ich –

Sie begreifen, das Himmelreich ist für uns etwas sehr konkretes. Darunter hindurch fährt die Eisenbahn, darauf stehen Buchen, Eichen und Bergkiefern, Lindenbüsche heben ihre breiten Blätter, Birken schwingen ihre feinen Äste im Westwinde, der auch den Main im Tal kräuselt. Silbern glänzen dort unten die Wellen auf, die über einen Stein fallen und silbern blitzt ein Fischlein im Sonnenlicht, wenn es in eiliger Flucht vor dem jagenden Hecht über das Wasser hinausschnellt. Der Pirol ruft am Berge schon kurz nach Sonnenaufgang und die Finken locken den ganzen Tag. Die großen Glockenblumen leuchten wunderbar durch den Wald, ach, in meinem ganzen Leben vermeine ich nie so ein tiefes, dunkles Blau gesehen zu haben wie dort oben. Das lockt und schimmert noch jetzt in meine Einsamkeit herein.

Wissen Sie noch? Der Pfad zum Himmelreich ist an der Ostseite so schmal wie ein Nadelöhr und etwas steil, aber der Aufstieg lohnt. Oben gibt es breite Waldwege, geeignet für Ameisen, die sich zum Hochzeitsfluge anschicken und als Tummelplatz für die grünen Sandläufer. Hoch über dem Himmelreich in der klaren sichtigen Luft hängt ein wohlgenährter Bussard und überlegt wohl, ob er in Bettingen im Badischen sich etwas zum Vespern holen soll oder ob es geraten, sich redlich im bayrischen Land zu nähren. Fern her grüßen Franken und im Westen die Lande um Wertheim. Schwarze Sammetfalter gleiten im ruhigen Fluge durch den Sonnenschein, sorgenlos, licht- und wärmetrunken. Die laue Luft trägt uns nur bruchstückweise eine Melodie zu, die ein Fischer auf dem Maine singt, doch kann ich Ihnen sagen, daß dies ein altes fränkisches Lied ist:

„Mein Schatz hat lichte Haare
und Wänglein, weiß und rot;
ich werd' nicht von ihm fahren,
es scheid' mich denn der Tod.

Da draußen lacht der Maie.
Nun geht's an's Wandern frei.
Und böt man tausend Gulden mir:
Ich wär' nit mit dabei.

Drei Wochen nach Micheli
hebt an ein lustig Frei'n.
So glücklich und so selig
kann niemand fürder sein.

Mein Schatz hat lichte Haare
und Wänglein, weich und rot;
ich werd' nicht von ihm fahren,
es scheid' uns denn der Tod.

*) Sagenumwobene Bergrücken bei Wertheim, „Himmelreich" genannt.

Es ist wirklich ein schöner Fleck Erde, das „Himmelreich", ruhig und still und für die Liebe geschaffen. Nur Grau- und Grünspecht rufen manchmal aus den Waldtiefen hastig ihr Glück, Glück, Glück und einzelne Buchfinken locken, wie verschlafen. Dort werden nun bald die Glockenblumen blühen, so herrlich blau. Und meine Gedanken suchen eine Waldlichtung auf der die dunkelgelben Sonnen des Bergwohlverleihs, die so voll kräftigen Duftes sind, sich der großen Schwester zuwenden.

Wie weit ist dies Alles. – Brutal hallt der Großstadtlärm an den Steinmauern wider. Die Straßenbahn dröhnt und klingelt, Autos rattern und hupen, dumpf rumpeln die Lastfuhrwerke und der Pferde Hufschlag klingt furchtbar hart auf dem Asphalt. Gespräch, Lachen, Weinen, Rufen mischt sich mit Musik. Und von den Bahnhöfen schrillen die Lokomotivensignale. Das ist das Lied, das ich hören muß. Doch fernher klingt und singt eine Melodie und wiegt sich über dem Schreien und Toben der Großstadt. Dann wühlt das Heimweh nach meinen Bergen und der Schmerz um Vergangenes nicht mehr in der Seele. Es wird ruhig und still in meinem Herzen, so still und ruhig, wie es nur ein Winterabend draußen im Spessart sein kann, wenn durch die unbewegte Luft die Flocken fallen, alle Geräusche sacht einlullend und einen Schleier über die Welt breitend. Und das Herz lauscht in Frieden der Weise: Auch ich war einmal im Himmelreich – auch ich –

Wie immer Ihr .....

Chronika eines Pfarrherrn aus dem 16. Jahrhundert.

Mitgeteilt von **Karl Albrecht Seifert.**

Die Überschrift erinnert hoffentlich recht viele Leser an den „Pfarrherrn von Gollhofen", dessen Bild uns Schmerl in seinem jüngst erschienenen Buche zeichnet[1]). Ein paar dürftige Kirchenbuchnotizen haben dort den Verfasser zu der lebenswahren Dichtung angeregt. Und so wollen auch die im Folgenden mitgeteilten ungefähr gleichzeitigen Aufzeichnungen mit warmem Herzen und nachdenklichem Sinn gelesen werden.

Ich habe sie entdeckt auf den letzten Blättern eines im Jahre 1591 in Nürnberg gedruckten Büchleins: „Christliche Vermanung, alle Sonntag vor der Predigt und Communion der Gemeinde fürzulesen". In der Familie des ersten Besitzers ist es nicht lange geblieben; es wurde kurz nach dem 30jährigen Kriege für die Kirche zu Markt Erlbach erkauft[2]), damals schon alt und deshalb nicht lange benützbar. Im Staube eines alten Schrankes ist es auf unsre Tage gekommen. Was Pfarrer Lietzhamers Kiel dem Papier anvertraut hat, ist dem Heutigen ein Bild der treuherzigen Schreibweise vergangener Zeit; es erinnert den Kenner fränkischer Geschichte an Heilsbronn mit seiner evangelischen Klosterschule, die ihre Zöglinge zumeist nach Wittenberg entließ; wir werden in das uralte Städtchen Langenzenn geführt, wo die Markgrafen das von ihren Ahnen gestiftete Kloster der Augustinerchorherrn ebenfalls verweltlicht hatten; wir kommen nach Emskirchen, wo er die Tochtergemeinden des Kirchenheiligen Kilian zu versehen hatte. Endlich aber, seit 1594 – er hat es vergessen aufzuschreiben – wirkt Lietzhamer in Unternesselbach, wo der fränkische Reformator

[1]) Siehe Besprechung.

[2]) Noch im Besitz des Kgl. Prot. Pfarramts Markt Erlbach.

und Liederdichter Caſpar Löner den Samen der evangeliſchen Lehre zuerſt ausgeſtreut hatte (1520–24). Gedanken und Beobachtungen hat Lietzhamer nicht aufgezeichnet, nur die äußeren Ereigniſſe ſeines Lebens vermögen wir dem folgenden zu entnehmen:

Anno

1550 Iſt mein Vatter Leonhard Lietzhamer, Wembdingensis, zu Gnotzheim Schulmeiſter worden.
1552 Iſt er Caplon zu Weſtheim worden, eine meil von Ottingen Im Rieß gelegen.
1555 Iſt er Pfarrer zu Unteraſpach, an der Altmüll gelegen worden.
1559 Bin Ich Leonhard Chriſtoph Lietzhamer zu Unttern Aſpach den 28. Martij geboren.
1559 Iſt mein Vater gen Weſtheim auf die Pfarr kommen.
1560 Iſt mein Haußfrau Margareta den 13. Martij geboren.
1577 Bin ich von Melchior Wunderer der Zeitt Apt zu Heilß Brun in numerum alumnorum auffgenommen worden unnd darin 4 Jar geblieben. Anno 1578 1578 14. Julij hic Abas sepultus!
1580 Bin ich von Haylßbrun nach Wittenberg gezogen unnd mitt famulirn 4 Jar mitt großer Armuth zugebracht.
1584 Bin ich von Wittenberg, weiln es dazumal mitt der Peſt hartt anhielt und ich mich ohnedes Armuth halber lenger nicht uffhalten kuntte, in patriam gezogen.
1584 Den 12. Aprill am Heyligen Palmtag hab ich mich mit Margareta, Peter Kraffts Tochter zu Weſtheim, verlobt und den 2. Decembris durch H. Jakob Becher, der damals Diaconus daſelbſten, copulirt und in meines Schwehers Hauß Hochzeit gehalten.
1585 Hab ich von dem Ehrwürdigen und hoch und wolgelehrtten Herrn M. Adamo Francißci ein Vocation den 25. Octobris bekommen, den 4. Novembris mein Prob Predig in der Pfarr Kirchen zu Onoltzbach gethan, darauff den 4. Decembris durch den Ehrngedachten H. Adamum Francißci generalem Superintendentem in ordinem ministerii Ecclesiastici ordinirt und zu Caplon gen Langenzenn geordnet worden und den 6. Decembris uffgezogen.
1585 Den 18. Decembris coniunx mea enixa est primogenitam filiolam Magdalenam, quam postea ex sacro Baptismatis fonte suscepit uxor R. viri D. stephani Nottnagely Decani in Langen Zenn.
1587 Den dritt May Zwiſchen 3 und 4 Uhr vormittag iſt Leonhard Chriſtoph geboren, von H. Petro Bischio Rectore zu Langenzenn aus der Tauff gehoben und von H. Nicolao Glürmann Diacons daſelbſt getauft worden.
1588 Den 8. Julij bin ich uff die Caploney Emßkirchen vocirt und geordnet worden, den 11. Julij mein Prob Predigt gethan, den 23. Julij uffgezogen.
1588 Den 30. Auguſt Freytag zu frue hora 5. iſt mein Töchterlein Eliſabeth geboren, welche [von der] Edlen und Ehr Tugentſamen Frau Eliſabeth, deß Edlen und veſten Wolff Georgen Von Ödenberg zu Buchklingen Haußfrau, aus der Hl. Tauff gehoben worden.
† Hernach den 14. Septembris zwiſchen 9 und 10 Uhr vormitt. mitt großem Creutz und erlittenem ſchmerz in Gott ſeligklichen verſchiden. Gott verleyh Ihr ein fröhliche Ufferſtehung unnd uns allen eine ſelige nachfahrtt. Amen.
1596 Den 16. Martij Circa 5. ante meridiem iſt meine Tochter Eliſabeth geboren, welche die Edle und Tugentſame Frau Eliſabeth von Ödenberg, eine geborene von Gigh zu Emßkirchen der Zeitt Witwe, auß der Hl. Tauff gehoben, von H. Wolff Molitore getauft.
1598 Sonntag nach Bartholomai mein Tochter Brigita geboren den 27. Auguſti ein Viertel nach 2 Uhr nachmittag. Welche die Tugentſame Frau Brigita, des Erbarn und Fürnamen H. Wentzeslaus Dienſt (?) zu Laugenfeld auß der Hl. Taff gehoben.
† hernach den 9. Septembris umb 5 Uhr zu frue wider in Gott ſeligklich verſchiden. Gott verleih uns ein ſelige nachfahrtt. Amen.

Nun folgt noch mit ungeübter Schrift:

† den 14. Januar
1616 Iſt in Gott verſchitten der Erwirttig und wohlgelertt Her Lenhartt chriſtoph Lietzheimmer zu unterneſſelbach, mein liewer vatter.

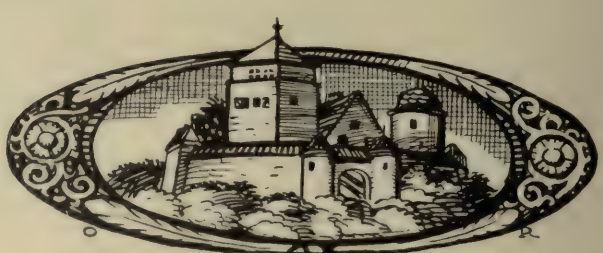
Von den Vereinen aus Württembergisch Franken.

Aus dem historischen Verein Heilbronn.

Württembergisch Franken faßt in sich neben dem Altertumsverein Mergentheim, über den in Nr. 2 berichtet worden ist und einem ähnlichen Verein in Neckarsulm, von dem nur wenig in die Öffentlichkeit dringt, einmal den großen auf über 60 Jahre zurücksehenden historischen Verein für Württembergisch Franken, der seinen Sitz in Hall hat und früher das ganze württembergische Franken umfaßte, und sodann den vor ca. einem Vierteljahrhundert davon abgezweigten Heilbronner Separatverein, der mit dem Aufblühen von Heilbronn mit einer Art Naturnotwendigkeit sein eigenes Daseinsrecht gewann. Nur daß auch ein solches Naturrecht eines persönlichen Trägers bedarf, was in diesem Falle Hofrat Dr. Schliz, der langjährige Heilbronner Stadtarzt war, eine in den Kreisen der Anthropologen und Prähistoriker überall bekannte Größe, der um seine Vaterstadt speziell auch durch die Schaffung des historischen Museums sich ein besonderes Verdienst erworben hat. Den Mittelpunkt dieses Museums bilden die prähistorischen Entdeckungen in Großgartach (Großgartacher Keramik), wohin denn auch vor 3 Jahren, im August 1911 die anthropologische Gesellschaft bei ihrer 42. Hauptversammlung in Heilbronn, die für Schliz zu einem besonderen Ehrentag sich gestaltete, ihren Hauptausflug richtete. Neben Hofrat Dr. Schliz haben die Hauptkosten des Vereins in wissenschaftlicher Hinsicht bestritten die Herren Oberstudienrat und Gymnasialrektor a. D. Dr. Dürr, Herausgeber einer Heilbronner (Wein-)Chronik, und Dr. Moritz von Rauch, der Herausgeber des umfangreichen Heilbronner Urkundenbuchs, der auch als Pfleger für das Frankenland vorgemerkt ist, nur daß ich auf besonderes Ansuchen wegen eines Augen-Malheurs diesen ersten Bericht übernommen habe. Für weiterhin ist auch von dem an der letzten ordentlichen Versammlung am 22. Mai an Stelle des wegen Alters zurückgetretenen Gas-Direktors Raupp in den Ausschuß gewählten jetzigen Gymnasial-Rektor Dr. Neftle, einer Autorität in römischer Forschung und mehrjährigem früheren Vorstande des Haller Vereins, eine förderliche Tätigkeit für die Zwecke des Vereins zu erwarten. Diese pflegt sich sonst vor der Öffentlichkeit durch eine Reihe von Vorträgen und einen Ausflug nach irgend einer historischen Stätte im Sommer abzuwickeln. Im vorigen Winter hielten solche Vorträge Dr. Schliz jun., über eine steinzeitliche Ausgrabung in Lauffen am Neckar, über die der Vater Hofrat Schliz selbst auf der Mitgliederversammlung im Mai nähere Erläuterungen gab. Sodann Oberstleutnant von Fromm über Militärisches aus der Großväter-Zeit, endlich im Februar Realschul-Assessor Jakob in Wimpfen über Altwimpfen (die mittelalterliche Blütezeit Wimpfens). Der Sommer-Ausflug fand an Peter und Paul statt nach Wertheim mit Aufenthalt in Tauberbischofsheim, wobei Oberstleutnant von Fromm einen längeren Vortrag über die 1866er Schlacht hielt. Letztjährige Einnahmen nach Bericht des Kassiers Kaufmann Kreß 1315 Mark, Ausgaben 1168 Mark, Vermögensstand 5319 Mark. Mitgliederzahl ca. 250, die vielleicht noch der Steigerung fähig ist durch die Verbreiterung der Vereinstätigkeit.

Über den Stand des Haller Vereins voraussichtlich im nächsten Heft.

J. Gmelin.



Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN, ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH · A · M ·

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

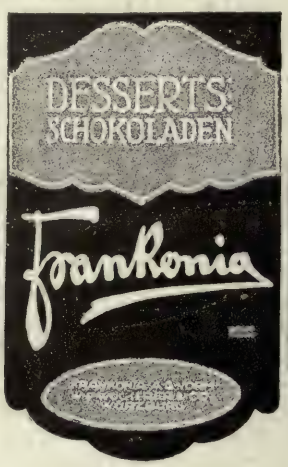
Mk. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Konserven Konfitüren Jams
Marmeladen



Speise-Schokoladen Altessa
Milch Extra dry Trüffel-
Schokolade

Kakao Schokolade-Pulver
Römische Pflaumen Keks
Tee

Frankonia A.-G., Würzburg

Kaiserstraße 16 **vorm. W. F. Wucherer & Co.** Telefon Nr. 855

Altmeister Menzel lobesam
Des Ostern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken.

Würzburg — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum.

München — Ickstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim.

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

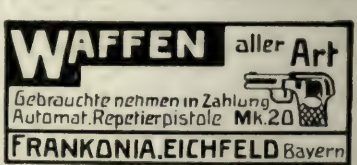
Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

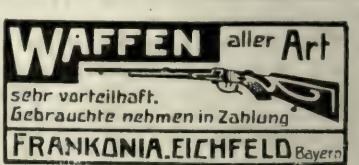
Gasthof Zum Adler
Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching
Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.





Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 10, 1914

Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

Druck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 10. Heftes:

Professor Ernst Volz gefallen! Nachruf von O. Kienitz, Wertheim.

General von der Tann. Von Heinrich Kühnlein in Würzburg.

Die Namen der am Main zwischen Lohr und Wertheim gelegenen Orte. Von Joseph Schnetz, K. Gymnasialprofessor in Lohr a. M.

Deutschlands Fluch. Gedicht von Heinrich Weigl.

Wörter und Namen. Von Prof. Dr. Chr. Beck in Bamberg.

Ins Württembergische Franken. Von Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T.

Verlag der Zeitschrift „Frankenland"
(K. Triltsch, Dettelbach a. M.)

In unserem Verlag erschienen (nur für Wiederverkäufer):

Kriegspostkarten

Sämtl. Entwürfe vom k. stellv. Generalkommando II. Bayr. Armeekorps genehmigt.

1. Serie. Feinster Farbendruck (Kunstmaler O. Rückert, Würzburg):

Nr. 1. Deutsch-österreichischer Adler.
„ 2. St. Michael im Kampf.

2. Serie. Plastiken in feinstem Mattkunstdruck (Akad. Bildhauer Heinz Schiestl, Würzburg):

Nr. 3. Rundbild: Landsturm (Wächter mit Gewehr).
„ 4. „ Landsturm (Wächter am Geschütz).
„ 5. St. Georg würgt den Tatzelwurm.
„ 6. St. Georg mit der Fahne.

Weitere Entwürfe, zu den einzelnen Serien in Vorbereitung und bereits genehmigt.

Laut Verfügung des k. stellvertr. Generalkommandos dürfen fortan nur solche Karten ausgehängt und zum Verkauf geboten werden, die zensiert sind. Wiederverkäufer haben sich vom Verleger den Nachweis der Zensur zu verschaffen, **weshalb wir jeder Bestellung gleich eine solche Bestätigung beifügen.** Duplikate unserer sämtlichen Karten sind mit dem Vermerk **„Verkauf erlaubt"** zur eventl. Auskunftserholung beim k. stellvertr. Generalkommando II. Bayer. Armeekorps niedergelegt. In Anbetracht der vielfach auf den Markt gebrachten sog. Witzkarten geschmackloseſter Sorte schließt oben angeführte Verfügung:

„Das Publikum kann selbst zur Hintanhaltung des Unfugs, gegen den sich vorstehende Bestimmungen richten, mitwirken, indem es Geschäfte meidet, die solche das Ansehen der deutschen Kultur, des deutschen Heeres und seine Waffentaten herabsetzende geschmacklose Karten verbreiten."

Unsere beiden heimischen Künstler haben sich durch Ausgabe dieser Karten ein großes Verdienst erworben und bitten wir, die

Kriegspostkarten der Zeitschrift „Frankenland"

in allen Geschäften zu verlangen.

Der Verlag.

1914 Oktober
1. Jahrg. Heft 10

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Professor Ernst Volz gefallen!

In Professor Ernst Volz hat unsere Redaktion den Verlust eines Beraters von umfassenden Kenntnissen und hervorragender wissenschaftlicher Begabung zu beklagen, von dem die Leser noch manchen bedeutenden Beitrag zu erwarten hatten! Ernst Volz, geb. den 1. April 1883 zu Radolfzell, Sohn des † Gendarmerie-Zahlmeisters Jakob Volz, hat das Gymnasium zu Karlsruhe besucht und auf den Universitäten Berlin und Heidelberg klassische Philologie studiert, worauf er als Lehrer am Gymnasium Karlsruhe, Realgymnasium Ettenheim und seit 1910 als Professor am Gymnasium Wertheim tätig war. Ruhig und gewissenhaft, geistig durch weiten Blick anregend, wirkte er bei gründlicher und liebevoller Tätigkeit auf zahlreichen Gebieten trefflich als Erzieher auf die Jugend ein. Schon seine erste philologische Arbeit erschien als der verheißungsvolle Anfang eines wirklich wissenschaftlichen Kommentars zu Hesiod. Treulich bis zu seinem Ende hat er an einer weitausgreifenden Arbeit über „die Zeit in Kult und Glauben" gearbeitet und noch, in Vorahnung seines Todes, vom Felde aus Wünsche über deren Fortführung durch einen Studienfreund geäußert, der der Wissenschaft wenigstens Teile seiner bisherigen Ergebnisse erhalten könnte! Der Leser des „Frankenland" kennt ihn aus seinem Aufsatz „Zur Pflege der Volkskunde im Frankenland", in dem er die religiösen Äußerungen des Volkslebens behandelt, die von der Aufnahme mit dem empfindenden Gemüt zur Aufnahme mit dem erkennenden Verstande fortschreiten und uns zu einer gerechten Würdigung von Volksschichten führen, denen der Gebildete vielfach verständnis-

los gegenübersteht; indem er auch auf die Bedeutung der Gebiete des Volksaberglaubens, der Volksbräuche, des Volksliedes und Kinderspieles hinweist und die Nutzanwendung seiner Gedankengänge an Beispielen aus dem eben erschienenen 2. Bande der Spessartsagen, hsg. von Schober, gibt, um dadurch andere zur Mitarbeit anzuregen. Außerdem hat er in Heft 4 die „Deutschen Gaue" empfohlen, jene eigenartige, äußerlich so unscheinbare, innerlich so interessante Zeitschrift, die „jedes Würzelein lockert, mit dem das Volk noch mit der Heimat zusammenhängt".

Als Leutnant d. R. im Bad. Leibgrenadier-Regiment Nr. 109 nahm Bolz an den Kämpfen bei Mühlhausen und an der Schlacht bei Brudersdorf (unweit Saarburg) teil; nach den großen Verlusten seines Regiments führte er die Kompagnie. Von da marschierte dieses vor Toul und nach Metz, um von hier nach dem belgischen Kriegsschauplatz gebracht zu werden. Am Morgen des 15. Oktober wurde das Dorf Vermelles mit Sturm genommen. Dabei fiel Bolz, von einem Querschläger an die rechte Brustseite getroffen. Am Abend ist er unter heftigen Schmerzen gestorben, nachdem er noch seiner Mutter und seiner Schule gedacht und seine letzten Anweisungen gegeben hatte. Neben ihm ruhen zwei brave Grenadiere seiner Kompagnie! — Stets seiner Truppe voran, war er ein energischer Führer; dabei liebevoll für seine Mannschaft besorgt, die er bei Nachrichten aus der Heimat gemütlich plaudernd um sich lagerte oder durch feurige Reden für das Vaterland und seine schwere Aufgabe begeisterte. Er war ein herzensguter und edeldenkender Mensch. Sein Tod ist ein schwerer Verlust für alle, die ihn kannten, für seinen Stand und für die Wissenschaft. Ehre seinem Andenken!

O. Kienitz, Wertheim.

General von der Tann.

Von
Heinrich Kühnlein, Würzburg.

Wer sich die Anregung zu novellistischen Schaffen mit Vorliebe aus unserem Einigungskriege 1870/71 holt und damit unvergeßbare Erinnerungsbilder einer durch große Momente verklärten Jugendzeit auf sich wirken läßt, der wird naturgemäß auch auf Wesen und Wirken der damaligen Heerführer sein Augenmerk richten. So hat von jeher der Kommandeur des I. Bayerischen Armeekorps im siebziger Kriege, General Ludwig Freiherr von und zu der Tann-Rathsamhausen meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Schon die Zeit seiner Geburt ist interessant! Denn in denselben Stunden, da der alte Blücher zum letzten entscheidenden Schlag gegen Napoleon bei Waterloo heranrückte und, mit Wellington vereint, durch sein sieghaftes Eingreifen die Fremdherrschaft für immer brach, ist der Mann zur Welt gekommen, der sich im Kampf um Deutschlands Einigkeit und Stärke gleichfalls erproben sollte.

Wie zum Sporn und Leitstern für sein eigenes Tun ward unserem Helden der bedeutungsvolle Tag seiner Geburt — dieser 18. Juni 1815. Von früher Jugend an finden wir von der Tanns Leben von tiefer Vaterlandsliebe durchdrungen, immer auf das Ziel gerichtet, zu Deutschlands Einigung nach besten Kräften beizutragen.

Hätten alle gleich vernünftig gedacht wie er, wir hätten die Zerrissenheit der deutschen Stämme nicht so lange zu beklagen gehabt. Denn gerade in der verschiedenartigen Veranlagung dieser Stämme liegt Deutschlands eigentliche Kraft. Sie liegt in der Mannigfaltigkeit prinzipiell wertvoller Charaktereigenschaften, die — in der Stunde der Gefahr zu einem Ganzen zusammengeschmiedet — allzeit herrliches vollbringen.

Dieses belebende Element der Ungleichheit, ja die Gegensätze haben auch große Männer unseres Volkes freudig begrüßt. Ein Bismarck will die Stammeseigentümlichkeiten seiner Deutschen unangetastet wissen. Und wenn Fichte, der

Ehrlichste der Deutschen, uns zuruft, deutsch sein und Charakter haben sei ohn Zweifel gleichbedeutend, so wird er damit kaum gewünscht haben, es möchte doch ja alle Deutschen nach ein und derselben Schablone gegossen sein. Ei wahrhaft ausgeprägter Charakter kann nimmermehr dem anderem gleichen. J schärfer er ist, desto individueller, aber auch desto wirkungskräftiger! Wollen drun wir Deutschen für alle Zukunft mächtig bleiben, so müssen wir tunlichst viel scharfkantige Charaktere unter uns hervorbringen und schonend hegen.

Unser von der Tann hat sich das zeitlebens zur Richtschnur genommen Schon als junger Offizier hat er als Freischarenführer in Schleswig-Holstein um dies aus seinem Leben herauszugreifen, oft Uneinigkeiten seiner aus der verschiedensten Gauen zusammengewürfelten Mannschaft durch sein bloßes Er scheinen im Keime erstickt. Er wußte eben einen jeden nach seiner Art zu behandeln, verpflichtete sich dadurch die Leute und hielt sie fest zusammen.

Stände freilich übel um unseren Helden, hätte er sich weiter keines Vorzugs zu rühmen. Und da Schleswig-Holstein nun denn doch schon einmal erwähnt ist, so sei gleich mit Nachdruck betont: von der Tann war vor allem der Mann persönlich Opfer zu bringen, und schon die Erkenntnis hievon fesselte seine Leute an ihn. Auch unsere Achtung hat er ja gleich von dem Augenblick an gewonnen, wo wir ihn für Schleswig-Holstein eintreten sehen. Das Pflichtbewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit, das ihn auf eigenes Behagen, auf eigenen Vorteil verzichten läßt, bringt uns den Mann nahe: es hat sich damals nicht leicht einer hilfsbereiter und selbstloser erwiesen als unser ritterliche Franke Während andere im lieben Vaterland über Schleswig-Holstein schöne Reden hielten, Toaste ausbrachten oder Lieder sangen, einer mit dem geheimen Wunsch: „wenn nur der Krieg nicht bis her zu uns vordringt", war von der Tann gleich vom Anfang an zum Handeln entschlossen. Wie von dem alten Historiker F. C. Dahlmann läßt sich drum auch von ihm behaupten, er habe die besten Kräfte seiner Jugend der gerechten Sache dieses bedrängten Volkes gewidmet. Wollen wir Deutschen unberechtigten Ansprüchen unserer Nachbarn erfolgreich entgegentreten, so müssen wir notwendig zusammenhalten: dieser Gedanke drängte sich ihm in verhältnismäßig früher Jugend auf. Daß aber mit bloßem Reden nichts gedient sei, bewies er durch Taten.

Wenn von der Tann drum späterhin in dem Feldzuge 1866 nur einen Bruderkampf beklagt, so fließt folgerichtig diese Ansicht aus derselben Gesinnung. Befriedigung konnte ihm dann erst der Augenblick gewähren, der anno 1870 die deutschen Stämme vereint gegen den gemeinsamen Feind in den Kampf ziehen sah.

* * *

Indes, ich habe vorgegriffen und will noch einen kurzen Rückblick auf seine Entwicklungsjahre zu werfen.

Die ersten zwölf Jahre der Jugend verlebte von der Tann nicht etwa in Darmstadt, das durch einen zufälligen dortigen Aufenthalt seiner Eltern zu seinem Geburtsort ward, sondern auf dem Stammsitz seiner Ahnen zu Tann an der

Ulster, einem linken Nebenfluß der Werra, in alten deutschen Zeiten dem Ritterkanton Rhön-Werra, späterhin dem Kreise Unterfranken und seit 1866 der preußischen Provinz Hessen-Nassau zugehörig. Die von der Tanns sind ein altes Adelsgeschlecht. Ich will nicht sprechen von den ältesten aus Karl des Großen Zeiten, aber daß zu Anfang der Reformation ein Eberhard von der Tann als Schloßhauptmann auf der Wartburg saß, mit Luther Freundschaft hielt und dessen Lehre in seinen Besitzungen einführte, sei doch erwähnt. Auch das elsässische Geschlecht der Herren von Rathsamhausen, dem Ludwig von der Tann mütterlicherseits entstammt, läßt sich bis in sehr frühe Zeiten verfolgen.

In seiner von Berg und Wald umringten Heimat erhiet der Knabe bis zum Eintritt in die Pagerie und das Gymnasium zu München (1827) durch Hauslehrer und vom wissenschaftlich hochgebildeten Vater sorgsam überwachten Unterricht, der ihm Freiheit genug ließ, sich auch draußen herumzutummeln und im Verkehr mit der Natur das Schaffen ihrer Kräfte beobachten und verehren zu lernen. Am stillen Herd zur Winterzeit sorgte dann „Onkel Fritz", der sich mit den Seinigen gleichfalls auf Schloß Tann eingenistet hatte, durch seine Kriegsgeschichten dafür, daß Lust und Begeisterung für den Waffenberuf in dem Jungen geweckt wurden. Diese stiegen in den rechtschaffen angewandten Münchener Lehr- und Studienjahren bis zu solchem Grade, daß bei seinem Austritt aus der Schule die Wahl des militärischen Berufes selbstverständlich war: am 8. August 1833 ward Ludwig von der Tann zum Junker im 1. Artillerie-Regiment ernannt und hatte damit nach sonniger Jugendzeit das erste Ziel seiner Wünsche erreicht.

Nach sieben Unterleutnantsjahren, in denen er sich den Waffenübungen mit hingebendem Eifer widmete, wurde er am 20. Jauuar 1840 zum Oberleutnant und zugleich zum Generalstabsoffizier befördert und erweiterte durch seine Teilnahme an österreichischen Truppenübungen unter Radetzky, an preußischen Manövern am Rhein und in Ostpreußen, sowie auf Reisen nach Frankreich und Algier seinen militärischen Blick durch wertvolle Erfahrungen Bald wurde ihm sein schönstes Glück zu teil: vier Jahre später wurde er als Hauptmann zum Adjutanten des Kronprinzen und späteren Königs Max II. ernannt, und damit eine Stellung geschaffen, die ihn viele Jahre hindurch zum treuesten Diener und Freund seines königlichen Herrn machen sollte.

* * *

Noch einmal vergingen vergingen vier Jahre in Ruhe; da begann mit dem Jahre 1848 die bekannte politische Bewegung. Neben den sonstigen Freiheitsbestrebungen der Zeit trat besonders die deutschnationale Frage — der Einheitsgedanke — in den Vordergrund. Geweckt wurde sie durch die Erhebung der Elbherzogtümer Schleswig-Holstein gegen die dänische Vergewaltigung. Ende Januar 1848 hatte König Friedrich VII. von Dänemark die heillose Gesamtverfassung erlassen und damit die völlige Losreißung der Elbherzogtümer von Deutschland ausgesprochen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Deutschland: unser von der Tann machte, wie in der Einleitung bereits betont, nicht viel Worte, er war zur Tat bereit. Obwohl am 31. März 1848 erst durch

Rangerhöhung und unmittelbarer Stellung zu König Max ausgezeichnet, wa er entschlossen, an Schleswig-Holsteins Befreiungskampf persönlich teilzunehmen und gewann als Führer eines Freischarenkorps durch die siegreichen Gefecht von Altenhof und Hoptrup seinen ersten militärischen Ruf wie die Verehrung seiner Schleswig-Holsteiner. Kann nun hier auf die weitere Entwicklung de dortigen Verhältnisse auch nicht eingegangen werden, so beweisen diese Erfolg doch, daß in von der Tann der rechte Mann an den rechten Ort gestellt war seine ganze Persönlichkeit, sein ritterliches Auftreten, seine vornehme Denkungs weise und die Gabe, Menschen jeder Art richtig zu behandeln, befähigten ihr in hohem Grade zur Führung dieser kleinen Heldenschar, die doch nichts weniger als eine in militärischem Sinn geschulte Truppe vorstellte.

Den Feldzug 1849 in Schleswig-Holstein wohnte von der Tann als Stabschef des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg bei. Das entscheidende Momen dieses Jahres war das siegreiche Gefecht bei Düppel am 13. April, wo sich die Bayern, wie auch die Sachsen und Hessen aufs tapferste schlugen. Als anno 1864 Schleswig-Holsteins Befreiung vom Dänenjoch durch die Düppeler Schlacht endgiltig entschieden wurde, gedachte man wieder des glorreichen, wenn auch nutzloser Kampfes, der vor fünfzehn Jahren hier stattgefunden hatte.

Und wiederum zeigte sich, als im Sommer 1850 der Friedensschluß vor Berlin die Elbherzogtümer ihre Schicksal überließ und die kleine holsteinische Armee sich allein zum Kampfe gegen den verhaßten Feind aufraffte, von der Tanns Charakter im schönsten Lichte. Zum dritten Mal eilte er nach Norden um unter General Willisen zu kämpfen. Ein neuer, blutiger, doch — fruchtloser Krieg! Die verlorene Schlacht bei Idstedt am 24. und 25. Juli 1850 entschied zunächst auf vierzehn Jahre hinaus das Los der tapferen, jedoch an Zahl dem Gegner nicht gewachsenen Freiheitskämpfer. Erst 1864 sollte das beleidigte deutsche Nationalgefühl seine Genugtuung finden.

Wie schwer aber die besiegte Nordmark ihr Schicksal trug, das hat doch vielleicht kein Geschichtsschreiber zu so tiefempfundener Darstellung gebracht, wie der Dichter eben dieses äußersten deutschen Nordens: Theodor Storm aus Husum (1817—1888). Sonst eine rein lyrische, tiefpoetische Natur ist Storm in dieser zertretenen vaterländischen Gefühle zum Herold der patriotischen Trauer seiner engeren Heimat geworden. Rein und echt sind die Lieder, die er seinem geknechteten Vaterlande widmete, dem Hassen und Lieben eines unerschrockenen Mannesmuts entsprungen, und keine noch so schwere Gegenwart konnte ihm die Zuversicht auf eine bessere Zukunft und auf den endlichen Tag der Freiheit rauben:

„Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

Als dann endlich nach 14jähriger Bedrückung, die übrigens Storm größtenteils fern von der Heimat verlebte, die Stunde der Erlösung zu nahen schien da faßte er seinen ganzen Unmut noch einmal um „die Gräber in Schleswig"

zusammen. Diese Strophen sprechen lauter als lange Abhandlungen, und ich setze ein paar von ihnen her:

„Nicht Kranz, noch Kreuz! Das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken. –

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klingt es wie Osterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutschland naht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen!

Doch noch ein ganzes Jahr mußte der Dichter sich in Geduld fassen, bis ihm, wie schon erwähnt, die glorreiche Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 die lang ersehnte Heimkehr in sein geliebtes Schleswig-Holstein und diesem selbst die endgiltige Befreiung von der dänischen Herrschaft brachte.

Kein Wunder, wenn sich unser von der Tann da sehnte, den endlichen Triumph der Sache mitzufeiern, der er drei seiner besten Mannesjahre geopfert hatte. Von Berlin, wo er die Thronbesteigung Königs Ludwigs II. angezeigt hatte, war er am 13. April 1864 im Hauptquartier seines alten Feldherrn vom Jahre 1848, des Feldmarschalls Wrangels, angelangt und war Augenzeuge des Sturmes auf die Schanzen, welcher die Befreiung der Elbherzogtümer zur Folge hatte. Dabei lernte er auch die neue preußische Heeresorganisation kennen und würdigen.

* * *

Wenn ich nun mit kurzen Worten und nur soweit dies in einem Charakterbilde von der Tanns notwendig ist, auf das Jahr 1866 und seine ja allbekannten Ereignisse zu sprechen komme, so geschieht dies nicht ohne eine gewisse Beklemmung. Dabei braucht heute wahrhaftig nichts mehr vertuscht oder beschönigt zu werden. Die Erfolge desselben Feldherrn und derselben tapferen Bayern im Jahre Jahre 1870/71 sprechen mit lauter Stimme davon, daß das mißglückte Unternehmen vier Jahre vorher am Main nicht in diesem Führer, sondern lediglich in den verzweifelten Verhältnissen Grund und Ursache hatte. Die Notwendigkeit dieses deutschen Waffenganges wird heute auch kein Mensch mehr in Zweifel ziehen, sollte das unselige deutsche Problem endlich zur Lösung kommen. Keiner hat unter diesen Verhältnissen mehr gelitten als von der Tann. Er hatte, wie er später selbst berichtete, die österreichische Armee auf ihre Stärke geprüft und sich dadurch überzeugt, daß sie einem Feind auf zwei Fronten nicht gewachsen war.

„Welche Gemütsbewegungen", heißt es bei Brachvogel, „den Mann erschüttert haben mochten, in dessen Herzen sein bayerisches Vaterland, aber nicht minder heiß und sehnsuchtsvoll der deutsche Gedanke und eine aufrichtige Hochachtung für den Norden lebte, kann man schon aus der damaligen Veränderung in seiner äußeren Erscheinung ermessen. Ludwig von der Tann war schon mit dem vierzigsten Lebensjahre ergraut; als er aber aus dem Kriege 1866 heimkehrte, war ihm Haar und Bart schneeweiß geworden".

Heinz Schiestl. St. Georg würgt den Tatzelwurm.
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen und vom k. stellvertr. Generalkommando zensiert.

Aber sein unerschütterliches Vertrauen auf die Kraft seines Volkes ward nicht zu Schanden. Die Energie und der rastlose Eifer, womit unmittelbar nach dem Kriege die Reorganisation der bayerischen Armee in Angriff genommen wurde, bewiesen, daß die trüben Erfahrungen von 1866 goldene Früchte für sein engeres Vaterland getragen hatten. So mußte ihm der Siegeslauf 1870/71 reiche Entschädigung für 1866 bringen. In von der Tanns Brust aber weckte der Tag von Ems den jubelnden Ruf für die deutsche Sache. Hatte ihm der

unvermeidliche deutsche Bruderkrieg vorzeitig das Haar gebleicht, so drückte ihm nun der Kampf für Deutschlands Einigkeit den Lorbeerkranz aufs Haupt.

Und diesen Siegeszug nun selbst, der unsere braven Truppen von Weißenburg und Wörth bis Mars la Tour und Gravelotte, von Sedan bis nach Paris führte — ist es nötig, den hier noch einmal im Einzelnen darzulegen? Sind ja die erhebendsten Momente unserer neueren Geschichte, allbekannte und jedem Deutschen unvergessene Tage, von den älteren unter uns meist selbst mitdurch-

Heinz Schiestl. St. Georg mit der Fahne.
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen und vom k. stellvertr. Generalkommando zensiert.

gefochten, von den jüngeren aber als teuerste Erinnerung für das ganze Leben in tiefster Seele dankbar und treu bewahrt! Der dies schreibt, war damals ein Vierzehnjähriger, aber unauslöschlich wird ihm in der Seele bleiben, wie er an jenem Septembertage mit Mutter und Geschwistern am Mittagstische saß, und der Vater hereinstürmte: „Kinder, Kinder — wir haben wunderbar gesiegt! Bei Sedan fiel der große Schlag! Napoleon und sein ganzes Heer ist gefangen!" Himmel, war das ein Jubel in dem alten Schulmeisterhaus! So glückdurchströmt

hab' ich den Vater in meinem Leben nicht gesehen, und die Mutter brach in Tränen aus und hat gewiß dabei in Freud und Angst an ihren Ältesten gedacht, denn der war auch dabei und hatte schon so lange nicht mehr geschrieben!

So etwas vergißt man nicht, und durch nichts wird die Erinnerung an solche Stunden aufgewogen: Das große Gedenken an eine große Zeit! Und auch sie, die damals noch Neugebornen, die Allerjüngsten, auch die wissen recht wohl, mit welch brüderlicher Treue damals der Bayer zu dem Preußen stand, und der Hesse und Sachse zum Schwaben, um abzuwehren den gemeinsamen Feind und zu begründen ein einziges Reich. Diese Jungen hören's ja Tag für Tag in den Schulen, und daß dabei die Namen unserer Heldenführer in Freude und Verehrung erklingen, ist selbstverständlich. Nicht als der Letzten einer wird da, zumal in unserm Bayern- und Frankenland, auch unser von der Tann genannt.

Wie könnte es auch anders sein! Er hat als kommandierender General des I. Bayerischen Armeekorps in den Schlachten und Gefechten bei Wörth, Beaumont, Remilly sur Meuse (Bazeilles), Sedan, Artenay, Orléans, Chantome, Coulmiers, La Fourche, Varize, Villepion, Bazoches-les-Hautes, nochmals bei Artenay Orléans und endlich bei Meung, Beaugency und Morée, zusammen also in nicht weniger als siebzehn, zumeist sehr heißen und blutigen Kämpfen sein strategisches Wissen und Können in wahrhaft glänzender Weise bewiesen. Daß von der Tann mit seinen tapferen Bayern zum wunderbaren Sieg von Sedan Wesentliches beitrug, daß der sechsstündige Straßen- und Häuserkampf um das Dorf Bazeilles zu den unvergänglichsten Heldentaten des I. Bayerischen Armeekorps und zu den erbittertsten Kämpfen in der neueren Kriegsgeschichte überhaupt zählt, weiß jeder Mensch.

Aber nicht davon will ich sprechen, wohl aber von der überaus schwierigen Aufgabe unseres Generals, den Zernierungstruppen auf der Südseite von Paris als Reserve zu dienen und sie gegen einen feindlichen Angriff von Orléans oder Tours her zu schützen. Diese Aufgabe hatte er mit seinem Korps von Ende September 1870 bis in den Januar 1871 hinein, also vier volle Monate hindurch zu erfüllen, und er löste sie, wie sie nur ein Feldherr, so kühn wie umsichtig, und eine Truppenschar so tapfer wie ausdauernd, zu lösen vermochte.

Da ist beispielsweise dieser Tag von Coulmiers, der 9. November 1870, der dem Feinde die Straße nach Paris, solange als möglich, streitig machen sollte; man hat ihn wohl eine Schlappe genannt!

Sieht man aber genauer zu, so kommt etwas ganz Anderes heraus, und kein Cäsar und kein Alexander der Große hätte sich unter gleich mißlichen Umständen dieser Schlappe zu schämen.

Bei diesem Dorf Coulmiers — nordwestlich von Orléans gelegen und ungefähr als Mittelpunkt zwischen den vier Orten St. Sigismond, Huisseau sur Mauve, Baccon und Charsonoille zu denken — hat vielmehr das von der Tann'sche Korps seine ganze Vortrefflichkeit, Ruhe, zäheste Ausdauer und wunderbare Widerstandsfähigkeit an den Tag gelegt.

Nur 14543 Mann Infanterie, 4450 Mann Kavallerie und 110 Geschütze hatten meistens schon lange vor 6 Uhr morgens ihre Kampfstellung eingenommen und standen dann von 10 Uhr früh bis nachmittags 4 Uhr im Feuer gegen einen fünffach überlegenen Feind. Denn die Franzosen hatten mindestens 70 bis 75000 Mann mit etwa 160 Geschützen um Coulmiers zusammengezogen.

Düster und von dichten Nebelschwaden gedrückt begann der unfreundliche Wintertag von Coulmiers, und nur sehr allmählich vermochte sich die Tageshelle durchzuringen. Den zur Nachtzeit leicht gefrorenen Boden erweichte später Tauwetter mit Regen und Schnee. „Im dämmernden Morgen, vor 7 Uhr früh, war von der Tann die Truppenstellungen abgeritten — wie auf einen Helden und Kriegsgott blickten die Soldaten auf den ritterlichen, tapferen, umsichtigen Führer mit festem Vertrauen. Begeistert sahen wir, erzählt ein Mitkämpfer aus jenen ernsten Tagen, unserm hochverehrten General nach, der so innigen Anteil am Geschicke seiner Soldaten nahm, und dem man die Sorge für das Wohl seiner Truppen wirklich vom Gesicht ablesen konnte."

Und es entspann sich der Kampf und wogte über die winterlichen Gefilde; da war es nachmittag 4 Uhr geworden: sechs Stunden lang hatte man in heißem Ringen und mit Wundern der Tapferkeit der fünffachen Überzahl des Feindes standgehalten — schon neigte sich der winterlichtrübe Tag zur Dunkelheit, da drängte sich dem Feldherrn die Überzeugung auf, entweder er müsse hier den letzten Mann nutzlos verbluten lassen, die letzte Patrone dransetzen und dadurch nur den Triumph des Feindes vergrößern oder er müsse seine ziemlich unversehrte 3. Brigade wie die durch seine vortreffliche Artillerie erhaltene Lage seines rechten Flügels zu einem geordneten Rückzuge benützen.

Und in der Tat, nach einem sechsstündigen Kampfe gegen einen so vielfach überlegenen Feind konnte er wohl ohne Gewissensstrupel das Schlachtfeld räumen, auf dem ihm so schon 51 Offiziere und 1257 Mann verblutet waren! Dieser Nachtmarsch aber, so mühevoll auf den durch Schnee und Regen völlig grundlos gewordenen Wegen, vollzog sich mit derselben Ruhe und musterhaften Ordnung, die von den Tapferen schon im Ausharren gegen eine solche Übermacht während der letzten schwierigen Stunden bewiesen worden war. Die Stimmung zeigte sich nichts weniger als gedrückt. Das Bewußtsein, seine Pflicht in vollstem Maße getan zu haben und die Überzeugung, welche sich jedem Offizier und Soldaten aufdrängte, nur einer erdrückenden Übermacht gewichen zu sein, ließen den Gedanken an eine verlorene Sache gar nicht aufkommen.

Was für Strapazen hatte man hinter sich! Manche Abteilungen waren seit 36 Stunden auf dem Marsch und im Gefecht; alle Truppenteile aber hatten bereits den zweiten Nachtmarsch und zwar unter den ungünstigsten Umständen auszuführen — und dies alles ohne die geringste Hast und Übereilung. Fürwahr, so sieht nicht eine Schlappe aus — das war Pflichterfüllung in vollendeter Bedeutung und für von der Tann wie seine Leute ein Ehrentag!

Drum konnte auch der General mit Recht nach Hause schreiben: „Meine Affaire vom 9. November wird sehr günstig beurteilt. Viele unserer Offiziere

behaupten, das sei eigentlich unsere glänzendste Tat. Jedenfalls hat der Feind nach seinen eigenen Angaben mehr als das Doppelte verloren und die von Gambetta angekündigte Offensive zur Befreiung von Paris sogleich aufgeben müssen. Die Franzosen hatten nichts weniger im Sinne, als mich mit meinem Armeekorps am 9. November ganz einzuschließen und dann am 10. November gefangen zu nehmen. Mein Nachtmarsch vereitelte mit Gottes Hilfe den schönen Anschlag und ich brachte mein Korps glücklich davon."

Natürlich war es aber doch das Ziel der deutschen Heeresleitung, die nur der Übermacht geräumte Stadt Orléans wieder zu gewinnen. Der Großherzog von Mecklenburg zog den Bayern zu Hilfe und die II. deutsche Armee drang von Metz her gegen die Loire vor. Nach vielen, blutigen Kämpfen hatten die Deutschen in der zweiten Hälfte des November und in den ersten Dezembertagen die feindliche Übermacht erschüttert; zum zweiten Mal war Orléans am 4. Dezember 1870 erobert und am 5. Dezember konnte von der Tann in die Heimat berichten: „Ich sitze wieder zu Orléans in meinem alten Zimmer, das ich mir vor vier Wochen gleich vorbehalten hatte und heute Nacht auch schon geheizt vorfand. Die letzten Tage haben wir viel durchgemacht, eigentlich eine viertägige Schlacht, welche die Loire-Armee ziemlich auseinandersprengte."

Aber es gab noch manch harten Strauß, wie bei Meung und die dreitägige Schlacht am 8., 9. und 10. Dezember bei Beaugency, bis von der Tann endlich in den Weihnachtstagen 1870 mit seinem Korps wieder unter den unmittelbaren Befehl der III. Armee und damit unter die Zernierungstruppen vor Paris zurückkehrte.

Es war ein glänzender Empfang für ihn und seine Leute! Der Kronprinz von Preußen begrüßte als Oberbefehlshaber der III. Armee mit wahrhaft erhebenden Worten die Rückkehr des I. bayerischen Armeekorps durch einen besonderen Tagesbefehl. Und unser alter Kaiser, damals noch König Wilhelm von Preußen, für echtes Verdienst immer dankbar empfänglich, erkannte es freudig an: „wie dieses Armeekorps vier Monate unmittelbar vor dem Feinde gestanden, zahlreiche Gefechte geschlagen und Anstrengungen ertragen habe, wie sie selten einem Truppenteil zugefallen sind."

Das waren von der Tanns Taten! Und wie durch Taten bringt er von Frankreich selbst aus auch durch Worte den großen deutschen Einheitsgedanken wieder zum Ausdruck. Nachdem er sich entrüstet gegen das Ansinnen gewendet, daß man Elsaß-Lothringen eigentlich doch bei Frankreich lassen sollte, kommt er in seinem Briefe auf die Revanche-Ideen der Franzosen zu sprechen. „Die französische Rachedrohung", heißt es da, „ist geradezu ein Vorteil für unsere Einheit. Sie verhindert, daß wir nach getaner Arbeit einschlafen und dann anfangen, uns wieder zu zanken!" Hat der tapfere General seine Deutschen nicht gut gekannt? Immer braucht's ein drohendes oder schon hereingebrochenes Ungewitter um alle Zersplitterungen wie im Sturmwind hinwegzufegen: dann aber steigt der Phönix der Eintracht um so strahlender, verjüngender und allumfassender empor!

Und nun des Kriegers Heimkehr! Die Heimkehr in das neu erstandene Reich! — Von seinen Fürsten durch die höchsten Auszeichnungen geehrt, vom Volke als echter Held mit Jubel begrüßt, nahm von der Tann am 16. Juni 1871 teil an dem glorreichen Einzug der Truppen in Berlin. Zwei Tage darauf war es ihm vergönnt, an der Seite seiner Gattin, die ihm dorthin entgegengeeilt war, seinen 56. Geburtstag zu feiern.

Wie aber schlugen ihm erst die Herzen seiner Bayern entgegen, als er am 16. Juli seinen Einzug in München hielt! Hieß man doch in ihm nicht nur den siegreichen General willkommen, nein, auch den echt deutschen Mann, den väterlichen Freund und Berater seiner Truppen, den treuen Fürsorger für seine Verwundeten! In Tausenden von Briefen war ihm während des Krieges das Lob für all seine Güte und treue Umsicht in die Heimat vorausgeeilt. Dafür empfing ihn nun bei der Heimkehr der jubelnde Dankeszuruf der Daheimgebliebenen.

Vielleicht charakterisiert ihn am besten das Schreiben auch eines Großen, nur auf einem anderen Gebiete. Ich meine den berühmten Chirurgen Professor von Nußbaum. Den hatte sein Herz für die Menschheit hinaus in den Kampf an von der Tanns Seite getrieben; er urteilt also über den General: „Sein seltener Mut elektrisierte uns alle so, daß auch uns alle Furcht vor den feindlichen Kugeln verging. Er verzog seine ruhige, heitere Miene tatsächlich nicht eine Sekunde, wenn die Kugeln rechts und links und über ihn vorbeiflogen, wie ich das mit eigenen Augen sah. Für Andere war er viel besorgter. Als ich bei Remilly neben ihm ritt, und eine Kugel zwischen uns beiden in den Grasboden hineinpfiff, so daß sich unsere beiden Pferde bäumten, da bat er mich, etwas weiter zurückzureiten; er selbst blieb aber an der Spitze unverändert, ein Held vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem edlen, lieben Gesicht, voll von Noblesse und Wohlwollen."

So war sein Wesen im Kriege. Aber auch über den Mann des Friedens haben wir das Urteil eines Seelenkenners, der wohl auf richtigen Blick Anspruch erheben darf. Paul Heyse sagt von ihm: „Nur wenige Menschen sind mir begegnet, die in so hohem Grade wie von der Tann schon auf den ersten Blick den Eindruck machten, als ob alle ihre Gaben und Kräfte, ihr Wollen und Können in einem Gleichgewicht ständen, das so leicht nicht zu erschüttern wäre." Er nennt ihn einen vollendeten Cavalier, der Menschen und Umstände zu beherrschen vermöge, weil er sich selbst jeden Augenblick in der Gewalt habe.

Nur noch zehn Friedensjahren — bis zu 26. April 1881 — waren ihm beschieden. Er hat sie in rastloser Tätigkeit und treuer Hingabe für seinen Beruf dem Wohle des Vaterlande gewidmet.

„Mit von der Tann", heißt es im Nachruf Generals von Helwig, der den Krieg von 1870/71 als Generalstabsoffizier mitgemacht hatte, „ist einer der glänzendsten und populärsten Heerführer aus der deutschen und bayerischen Armee geschieden. Von persönlich ritterlicher Erscheinung und edlem, vornehmen Wesen war jede kleinliche Eigenschaft von ihm fern geblieben. Als Soldat wie als

Mensch war sein eifriges Bestreben stets nur auf höhere Ziele gerichtet. Sein Umgang war daher gleich interessant für Militärs, Politiker, Gelehrte und Künstler. Von ausgezeichnetem Gedächtnis unterstützt, besaß er bedeutende historische Kenntnisse, ein scharfes nur auf das Praktische gerichtetes Urteil. Seinen um ihn trauernden Waffengefährten wird seine Kaltblütigkeit und der hohe Mut in allen schwierigsten Gefechtslagen sowohl als das treffende Urteil in der Kritik von Friedensübungen stets nur als ein leuchtendes Beispiel dienen können. Künftigen Geschlechtern aber wird der tapfere von der Tann für ewige Zeiten in dankbarer Erinnerung bleiben, denn sein ruhmvoller Name ist mit allen heißen Kämpfen für die Nord- und Westmark Deutschland innig verflochten.

So hat er sich als Feldherr wie als echter Deutscher einen Ehrenplatz errungen unter jenen Männern von 1870, die sich um eine gedeihliche Weiterentwicklung des deutschen Volkscharakters unsterbliche Verdienste erwarben. Unverbrüchlichste Treue für Kaiser und Reich, äußerste Kraftanspannung und Pflichterfüllung, ein begeistertes, wie durch einen elektrischen Zauberschlag hervorgerufenes Zusammenhalten unseres gesamten Volkes wurden so bei drohender Gefahr ganz selbstverständliche Begriffe. Wir haben's erlebt in diesen unseren Tagen einmütigster Begeisterung, wir erlebten es pochenden Herzens und in tiefergriffener Seele: Mann wie Weib, der Greis wie der kaum erwachte Kindergeist, Hoch wie Niedrig — sie alle durchflutet der einzige heilige Gedanke, wie kann ich mich dem Ganzen, wie dem Vaterland nützlich und würdig erweisen. Du darfst seit Ausbruch des Weltkrieges 1914 den wildfremdesten Menschen anreden wie Deinen vertrautesten Freund und Bruder, und überall weht Dir derselbe Geist, die gleiche Treue für unser heißgeliebtes Heimatland, dieselbe Erbitterung über der Feinde Lüge, Neid und Mordlust aus seinen Worten entgegen. So geisterbezwingend, so alldurchdringend hat sich das Wort unseres Bismark erfüllt:

„Wenn wir jemals angegriffen werden, dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor Teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Wer den Frieden aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahne rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!"

Wer an solcher Gesinnung redlich mitgeschaffen hat, ist ewigen Dankes und Ruhmes würdig, und der gebührt auch unserem von der Tann.

Die Namen der am Main zwischen Lohr und Wertheim gelegenen Orte.

Von

Joseph Schnetz, K. Gymnasialprofessor in Lohr a. M.

Erläuterungen: ahd. = althochdeutsch; mhd. = mittelhochdeutsch; nhd. = neuhochdeutsch; ă = überkurzes e; > = geworden zu; < = entstanden aus.

Die nachfolgende Untersuchung wurde durch meine Studien über die ältere Geschichte von Neustadt am Main veranlaßt, von der ich den ersten Teil als Programm des K. humanistischen Gymnasiums Lohr a. M. für das Schuljahr 1913/14 veröffentlicht habe. Ich versuchte hier über die Entstehungszeit des Ortes Rorinalacha, der später Niuwenstat = Neustadt genannt wurde, Anhaltspunkte zu gewinnen und verglich zu diesem Zwecke alle im Maintale zwischen Gemünden und Wertheim gelegenen Niederlassungen miteinander, um, hauptsächlich von siedlungsgeographischen Überlegungen geleitet, ihr Alter wenigstens relativ zu bestimmen.

Daß die Siedlungen auf der genannten Strecke samt und sonders verhältnismäßig spät (die ältesten im frühen Mittelalter) angelegt worden sind, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß ihre Namen ohne Ausnahme einen germanischen Charakter tragen. Diese Tatsache soll nun im folgenden genauer beleuchtet werden und zwar wollen wir die Benennungen der zwischen Lohr und Wertheim gelegenen Orte etymologisch erklären. Ich stütze mich dabei auf eine Liste, die sich auf Seite 62–69 meines Programmes findet. Hier sind für sämtliche Orte von Gemünden bis Wertheim die frühesten geschichtlichen Erwähnungen und die ältesten, z. T. auch spätere Namensformen mit Beifügung der urkundlichen Nachweise zusammengestellt. Darauf seien diejenigen verwiesen, die sich für die Quellen interessieren; ich werde diese im folgenden nicht wieder anführen; nur solche Belegstellen, die l. c. fehlen, werden namhaft gemacht werden.

Lohr. Über diesen Namen habe ich in einer besonderen Schrift (Das Lâr-Problem, Programm des Gymnasiums Lohr für 1912/13) gehandelt und

bin hier zu dem Ergebnis gelangt, daß das Wort lâr, welches der in Rede stehenden Ortsbenennung zugrunde liegt, ursprünglich die Bedeutung „Weideplatz" gehabt hat. Ich füge hier ergänzend hinzu, daß eine im K. Reichsarchiv in München gelegene Urkunde vom Jahr 1296 das älteste originale Schriftstück ist, das Lohr nennt; der Name lautet hier Lare[1]).

Sendelbach. Die älteste Form Sendilbach (mit i in der zweiten Silbe), die sich in einer wahrscheinlich im Jahre 1190 ausgestellten Urkunde findet, weist darauf hin, daß der Name aus Sendil[in]bach[2]) entstanden ist, d. i. Bach des Sendilo. „Sendilo" ist eine orthographische Variante zu dem Personennamen „Sentilo", den Ernst Förstemann (Altdeutsches Namenbuch, 1. Bd. Personennamen, 2. Aufl., Bonn 1900) auf Seite 1341 anführt. Der Bach selbst ist infolge früherer Rodungen verschwunden; an seine einstige Existenz erinnert jetzt nur mehr ein grasbewachsener Graben und allenfalls noch der Umstand, daß in der Nähe des letzteren die Silenacee Cucubalus baccifer (= beerentragender Hühnerbiß) wächst, eine Pflanze, die an Wasserläufen aufzutreten pflegt.

Wombach. Die Einheimischen sprechen Wómbich. Die erste Silbe hat entgegen der Meinung von Schumm[3]) nichts mit dem bekannten Wort für „Weide" zu tun, das sowohl mit i (got. winja, ahd. winne, mhd. winne in winnemânôt) als auch mit u erscheint (ahd. wunni [cf. wunnimanoth = „Wonne"-d. i. „Weide"monat], mhd. wunn(e) [vgl. den Ausdruck „Wunn und Weide"]; letzteres Wort lautet gleich mit dem wohl derselben Wurzel entsprungenen Wort für „Freude, Seelenlust", das im Neuhochdeutschen zu „Wonne" wurde). Bei unserem Namen käme nur die Form mit u in Frage. Daß aber Wombach aus Wun(ne)bach hervorgegangen ist, ist schon deswegen ausgeschlossen, weil im hiesigen Dialekt sich mhd. u erhalten hat (vgl. z. B. Nunnə, gəwunnə, Sunn = Sonne), der Name darum Wumbich lauten müßte. Außerdem spricht die Überlieferung dagegen; denn die älteste im Original vorkommende urkundliche Form ist Wanenbach (a° 1339) und dieses a der erste Silbe läßt sich auch noch später öfters konstatieren. Daraus ist zu schließen, daß in dem Bestimmungswort das ahd., mhd. Adjektiv wan = „fehlend, mangelhaft, unvollständig, leer" vorliegt; Wanenbach > Wombach heißt also soviel wie „(bei dem) wasserarmen Bache". Tatsächlich ist auch der Bach, an dem das Dorf liegt, nur ein dünner, unbedeutender Wasserfaden. Wegen dieser Übereinstimmung der Etymologie mit den natürlichen Verhältnissen halte ich es auch für unangebracht, in dem Wanen- den Genitiv des Personennamens Wano sehen zu wollen, umso mehr, als dieser wahrscheinlich von wân (mit langem a) = „Hoffnung" kommt (s. Förstemann, Pers.-N.,

[1]) Es sei gestattet, zu S. 32, 2. Abs. des „Lâr-Problems" nachzutragen, daß nach Godefroid Kurth, la frontière linguistique en Belgique et dans le nord de la France, Bruxelles 1895—98 (in Mémoires couronnés publ. p. l'acad. roy. des sciences) in Belgien das Wort „Lohr" als Flurname wiederholt vorkommt; so in der Provinz Luxemburg: Lohr, Vor an Lohr, Hinter Lohr, Langslohr (Gemeinde Battincourt bei Halanzy); La Lore (Gemeinde Fauvillers); In der Lohr (Gemeinde Bodange bei Fauvillers).

[2]) Zu dem Ausfall des -in- vgl. „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 53 Anm.

[3]) Anton Schumm, Unterfränkisches Orts-Namenbuch, 2. Aufl. Würzburg 1901.

S. 1521) und man infolgedessen in dem Ortsnamen eine gedehnte Aussprache der ersten Silbe erwarten müßte.

Rodenbach. Dieser Name ist in Deutschland häufig; es wäre aber verfehlt, ihn immer in der gleichen Weise erklären zu wollen. Förstemann, Orts-N., 3. Aufl., erwähnt I. S. 1449 ein Rodenbach (wahrscheinlich im Bistum Regensburg), dessen erster Teil, wie die anderwärts überlieferte Form dieses Namens: Rüdenbach lehrt, als Genetiv des Personennamens Rodo (= Hrodo, Roto, Ruoto, Ruado) aufzufassen ist. – Haas sagt in den „Fuldaer Geschichtsblättern", XI. Jahrg. (1912), S. 142, wo er einen in der Markbeschreibung der Kirche zu Schlitz (Oberhessen) erwähnten Rotenbach bespricht, daß dieser sehr häufige Flußname einen Bach bezeichne, der aus einem rôt (= Röth: sumpfige Feld-, Wald- oder Wiesenstelle) kommt. Röth ist ein Wort, das Arnold[1]) S. 519 f. eingehender behandelt und von dem er als weitere Formen „Rad, Räd, Röd, Röde, Röthe", im Plural „Raden, Rä(h)den, Röden, Räder, Röder, Röter" anführt. Ob nun Haas' Erklärung bei dem hessischen Bache zutrifft, darüber will ich nicht streiten. Für unseren Spessartbach ist sie jedenfalls abzulehnen, da sich in der hiesigen Gegend das fragliche Wort mit der in Hessen konstatierten Bedeutung nicht nachweisen läßt. Es tritt wohl röder nicht selten in Flurnamen auf, doch ist es, wie die Beschaffenheit der damit bezeichneten Punkte beweist, immer im Sinne von „gerodete (urbar gemachte) Stellen" (Plural zu rod Neutr.) zu nehmen. In Schriften des 16. Jahrhunderts begegnet es noch ohne Umlaut (z. B. Neustädter Urbar A. f. 468 im Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Rosenbergischen Archiv).

Könnte man vielleicht mit diesem letzteren Wort rod unseren in Rede stehenden Ortsnamen in Verbindung bringen? Schumm ist dieser Ansicht; denn er erklärt Rodenbach als „Ort am Rodungsbach". Eine solche Deutung verbieten jedoch (von anderem abgesehen) die natürlichen Verhältnisse, weil hier gar keine nennenswerte Rodung stattgefunden hat.

Die entscheidende Aufklärung gibt die mundartliche Form Rôtəbich oder Rôᵃtəbich: die Länge der ersten Silbe weist auf ahd., mhd. rôt = rot (ruber) zurück; Das Beiwort ist in unserem Falle ganz bezeichnend, da der Bach aus dem Gebiet des eisenhaltigen Buntsandsteins kommt und darum, wenn er anschwillt, eine stark rötliche Färbung hat.

Pflochsbach. Die Einwohner sagen Flóxbich. Auf einer von Mathäus Seutter im Jahre 1741 angefertigten Karte des Bistums Würzburg liest man Flachsbach. Auch bei Schober, Führer durch den Spessart, 6. Aufl., S. 234, ist angenommen, daß unser Dorfname ehedem so gelautet habe. Diese Form aber, die die Verdumpfung eines alten a in o voraussetzt, ist ein Erzeugnis der Volksetymologie; denn der o-Laut ist ursprünglich.

Schumm erklärt Pflochsbach als „Bach am Pflock, am Pfahlgraben, Römerwall". Aber von einem solchen Pfahlgraben oder Römerwall ist keine Spur

[1]) Wilhelm Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. 2. Auflage. Marburg 1881.

vorhanden, er ist ein reines Phantasiegebilde, geschaffen, um eine Etymologie bieten zu können.

Auf S. 63 meines Programms „Ältere Geschichte von Neustadt" habe ich die älteste Form unseres Ortsnamen notiert; sie findet sich in einer im Jahre 1190 ausgestellten Originalurkunde des Papstes Clemens III. und lautet flockesbach. Nun ist es ein leichtes das Bestimmungswort zu deuten: es ist der Genitiv des Personennamens Flokki. Dieser stellt eine Kurzform dar, die zwar aus verschiedenen Vollformen abgeleitet werden kann, aber jedenfalls in ihrem ersten Teil Flod- (eine mundartliche Nebenform zu Hlod- [vgl. Heintze, Familiennamen, im Register unter Flod —, ferner Förstemann, Pers.-N., S. 859, Anhang zu Hloda, und S. 885 unter Hrothi]) enthält.

Neustadt, alte Form Niuwenstat. S. hierüber mein Programm „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 10. Über die Siedelung Rorinalacha, die Vorgängerin von Neustadt, ebenda S. 9.

Erlach. Im Volksmund Erli(ch) mit Absinken des a zu i in der unbetonten Silbe, wie -bach in gleicher Stellung zu -bich wird; mit dem ahd. Kollektivum -ahi gebildete Ableitung von „Erle" (ahd. erila), also etwa „Erlenort" zu übersetzen. — Die Erklärung des Namens als „Herrnwasser", die Link (Klosterbuch der Diöcese Würzburg) I, S. 313 für möglich hält, ist eine etymologische Verirrung. Link geht dabei von der Form Herlach aus; tatsächlich kommt diese Schreibweise für unseren Ort vor, zwar nicht in der Urkunde, auf die sich Link beruft, denn dort ist ein ganz anderes Erlach gemeint, sondern in einem Zusatz zu der im Jahre 1362 gefertigten Abschrift des Neustädter Stiftungsbriefes, (s. „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 61); aber hier liegt nichts weiter als ein unorganisches H vor, wie es sich oft vokalisch anlautenden Wörtern vorgesetzt findet. — Die Zusammensetzung unseres Ortsnamens ist nicht verstanden von Schumm, der ihn als „Ort am Erlenwasser" erklärt, und von Link, der l. c. drei Ableitungen bespricht und an erster Stelle Erlach mit der ganz anders zu beurteilenden Bildung Rorlach vergleicht; es verlohnt sich jedoch nicht, auf diese Fehler einzugehen.

Rothenfels. Die dort um 1150 erbaute Burg erhebt sich auf rotem, zum Teil in Form von Felsen auftretendem Buntsandstein, woraus sich der Name erklärt.

Zimmern. Der Name kommt von ahd. zimbar = mhd. zimber, zimmer = Bauholz, dann Holzbau, und bedeutet also: „(bei den) Holzhäusern". Diese Bezeichnung wurde vielleicht als Gegensatz zu dem steinernen Bau der Burg Rothenfels, die sich auf der gegenüber liegenden Mainseite erhebt, gewählt; Voraussetzung bei dieser Annahme ist, daß Zimmern später als Rothenfels angelegt wurde, was ich im Hinblick auf die weniger günstige Lage des ersteren Ortes für durchaus wahrscheinlich halte.

Hafenlohr. S. hierüber mein Programm „Das Lâr-Problem", S. 7 ff. und „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 65. Verfehlte Etymologien bei Alfons Abert, Franken, eine kulturgesch. Skizze (Progr. des Gymn. Münnerstadt, 1893),

S. 25, ferner bei Karl Uibeleisen, Die Ortsnamen des Amtsbezirkes Wertheim, 1900, S. 49/50 und bei Schumm, S. 61. Neben Haffenloer, Havenlor u. ä. war seit 1448 auch Heffnerlor(e) ungefähr ein Jahrhundert lang im Gebrauch. Haven- ist aus havenaere = Häfner hervorgegangen; für diese Verkürzung in einem Kompositum bietet eine hübsche Analogie das Wort, das der Neustädter Abt Konrad Lieb (1534–1554) mit eigener Hand in das Neustädter Urbar A (s. oben!) auf f. 303' eingetragen hat: zwolff morgen am hintern guckenberg bei der Haffen gruben; diese „Haffengrube" (statt „Hafnergrube") war in der Markung Hafenlohr gelegen.

Marktheidenfeld. Aus dem 12. Jahrhundert als Heitenefelt überliefert. Die von Uibeleisen, S. 45, für möglich gehaltene Ableitung des Bestimmungswortes von dem Substantiv „Heide" (= wildgrünende, waldlose Fläche; mhd. heide, vgl. got. haithi) ist grammatisch nicht verständlich. Dagegen scheint es mir denkbar, daß Heitene- aus einem von dem genannten Substantiv abgeleiteten Adjektiv *heidin hervorgegangen ist, wobei ich jedoch das zu Grunde liegende Substantiv im Sinne von „Heidekraut" (erica; ahd. heida) nehme; dem erwähnten Adjektiv käme die Bedeutung zu „reich an Heidekraut, mit Heidekraut bewachsen" und wäre beispielsweise mit ahd. rôrîn = „reich an Schilfrohr" in Parallele zu setzen. Das Schluß-e von Heitene- würde man wohl am besten als Zeichen des schwachen Nominativs (e abgeschwächt aus älterem a) auffassen. Wie Rorinalacha „mit Röhricht bewachsener Sumpf", Eichinaberg[1]) „mit Eichen bestandener Berg" heißt, so wäre *Heidinafeld > Heitenefeld = „mit Heidekraut dicht bewachsenes Feld". Grammatisch stände dieser Deutung nichts im Wege. Doch ist ein Adjektiv heidin nicht überliefert. Darum ziehe ich die Erklärung vor, die in dem Bestimmungswort den Genitiv des Personennamens Heito sieht.

Lengfurt, alt Lengesfurt, d. i. die „Längsfurt". S. hierüber „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 69.

Triefenstein (ehemaliges Kloster regulierter Chorherrn, nunmehr Schloß im Besitze des Fürsten Löwenstein-Freudenberg) und Trennfeld < Triefenfeld. Schon früh wurde der erste Name als „triefender Stein" gedeutet und demgemäß mit „Stillans petra" übersetzt (vgl. a° 1212 Stillantis-Petre prepositi bei Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim, II, 25, ferner a° 1441 zum triffendenstein im ältesten Kopialbuch von Triefenstein). Uibeleisen fügt dieser Auslegung, der er sich anschließt, auf S. 44 die Erläuterung bei: „Dicht hinter dem ehemaligen Kloster ist eine Höhle, von deren Decke beständig[2]) Wasser tropft". Damit scheint die alte Deutung einwandfrei gestützt. Allein der mit dem gleichen Bestimmungswort zusammengesetzte Name des nahen Dorfes Trennfeld < Triefenfeld macht sie wieder fraglich. Uibeleisen sagt auf S. 44: „Triefenfeld erhielt seinen Namen im Gegensatz zu dem waldigen und hochgelegenen Triefenstein,

[1]) Eine grammatisch nicht ganz richtig gebildete Form; man erwartet Eichino-, da berg Maskulin ist.

[2]) Das ist etwas zu viel gesagt.

dessen landwirtschaftliches Anhängsel (so!) es war". Diese Meinung ist irrig; denn das Kloster Triefenstein ist erst im Jahre 1102 gegründet worden, während das Dorf Triefenfeld viel älter ist und schon im Jahre 1017 genannt wird; folglich kann die erstere Siedlung auch nicht Ausgangspunkt für die Benennung des Dorfes gewesen sein. Schumm erklärt Triefenfeld als „Ort am triefenden Felde", eine Deutung, die auf die tatsächlichen Verhältnisse — die ganze dortige Gegend ist wasserarm — keine Rücksicht nimmt. Das Richtige hat wohl Jellinghaus (bei Förstemann, Ortsnamen, I. S. 743), der Triefen- in Trieffenvelt (so lautet der Name des Dorfes in Monum. Boica XXXI,P. I. S. 290) auf einen vom Stamm Drib- abgeleiteten Personennamen zurückführt. Die Frage ist nun, ist das Bestimmungswort in Triefenstein ebenso zu fassen? Man wäre dazu berechtigt, wenn man die Entstehung beider Namen in die gleiche Zeit setzen dürfte, wenn man also annehmen dürfte, daß die Bezeichnung „Triefenstein" schon lange vor der Erbauung des Klosters als Örtlichkeitsbezeichnung (Bergname) aufgekommen war. Hierüber läßt sich jedoch aus Mangel an Nachrichten nichts aussagen. Ich halte es für das wahrscheinlichste, daß die „triefende Felshöhle" (s. oben!) den Anlaß zur Namenbildung gegeben hat, wobei möglicherweise der mißverstandene Name des nahen Triefenfeld mitbestimmend war.

Homburg, alt Hohenburg. Der Name erklärt sich aus der Lage der Burg. Sprachliche Bemerkungen in „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 52, Anm. 3.

Bettingen. „Sippe des Betto"; s. Uibeleisen, S. 18 ff.; Schnetz, „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 12 f.

Urphar. Von ahd. urfar = mhd. urvar, Stelle am Ufer, wo man an- oder überfährt, Landeplatz, Fähre. Vgl. Uibeleisen, S. 12 f.

Eichel. Dieser Name ist ein Beispiel dafür, wie mitunter ganz einfach aussehende Benennungen einer allseits befriedigenden Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten bereiten. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Großherzogtums Baden, führt ihn auf echi-lô, d. i. Eich-wald zurück. Uibeleisen, S. 12, wendet dagegen ein, daß die lange Endsilbe nicht gänzlich abfallen konnte, es wäre „Eicheloh" daraus geworden. Nun halte ich es für nicht ganz ausgeschlossen, daß im 13. Jahrhundert, in welcher Zeit der Name zuerst urkundlich begegnet (a° 1269 Echel, a° 1276 in Echele, cf. a° 1305 Eichile), Verkürzung oder Schwund des Vokales von lô schon eingetreten war. Aber immerhin scheint mir dieser Vorgang sehr unwahrscheinlich; blieb doch auch in Achilloh (so um 1102 zufolge einer im 15. Jahrhundert erfolgten Aufzeichnung), das später zu „Achenlohe" wurde, der ursprüngliche Vokal des letzten Wortteils unverändert erhalten. Nach der Ansicht Uibeleisens ist Eichel entstanden aus „am Eichele", d. h. an der kleinen Eiche. Er sieht also zunächst in dem Namen eine Verkleinerungsform. Hierin stimme ich ihm bei. Dagegen halte ich es für verfehlt, wenn er das Deminutiv (das mhd. eichel lauten mußte) von Eiche (Feminin!) = Eichbaum ableitet. Denn es ist unwahrscheinlich, daß der in einer waldreichen Gegend gelegene Ort nach einer einzelnen kleinen Eiche genannt sein soll. Wenn Uibeleisen daran erinnert, daß Eichel eine Wallfahrtskirche besaß, und meint, es

wäre denkbar, daß eine kleine Eiche mit einem Muttergottesbild dem Wallfahrtsort den Namen gab, so ist dem entgegenzuhalten, daß man solche Muttergottesbilder gerade an stattlichen, markanten Bäumen anbrachte. Meine Ansicht ist, daß nicht von dem Feminin Eiche, sondern von einem neutralen (oder vielleicht auch maskulinen) „Eich" auszugehen ist. So wie „das Buch" = Buchenwald, „das Tan" (so mhd.; später auch „der Tann") = Tannenwald, „Bark" (Maskul., niederdeutsch) = Birkenwald, „Asch" (Maskul., niederdeutsch) = Eschengehölz (s. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen, S. 2) ist, so muß ein analoges „Eich" soviel wie „Eichenwald" und die Verkleinerungsform „Eichel" soviel wie „Eichenwäldchen" bedeuten.

Wertheim. a° 1009 Werdheim (Mon. Boica XXVIII, P. I, p. 412). Von ahd. warid, werid = mhd. wert, Insel, Halbinsel, in unserem Falle die Landzunge zwischen Main und Tauber; s. u. a. Uibeleisen, S. 11. — Das Wertheim gegenüber auf der anderen Seite des Maines gelegene Dorf hieß ehedem ebenfalls Wertheim (s. „Ältere Geschichte von Neustadt", S. 69), wurde jedoch später von der Siedlung auf dem jenseitigen Ufer dadurch unterschieden, daß man unter Hervorhebung seiner Eigenschaft als Wallfahrtsort seinem Namen Heiligenkreuzes vorsetzte, (a° 1311 Heiligenkreuzeswertheim, 1325 czu Heiligen Cruczes Wertheim); daneben sagte man auch bloß „Zum heiligen Kreuz" (so 1346); seit dem 15. Jahrhundert heißt das Dorf „Kreuzwertheim". (s. Uibeleisen, S. 37).

Im Anschluß an die im Maintal selbst gelegenen Orte zwischen Lohr und Wertheim möchte ich noch die Namen einiger nicht weit davon entfernter Dörfer besprechen.

Roden. Ich möchte in dieser Form nicht mit Arnold, S. 445 einen Dat. Plur. sehen, sondern den Dat. Singular eines neben dem Neutrum rod (= gerodetes, urbar gemachtes Land) entwickelten schwach deklinierten Feminins roda (vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, unter rod, S. 1107 und Förstemann, Orts-Namenbuch II, 627 ff.). Daß ein solches Feminin in der Gegend tatsächlich gebräuchlich war, läßt sich urkundlich beweisen: im Neustädter Urbar A (im Fürstl. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg'schen Archiv) wird auf f. 247 aus dem nahen Karbach der Flurname „an der Rodenn" (16. Jahrhundert) erwähnt.

Karbach. Das Bestimmungswort ist das ahd. char, mhd. kar[1]) = Gefäß, Schüssel, das in Örtlichkeitsnamen eine kessel- oder schüsselförmige Vertiefung im Terrain bezeichnet. Diese Bedeutung wird durch die Lage des Ortes Karbach gestützt: Das Tal des Baches, an dem das Dorf liegt und der weiter aufwärts Krumbach bezw. Bronnbach heißt, wird hier plötzlich weit, verengt sich jedoch bald wieder; ringsum ist der ebene Grund von Höhen eingefaßt; so liegt also Karbach wirklich in einem Kessel. Von diesem erhielt zweifellos zunächst der hier anhebende Abschnitt des Baches seinen Namen, nach dem Bach aber wurde später das Dorf benannt. Daß das Wort kar auch sonst in der Gegend üblich

[1]) s. Schmeller, Bayr. Wörterb. I, 1276/7; Grimm, Deutsches Wörterb. V, 202 ff.; Förstemann, Orts-Namenbuch, I, 1645.

war, bezeugt das Triefenſteiner Zinsbuch A (aus dem 15. Jahrhundert), wo es auf f. 31 heißt: . . . biß an die karklingen[1]) . . (in der Mark Kreuzwertheim).

Windheim. Früher als von Windheim hören wir von Windowe (Windau) (zuerſt a° 1342), das nach meiner Anſicht einer der Höfe war, aus deren Zuſammenſchluß das Dorf Windheim entſtand. Dieſes liegt ungefähr $2^1/_2$ km vom Main entfernt, an der Stelle, wo ſich die Berge auf eine Strecke von etwas über 1 km hin voneinander entfernen und die breiteſte Wiesfläche des ganzen Hafenlohrtales beginnt. — Man iſt geneigt, in den meiſten Orten, deren Namen das Wort „Wind-" enthalten, Niederlaſſungen von „Wenden" (Slaven, ahd. Nom. Sing. Winid) zu ſehen, die in den Kämpfen des 9.—13. Jahrhunderts in großer Zahl mit Gewalt aus ihren alten Wohnſitzen weggeführt und als Hörige geiſtlicher und weltlicher Herrn in weſtlicheren Gebieten angeſiedelt wurden. So erklärt auch Schumm Windheim als „Wendenheim". Dieſe Deutung läßt ſich jedoch in keiner Weiſe ſtützen, da wir nicht die geringſten geſchichtlichen Anhaltspunkte dafür haben, daß jemals in das Hafenlohrtal Wenden verpflanzt wurden. — Ferner könnte man bei den zwei Namen an eine Zuſammenſetzung mit „Wind" (ventus) denken, ſodaß alſo Windau die „windige Au", Windheim die „dem Winde ausgeſetzte Heimſtätte" bedeuten würde. Auch das iſt jedoch ganz unwahrſcheinlich; ſolche Bezeichnungen wären für unſeren Ort ſehr ſchlecht gewählt, da er gegen die bei uns vorherrſchenden Weſt- und Südweſtwinde durch den vorgelagerten Trauberg geſchützt iſt. — Was am meiſten charakteriſtiſch für die Gegend bei Windheim iſt, das iſt die oben erwähnte Ebene, die eine Breite beſitzt, wie ſie ſonſt in keinem Seitentale des Oſtſpeſſarts (das der Lohr ausgenommen) vorkommt; ſie war von jeher ein prächtiger Platz für die Weide. Und damit hängt nach meiner Meinung die Benennung von Windau bezw. Windheim zuſammen. Ich zweifle nämlich nicht daran, daß „Wind-" aus dem ahd. Wort für „Weide": winne durch Volksetymologie hervorgegangen iſt, genau ſo wie aus den im Ablautverhältnis zu winne ſtehenden wunne mitunter wunde wurde (ſ. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II, 933 f.) Gern möchte man in der mundartlichen Ausſprache des Namens Windheim eine Beſtätigung für unſere Auffaſſung ſehen; das Volk ſagt nämlich Wina (ohne d!)[2]). Doch iſt daraus kein ſicherer Schluß zu ziehen, da im hieſigen Dialekt d vorausgehendem n öfters angeglichen wird (vgl. „annerſch, Kinner, Stunn" für „anders, Kinder, Stunde"). Auf jeden Fall iſt aber der Umſtand für unſere Erklärung günſtig, daß ſich auch aus anderen Gegenden Beiſpiele für die Entſtellung von win(ne) (oder wunne) zu wind beibringen laſſen (vgl. Arnold, S. 537, ferner Schoof in „Heſſenland", Jahrg. 1914, S. 103).

Altfeld. Alte Formen Altfildi, Altfilde. Das mit alt und filde = Feld zuſammengeſetzte Wort, das zuerſt ein Flurname war, läßt nach meiner Anſicht zwei Auslegungen zu. Zunächſt wird man „Feld" wohl als Fruchtland, das durch Kultivierung des Bodens gewonnen wurde, faſſen und unter Altfeld ein in

[1]) Klinge = Talſchlucht.

[2]) -heim iſt zu a zuſammengeſchrumpft, ebenſo in Réterscha = Rettersheim.

früherer Zeit urbar gemachtes Land im Gegensatz zu einem neu angelegten Feld (das wäre wohl Triefenfeld > Trennfeld) verstehen. Man kann aber „Feld" auch in der älteren Bedeutung: „unangebautes, jedoch waldfreies Gebiet" nehmen und dann unseren Namen als „waldfreie Fläche, die von alters her, d. h. schon von Anfang an bestanden hatte und nicht erst durch Rodung gewonnen werden mußte", erklären. Diese letztere Deutung scheint mir aus geologischen und botanischen Gründen viel für sich zu haben. Während nämlich in der Gegend sonst die Buntsandsteinformation vorherrscht, breitet sich um Altfeld Diluvium aus; da der Unterschied in der Bodenart auch eine andere Vegetation notwendigerweise bedingt, so kann es wohl sein, daß hier im Gegensatz zu den dichten Wäldern der Umgebung eine freiere Fläche von Anfang ab vorhanden war.

Interessant ist der Name des Ortes in sprachlicher Hinsicht. Was zunächst das ursprüngliche i im Grundwort betrifft, so liegt hier eine Nebenform zu feld vor, die sich auch anderwärts findet (vgl. Fischer, Schwäb. Wörterbuch unter „Feld"). Vom 14. Jahrhundert ab treten, selbstverständlich durch die Aussprache des Volkes veranlaßt, Formen auf, denen das d der Schlußsilbe fehlt, so Altavil (a° 1328), alteuille, althuilla (Standbuch 445 f. 113 im Kreisarchiv zu Würzburg), Eltvill (um 1480), Eltvel (um 1480), Altuill (a° 1588 in einem Akt in Sachen Würzburg und Triefenstein contra Wertheim, im gemeinsamen Archiv der Fürsten zu Löwenstein-Wertheim).[1]) Jetzt lautet der Name im Munde der Einheimischen Alpfl (auch mit Mouillierung des l, also etwa Aipfl): hier ist t in einen dem folgenden f homorganen Konsonanten übergegangen, ein Lautwechsel, den ich bereits für das Jahr 1585 nachzuweisen vermag („Alpfeldt" heißt es nämlich in einem Akt aus diesem Jahre in Sachen Würzburg und Triefenstein contra Wertheim, im gemeinsamen Archiv der Fürsten zu Löwenstein-Wertheim). Das gleiche Grundwort, zugleich mit dem späteren Abfall des d weist der in der Nähe von Gerolzhofen gelegene unterfränkische Kirchweiler Wüstviel auf, der im ältesten Lehenbuch des Hochstiftes Würzburg (herausgegeben im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 24) Wustvilde heißt.

Dieselbe Lauterscheinung (Schwund des d nach l) finden wir in unserem Gebiet auch noch bei dem Ortsnamen Prozelten (Langenprozelten bei Gemünden, Dorf- und Stadtprozelten zwischen Miltenberg und Wertheim), der im Volksmunde Prozella lautet. An der Erklärung dieses schwierigen Namens haben schon verschiedene ihre Kraft versucht. Manche haben, weil sie auf dem Boden der germanischen Sprache keinen Weg zur Deutung fanden, sogar zum Keltischen und Slavischen ihre Zuflucht genommen. Ganz aus dem Keltischen leitete das Wort ab Jeanneau in dictionn. étym. celtique (nach Dahl in Geöffn. Arch. II,

[1]) Ganz ähnliche Formen (nämlich Alta villa, Eltevil, Eltevill, Eltwil) sind für den Namen des bekannten Ortes im Rheingau Eltville überliefert, in dessen zweitem Bestandteil Arnold, S. 92, unmittelbar aus dem lateinischen villa entstandenes Weil sieht, während sich Jellinghaus bei Förstemann, Ortsnamen, I, S. 116, nicht entscheidet. Ich halte den Namen für identisch mit dem unsrigen, nur daß bei ihm der Schwund des d schon von seinem ersten Auftreten an (zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts) begegnet.

2. S. 97/98), der ihm die Bedeutung „großes Grundstück am Flußufer" unterlegte. Die meisten betrachten wenigstens das Grundwort als germanisch. Und zwar faßten es die einen als mhd. selde „Wohnung, Hütte" [1]), die anderen als ahd. halda „Halde, Abhang". Ich füge noch hinzu, daß man auch an ahd. helid „Hütte" denken könnte, obwohl ich mir diese Etymologie nicht aneigne. — In dem Bestimmungswort sah man das slavische brot = Furt (so Bacmeister) oder mhd. broz = Knospe, Sproß (so Schumm) oder einen Personennamen und zwar entweder Brod (aus Brord) oder Bratin; betreffs des letzteren wird sich Uibeleisen, S. 42 und 49, nicht klar, ob er zu dem deutschen Personennamen Braiding oder dem ebenfalls deutschen Personennamen Brado oder endlich zu dem keltischen Personennamen Brato zu stellen ist.

Meine Ansicht ist folgende: Als älteste Form wird von Dahl a. a. O., bedauerlicherweise ohne Quellenangabe, Bradeneshelda aus dem 9. Jahrhundert, womit Dorfprozelten gemeint ist, angeführt. Da noch im 13. Jahrhundert Bratshelden (z. B. Regesta Boica III, 151, 163, 447) geschrieben wird, so halte ich es für ganz willkürlich anzunehmen, daß das h unorganisch sei, und sehe in dem Grundwort das ahd. halda = „Halde" mit mundartlichem Übergang des a zu e. Diese Ansicht wird mir geradezu zur Gewißheit angesichts der Tatsache, daß in unserem Gebiet das genannte Wort gar nicht selten in Lokalnamen erscheint,[2]) sowie in Rücksicht auf die Lage der fraglichen Orte: Langenprozelten liegt zunächst einer sanft ansteigenden, jetzt mit Feldern bedeckten, großen Halde, der einzigen von nennenswertem Ausmaß auf der rechten Mainseite zwischen Gemünden und Lohr, die wegen ihrer Ausdehnung Ackerbau in weiterem Umfang zuläßt, während die Berge links und rechts davon durch trotzig-steilen Anstieg bis zum heutigen Tage Anbau in größerem Stile verbieten. So gibt diese Kultur-Halde der Dorfgegend ihr charakteristisches Gepräge. Ähnliche Verhältnisse treffen wir bei Dorfprozelten an, das am Fuß des schwach geneigten Bichelberges gelegen ist. (Stadtprozelten, das sich an einen steilen Berghang lehnt, kommt so wenig wie Burgprozelten bei der Frage nach dem ursprünglichen Sinn des Namens in Betracht, weil beide aus späterer Zeit stammen.)

In der Beurteilung des Bestimmungswortes scheinen mir alle bisherigen Erklärer mehr oder minder fehlgegangen zu sein. Ich sehe darin (unter der Voraussetzung, daß die von Dahl mitgeteilte Form richtig ist!) einen deutschen Personennamen Bradini oder besser Bratini. Der erste Teil dieses Wortes ist nach meiner Ansicht aus dem in einer sehr großen Zahl von Namen auftretenden

[1]) Manche verirrten sich hiebei so weit, daß sie den ganzen Namen als „Brothütte, Bäckerei" erklärten.

[2]) z. B. Crupenhalde a° 1164 (Mone, Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins IV, 414), jetzt der „Altenberg" bei Lengfurt; „praedium nostrum quondam situm in Thaleshalden in marchia Cruciswertheim", Triefensteiner Zinsbuch A. f. 32'; Ruckertshelden a° 1274 (b. Würzburg), Arch. d. hist. Ver. v. Unterfr. 41, 189; *Boltheshalden a° 1119 > Bolzhelden a° 1631 (eingegangener Weiler bei Tauber-Rettersheim, s. Arch. histor. Ver. v. Unterfr. 24, 305).

Stamm BERHT- entstanden. Wir gehen also von Berhtini[1]) aus (ini ist entweder n-Suffix oder aus -wini verkürzt); hieraus entwickelte sich zunächst Beráhtini (Einschaltung eines svarabhaktischen a zwischen r und h, eine häufige Lauterscheinung, und Verlegung des Akzentes auf die zweite Silbe!), dann Berátini und durch Ausstoßung des e schließlich Brátini. Diese Ausstoßung des e in beraht, die, wenn dieses Wort zweites Glied einer Komposition ist, sehr häufig vorkommt (s. z. B. Behaghel, Gesch. d. deutschen Sprache, S. 115, ferner Förstemann, Personennamen, S. 277), begegnet, obzwar selten, auch am Wortanfang: so ist aus Berhtwald über Perahtold zuletzt Pratold geworden (Förstemann, Pers.-N., 296); als ähnlich vgl. ferner Brechtilo für Berchtilo und nhd. Prechter, Prächter aus Berhthari.

Deutschlands Fluch.

Gedicht von Heinrich Weigl.

Du Belgierland, von Blut so rot,
Vom Blut der deutschen Recken! –
Fluch dir! Dir Leid und Not und Tod!
Fluch deinem Stab und Stecken!
Fluch England dir! Von Kampf umloht
Starrst nun auch du, gottstark bedroht!
Dir Hohn und bleicher Schrecken!

Fluch Belgierland! Dir England Fluch!
Hell muß der Kriegsschrei gellen
Ins Vaterland voll Lug und Trug! –
Alldeutschlands Segel schwellen!
Der Hinterlist ist nun genug
Und voll ist euer Schuldenbuch
Ihr Meuchelmordgesellen!

Fluch Belgierland! – Wo Grab an Grab,
Von Blut so rot die Lande,
Ein Krönlein fiel vom Thron herab
Befleckt mit Schmach und Schande! –
Fluch dir ins Grab! – Nun brich den Stab
Ob Britentreu und grab dein Grab
Und stirb im Küstensande! –

[1]) Vgl. zu dieser wie zu den daraus entwickelten Formen die von Förstemann angeführten Personennamen Perhtine, Perehtini (S. 283); cf. auch Berahtwini (S. 297); ferner die hieher gehörigen Ortsnamen Berteneshem, Berteneslove = Bartensleben, Berchtenswile (Förstemann, Orts-N., 427).

Wörter und Namen.

Von

Dr. Christoph Beck, Bamberg.

Die gläbern (Pretzfeld). Unkraut im Getreide, das fest „klebt", eine Art „Klette". Geht wie „Klette" auf altes kleiben = kleben zurück. „Kleben" ist nicht mehr volkstümlich, dafür wird „pichen", „pappen", „schmieren" gebraucht. Der Lehmwandmacher hieß früher „Kleiber" (dial. glaber), was als Personenname noch häufig vorkommt. gläbern, ahd. wohl kleibera, ist Umlautsform, wie die brädn für die Breite.

Die raddl (Pretzfeld). Unkraut im Getreide, eine Art Winde, mit blauen Blüten. Wohl abgeleitet von dem Verbum raddeln, d. i. fest zusammendrehen.

Die räddern (Pretzfeld). Sieb, hauptsächlich für die Getreidekörner, ahd. rîterâ, nhd. Reiter. Vom idg. Verbum (s)krej sondern, sichten. Vgl. lat. cerno, griech. krino, lat. Subst. cribum statt cridhrom (ruber — e-rythrós), irisch criathar Sieb. Unser „rein", got. hrains, ist eigentlich „gesiebt". Hieher gehören auch lat. certus und griech. kritos.

Für ein „junges Pferd" sagt man in Nürnberg: heinzel (Schmeller I 1138), in der Bamberger Gegend: haikel, in Tirol: hassig. Schmeller führt unter I 1133 eine Form hankelein für Franken an. Ebenda wird hinsichtlich der Ableitung auch slav. konj Pferd und Hengst verwiesen. Es dürfte angebracht sein, altkelt. (korn. und armor.) cassec, equa, neukambr. caseg beizuziehen; wenigstens erinnert die tirol. Form hassig zu deutlich an das Keltische.

rüfti (Pretzfeld) Adj.: rauh, zersprungen, besonders vom Brot und Erdboden. Geht auf mhd. rûch rauh, engl. rough, gespr. raf zurück. Von diesem aus wurde ein Subst. der ruft „rauher Erdboden", jetzt noch in der Bamberger Gegend gebräuchlich, gebildet. An ruft trat dann die Silbe -ig (ic), die Umlaut bewirkte. Wegen des Wechsels von ch und f vgl. „Tuffstein" und „Tauchstein".

Dechamäßi (Rothenburg o. T.) Adj.: schweigsam, „klein geben"; z. B. die is amol hait dechamäßi, d. i. „redt und deut net". decha ist mhd. dagen, lat. tacere schweigen, ein altes Verbum, das aus mehreren germanischen Dialekten verschwunden ist; das Engl. hat für „schweigen" die Umschreibung mit normannfranz. silent: to be silent.

„blond" ist, obwohl gut germanisch, doch nicht volkstümlich. In Westfalen gebraucht man dafür „gelb, goldgelb", ebenso im Engl. yellow bezw. fair (W.

Scott, Ivanboe), in Bayern und Tirol „flachshaarig", in Franken (Bamberg): Schimmel; ein Mädchen mit hellblondem Haar ist „a Schimmala". Rötlich blond heißt: rot bezw. Fuchs, daher wohl auch mancher Personenname. Die Italiener geben unser „blond" mit rosso (rötlich), die Franzosen mit roux, rousse wieder, die Russen haben dafür russüj.

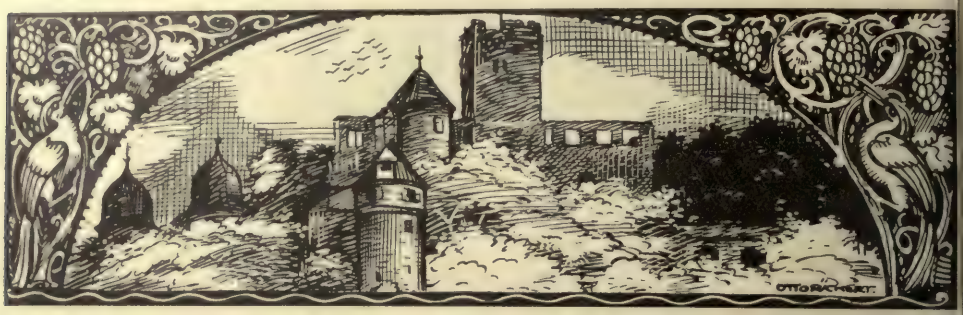
Wenn man wehmütig, melancholisch, („ums Herz so weh") wird, wenn man Heimweh bekommt, besonders beim Klang der Abendglocken, dann sagt man in Rothenburg: „da wird mir so winda weh". Dieses winda ist das alte winde mit der Bedeutung „Schmerz". Die Vorliebe für Alliteration hat die Zusammensetzung mit „weh" veranlaßt. Die Hinzufügung von „weh" geschah wohl auch zur Erklärung des unverständlich gewordenen „winda".

Wenn sich einer recht satt gegessen hat, sagt er: „Ich hab mi toll und voll gessen". „toll und voll" hendiadyoinartiger Ausdruck, in welchem das erste Wort eine entstellte Angleichung eines ursprünglich ganz anderen Wortes darstellt. Der Rothenburger Dialekt hat letzteres noch erhalten; dort heißt es: sich donat voll essen. donat ist donend, Part. Pr. von mhd. donen strotzen, aufschwellen, in Spannung sein (Lexer).

„sehr" wird in Franken vom Volk fast nie gebraucht, dafür: „arg" (Nürnberg-Bamberg-Bayreuth), „wacker" (Rothenburg o. T., z. B. der hat wacker viel Geld). Nur westlich von Bamberg (Burgebrach) hört man auffallend häufig „sehr", besonders in Verbindung mit „gar" „gar sehr": der is gar sehr reich.

Wenn alles drunter und drüber auf dem Boden liegt, sagt man in Pretzfeld: es liegt alles auf grabalès. grabalès wohl von lesen + auflesen, krabeln, d. h. auf dem Boden kriechend. Wenn der Pate nach der Taufe vor der Kirchentüre Pfennigstücke unter die Kinder wirft, dann müssen diese „grabeln", d. h. sie auf dem Boden kriechend auflesen. grabbeln = krabbeln = krappeln = kriechen.

studdern: In Rothenburg o. T. gebraucht in der Bedeutung von „herumsuchen", im Bamberger Land sagt man dafür „stüren" und „stochern", letzteres kommt in „Zahnstocher" = „Zahnstürer" vor. Die Form mit dd bezw. tt ist die ältere, die Form mit ch gehört der neuhochd. Zeit an. Ähnlich verhält es sich bei: ludder bezw. lutter, loter (dial. oberdeutsch) und locker (vom Brot, vom Erdboden).



Ins württembergische Franken.

Von
Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T.

An einem prächtigen Julisonntage wurde der längst in Vorfreude genossene Ausflug ins Jagstthal nach Langenburg und Kirchberg zur Tat. Die menschenleeren Gassen Rothenburgs glänzten in der feierlichen Helligkeit der Morgensonne, als ich zum Postauto an den Marktplatz ging. Seit kurzem erst ist die Verbindung mit dem württembergischen Lande nach Blaufelden und Roth a. See hergestellt und für Rothenburg ein weiteres entzückendes Ausflugsgebiet erschlossen. Zum Spitaltor gings hinaus, hinab ins Taubertal und steil die Plinksteige hinan; wir ließen das langgewohnte Rothenburg ohne viel Rückblicke entschwinden, die Erwartung auf neues Land gerichtet. Es war eine fröhliche Fahrt in den frischen Morgen hinein. Unser Wagenführer entlockte seiner zweitönigen Huppe ein originelles Quintenthema wie aus einem unentdeckten Brucknerschen Scherzo. Über grünes einfaches Land gings sanft dahin. Die gebändigte Fruchtbarkeit des Mutterbodens in Saatenfluren, Wiesenmatten wirkt immer beruhigend und vertraut. Dörfer mit viel Fachwerk, die Häuser locker ins Grüne gestellt, wie von einem spielenden Kinde, hie und dort ein kleines Wäldchen, sanftestes Schwellen und Sinken des Bodens — eine bescheidene, aber freundliche Gegend.

In Blaufelden enstiegen wir dem Auto, saßen hinter der Kirche auf Steinstufen und aßen Kirschen und Schinkenbrot. Durch hohe Akazien fiel süß geklärtes Morgenlicht. Ein altersgrauer Turm ragte steil vor uns auf. Wenig unterhalb seiner Spitze läuft eine Gallerie um sein hohes Schieferdach, ein origineller Einfall des Baumeisters. Eine leichte freie Stimmung hatte uns erfaßt. Was ist nötiger für solche Fahrten wie Absichtslosigkeit, abenteuerlustige Ungebundenheit, ein elastisches Reiseprogramm, dann Freude am Entdecken, die Gabe auf kleinste Reize zu reagieren und guter Mut, die Gelegenheit zu packen. Ein paar dunkelrote Rosen, die ich von einem Mädchen über den Zaun weg mir schenken ließ, waren die erste freundliche Glücksgabe des Tages.

Wir stiegen ins Bähnle nach Langenburg. Schon mischte sich unverfälschtes Schwäbisch mit dem vertrauten fränkischen Dialekt. An der Oberamtsstadt Gerabronn vorbei, die nach Industrie aussieht. Ein gehegter Hochwald

verrät die Nähe fürstlicher Sitze. Schöne Baumgruppen in sommerlicher Fülle zogen vorbei, in der Ferne kreisten langsam fast nur geahnte Taleinschnitte mit Wäldern verbrämt.

Am Bahnhof in Langenburg war noch neutraler Boden. Erst als wir in das freundliche Städchen eintraten, meinte mein Begleiter: „jetzt wird's!" Helle Putzhäuser, gemütliche Bauformen, keine neuzeitlichen Störenfriede. Unter dem Torturm, der die einzige Straße des Ortes teilt, der bestimmende Eindruck: die giebelreiche Straßenzeile, am Ende durchsonntes Wipfelgrün, darüber ein massiger heller Rundturm mit bauchigem Dach. Er schließt das Straßenbild ab und gibt einen stärkeren Begriff vom Schlosse, als eine volle Front bewirken könnte. Das liebe deutsche Bildchen im spitzbogigen dunklen Rahmen des Tores haftet fest in der Seele.

Der erste Eindruck ist so wichtig. Er ist nicht nachzuholen. In verstimmender Gesellschaft oder in aufnahmeunfähiger Verfassung eine neue Stadt oder Landschaft sehen, heißt sich um ein dauerbares Bild bringen. Die nähere Vertrautheit kann den ersten Reiz des Unbekannten nicht ersetzen. Erlebnis ist die Erschütterung der Seele durch ein Neues,

Aus der einfachen Kirche zur Rechten kam Orgelklang; die Straße erweitert sich etwas und geht zuletzt in eine niedere Allee über. Weißflatternde Kinder spielen um den Brunnen. Und nun fällt der Blick über wohlgezogene Hecken zum ersten Mal in das Jagstthal hinab, über dem Langenburg liegt. Im Duft des Sommertags dehnt sich das wunderbare grüne Tal, ruht in sich in harmonischem Gleichgewicht und spiegelt eine Welt zeitlosen Friedens. Ein kleines graues Örtchen zu Füßen Langenburgs, weiterhin kein Dorf, kein Haus, nur die weite grüne Mulde mit dem schmalen Wässerchen und den zarten grauen Strichen der Straßen und Wege; die umkränzenden Berge mit starrenden Wäldern gekrönt. Die Welt ist wieder einmal vollkommen geworden. Das Auge saugt sich an dem innigen Bilde fest.

Dann lockt die Schloßbrücke. Doch wir steigen erst eine tiefe Treppe in den Park hinab. Da glühen bunte Rosenspaliere: weiße Bänke mit dem Springbrunnen davor laden zur Rast. Wir wandeln durch Laubengänge und endlich unter hohen ragenden Wipfeln. Und immer wieder zeigt der Blick ins Tal, oft ganz entzogen, durch Astgewirr zerteilt, dann wieder voll aufgetan. Zur Rechten hohes Gemäuer, bald glatte Wände, bald vorspringende Basteien, Türme, mitunter feuchter Fels, auf dem das Mauerwerk wurzelt. Vom eigentlichen Schloß sieht man nichts; man umgeht nur den kolossalen Sockel, auf dem es ruht. Es ist schön, den verschlungenen Pfaden zu folgen, unter alten Wipfeln Kühle zu trinken, während das Tal schon bald in sommerlicher Mittagsglut strahlt. Durch das Blätterwerk bricht grünes Licht in vielen Schattierungen, die Stämme heben sich zart von dem Mauerwerk ab, eine reine Farbigkeit herrscht wie auf den klaren Naturbildern Waldmüllers oder Spitzwegs. Eigentliche Gartenarchitektur und -Plastik fehlt im Parke fast ganz. Sie würde hier kleinlich wirken; nur wo die Natur Bereicherung verträgt, ist sie am Platze.

Durch ein winziges Mauerpförtchen treten wir endlich in einen kahle Zwinger, nach einem Gang durch unfreundliches Gewölbe tut sich plötzlich de Schloßhof auf. Da weiß ich: das ist Rosmaries Schloß! Hoch ragt der Berg fried. Schwere steinerne Gallerien laufen rings um den Hof; die ernste Würd der Renaissance spricht aus allen Baugliedern. Am merkwürdigsten ist da Untergeschoß. Man vermißt ein reiches Portal, ja nur einen markanten Eingan Da sind nur Gewölbe, niedere Kellertüren, Winkelswerk und Löcher zu schauer Man ahnt schlimme Verließe. Die Zeit, da Macht auf Grausamkeit thront steigt auf. Der Hof müßte gepflastert sein und ein wenig Gras dazwische würde nicht stören. Der moderne Zementboden wirkt unerfreulich. Der ganz Eindruck ist trotz des Sommertags ernst, fast ein wenig öde. Wie mag da Schloß bei düsteren Sturmwolken oder beim Schein nächtlicher Blitze aussehen

Was ist's nun mit Rosmarie? Ich kannte Schloß und Landschaft scho wie wirklich aus einem Buche. Aus Agnes Günthers „Die Heilige und ih Narr".[1]) Der Titel hatte mich anfänglich nicht angezogen. Ich vermutet aphoristische Weltweisheiten einer an Nietzsche berauschten Frauenseele. Ir Rhythmus und Sinn der Überschrift liegt etwas irreführend Programmatische Desto mehr entzückte mich der Inhalt. Es ist, wenn man es auszudrücken ver suchen will, die Geschichte einer Prinzessin unserer Zeit, die in einem weitläufige Landschlosse wie eine seltsame Blume aufblüht, anders fühlt und handelt wi gewöhnliche Menschen und in Glück und Leiden zur reinsten Seele reift. Da Werk ist ganz und gar erlebt und überreich an individuellen Einzelzügen. E fällt aus aller literatenmäßigen Buchmacherei heraus, von der Buchindustri bekanntester Namen zu schweigen, die Jahr für Jahr ihren Roman werfe müssen. Das Können der Dichterin ist groß: das Zarteste und Weichste ist ni verschwommen bei ihr, sondern klar gestaltet. Ihre Sprache bleibt stets natür lich, auch wenn sie das Ungewöhnliche sagt. Nichts von der krankhaften Bilder gier eines Bartsch, von der zerflossenen Gefühlsseligkeit des frühen Kellermann Die Menschen und Örtlichkeiten dieser Dichtung haften fester in der Erinnerun wie wirkliche Personen und Landschaften. Man fühlt: so müssen diese Menschen gelebt, gesprochen und gehandelt haben. Man fühlt auch: dieses Schloß Braunec dieses Thorstein und Schloß Schweigen muß es irgendwo geben. Der Nam Würzburg fällt mehrmals. Ein Würzburger Professor kommt zur kranken Ros marie. Es ist kein Geheimnis: Agnes Günther hat sechzehn Jahre in Langen burg gelebt und dort den Reichtum der landschaftlichen Bilder und seelischen Erlebnisse aufgespeichert, den sie in ihrem späten Werke niederlegte. „Die Heilig und ihr Narr" ist ihr einziges Buch geblieben. Acht Tage vor ihrem Tode ha die den Fünfzigern nahestehende Frau das Manuskript abgeschlossen. Es is ein Lebenswerk, das von keinem Frauenbuch unserer Sprache verdunkelt wird

Das war nun Rosmaries Schloßhof, das ihr Park und ihre Welt. Wi gerne hätten wir von den Zimmern aus die Aussicht genossen und einen Blic auf die hochgelegenen Gärten und Basteien geworfen. Solch eine Bastei, „de

[1]) Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Lindenstamm", ist der Schauplatz vieler Szenen des Buches. Doch war Besuch bei den Herrschaften und der Einlaß verwehrt.

Den Spuren der Dichterin im Städtchen nachzugehen, hatte wenig Erfolg. Das alte Dekanat, das sie noch bewohnte, ist abgebrochen, ein moderner Durchschnittsbau steht an der Stelle. Der Küster, der vor der Kirche stand, wußte wenig Charakteristisches. Ein Theaterstück der Frau Dekan sei im Schloß aufgeführt worden. Die Eigenart dieser Frau mußte einfachen Menschen entgehen. Berühmt war sie noch nicht. Das alles stimmte gut zu ihrem Bilde. Nichts Auffälliges, kein bewußtes, äußeres Dichterleben. Ich nahm nur, was der Zufall bot. Ich liebe es nicht, dem Alltag solcher Menschen nachzuspüren. Das Werk ist alles; und gerade hier, wo wir die Landschaften und Szenerien des Buches nacherleben konnten, bedurfte es keiner interessanten Forschungen, um der Dichterin nahe zu kommen.

Im Café, dessen letzter Raum in breiten Glasfenstern auf das Tal schauen läßt, genossen wir noch einmal das liebe Bild des grünen Tales. Dann fuhr das Auto vor, das wir uns für Kirchberg gemietet hatten. Reizvoller wäre es freilich gewesen, die Burg Thorstein und das fabelhafte Schloß Schweigen der Dichterin zu suchen oder doch das Jagsttal zu Fuß zu durchwandern, um in langen Stunden ganz vertraut mit ihm zu werden. Aber es wäre zu ermüdend geworden. Es war ja nur ein tiefes Aufatmen zwischen zwei Arbeitstagen, was wir uns gönnen konnten, keine frohe Ferienwanderung. Doch auch im Auto sahen wir viel. Als es die Jagst überquerte und eine steile Bergstraße emporkletterte, hatte das Bild etwas von der Größe einer Vorgebirgslandschaft. Dann kam Kirchberg: von dieser Seite aus ein mittelalterliches Bild. Burgartig, steil, ausgebreitet, grau und verwittert. Düstere Wolken standen darüber. Im Städtchen fiel gleich bedeutendere Architektur auf. Langenburg war nur ein Landörtchen, eine bescheidene Einleitung zur Dominante des Schlosses. Kirchberg verrät selbständiges Leben aus allen Bauzeiten. Der bleibende Eindruck ist aber doch vielleicht der einzige, alte Turm, der von der Befestigung übrig geblieben ist. Er sieht nicht wie gebaut aus, sondern wie gemalt. Schulz könnte ihn in einem Märchenbild haben. Der graue Verputz ist teilweise losgerissen. Seine Form weicht vielfach vom Runden ab, das steile Dach hat manche Ausbauten. Neben dem Turm führt ein schönes Barocktor in die obere Stadt. Architektonisch bedeutende Häuser, eine Barockkirche, freigebige Breite der Straßen und Plätze, Gartenkünste im alten Stil erwecken einen reichen Eindruck, ein Empirebrunnen weist darauf hin, daß das bauliche Leben des Städtchens nie ganz still stand. Das Schloß, Barockbau mit warmgelbem Anstrich, wirkt hier nur als Steigerung, nicht als Gegensatz wie in Langenburg. Der Schloßhof ist nicht eben bedeutend. Das Innere hätte mehr interessiert, schon um der Ausblicke willen. Auch wäre unter den zahlreichen Gemälden vielleicht manches interessante Stück zu entdecken gewesen. Aber der unerträglich schroffe Kommandoton unserer Führerin trieben uns bald wieder fort. Vor der Türe stehen zwei Reisigbesen, woran sich die Besucher die Schuhe zu reinigen haben. Eine treffende Symbolik!

Wir stiegen ins Jagsttal hinab. Das Flüßchen kommt einen Waldhügel entlang auf Kirchberg zu. Der Blick von der Brücke vereinigt alles, was der Deutsche als romantische Landschaft von altersher liebt und was von Dürer und Cranach bis Richter und Schwind deutsche Maler zur Gestaltung zeigten. Von einem waldigen Hügel blickt Schloß Hornberg herab, in seiner geschlossenen Wucht vielmehr eine Burg zu nennen. Wir beschlossen, sie zu stürmen. Steil gings hinan; aber herrliche Aussicht auf Kirchberg lohnte. Da liegt das Städtchen mit seinen hellen Häusern, die sich wie neugierige Kinder an den Bergrand drängen; das Schloß folgt ohne Übergang, ein vielfältig zusammengesetztes Gebäu, wohl im Bedürfnis der Zeiten mannigfach erweitert. Im Mondschein muß das alles wundervoll aussehen.

In Schloß Hornberg erfreut ein gemütlicher Schloßhof. Ein freundliches Mädchen zeigte uns ein paar Zimmer, die eine herrliche Aussicht boten. Ein altväterisches Jagdzimmer war besonders anheimelnd. Das Schloß mit seinen hohen Mauern, den ganz hoch liegenden Fenstern, dem breiten Turm und schweren Dachwerk wirkt wie ein lebendes Stück Mittelalter. Leider thront auf einem gegenüber liegenden Waldberge eine backsteinerne Sommervilla, die recht unangenehm an die Zeiten deutscher „Vergangenheit" erinnert, denen man sich im Jagsttal entronnen glaubt.

Von Kirchberg gings mit dem Postauto nach Roth a. See und nach Rothenburg zurück. Der Tag war überreich an Bildern gewesen; es tat wohl, wie die Dunkelheit sich langsam über das Land breitete und das Auge frei gab für innere Bilder. Aber noch stand ein unerwartetes Erlebnis bevor. Rothenburg ist seit Jahr und Tag meine Heimat. Ich beneide manchmal die Fremden, die die Stadt zum ersten male sehen. Wenn Freunde mich besuchen, verwöhnt durch Italiens Herrlichkeiten, merke ich wieder, was Rothenburg sein muß, daß es so entzückt. Der Einheimische sieht das nur manchmal noch und kühleren Herzens. Und doch kann es gelingen, etwas Gewohntes plötzlich neu zu erleben.

Das Auto fuhr lang durch die dunkle Ebene. Endlich gings steil hinunter; drüben auf der Berghöhe glänzten viele Lichter, dunkle Massen hoben sich vom Horizont. Dann rollte der Wagen die Koboldzeller Steige hinan; Zweige schlugen ans Fenster, die „Burg" trat mächtig aus der Dämmerung, hohe Mauerwände drehten sich um uns, wir fuhren durch Tore — Türme ragten — an Renaissanceprunkhäusern vorbei, plötzlich das Rathaus in wuchtender Größe. Mir gings wie Mörike: „ich bin wie trunken, irrgeführt", so war mir Rothenburg seltsam neu und verzaubert. Traumverwirrt und traumbeglückt kam ich heim.

Ihr Italienwanderer, Nordlandsfahrer! kennt ihr den Reichtum eurer süddeutschen Heimat wirklich ganz? Kennt ihr die Bamberger Domplastik, das Eichstätter Mortuarium, den Marienaltar in Creglingen? Ihr Mainfranken, kennt ihr euer württembergisches Stammesgebiet? Ich nenne euch die Fahrt: Würzburg, Mergentheim, Weickersheim, Creglingen, Langenburg, Kirchberg, Rothenburg! Eine leuchtende Erinnerung wird für Jahrzehnte zurückbleiben.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 **Langgasse 2** Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN, ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH · A · M ·

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

Für unsere Truppen im Felde

Schokoladen, Kakao, Feldpostbriefe, Liebesgaben, Konserven usw.

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Unsere Fabrikate eignen sich in ganz besonderer Weise für den Versand an unsere Truppen im Felde, für deren Verpflegung, für Liebesgaben, sowie für Lazarette und Erholungsheime und sind im bisherigen Verlaufe des Krieges als ganz besonders praktisch und vorteilhaft bestens ausprobiert.

Frankonia A.-G., Würzburg

Kaiserstraße 16 — vorm. W. F. Wucherer & Co. — Telefon Nr. 855

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — Oberfranken. — **Würzburg** — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. — **München** — Fckstattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim.

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

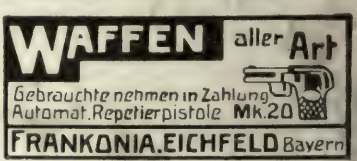
Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

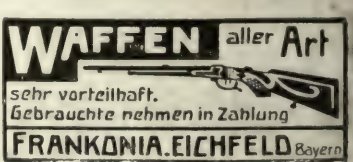
Gasthof Zum Adler
Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching
Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.





Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Triltsch, Dettelbach a. M.

t Jahrgang Heft II, 1914

Illustrierte Monatsschrift
ir alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des II. Heftes:

Major Hermann Helmes gefallen! Nachruf von Dr. Hans Walter.
Zur Biographie eines fränkischen Philologen und Schulmannes (Johann Mathias Gesner, Professor zu Göttingen, gest. 1761.) Von Albert Gümbel, K. Kreisarchivar in Nürnberg.
„Trommler, schlag' an . . ." Von Dr. Carl Busse, Berlin.
„Und die Haubitzen brummen." Gedicht von Hugo Vogt.
Aus einer Familienchronik. Von Dr. Leo Wilz, Würzburg.
Des Kaisers Kriegsfreiwillige. Gedicht von E. Will, Posen.
Lied eines Eingerückten. Gedicht von Heinrich Weigl.
Lied eines Untauglichen. Gedicht von Heinrich Weigl.
Die dunkle Herkunft der Wasserschöpfräder in der Rednitz. Von Dr. ing. Hans Gießberger, Erlangen.

Verlag der Zeitschrift „Frankenland"
(K. Trilitsch, Dettelbach a. M.)

In unserem Verlag erschienen (nur für Wiederverkäufer):

Kriegspostkarten

Sämtl. Entwürfe vom k. stellv. Generalkommando II. Bayr. Armeekorps genehmigt.

1. Serie. Feinster Farbendruck (Kunstmaler O. Rückert, Würzburg):

Nr. 1. Deutsch-österreichischer Adler.
„ 2. St. Michael im Kampf.

2. Serie. Plastiken in feinstem Mattkunstdruck (Akad. Bildhauer Heinz Schiestl, Würzburg):

Nr. 3. Rundbild: Landsturm (Wächter mit Gewehr).
„ 4. „ Landsturm (Wächter am Geschütz).
„ 5. St. Georg würgt den Tatzelwurm.
„ 6. St. Georg mit der Fahne.

Weitere Entwürfe, zu den einzelnen Serien in Vorbereitung und bereits genehmigt.

Laut Verfügung des k. stellvertr. Generalkommandos dürfen fortan nur solche Karten ausgehängt und zum Verkauf geboten werden, die zensiert sind. Wiederverkäufer haben sich vom Verleger den Nachweis der Zensur zu verschaffen, **weshalb wir jeder Bestellung gleich eine solche Bestätigung beifügen.** Duplikate unserer sämtlichen Karten sind mit dem Vermerk **„Verkauf erlaubt"** zur eventl. Auskunftserholung beim k. stellvertr. Generalkommando II. Bayer. Armeekorps niedergelegt. In Anbetracht der vielfach auf den Markt gebrachten sog. Witzkarten geschmackloseſter Sorte schließt oben angeführte Verfügung:

„Das Publikum kann selbst zur Hintanhaltung des Unfugs, gegen den sich vorstehende Bestimmungen richten, mitwirken, indem es Geschäfte meidet, die solche das Ansehen der deutschen Kultur, des deutschen Heeres und seine Waffentaten herabsetzende geschmacklose Karten verbreiten."

Unsere beiden heimischen Künstler haben sich durch Ausgabe dieser Karten ein großes Verdienst erworben und bitten wir, die

Kriegspostkarten der Zeitschrift „Frankenland"

in allen Geschäften zu verlangen.

Der Verlag.

1914 November
1. Jahrg. Heft 11

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Major Hermann Helmes gefallen!

Die fränkische Geschichtsforschung hat mit Major Helmes einen eifrigen Forscher verloren, dessen unermüdliche Arbeit namentlich die Militär- und Kriegsgeschichte wichtige Ergebnisse verdankt. 1898 veröffentlichte Helmes in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt einen Aufsatz über Römische Militärkolonisation. In den Darstellungen zur Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte hat er die Geschichte der Fränkischen Kreistruppen von 1644—1714, das Regiment Würzburg im Türkenkrieg 1739 behandelt. Zur Geschichte der Würzburger Truppen von 1626—1802 lieferte er Beiträge in den Neujahrsblättern (IV. 1909) der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. Seine Geschichte des 17. Infanterie-Regiments haben wir in Heft 4 angezeigt. Seinen letzten Aufsatz im 55. Bd. des Archivs des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg: „Die Würzburger Truppen vor 100 Jahren" sollte nur ein Vorläufer eingehenderer Untersuchungen sein. Als das Vaterland rief, schied Major Helmes von seinen Arbeiten, die ihm seit langem Ziel und Lebensaufgabe waren. Er trat als Bataillonskommandeur im 17. Infanterie-Regiment wieder in die Front zurück und erlag am 2. November den schweren Wunden, die er tagszuvor im Kampf vor Ypern erhalten hatte. Helmes war 1866 zu Würzburg als Sohn eines Offiziers geboren und wurde 1887 Leutnant im 4. Infanterie-Regiment. Von 1899 bis 1902 dem Kriegsarchiv zugeteilt wurde er 1902 als Hauptmann und Kompagniechef in das 17. Infanterie-Regiment versetzt. 1906 wurde er Archivar am Kriegsarchiv in München, der Gesellschaft für fränkische Geschichte gehörte er seit 1907 als Mitglied an. Unserer Zeitschrift hat Herr Major Helmes von Anfang an ein warmes Interesse entgegengebracht. Voller Dankbarkeit werden wir sein Andenken in Ehren halten.

Hans Walter
z. Zt. verwundet in der Heimat.

Zur Biographie eines fränkischen Philologens und Schulmannes (Johann Mathias Gesner, Professor zu Göttingen, gest. 1761.)

Von
Albert Gümbel, K. Kreisarchivar in Nürnberg.

Im Sommer des Jahres 1757 übersandte der Ansbachische Geheime Rat und Archivar Johann Sigmund Strebel der gelehrten Welt sein „Avertissement" über die von ihm geplante Herausgabe von Quellen und Darstellungen zur fränkischen Geschichte. Er selbst wollte die Geschichte der Ansbachischen Klöster, Ortschaften und Adelsgeschlechter behandeln, während anderen Gelehrten die „Historie aller übrigen Fränkischen Craiß Stände übrig bleiben" sollte. Darüber hinaus war der Plan zur Herausgabe einer Sammlung fränkischer Geschichtsschreiber unter dem Titel „Scriptores rerum Franconicarum et imprimis Onoldes bacensium" ins Auge gefaßt. So sollte Franken nach den Worten des „Avertissement" aus seiner „Schlafsucht", welcher es sich bisher im Gegensatze zu den übrigen deutschen Provinzen bezüglich der Erforschung seiner älteren Geschichte überlassen habe, „erweckt" werden.

Jedoch war die Zeit für solche weitaussehende Unternehmungen der historischen Wissenschaft noch nicht erfüllt. Lediglich der im „Avertissement" angekündigte erste Teil der „Franconia illustrata", der „Vom Pago Rangowe, von denen übrigen angrenzenden Gauen in Francken, vom heiligen Gumperto, von dem Schutz-Brief K. Karl des Großen über das allhiesige (d. h. Ansbacher) Closter und nachmahlige Stift und von dessen Zustand in den allerersten Zeiten" handeln sollte, erschien vier Jahre später 1761 im Verlage der Enderesschen Buchhandlung in Schwabach [1]) mit Beigabe einer (von Rupprecht Adam Schneider in Fürth gestochenen) Karte des Rangaus.

Unter den gelehrten Männern, deren Beifall und Mithilfe Strebel zu gewinnen suchte, befand sich auch der Professor der Beredsamkeit und Poesie an der Universität Göttingen, Gesner.

[1]) Unter dem Titel: Franconia illustrata oder Versuch zur Erläuterung der Historie von Francken aus zuverlässigen Archivalischen Documenten und andern glaubwürdigen Nachrichten abgefasset von Johann Sigmund Strebel, Hoch-Fürstl. Brandenburg-Onolzbachischen würcklichem Geheimden Rat u. Geh. Archivario. 1. Theil. Mit einer Charte und verschiedenen Kupfern. Schwabach. Zu finden bey Joh. Jacob Enderes, Hoch-Fürstl. priv. Buch- u. Disputations-Händler. 1761.

Johann Matthias Gesner, dessen Name mit den Anfängen der Universität Göttingen und der hervorragenden Pflege der historischen und philologischen Wissenschaften an der Georgia-Augusta für immer verknüpft ist, war gleichfalls ein Sohn der fränkischen Erde [1]). Im Pfarrhaus des Ansbachischen Städtchens Roth stand seine Wiege. Schon 1703, mit zwölf Jahren, verlor er den Vater und keine Station des üblichen Leidensweges des armen Theologiestudenten bleibt ihm erspart. Mit der Kurrende singt er in Ansbach von Haus zu Haus, betreibt in Jena unter den größten Entbehrungen seine Studien, bis eine Hauslehrerstelle bei dem Theologen Buddeus seinem Leben festeren Halt und ihm selbst Gelegenheit zu ausgebreiteter wissenschaftlicher Fortbildung bietet. Eine Ausgabe von Lukians Philopatris und ein Grundriß der Pädagogik verschaffen ihm einen Namen und führen zu seiner Berufung als Konrektor nach Weimar. Dieses Amt läßt ihm noch hinreichende Muse zu reger, wissenschaftlicher Betätigung und einem gesellschaftlichen Verkehr, der dazu beiträgt, aus dem Gelehrten jenen weltmännischen und liebenswürdigen, zum Vermitteln und Ausgleichen geschaffenen Mann zu machen, als welcher er uns entgegentritt. Der Freundschaft mit dem weimarischen Geheimen Rat von Marschall, genannt Greif, verdankte er die Übertragung der Verwaltung der herzoglichen Bibliothek und des Münzkabinetts, welche Stellung er aber nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Ernst infolge einer Anordnung des neuen Herzogs Ernst August, der die Diener und Räte seines Vorgängers sogleich ihrer Ämter enthob [2]), verlor. Das K. Kreisarchiv Nürnberg besitzt, offenbar im Zusammenhang mit einer gleich zu besprechenden Wendung im Leben des Gelehrten, ein interessantes, auf diese Vorgänge bezügliches Aktenstück, eine Art Rechtfertigungsschrift über die bisherige Verwaltung des Bibliothekamtes, die Gesner dem neuen Herzog überreichte [3]). Er verbreitet sich darin ausführlich über seinen Bildungsgang, dessen große Vielseitigkeit — sogar eine Anzahl orientalischer

[1]) Vgl. den Artikel der „Allg. Deutschen Biographie, Bd. 9. S. 97 ff.

[2]) Die Zwistigkeiten zwischen Herzog Wilhelm Ernst von Weimar und seinem Neffen und Nachfolger Ernst August (Großvater Karl Augusts von Weimar!) hatten darin ihren Grund, daß Letzterer, von lebhafter und leidenschaftlicher Natur, nachdem er zum Mitregenten ernannt wurde, sich der Gewalt des sein Principat eifersüchtig wahrenden, regierenden Herzogs nicht unterwerfen wollte. 1723 mußte ein kaiserliches Reskript dem Jüngeren Mäßigung und Nachgiebigkeit auferlegen. Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 28, S. 380.

[3]) Da sie den Biographen Gesners noch nicht bekannt zu sein scheint, habe ich dieses Aktenstück in der Beilage zum Abdruck gebracht. Sie findet sich in dem Akt des K. Kreisarchives: Onolzbach, Rectorat 1506 - 1770, Akten der K. Regierung von Mittelfr., Nr. 6091, Prod. 31. Im gleichen Akt befindet sich auch vorausgehend in Abschrift das Bittgesuch Gesners an den Herzog, dessen Beilage der Rechenschaftsbericht bildet, sowie ein Schreiben an den weimarischen Minister von Rheinbaben, in welchem Gesner bittet, „Supplique“ und Bericht dem Herzog empfehlend zu unterbreiten. Rheinbaben hielt nach einer Notiz am Rande beides zurück, mit der Begründung, „es wäre nicht rathsam, S. F. Durchlaucht an etwas zu erinnern, woran Sie vielleicht sonst gar nicht denken“. Es folgen im Akt noch weitere, zum Teil eigenhändige Bemerkungen Gesners über die seinen unfreiwilligen Abgang von Weimar begleitenden Umstände, auch über seine bisherigen Bezüge an Geld und Getreide. Alle diese Aktenstücke waren offenbar zur Information des seine Berufung vorbereitenden Ansbachischen Konsistoriums bestimmt.

Sprachen hatte Gesner in den Kreis seiner Studien einbezogen — ihn zum Bibliotheksdienst besonders geeignet erscheinen ließ, dann über seine bisherigen Arbeiten an der herzoglichen Bibliothek. Offenbar war es Gesner aufrichtig darum zu tun, sich in dem ihm liebgewordenen Amte zu halten. Aber vergeblich. Das Mißtrauen gegen den „Clienten" Marschalls war unüberwindlich; so sah sich Gesner veranlaßt, auch sein Weimarer Schulamt aufzugeben und einen Ruf als Rektor an das Ansbachische Gymnasium an Stelle des zum Pfarrer in Emetzheim ernannten Johann Gg. Christof Feuerlein anzunehmen. In einem diese Berufung betreffenden Bericht des Ansbacher Konsistoriums an die Regentin Christiana Charlotte von Ansbach [1]) wurde ihm das schmeichelhafte Zeugnis ausgestellt, „daß Er der Zeit einer von denen geschicktesten und Berühmtesten Schul Männern in Teutschland ist und dahero bereits unterschiedl. vocationes u. unter Andern auch nacher Dreßen und Gotha gehabt, mithin in ansehung seiner durch verschiedene gelehrte Schriften gezeigten soliden erudition, welche besonders mit einer feinen Gabe zu dociren verbunden ist, daß durch Ihne hiesiges Gymnasium in gutes Aufnehmen gebracht werden könnte, sichere Hoffnung zu machen wäre". Das Ernennungsdekret ist datiert vom 30. Dezember 1728 [2]) und wurde Gesner am 17. Februar 1729 vom Ansbacher Konsistorium übersandt; sogleich wurden aber auch seine Dienste für den Entwurf einer anläßlich der bevorstehenden Vermählung des Erbprinzen Karl Wilhelm Friedrich [3]) zu prägenden Denkmünze in Anspruch genommen. Gesner dankte unter dem 4. März 1729 [4]) in warmen Worten für die „gnädige vocation", welche er „als einen Göttlichen Winck mit aller Demuth" annehme und übermittelte sogleich einen Vorschlag für die „zu erfinden befohlenen medailles". Im Juni 1729 übersiedelte Gesner mit seiner Familie — er hatte 1718 die Tochter eines Pfarrers geheiratet — nach Ansbach. Sein Aufenthalt in der alten Heimat dauerte nur ein Jahr. Schon am 12. Juli 1730 [5]) erbat er vom Konsistorium die Entlassung aus dem ansbachischen Schuldienst, nachdem, wie er selbst sagt, „unter Göttl. providenz u. von mir beobachteter Ordnung es dahin gediehen, daß E. E. Rath der Stadt Leipzig mich zum Rector an der dasigen Thomasstelle (!) [6]) erwehlet u. designiert hat". Als Grund für diesen raschen Wechsel gibt sein Biograph die Überhäufung mit Pflichten an, die ihn an der Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten hinderten.

Es soll nun nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Gesners weiteren Lebens-

[1]) Im angegebenen Akt, Produkt 32, Christiana Charlotte, Tochter des Herzogs Friedrich Karl von Württemberg, führte seit 1723 die Regentschaft für ihren Sohn Karl Wilhelm Friedrich, den späteren „wilden Markgrafen".

[2]) Ebenda, Produkt 34.

[3]) Mit Friederike Luise, Schwester Friedrichs des Großen. Die Ehe wurde eine sehr unglückliche. Der eigene Schwiegervater nannte den Ansbacher Markgrafen einen Narren, den man ins Irrenhaus sperren sollte (Herrmann, Markgrafenbüchlein, S. 274).

[4]) A. a. O., Prod. 36.

[5]) Eigenhändiges Schreiben Gesners a. a. O. Prod. 41.

[6]) Soll heißen „Thomasschule".

lauf, der ihn schon nach vier Jahren von Leipzig weiter nach Göttingen an die neu gegründete Georgia Augusta führte, zu verfolgen. Nur möge noch gestattet sein, die schönen Worte seines Biographen wiederzugeben, in welchen dieser die Verdienste des trefflichen Mannes zusammenfaßt. „Ihm verdankt die Universität ihre Richtung auf die historischen Wissenschaften im Gegensatz zu den spekulativen, ihm die Begründung der Bibliothek, die unter seiner Verwaltung schon damals eine der bedeutensten Deutschlands wurde, ihm die Förderung der Wissenschaft in der königlichen Societät . . . , ihm die Errichtung des philologischen Seminars, in welchem die Lehrer der gelehrten Schulen eine geeignete Ausbildung erhielten, ihm 1738 die deutsche Gesellschaft, für deren Gedeihen er sich bis zu seinem Tode eifrigst bemüht hat".

Im Alter von 70 Jahren, am 3. August 1761, beschloß Gesner, der trotz glänzender Anerbietungen von verschiedenen Seiten seiner geliebten Georgia Augusta treu blieb, sein in rastloser Tätigkeit im Dienst der deutschen Schule und philologischen Wissenschaft gewidmetes Leben.

Wir kehren nun zu unserem Schreiben Gesners an Strebel zurück, das auch seinerseits recht wohl geeignet ist, das bescheidene, liebenswürdige und feine Wesen unseres ausgezeichneten fränkischen Landsmannes, zu dessen Biographie die vorliegenden Zeilen einen kleinen Beitrag liefern wollen, wiederzuspiegeln. Der Brief [1]) lautet:

pr., 4. Aug. 1757. [2])

Hochwolgeborner Herr,
Höchstzuverehrender Herr Geheimber Rath,
Hochgeneigter Herr Vetter.

Ew. Hwgeb. Excell. gütiges Andenken u. Erneuerung der so lange unterbrochenen Correspondenz ist mir um so viel Kostbarer, je weniger ich im Stande bin, mich in Ansehung des vergangenen von alter Schuld und Nachläßigkeit zu entledigen. Ich freue mich auch darüber, daß mein erstes Schreiben nach dem langen Zwischenraum von einem herzlichen Glückwunsch anfangen kan. Gott gebe, daß Ew. Excell. noch andere 25

[1]) Er findet sich in einem, offenbar aus dem Nachlaß Strebels in das Ansbachische Archiv gekommenen Akt, betitelt: „Beyträge ad Franconiam illustratam Ao. 1757" (K. Kreisarchiv Nürnberg, Ansbach. Historika No. 337a). Der Akt enthält außer historischen Sammelarbeiten eine Anzahl Briefe von gelehrten Männern an Strebel, sämtlich aus dem Jahre 1757, so des bekannten Verfassers der „Uffenheimischen Nebenstunden" Jakob Friedrich Georgiis, der ihm seine Kollektonen über Kl. Heidenheim, Solenhofen, Würzburg und das Sualafeld zur Einsicht übersandte, des Ansbacher Schloßbibliothekars Gottl. Paul Christs, Andreas Samuel Gesners, Rektors des Rothenburger Gymnasiums, eines Bruders des Göttinger Gelehrten, welchen Strebel um handschriftliches und gedrucktes Material zur Rothenburger Geschichte gebeten hatte; dieser gab dem Wunsche Ausdruck, Strobel möchte Gelegenheit finden, „unser bisher ziemlich finsteres Franken durch die vorhabende Franconiam illustratam in sein wahres Licht zu setzen". Ein Schreiben des Altdorfer Geschichtsprofessors Johann Gottfr. Bernhold äußert sich auf Strebels Bitte über Todesjahr und Begräbnisort Konrad I. Auch der Verfasser der „Nordgauischen Altertümer", Johann Heinr. v. Falkenstein, ist mit einem Schreiben vom 25. Juli 1757 vertreten.

[2]) Präsentierungsvermerk Strebels.

Jahre dem Vaterlande und dem theuersten Vater desselben mit eben den Kräften als bisher u. allezeit mit erwünschten Erfolge in der neuen und ersten Stufe dienen mögen.

Wir haben hier das Glück der französischen Waffen nicht ohne Schrecken und Gefahr, aber bisher Gott Lob! ohne einige Bedrückung der Universität empfunden [1]). Des Herrn Marechal d' Estrées Excell. haben ein demüthig Schreiben derselben sehr gnädig beantwortet und die Wirkung ist bisher mit den Worten vollkommen übereingekommen. Der Brief lautet also:

à Holzmunden, 16. Juill. 1757.

L'Université de Gottingen est trop connue, Messieurs, pour la quantité de grands hommes, qui en sont sortis, et qui ont mis le scau à sa reputation, pour que je ne saissiße pas avec plaisir cette occasion de lui temoigner l'Estime particuliere, que j'ay pour elle. Elle peut se rassurer sur les malheurs de la guerre, je les eloigneray d'Elle autant qu'il dependra de moi, je sais trop bien comme ils sont nuisibles aux beaux arts et j'auray soin, que le passage des trouppes n'interrompe pas une Ecole aussi pretieuse et aussi renommée.

C'est avec ces sentimens que je suis tres et veritablement, Messieurs, votre tres humble et tres obeissant serviteur

L M destrees.

à Messieurs Messieur (!) de l'Université de Gottingen

á Gottingen.

Der Partikel der Capitulation heisset:

Que le corps de l'Université de la ville de Gottingen ne sera troublé dans ses fonctions, il sera conservé dans ses privileges, entendant que le Recteur at les Professeur(s) contiendront les etudians et les obligeront de se retirer à la retraitte. Messieurs les Professeurs de la ditte U(niversité) seront exemts de logement de guerre.

Ich glaube Ew. Excell. werden diese Stücke lieber lesen, als was ich Ihnen sonst schreiben könnte. Doch muß ich dieses noch melden, daß die Aufführung des Marechal de Camps de Perreuse und der übrigen Herren, worunter der Prinz von Holstein-Beck (ein recht Ebenbild des Kg. Augusti), der Graf de Rose und überhaupt der Herren Franzosen bey uns bisher so bescheiden, ja höflich gewesen, daß wir von Alliirten oder Hülfstruppen uns kaum mehr versprechen können. Was die contributionen und fourage-

[1]) Am 26. Juli 1757 besiegte die französische, von dem Marschall d' Estrées geführte Armee – Frankreich hatte sich zu Beginn des siebenjährigen Krieges mit Maria Theresia zur Niederzwingung Preußens verbündet – die von England bezw. Hannover als Bundesgenossen Friedrich II., aufgestellte „Observationsarmee" bei Hastenbeck, worauf die Franzosen Hannover und Braunschweig besetzten. An der glimpflichen Behandlung Göttingens und seiner Hochschule durfte sich Gesner selbst ein gewisses Verdienst zuschreiben; die Universität hatte ihn, der die französische Sprache beherrschte, zu dem bei Göttingen lagernden Prinzen Xaver von Sachsen entsandt. (Allgem. deutsche Biographie a. a. O.)

Lieferung betrifft, davon habe ich Gott Lob keine notiz zu nehmen und bin gar nicht davon informirt.

Unsere Akademie hat ungeachtet der schon etliche Monate daurenden Furcht des Krieges doch im abgewichenen ersten halben Jahr 143 neue studiosos inscribirt. Es ist nicht zu leugnen, daß seit dem 16. Juli, da wir occupiert worden, sich unterschiedene absentirt haben; es stehet aber zu hoffen, daß, wenn nicht neue und betrübtere Scenen als bisher sich einfinden sollten, die meisten wiederkommen werden, zumalen bey der angegangenen, vortrefflichen Ernde das Getraid bereits wieder um bey nahe um $^1/_3$ oder doch gewiß um $^1/_4$ gefallen.

Vor gütige Mittheilung der Veränderungen in den hohen und andern Collegiis danke ich ganz gehorsamst; insbesondere aber vor die gute Nachricht von Ew. Excell. theuersten famille selbst, Gott laße dieselben noch viele und lange dauernde Freude in allen Zweigen derselben erleben.

Die patriotische Bemühung um die Geschichte unseres Vaterlandes wird verhoffentlich die jetzige und die folgende Welt mit reichem Danke erkennen. Unser Professor Pütter[1]) bezeugte mir, er freuete sich sehr auf die Franconiam illustratam und hoffe gar viel gutes von einem Manne, sagte er, von welchem ihm der Herr V(ice)-Canz(ler) Estor[2]) eine sehr vorteilhafte idée beygebracht habe. Unsere gel(ehrten) Anzeigen[3]) bleiben bei ihrem Eigensinne keine Pläne von künftigen Werken, keine Ankündigung künftiger Arbeiten aufzunehmen. Ich werde mich also sonst bemühen unter der Hand das Institutum zu befördern, wiewol ich mein unvermögen in dieser und dergleichen Sachen bekennen muß, sonderlich in einem Fache der Gelehrsamkeit, auf welches ich den geringsten Anspruch nicht machen darf. Ich zweifle indessen gar nicht, wenn der erste theil zum Vorschein kömmt, das Werk werde so goutirt werden, daß man von seiten des Publici um die continuation sich empressieren werde.

Ich habe mich seit einigen Monaten über den Claudianum[4]) gemacht und bin beschäftiget eine Ausgabe davon zu besorgen, welche zum Verständnis des Poeten, sonderlich insofern er ein Poet ist, dienen soll.

Die Stelle unseres Hofr. Schmauß[5]) ist mit gedachten Herrn Pütter ersetzet; einen Koeler[6]) und einen Mosheim[7]) suchen wir noch. Gott gebe,

[1]) Johann Stephan Pütter. Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 26. Er lehrte seit 1747 in Göttingen Deutsches Staatsrecht, Reichsgeschichte, Reichsprozeßrecht ꝛc.

[2]) Professor der Rechte und Vizekanzler der Universität Marburg. Vgl. A. D. B., Bd. 6.

[3]) Die berühmten, seit 1753 so betitelten Göttinger „Anzeigen von gelehrten Sachen".

[4]) Spätrömischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Honorius. Lebte ca. 1395–1408. Gesners Ausgabe erschien im Jahre 1759.

[5]) Professor des Staatsrechtes zu Göttingen, gestorben 8. April 1757.

[6]) Johann David Köler (Köhler), Professor der Geschichte zu Göttingen, 1735–1755. Er war früher 1711–1735 an der Nürnberger Universität Altdorf tätig, wo er zuerst Logik, dann Geschichte vortrug. Vgl. Deutsche Biogr., Bd. 16.

[7]) Johann Lorenz Mosheim, protest. Theologe und Kirchenhistoriker, seit 1747 Kanzler der Universität Göttingen. Vgl. ebenda, Bd. 22.

daß wir ihn finden. Hr. Baumgarten[1]) ist nun auch gestorben und die Hofnung ihn zu haben verloren. Es wächset ein junger Jurisconsultus humanior Hr. von Selchow[2]) (*Ein Mann von sehr gutem und mit den Gersdorffen, Schwicheldten alliirtem Adel, den aber seines Vaters unartige Haushaltung in das seminarium philol. gebracht*[3]) bei uns nach, der neulich Profr extraordinarius worden, von dem ich unserer Universität mehr als von etlichen andern verspreche.

Sobald wir ein wenig wieder in Ruhe u. Ordnung seyn werden, will ich das bewußte Avertissement an unsern H. Hofrat Scheid in Hannover[4]) senden, welcher in unserem ganzen Lande wol derjenige ist, der ein solch institutum am meisten secundieren kann; er hat auch am meisten theil an unseren gel. Anzaigen, was die classem historicam und iuris publ. betrifft.

Dem H. Bruder mache ich insbesondere meine gratulation zum Rectorat des Gymnasii[5]) und freue mich, wenn derselbe nebst dem H. Junckheim[6]) viel gutes stiften wird. Wenn ich wünschen dürfte, so gönnte ich meinem Bruder, dem Hofapotheker, das Glück, daß sein jüngerer Sohn bey guter Gelegenheit an dieses Gymnasium kommen könnte, der bisher in des Hr. Landdrost v. Munchhausen zu Moringen famille in der Nachbarschafft mit gutem succes gearbeitet u. so viel approbation gefunden hat, daß ihm sein Gehalt von Zeit zu Zeit erhöhet worden[7]). Ich empfehle ihn u. alle die meinigen zu Ew. Excell. gnädigem patrocinio und beharre mit der vollkommensten Hochachtung und der getreuesten Ergebenheit Ew. Excell. unterthäniger D(iener)

Gött. d. 27. Juli 1727. Gesner

P. S.

Darf ich unterth. bitten die meinigen durch gütigste übersendung des beygelegten Zeitungsblates an meinen Bruder den Hofapotheker zu rassurieren. Dieser wird es schon weiter bringen ꝛc.

(Auf der Rückseite von Bl. 149, vierte Seite des Briefes): Eben itzt erhalte ich Nachricht, daß der alte Hr. Senior Geret in Thorn den 8. Jul. verstorben.

---

[1]) Siegmund Jakob Baumgarten, Professor der Theologie in Halle, gestorben 4. Juli 1757. Vgl. ebenda, Bd. 2.

[2]) Johann Heinrich Christian von Selchow, Rechtshistoriker. Lehrte bis 1782 in Göttingen. Vgl. ebenda, Bd. 33.

[3]) Das zwischen den beiden Sternen Stehende ist im Brief Anmerkung.

[4]) Christian Ludwig Scheidt, seit 1748 Archivar und Bibliothekar in Hannover. Allgem. Deutsche Biogr.. Bd. 30.

[5]) Am 25. Januar 1757 war der bisherige Konrektor am Ansbacher Gymnasium Johann Samuel Strebel zum Rektor ernannt worden.

[6]) Johann Zacharias Leonhard Junckheim war am 1. Juli 1757 zum Konrektor am Ansbacher Gymnasium ernannt worden.

[7]) Der hier gemeinte Johann Karl Friedrich Geßner wurde 1761 Konrektor am gleichen Gymnasium.

(Adresse): à Son Excellence Mons. de Strebel
Conseiller privé actuel de S(on) A(lteße) Serinissi(me) etc. etc.
. . . . . Fran. = Duderstett
à Anspach.

Beilage.

„Gleichwie ich den Eigen Ruhm vor die allergrößte Thorheit halte, also würde mich nimmermehr unterwunden haben, von dem, was ich bey der fürstl. Bibliotheque und Münz-Cabinet theils gethan habe, theils noch zu thun mich tüchtig halte, ex professo zu reden, wenn nicht die Begierde mit guten Büchern umzugehen und mein leben in der stille ohne besondere veränderung zuzubringen meine natürliche und durch gehörige Reflexionen vermehrte Schamhafftigkeit gleichsam überwüge und mich dazu brächte, wozu mich weder Eitelkeit noch sonst ein Affect bringen könnte.

Von der Fähigkeit einer Bibliotheque vorzustehen zuerst zu gedenken, so habe ich nicht nur von Jugend auf die Sprachen fleißig getrieben und neben der Lateinischen, Griechischen und Ebräischen, wohin auch das Judenteutsch gehört, noch auf Schulen die Frantzöische (!) und Italiänische in einem mittelmäßigen Grade erlernet, von der Englischen und Spanischen aber einige Tinctur mit auf Universitäten gebracht, sondern auch nachgehends zu Jena keine Gelegenheit versäumet, es immer weiter zu bringen und zu dem Ende sowohl, was auf Schulen angefangen, fleißig continuirt, als auch die übrigen Orientalischen Sprachen, als die Chaldäische, Rabbinische, Syrische, Arabische, ingleichen die Neugriechische und seit meiner hiesigen Bibliothekariatsdiensten die Samaritanische und einen anfang von der Aethiopischen hinzugethan, wie ich mich denn auch das Holländische zu verstehen nicht vergebens bemühet und in der Schwedischen und Dänischen sowohl als der Uralten deutschen sprache nicht unwissend zu seyn einen ziemlichen anfang gemacht, so daß in der fürstlichen Bibliotheque nicht gar viel Bücher, gedruckt oder geschrieben, anzutreffen, von denen ich in diesem punct nicht ein hinlängl. Nachricht zu geben mich im stande finden solte. Lateinisch getraue mir auch ex tempore zu haranguiren und einem Frantzosen, Italiäner und Griechen mich schrfftl. und mündlich verständlich zu machen. Hiernächst habe keinen theil der Philosophie (die Bücherliebe macht mich so einfältig von mir so viel zu sagen) vorbeygelaßen, den ich nicht mit Fleiß, soviel meine Umstände es zugelassen, studiert, wie ich denn die meisten auch docirt habe und in specie den cursum Mathematicum nebst einer auf mathematischen Gründen und gewissen Erfahrungen ruhenden physique so getrieben, daß ich auch andern etwas weisen können. Die Historie in ihrem gantzen Umfang habe als das schönste Studium durchaus nicht verabsäumet und mich zum wenigsten in den Stand gesetzt, daß ich die Generalia der vornehmsten Politischen, Kirchen- und zur Gelehrsamkeit gehörigen Geschichten einigermaaßen innen habe und leichtlich auf die subsidia kommen kann, wo jeder Punct weiter ausgeführet ist, wie ich denn auch die Universal-Historie mehr als einmahl jungen Leuten gelesen. Bey dieser Gelegenheit kann auch dieses melden, daß ich die Sächsische Historie in bequemen Tabellen größtentheils verfasset und zum Gebrauch des Müntz Cabinets eingerichtet, so das künftighin, wo Gott und S. Hochfürstliche Durchl. wollen, auf diesen Tabellen nicht nur der Kern der Sächsischen Historie vorgestellet, sondern auch zugleich angezeiget werden soll, welche umstände sich aus Müntzen erläutern lassen. Auch was die antiquen müntzen anlangt, habe ich durch Übung, soviel die Bücher dazu dienen können, es dahin gebracht, daß z. E. der Gothaische Antiquarius H. Secret. Liebe mit mir in dergleichen Dingen zu correspondiren kein bedencken getragen. Was die sogenannten Facultäts-Studien anlangt, so habe mich zwar auf die Theologiam ex professo gelegt und hoffe keinen repuls zu bekommen, wenn ich Doctor darinnen zu werden begehrte (Gott und Menschen werden bey dergl. Reden den finem, den ich dabey führe, ansehen und mir das an sich thörigte rühmen zu gut halten), habe auch (nicht) nur durch predigen und Predigten ähnliche extemporal: Vorträge, sondern auch durch disputiren, durch in fremden Nahmen ausgefertigte Responsa Theologica u. dgl. verhoffentlich nicht unglückliche Proben davon abgelegt. Jedoch habe ich auch das Studium Juris Civilis, sofern es zu bessren Verständniß der alten auctorum

und des Juris naturae gehöret, ex professo getrieben, und soferne das Jus publicum beynahe nichts anders, als eine Historie der teutschen Reichsverfassung ist, mir die vornehmsten capita deßelben bekannt gemacht, auch um die Medicin mich insoweit bekümmert, daß ich nicht nur als ein Philologus die nöthigsten Kunstwörter derselben zu wissen mich bemühet, sondern auch das, was Physicalisch in der medicin ist u. zur selbsterkänntniß u. diaet gehöret, ingleichen die allgemeine Einrichtung dieser Kunst gefaßet, so daß ich mich im stand befinde, jedes Buch unter seinem gehörigen Titul u. an seinen ort zu bringen, welches einem andern unmöglich ist.

Wenn zu einem Bibliothecario auch erfordert wird, daß er in einiger Connexion mit andern Gelehrten und estime bey denselben stehet, so könnte ich leicht mit Briefen, auch aus Italien und Holland, ingleichen mit gedruckten guten Andenken rechtschaffener Leute darthun, daß ein großer Herr sich meiner Dienste nicht zu schämen habe, wie ich denn überhaupt so glücklich gewesen, daß meiner in gedruckten schrifften fast niemahl anders als in Ehren gedacht worden, ausgenommen daß in den sogenannten Unsch. Nachr. mir, ich weiß nicht durch weß anstifften, noch aus was vor einer Raison ein offenbarl. unverschuldetes Kläppgen angehängt worden. Doch ich bin selbst dergl. Anführens müde, worüber ich einmahl über das andremahl auf meiner studierstube, da kein Mensch bey mir, erröthe, und will also nur noch Kürtzlich melden, was ich an der Fürstl. Bibliotheque getan habe. Die Schurtzfleischische Biblioth., worauf ich erstlich allein bestellt war, habe ich aus den Kästen herausgenommen und nach dem Catalogo auseinandergelesen u. auf die repositoria gesetzt, hernach habe die Titul jedes Buchs, deren in einem Bande offt 40 à 70 sind, auf a parte = Zettel geschrieben und dieselben nach dem Alphabet der Auctorum gelegt. Unterdeßen wurde mir auch die Aufsicht auf die übrige Bibliotheque anvertrauet, mit deren allen und jeden Büchern ich auf gleiche Weise verfahren und aus den gedachten Zetteln, deren mehr als $\frac{100}{m}$ sind, einen Alphabetischen Catalogum der Auctorum durch Hülfe etlicher Schüler, denen aber alles angeben und nachcorrigiren müssen, gefertiget, welcher aus 9 ziemlichen, obschon sehr weitläufig geschrieben Folianten bestehet. Hierauf habe eben diese Zettel in eine reel = Ordnung zu legen nicht nur angefangen, sondern bin auch großen theils damit zu Stande, so daß in Jahr und Tagen glaubte auch den real: Catalogum abgeschrieben und so zu liefern, daß man in continenti sehen könnte, was von jeder Materie vorhanden und wo es steht, wobei eine solche Invention gebraucht worden, daß zwar die Formate im Catalogo alle untereinander zu stehen scheinen, Auch würcklich beysammen sind, so daß man auf einmahl alles übersehen Kann, was zu einer Materie gehöret u. und nicht an unterschiedenen Orten nachschlagen darf, aber doch auch die Formate augenblicklich ohne Confusion auseinandergesetzt und jedes Buch an seinem Ort in der Bibliotheque gefunden werden kann. Es sind aber nicht nur die Bücher, welche besondere Titul haben, auf diese art ausgezeichnet und in Ordnung gebracht, sondern auch diejenigen, welche in großen und kleinen Sammlungen als Bibliothecis Patrum, Tractatu tractatuum etc. stehen, also aufgeschrieben. Ja ich habe auch angefangen Titul von Büchern, die wir nicht haben, also schreiben zu laßen, daß daraus mit der Zeit, wenn auf solchen Fuß fortgefahren würde, ein recht considerabler Catalogus und ein solches Werck formiert werden könnte, so nicht nur der Bibliotheque u. jedesmahligen Bibliothecariis, sondern auch allen Literatis besondere Dienste tun könnte. Ob aber solche Arbeit, ich will nicht sagen anzufangen, sondern nur fortzuführen, viele Leute das Geschick und den Willen haben, laße ich dahin gestellt seyn. Wenigstens habe ich alles in der euersten Unrichtigkeit und kein blat von einem tüchtigen Catalogo angetroffen, welches ich zu keines Menschen verkleinerung, sondern lediglich aus dem obgemeldten endzweck anführe u. also, in so fern alles und jedes die Wahrheit zum Grund hat u. in einer rigoureusen Untersuchung, worauf im Fall der Noth provocire, bestehen kan, desto leichter mir zu gut gehalten werden wird."

„Trommler, schlag' an . . ." [1]

Aus der neueren deutschen Kriegslyrik.

Von
Dr. **Carl Busse**, Berlin.

Als nach der unerträglichen Nervenmarter der Ungewißheit das deutsche Volk endlich erfuhr, daß es für Heimat und Herd in diesem Schicksalssommer würde reiten und streiten müssen, da machte sich alles, was es durchdrang und beseelte, im Gesange frei. Die alten Lieder brausten Tag und Nacht. Sie brausten um die Menge, die — in einer Glut brennend — durch die Straßen zog; sie brausten aus den endlosen Zügen, die unsre Soldaten der Grenze zuführten; sie tönten in Traum und Schlaf hinein. Und welch eine erlösende Kraft im Liede liegt, das wird mancher grade in den Sturmzeiten, in denen wir stehen, empfunden haben. Es drückt aus, was der einzelne selber garnicht oder nur stammelnd sagen könnte; es vereinigt die Volksgenossen unter dem gleichen Zeichen; es reißt das Individuum aus der Einsamkeit heraus und stellt es in die Gemeinschaft aller seiner Brüder. In den „Liedern aus Frankreich" sagt Wilhelm Jensen:

„. . . . es ist ein alter Drang,
Der in Germaniens Volke lebt,
Daß es mit eines Liedes Klang
Die Freude grüßt und mit Gesang
Auch seine Toten es begräbt.
Vor allem aber tönt vertraut
Ihm Schlachtgesang zum Waffenklang:
Das Lied der deutschen Eisenbraut,
Bald klingt es zwei Jahrtausend lang,
Seit rot die Anemonen es
Umsäumten auf des Nordens Halde,
Und Varus' Legionen es
Vernommen im Cheruskerwalde."

Das deutsche Kriegslied hat die Nation in all ihre weltgeschichtlichen Kämpfe begleitet; es hat gleich Trommeln und Pfeifen die Stürmenden beflügelt, die Daheimbleibenden gestärkt; es hat die Erhebung von 1813 mit geschaffen und flog auch 1870/71 den deutschen Heeresmassen nach Paris voraus. Jeder Deutsche kennt diese modernen Sturmvögel, und wenn ihre Schwingen durch die Lüfte wehen, scheinen unsichtbare Fahnen zu rauschen, alte Siegeskränze im Winde zu flatteru.

Besonders mächtig brausten die tyrtäischen Gesänge in den Befreiungskriegen auf. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was ist des Deutschen

[1] „Aus dem Posener Lande", Verlag Oskar Eulitz, Lissa i. P. Vierteljährlich Mk. 2.—.

Vaterland?", „Was blasen die Trompeten?", „Wo kommst Du her in dem roten Kleid?", „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?", „Du Schwert an meiner Linken" und ungezählte andere sangen sich in einer großen Entscheidungsstunde fest ins Herz des Volkes hinein und bilden seitdem unsern deutschen Besitz. „Die Wacht am Rhein" und andere kamen später dazu, und während die Schar der Dichter die blutigen Schlachten von 1870 mit klirrenden Strophen begleitete, gewann sich der Volkshumor das drastische Kutschkelied. Über alles Einzelne fort aber hat sich neben der „Wacht am Rhein" die Hymne der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben erhoben: „Deutschland, Deutschland über Alles" — und die Verteidiger von Helgoland werden, wenn es bitter um den Felsen hergeht, daran denken, daß dieses Vaterlandslied gerade hier, an einem Augusttag vor 73 Jahren, entstanden ist.

Nun blühen auf neuen Schlachtfeldern wieder die blutigen Ehrenrosen, nun klingen und klirren über alle Gaue wiederum Kampfgesänge, und der Schatz der eisernen Lieder Deutschlands wird sich gewaltig vermehren. Aber auch in der langen Friedenszeit haben deutsche Dichter auf der Kriegsharfe gespielt und ihre Saiten voll zum Tönen gebracht. Der Beste und Größte von allen, Detlev von Liliencron, hat als junger Offizier 1866 und 1870 mit ungestümer Tapferkeit gekämpft, er ist jauchzend und vor Kampfbegier zitternd in die Schlacht gestürmt, er hat in zwei Kriegen die größten Eindrücke seines Lebens erfahren — und dann, später, im Alltag fröstelnd zog seine Sehnsucht ihn immer wieder aufs Blachfeld zurück und beschwor in hundert farbigen Erinnerungsbildern sein verflossenes Kriegs- und Soldatenleben. Was er seiner Nation damit gegeben hat, das ist wohl überhaupt das Schönste, was wir an darstellender Schlachtpoesie besitzen. Und gerade jetzt, wo es wieder „hart auf hart" geht, wollen wir uns an der herrlichen Mannhaftigkeit, dem Heldengeist, dem Sturmatem Liliencron'scher Lyrik stärken. In seinen „Nachklängen" singt er:

„Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
Krieg, Trommelwirbel und den Ruf der Hörner,
Und siegestrunken bricht aus tausend Kehlen,
Es klingt zu mir aus ungemessenen Fernen,
Ein brausend Hurra jauchzend zu den Sternen!"

Aber der Nachklang erhebt sich bald zum Vollklang, die Erinnerung wirkt bald als lebendige Gegenwart. Ganz Deutschland marschiert in den Strophen dieses Dichters unter flatternden Fahnen, und er selber mitten darin:

„Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschiert,
Neben Trommeln und Pfeifen hab' ich oft präsentiert,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avanciert
In den Feind, hurra!
— — — — — — — — — — — —
Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang;
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!"

Welch ein klirrender Rythmus darin! Und welche kecke, wuchtige Schlagfreudigkeit in der „kleinen Ballade":

„Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Hengstes schwarzer Mähne."

Der Reitergeist, der hier lebt, kommt nicht minder stark in anderen Stücken zum Ausdruck. Es war Liliencrons glühendster Wunsch, Kavallerieoffizier zu werden. Er war zu arm dazu, aber wo er irgend konnte, ritt er im Feldzug Attacken mit. Attackenhaft drängen auch seine Schlachtgedichte vorwärts:

„Eh' mir aus der Scheide schoß
Blitz und blank der Degen,
Ließ noch einmal Mann und Roß
Kurzer Rast ich pflegen."

In dieser Ruhepause zieht noch einmal sein ganzes früheres Leben an ihm vorbei. Erinnerung will ihn überfallen:

„Doch Dragoner glänzen hell
Dort an jenem Hügel.
An die Pferde! Fertig! Schnell
Klebt der Sporn am Bügel.

Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen;
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen.
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.

Täuschend gleicht des Feindes Flucht
Tollgehetzten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Schlucht
Mein Signal zum Sammeln.

Schweiß und Blut an Stirn und Schwert,
Laß es tropfen, tropfen.
Dankbar muß ich meinem Pferd
Hals und Mähne klopfen" . . .

Der scharfe Gang, sagt der Dichter am Schlusse hätte seinem steuerlos treibenden Leben „Wink und Ziel" gegeben. Und von neuem fegt er in einer „Attacke" vorwärts:

„Platz da, und Ziethen aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch,
Und vorgebeugten Leibes rasen,
In einem Strich die Pferdenasen,
Wir zwei weit voran den Husaren,
So sind wir in den Feind gefahren.
Die roten Jungen hinterher
In todesbringender Karrier,

Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und Hussa, Hep, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgesaus."

Ein „gelber Lümmel" schießt dem Dichter die Helmspitze ab, doch „Hieb zur Erde tief" saß ihm im Schädel eine forsche Prim. Nachher sammelt der Leutnant den Zug:

Und als er durch die Säbel fragte,
Ob Keiner wegblieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäumte
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträuchern, tot, im Wald.
Ein blaurot Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum erstenmal
Sah ich das Einglas niederschippen,
Und Tränen fielen ohne Zahl
Dem Toten auf die bleichen Lippen."

Den Heldentod auf dem Schlachtfelde, den schönsten Tod in der Welt, hat Liliencron oft gepriesen. Er hat in schweren Lebensstunden mit dem Schicksal gehadert, daß ihn selber keine Kugel dahingerafft hat.

„In meiner Waffenhalle
Hängt harmlos die Streitaxt.
Aber täglich prüf' ich die Schneide,
Daß sie nicht rostet,
Daß sie nicht versagt.
Ruft mich die Stunde.
Die Stunde, die mehr als jede andre
Den herrlichsten Tod verschenken kann,
Den Tod für dich,
Mein Vaterland!"

Und schmerzlich-schöne Bilder solchen Todes beschwört er:

„Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.
Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild.
Sein brechend Auge schlägt nach oben.
Die Sense sirrt im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade, du Heimatwelt –
Und beugt das Haupt, und ist verschieden."

Oder in „Erinnerung" entwirft er mit meisterhafter Knappheit, fast nur Stichworte gebend, eine typische Schlachtszene aus Sieg und Not und Tod:

„Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.
Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Glut.
„Wasser!" Und die Hand zerwühlte
Gras und Staub in Dursteswut.
Morgen. Gräbergraben. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug."

Liliencron selber hatte in der Schlacht bei Skalitz, von einem österreichischen Jägeroffizier mit dem Revolver niedergeschossen, in seinem Blute gelegen, und als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, waren ein zerrissenes Hemd und ein aufgetrenntes Hosenbein seine einzige Bekleidung. Man hatte ihn offenbar für tot gehalten. Trotz seiner Verwundung verlangte er stürmisch von neuem in die Schlacht, setzte sich die Feldmütze eines gefallenen Füsiliers auf, vervollständigte notdürftig seinen Anzug und zog in Ermangelung von Besserem seidene Damenballschuhe an, die er zufällig in einem Häuschen fand. So führte er hoch zu Roß als Sekonde-Leutnant seine Kompagnie bis nach Königsgrätz noch durch zwei Gefechte. Wenn er uns später in seinen Versen aufs Schlachtfeld reißt, wirkt alles, was er schildert, deshalb mit der Macht des Selbsterlebten.

„ . . . . Glitzernd von den Höhn,
Den ganzen Tag mit Sack und Pack,
Brach nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm ein weißes Meer,
Des Feindes wundervolles Heer.
Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
Mit weiten Augen, offenem Mund,
Als starrt ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer!" „Steht!„

Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
Und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir
Ein fürchtbar Ringen, Groll und Gier.
Und über unserm wüsten Knaul
Bäumt sich ein scheugewordner Gaul;
Ich seh der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eisenring:
Ein Drache brüllt, die Erde birst,
Einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub."

Zu dem Gewaltigsten aber, was Liliencron an Kriegslyrik geschrieben hat, gehört jene Szene aus einer Januarschlacht, die vor nun dreißig Jahren sein erstes Versbuch abschloß. „Es lebe der Kaiser!" steht darüber, und der Anfang erzählt, wie der junge Offizier auf Adjutantenritten unter dem Heulen der Granaten über das Schlachtfeld fliegt. Da erkennt er einen Johanniter „am roten Kreuz auf seiner weißen Binde", der hoch den Hut schwenkt und ins Krachen der Geschütze, heiser schon hineinruft, daß tags vorher der König von Preußen zum Deutschen Kaiser geworden ist. Und da:

„Zum Ehrengruße donnern die Batterien
Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht
Scheu spielt aus gelbgesäumter Wolkennacht
Zum ersten Mal die weiße Wintersonne,
Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernst marschierende Kolonne –
Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne
Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
Es scharrt mein Fuchs und blies ihm in die Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren.
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren!
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.
Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schrein! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman! Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugelspritzen.
Der Wolf brach ein und matter wird und matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen,
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen!

In der ganzen Kriegslyrik, die 1870 entstand, ist nichts, was sich an stürmischer, alles niederwerfender Wucht etwa mit der letzten Strophe vergleichen könnte. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß „Lerman", auch „Lermen" gleich „lärmen" ist, vom italienischen all' arme (französisch alarme). Schon die ältesten deutschen Landsknechtslieder kennen es: „Lerman, Lerman! hört man die Trummen (Trommeln) sprechen!" – Nach dem Kriege das „Siegesfest":

„Flatternde Fahnen
Und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze
Und Siegesgesänge.
Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen.
Welkende Kränze
Verlassene Frauen.
Heißes Umarmen
Nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
Erstorbene Tränen

Noch viel des herrlichen wäre aus Liliencrons Kriegslyrik – der späten, aber auch reifsten dichterischen Frucht des großen Jahres 1870 – zu zitieren. Sie vor allem ist es, die dem kraftvollen Poeten seine historische Stellung verleiht. Aber es mag genug sein. Nur bei einem einzigen, prophetisch in die Zukunft schauenden Gedichte, dem „Cincinnatus", müssen wir noch einen Augen-

blick verweilen. Denn zwei Zeilen daraus sind in diesen schweren und herrlichen Tagen, die wir durchleben, immer wieder angeführt worden.

Der Cincinnatus beginnt mit dem stolzen Bekenntnis:

„Frei will ich sein,
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhliches Herz, und das ist genug!"

Die Würden und Ämter des Staates locken den Freien nicht; er lacht Tand und Titel aus; er schlägt das Hoftor dröhnend vor dem Gesandten zu.

„Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr
Ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.
Muß das Vaterland drangvoll die Sturm-
[flaggen hissen,
Ho heida! die Klinge der Scheide entrissen!
Und droht es von Osten und dräut es
[von West,
Wir schlachten den Bären, den Hahn
uns zum Fest.

Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
Sie lernt uns schon kennen, der Angriff zerschellt.
Und der Friede strahlt auf, von Sonnen gezogen!
– – – – – – – – – – – – – – –
Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
Fest auf den häuslichen Feuerherd,
Umfasse den Griff mit der einen Hand
Und trockne das Blut von Rill' und Rand
Und schleif es, gewärtig zu neuem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz."

Den Hahn und den Bären! Mögest Du, Detlev von Liliencron, ein Prophet gewesen sein!

„Und die Haubitzen brummen".

Ein Landwehrlied.

Der Russe hebt die Mörderhand,
An Blut gewohnt, gewohnt an Brand
Und Tücke sondergleichen.
Von Westen kommt es dumpf und schwer,
Allüberall ist um uns her
Nur Haß und Gier und Keuchen.

Mit Hinterlist und schlimmem Wahn,
So hämmern sie gen Deutschland an
Und wollen es verderben.
So zahlreich wie am Meer der Sand,
Wie Mückenschärme überm Land;
Davon soll Deutschland sterben.

Wir reichen Weib und Kind die Hand –
Dann singen wir fürs Vaterland
Ein Lied von Blut und Eisen.
Gerechter Hergott steh' uns bei.
Wir wollen, unsrer Heimat treu,
Die deutsche Kraft beweisen.

Voll deutschen Zorns steigt himmelan
Der Trommeln gellend Rattaplann
Und die Haubitzen brummen:
„Der Kaiser ruft, der letzte Mann,
Der allerletzte Mann tritt an.
Hei! Laßt sie kummen, kummen.

Wir reichen Weib und Kind die Hand –
Dann soll uns nur das Vaterland,
Kein Tod und Teufel kümmern.
Dann wollen wir Franzosentand
Und Russenreich und Engelland
Zertrümmern, ja zertrümmern.
Zertrümmern!

August 1914. Hugo Vogt.

Aus einer Familienchronik.

Von
Dr. Leo Wilz, Würzburg.

W. H. Riehl, der tiefgründige Forscher und gelehrte Kenner echt deutscher Art, hat in dem „Schlußstein" seiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", in dem „Idyll vom deutschen Hause", in feinsinniger Weise die Bedeutung der Familie, des „Urgrundes aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit", für das sozial-politische und nationale Leben unseres Staates dorgestellt. Er richtet dabei die dringende Mahnung an uns, die überkommenen Sitten zu pflegen und weiter zu bilden, uns unserer völkischen Eigenart bis ins kleinste bewußt zu bleiben. Nur dann könnten wir uns jung bewahren, denn in den Sitten des Hauses verjünge sich das gesellschaftliche Leben. Besonders aber redet er der Erhaltung von Familienüberlieferungen das Wort, den Aufzeichnungen über das Geschlecht, den Familienchroniken. Denn wie der Adel von Standes wegen seine Familienstatuten, Hausgesetze und seine besonderen und eigenen Standessitten habe, wie er über Familienarchive und -chroniken verfüge, auf die er stolzer sein müsse als auf Titel und Würden, so sollte in jedem Bürger- und Bauernhause eine Chronik angelegt sein als gewichtigste und beredteste Urkunde eines starken und gesunden Geschlechtes.

Bei meinen volkskundlichen Sammlungen und Werbungen in der Schule gelang es mir die Schüler von dem Werte und der Bedeutung solcher Chroniken zu überzeugen und sie zur Nachforschung nach alten, in ihren oder in verwandten Familien noch vorhandenen Aufschreibungen anzuregen. Diese Anregung brachte bald Früchte. Die köstlichste davon ist ein aus dem Jahre 1612 datiertes und von der Familie Prügel in Mönchsondheim bis an das Ende des 19. Jahrhunderts geführtes Aufschreibbuch.

Über drei Jahrhunderte erstreckt sich die Chronik, eine Fülle historischen und volkskundlichen Stoffes in sich bergend. Die Zeit des großen Krieges mit seinen Greueln und Leiden, mit seinem Sterben und Verderben wird trefflich veranschaulicht durch die Lebensbeschreibung des Ahnherrn des Geschlechtes, David Prügel, die zudem noch in einer gereimten Prosa vorliegt. Familienereignisse trauriger wie freudiger Art, Tod und Krankheit, Pestilenz und Seuchen, Geburt und Hochzeit, guter Wein und schlechte Ernte werden in allen Einzelheiten in gleich treulicher Weise verzeichnet wie die langen Erörterungen über theologische

Streitfragen und über die Hauptmängel des menschlichen Wesens oder wie die ironisch angehauchte Abhandlung über das Weib mit eingesprengten poetischen Ergüssen und andere in scherzhaftem Tone geschriebene „Schöne Sittenreimen". Von größtem Interesse für die Volkskunde sind die Einladungen zum Hochzeitsfeste und der dafür ausgesprochene Dank, die auf „Reumen gestellten" Hochzeitswünsche und die zahlreichen Grabstein- und Sarginschriften. In das 19. Jahrhundert fällt besonders das in Dialektform abgefaßte Gedicht: Probefahrt auf der Eisenbahn von Würzburg nach Nürnberg 1864, ein Beweis dafür, daß die den Familien-

Heinz Schiestl. Landsknecht..
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen und vom k. stellvertr. Generalkommando zensiert.

gliedern innewohnende dichterische Neigung bis in die Neuzeit verblieben ist.

Lassen wir die Chronik selbst sprechen! Sie beginnt, soweit sie erhalten ist, mit einzelnen langen Kapiteln über die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Leibes, über die Bitterkeit des Todes und über den Geiz. Die predigtartigen Vorträge, die mit Schriftstellen reich belegt sind, wollen wir beiseite lassen und nur einige poetische Einschiebsel als Probe der anschaulichen Darstellung geben! Von der Nichtigkeit des Menschen heißt es: „Was willst du nun stolzieren vil, du arme Asch' und Erd, weil doch dein Anfang mit dem Ziel ist schlechten Schatzes wert. Ein stinkend Sam' warst du vor Zeit, jetzt bist ein

Sack mit Koth, die Würmer haben ihr gewisse Beuth einmal nach deinem dodt." — Was nützet dir im Leben hier ein Kurtz vergenglich freud, wen dort einmal nur volget Qual und Ewiges Hertzenleit; aber man achted es nicht, man Lebet fein In Dag hinein mit der Gottlosen schar, Als ob kein dodt oder einig noth mehr wehre zu Befahrn". — Es ist ja kaum ein Augenblick, daß wir zu leben han, Eh' der Mensch kehrt offt den Rück, Muß er auf und davon". . . . . — „Ach meine Dag, sind voller Klag, kaum so breit als ein Hand, mein Leben hir ist nichts für dir, ist voller Schmach und Schande. Den heut sind wir frisch,

Heinz Schiestl. Landsknecht.
Im Verlag „Frankenland" als Kriegspostkarte in Mattkunstdruck erschienen und vom k. stellvertr. Generalkommando zensiert.

gesund und stark, morgen dodt und ligen in sarc, heut blühen wir wie rosen roth, balt krank und dodt ist allenthalben müh und noth". — Über den Tod und seine Bitterkeit steht geschrieben: „ . . . Drum bereit dich in der Zeit, o Mensch, zum letzten Ente. So kannst hinfort, bereits hier und dort vill ungemachs abwenden. Denk wie einmal, deß dodes qual, dein auge werde blenden, so wirst du sie gar leichtlich hie, von der Eitelkeit abwenden. Laß mich gedenken an an den dodt, Ehe denn die Ohren nimmer hören, denk wie dein Ghör wird sein so schwer, dein Ohren werden klingen, so wird hinfort kein schambar Wort durch deine Ohren tringen. Denk wie dein Mund zur letzten Stund, dein' Zunge

wert erstarren, so wirst du hie, mit schlechter Müh' manch lose red ersparen. Denk wie so heiß der doden schweis, den man einst muß ausstehen, so wird dir fein, der Kützel dein, die Wolluft all vergehen". — „Nun Herr Jesu ich bitt durchs bitter leiten dein, du wolst mir Sünder gnedig sein, wenn ich nun kom in sterbens noth und ringen werd mit den dodt. Wenn mir vergeht all mein Gesicht und meine ohren hören nicht, wenn meine Zunge nicht mehr spricht und mir vor angst mein hertz zerbricht. Wenn mein Verstand sich nichts besint und mir all menschlich Hülff zerrint, so kom o Herr Christ mir behent zu Hülff an meinem letzten Ent. Und für mich aus den Jamer Thal, verkürtz mir auch deß dodes qual, die bösen geister von mir treibe, mit deiner Hülff stets bey mir bleibe . . . . Rath mir nach deinen hertzen, o Jesu, Gottes Sohn, soll ich hie dulten schmertzen, Hilff mir Herr Christ davon. Verkürtz mir alles Leiten, Sterck meinen Blöten muth, fröhlich lass mich abscheiten, setz mich in dein Erb Gutt. . . ." — „Der dodt verblötzlich als ein Dieb, Thud heimlich herein schleichen, es sey dir gleich Leit oder Lieb, du kannst ihm nicht entweichen. Sein Pfeil ist Gifft, wenn er dich trifft, mußt du dich balt aufmachen, er nimpt dich mit, es hilfft kein bitt, drum hab acht auf deine sachen." — „Einen Reichen hilfft doch nicht sein Gut, den Jungen nicht sein stolzer Mut, er mus aus disen Meyen Ja, wenn er het die gantze welt, Silber und Golt und alles Gelt, noch mus er an den Reihen." — „Ey, so will ich immer sterben und mich legen in die grufft, ich werd keineswegs verderben, denn wenn Christi Stimme ruft aus dem Grabe, mein lieber Sohn, wert ich wissen balt davon. Dieses kann mich recht erfreuen und mir leib und seel erneuen." — „Komm o dodt, mein schlafensbruder, komm und führe mich nur fort, löse meines Schiffleins Ruder und bringe mich in sichern Port. Es mag, wer da will dich scheuen, du kannst mich vill mer erfreuen. Denn durch dich komm ich hinein zu dem schönsten Jesulein."

„Der Geiz ist die Wurzel alles Übels." Das ist der Sinn eines weit ausgeführten Kapitels, von dem als Probe nur folgende Verse angeführt seien: „So lieb dir ist, o fromer Christ, daß Ewig Heil und Leben, so wenig solt, dem Geiz sein holt oder nach Gut fast streben. Mang Geitziger wirt ohn Beschwer Christum wol gar verkauffen. Wann er Behent, wie Judas könnt dreyßig silberling erlauffen." Darum Geizhaltz: „Laß dir sein Kein spotte, all Tag und Stund allzeit Kömpstu neher dein Todte, Gericht und Ewigkeit . . . . All abent dich besorge, diß sey dein letzte Nacht, Heut diesen Tag, all morgen zu sterben sei bedacht. Verschieb nicht dein Bekehren, Biß auf den andern Tag, denk, wer will mich geweren, daß ich's erleben mag. Ungewiß ist der Morgen, wer weiß, wer ihn erlebt, aber der Tod mit Sorgen all Stund ob uns schwebt. Laß ab von der Untugent, nicht erst im Alter dein, opffere Gott dein Jugend, wilt ihm gefellig seyn. Daran aber ist kein Zweifel, wer mit den Geitz hinstirbt, der ferth gewiß zum Teuffel und ewiglich verdirbt . . . . Du magst in diesem Leben zwar ausrichten dein Geschefft, Doch daß dein Herz nicht ganz und gar ans zeitlich sey gehefft. Ihn Himmel ist dein Vatterland, auf Erd dein Herberg nur, drum ists freylich ein grosse Schand, die höchste ungebühr, wenn dir die Herberg

dieser welt, die so gar kein Bestand, viel lieber ist und baß gefellt, denn's ewig Vaterland . . . . . ."

Der Ahnherr, auf den die Familie ihren Namen zurückführt, ist der um das Jahr 1558 geborene David Prügel, ein Mann, den die Ungunst des dreißigjährigen Krieges hin- und hergeworfen hat, bis er endlich in Mönchsondheim einigermaßen die ersehnte Ruhe fand. Wegen seiner reichen Erfahrung war er noch bei Enkeln und Enkelskindern hochgeachtet und einer seiner dankbaren Nachkommen, Michael Prügel, hat ihm im Jahre 1716 ein Denkmal gesetzt in Gestalt einer gereimten Lebensbeschreibung: „Des Davids Prügel Lebensbeschreibung auf Reumen gestellt von Michael Prügel 1716."

1. David Prügel, der erste genand
So vill ich weis und mir bekand.
Ist auf die welt gebohren
1500 Jahr nach Christi Geburt
Und 58 gezehlet war.
Zu der Zeit ist er woren.

2. Er wart ein Jung Kint gutter art
Als mit der Zeit er manbar wart
Da Det er denken Säben
Wie er nach der Welt Brauch und Lauf
Ihm ein Ehweib wollt Nemen auch
Und sich in Ehstand geben.

3. Als er nun hat die erst genomen,
Det er durch den dodt um sih komen
Den got hieß sih im Sterben.
Um sih hat er getragen Leit
Dan det er sich zu rechter Zeit
Um die anter bewerben.

4. Mit diesen zweien hat er fein
Gezeuget zehen Kinderlein.
Sih waren all im Leben.
Er hat sih alle lieb und wert
Gott aber nahm sih von der Ert.
Nun merk waß sich begeben:

5. Denn als Gott über Deutzland zuckt
Mit Bestilentz in daselbig ruckt,
Det sih nach Sontheim komen
Darinen det sih ser grassiren
In drey monat man naus det füren
Hunterd und vierzig wie ich vernomen.

6. Nun wart ein Mann, Jacob Beer genannt,
Der war dem Davit Brügel verwant.
Als Davit hat vernomen
Wie Jacgob Beer für gewiß ich sag
Auch an der best dar nitter lag
Da det er zu ihm komen.

7. Als er nun witter ging nach hauß
Da zog er seinen mutzen aus
In die Stuben det ern legen.
Seine Kinder mit den mutzen spilen,
Aber sih mußten es balt fühlen
Die Best det sich drin hegen.

8. Die zehen kinder wie bekant
An der best sturben alle sampt
Die mutter auch mit name.
Der knecht und macht auch mußten tran.
Sie gingen all deß dotes ban
Nur Davitt davon kame.

9. Drauff schlug man ihn die Stickel ein
Vor sein dür, er muß sein allein,
Sein Vieh auch durfft nicht drencken.
Er hat in dieser Großen Noth
Zu Gnotstatt balt verkaufft sein Gutt.
Det nach Mönchsontheim denken.

10. Diß ist geschen als gezehlet wurt
1600 und 12 nach Christi geburt.
Teht er sich sein gutt hir kauffen.
Marckhernsheimihnnichtdurchwoltlaßen
Sih machten ein Ketten vor die gassen.
Sih riß in schnellen Lauffen

11. Entlich so weit es mit ihm kam
Daß er sein Trittes Ehweib nam.
Anna Heumenin ihr name,
Mit ihr hat er durch Gottes Segen
Vir Kinder gezeuget, teht ihrer pflegen.
Doch eines nur davon kame.

12. Die andern drei sturben balt
Als diß geschen wart er alt.
Auch 6 jar vor sein Ente
Ließ er die Kappel wie ich weiß
Schön renoviren mit allen fleiß.
Zum Ent ich mich nun wente.

13. Als nach der Hant geschrieben wurt
1600 und 30 nach Christi Geburt
Do det sein Ente komen.
Er hat getragen kraue Har
Sein Alter war 72 jar
Also hab ichs vernomen.

14. Als er seelig geschlafen ein
Ließ er sein Weib und Söhnlein klein
Hinter ihn auf Erden.
20 Jar sie eine wittwe war,
Das Söhnlein war alt nur 12 Jahr
Sih theden unselig werden."

Aus dem Leben dieses David Prügel berichtet uns die Chronik noch manches andere Interessante: „Um diese Zeit verlegte der Pabst die Zeit und als man das erste mall in die Kirchen gangen, hat die wand geschwitzet, daß das Wasser davon gelauffen. Dissetz hat David gesehen mit seinen Augen. . . ." — „Zu der Zeit gingen die Mentzenheimer nach Mönchsondheim in die Ernde zu schneiden, denn es waren keine Leute da, die arweiteden und wenn sie einen Acker abgeschnitten, gingen sie weg; da legte man ihnen den lon auf den Stein; darnach holten sie ihn. Denn sie durften nicht miteinander reden. . . ." — „Da verbott man ihn (David Prügel) die kirchen, auch weit (Weide) und Trenck für sein sih. Darzu schlug man Stickel vor die hauß dür . . . . Er verkauffte sein Gutt zum kamer laten (Kammerladen) hinaus, den die kauffer stunden auf der gassen und machten die summa mit Messern auf die Stecken nach der bauren zahll. Die summa ward 3000 fl. 1100 gaben sih in an, für die überichen 1900 bekam er nicht einen dl. Mit obigen 1100 fl. riht er mit einem Pferd nach Mönchsondheim. Dies ist geschen anno 1612 und am hittenheimer hollgraben lieff ein feuriger bogen wie ein wagen rat vor ihm her biß in dorff. Darauf wurde er dödlich krank vor schrecken. Er kauffte Jacgobs gutt um 80 fl." — Alle Schickfalsschläge, die einen Menschen nur treffen können, mußte David Prügel erleiden. 1623 „ist in Gott seelich entschlaffen die züchtige Juncfrau Margareta David Prügels seeligetz döchterlein seinetz alterß 4 Jar der Seele Gott gnetig sein wolle. Amen. Auf dem Sarg des Kindes stand folgender Vers:

„Von Mutter Leib wart ich gebohren
Gar jung, doch bin ich nicht verlohren.
Ob mich der dotd schon jung hat genommen
So bin ich doch zur seeligen Geburt kommen."
. . . . . .

Hier bricht die Strophe ab. Die Chronik verzeichnet das mit den Worten: „Das anter konnt ich nimmer letzen."

David Prügels einziger überlebender Sohn ist Johann Prügel. „Er wart allein vorm dodt unter 14 Kinder überich geblieben." Auch er wurde von den Plagen des Krieges hart mitgenommen und viel Wunderbares steht von ihm im Buche: „Als er einstens mit seinem knecht inß holtz gefahren, frü, da es noch finster, kam bey den Eftleberg ein feuriger man und setzte sich auf die Lenckwint. Der Jung stig von Wagen und faste den knecht bey den Steigbückel. Zu Helense stig der feurige man ab und ging hinter rum. alß sie durch waren, setzte er sich witter auf biß ins Holtz. Da schwitzten die Pferte, daß es von ihnen floß." —

„Einstens ging der Knecht auf eine Hochzeit und rente mit den Pferden vor der Kirchen in Holtz. Alß er zu Hause kam, fil das Pferd dotd darnitter."

— „Als er erwachsen wart es unfrit. Da hate er 3 jar daß fieber. Zur anspan ein kleineß pfert und baude 9 Morgen von 25 morgen. Die Prülgaſſen ſtund mit graß knislang; ein Haß heckte Jungen inß Jörg Neubertß hauſſe hinter den futter Kaſten. In unſern 5 Morgen waren ſal weiden ſo hoch daß ſich ein Reuter mit ſeinen Pfert verbergen kunde. In kirchbach bey der oxſen wiſſen wart es auch alſo . . ." — „Einſtmals ackerte er in Schleiffweg. Da kam ein Reuter, ihm ſein pfert zu nehmen. Er ſchnitt die Streng ab und jagte davon Im Schuſterßgaßl kam er auf ihn; er ſchlug mit dem Zügel zurück und traff den Reutersgaul auf die naſſen; der wurd wilt. Da ſchoß er mit den bißdol nach ihn, und er kam zum kleinen dürlein hinein, welgeß itz vermauert" — „Auf dem hüttemer Dannenberg ſtund ein man ſchiltwach. wo die bartey her kam, liß er den wettel (Wedel?) hinfallen. Da jagte alles davon. Auf dem Kelenbuck (?) ſtund ein man mit namen glaus. Den ſtagen die Prumhetzel. Der ſchlug mit den Hut auf die Erden ſich zu weren. Da iagte im Wilsheimer Weg alles davon. Da gab der man die flucht ins dorff, meinte, die bauren hetten waß geſehen, die bauren meinten, er hette waß geſehen, weil er mit den Hut ſchlug; er ſprach: die brumhetzel haben mich geſtochen." — „Als der kaiſerliche Jeneral zu Kitzingen lag, ſteckten die Reuter Meinbernheim mit Feuer an. Zu Nacht, alß man Lermen machte, fingen ſie an zu blündern und kamen eben in das Haus, wo Johann Brügel war und zuckte das Schwert über den Mann, er ſollte Geld hergeben und wurt gehauen. Da verſteckte er ſich unter eine weinbutte und getachte, nun mußt tu auch ſterben. Biß morgen wurte der Frieden von Jeneral ausgeblaſen." — „Als die alte Kirche in Dorff noch geſtanden, hat es den Sonntag vor der hl. Treyfaltigkeit blut in den Kirchengraben geregnet; er hats herausgetan und mit den blut geſchrieben. Den ſontag trauf, alß der ſchulmeiſter dag geleut, iſt ſie auf einmal zuſammengefallen und die drei Glocken oben drauff . . . ."

Mit erſichtlich großer Liebe iſt an der Chronik geſchrieben worden und mit ängſtlicher Sorgfalt hat man ihr alles anvertraut. Jeder kleinſte Zug, jede freudige oder traurige Stimmung in der Familie wurde in ihr verzeichnet. Es iſt, als ob man ihr alles, was die Seele erhob oder bedrückte, mitgeteilt hätte. Allgemeine Wahrheiten, verſteckt in dem bunten Gewand des Scherzes und der Satire, bringen die „ſchönen Sittenreimen."

1. „Es ſind nur auf der Welt vier angenehme Sachen
Die mich und meinen Freund recht glücklich könnten machen.
Ein angenehmes Amt, ein tugendhaftes Weib,
Ein mäßig Capital und ein geſunden Leib.

2. Es ſpricht der weiſe Salomon: Es iſt alles eitel;
Wan ich auch hät überfluß wie er gehabt in Beutel,
Wollt ich ſprechen auch mit Freud, wie geſprochen er allzeit:
Es iſt alles eitel.

3. Allen, die es dräulich mit uns meinen,
Denen ſoll die Sonne ſcheinen.

Den andern sei der Mond verdeckt,
Den der Schelm in Hertzen steckt.

4. Der Schmit spricht: Hät ich umsonst Eisen und Kohl'.
So wollt ich mich ernähren wohl.
Der Schuster spricht: Hät ich umsonst Leder und Schmer
Ich wolt mich besser nähren als Er.

5. Der Beck spricht: Hät ich umsonst mehl und gedräit,
Ich wollt mich besser nähren als die zwey.

6. Der Wirth spricht: Hät ich Gottes Gnad und Gunst
Und meinen Wein und Bier umsonst
Und wär Holtz, Steuer und Lichter frey
Wolt ich mehr gewinnen als die alle drey.

7. Was du nicht willst, daß man Dir thu,
Das alte Sprichwort sagt, das muth
Du keinen andern zu
Und las ihm ungeplagt.
Des stöhrens mach nicht allzu viel,
Hör auf zu rechter Zeit,
Daß nicht zuletzt das Narrenspiel
Erwecke Zank und Streit.

8. Seh' ich ein schönes Engel Kind,
Das wohlgestalt und schön gebilt,
So bilt ich mir dabey gleich ein,
Gott mus ia noch viel schöner sein.

Den echten, natürlichen Volkswitz bringen folgende zwei Rätsel zum Ausdruck: „1. Ein Krebs und ein Menschen zusammen Reumen mit einen Thaler wie folgt: Den Krebs, den sieht man roth, ein Thaler wigt zwei Loth und du bleibst ein Schelm bis in den dodt. 2. Wann zwei Dieb den Schelmen schlagen. Antwort: Wan der Müller eist und schlägt die zwei Hände hin und wieder an die Seitten, so schlagen zwei Dieb den Schelmen."

Der Eintritt eines kleinen Weltbürgers wird aufgezeichnet mit den Worten: „Am 19. September zwischen 11 und 12h ist mir ein döchterlein Ursula auf die Welt gebohren. ihr dauff dod ist N. N. Nun wünschen wir dir ein langes Leben, solange es Gott will und daß du mit uns Vater und Mutter zu Grabe begleiten kannst." Oder es heißt: „Mit Rehd und andwort hat Ihn vertretten Heinrch Derr, nach welchen Ihn der Nahmen gegeben worden." Aber nur selten geht der Wunsch der Eltern in Erfüllung. Denn allzubald tritt der Würger Tod ins Haus und entreißt das junge Erdenkind wieder den Armen des trauernden Vaters und der trostlosen Mutter. Es ist überhaupt von Wert zu hören, daß die Familie, von der die Chronik schreibt, von einem wahren Kindersegen beglückt ist, ein Umstand, der wohl einen Schluß zuläßt auf die allgemeine Fruchtbarkeit des Volkes, daß aber die Säuglingssterblichkeit den sanitären Verhältnissen jener Zeit entsprechend erschreckend groß ist. Man begegnet des öfteren der Erscheinung, daß von sieben Kindern sechs sterben. Aber voll tiefreligiöser Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes getröften sich die Eltern damit, daß wenigstens

ein Kind am Leben geblieben ist. Besonders häufig grassierende Seuchen, wie rote Flecken und Blattern, raffen den größten Teil der Kinder hinweg. Vom Jahre 1747 wird geschrieben: „1747 hat der frißel[1]) und Rothe flecken unter den Kindern regiret. So ist er auch in mein hauß komen. So hat es die Ursamie zu 14 Dag, hernach die ana barwara auch 4 Dag, auf der Kather 4 Dag und zuletzt ist er über daß kleine kommen. So ist er 2 Dag rausgangen, aber an henden und gesigt witter nein. So haben wir an 3 Dag ihr eingeben. Auch die stuben warm gemacht. So ist er witter 2 Stund Raus gegangen. Dan hat er sich witter verlohren und so gleich auf die brust gesetzt, worauf ein heben, auch hitz und frost sich eingefunden welches 28 Dag angehalten, weillen nun daß Kind so lange nichts geeßen, ist es so von Fleisch gekomen, daß nur haut und bein überich blieben. Doch war es da bey still und machte da bey keine unruhe. Endlich am 26. Junius zu frü nach 2 Uhr starb es sanfft und seehlig, da es sein Leben nicht höer gebracht als auf 2 iahr 1 Monat 15 Dag und 2 stund. Gott gebe in in der Erden eine sanffte ruhe und am Jüncsten Dag eine fröllige aufferstehung. es war ein schön und freundlich kind und haben es ungern sterben sehen; doch geschehe Gottes Wille, bey ihm ist es in ewiger freud Amen." Noch größer ist das Herzeleid, das der Familie auferlegt wurde durch eine Seuche, die 1770 grassierte: „1770 hat Gott der Allmächtig mich mit großen Haus Creutz beleget durch die Plattern oder Durchschlechten an meinen lieben Kindern alle drey auf einmahl. Das große Döchterlein Ursula Maria bekam die durchschlechten zuerst; Darnach das liebe söhnlein Johann Jobst den weißen frießel; bey den söhnlein kam der Friesel den anschein recht raus, dorrete auch ab und schien als wärete er gesund; 2 tag hernach klagte er, es zie (ziehe) ihm in den beynen so; hatte sich der gipfft noch in ihm verhalten und legte sich wieder; Darzu wurde auch das große döchterlein kränker und wurden die blattern breit und setzten sich nieder, wurde von unten auf blau und starb den 13. Aprill an Grünen Donnerstag vor mittag um 11 h seelig in seinen Gott. Das söhnlein aber wurt von stund an kränker und starb selbigen tag nach mittag zwischen 1 und 2 h auch seelig in seinen Gott, doch bey guten Verstand blieb es bis an sein Ende; als nun die 2 ersten gestorben waren, fing das jüngste Döchterlein an sich zu brechen, legte sich gleich auch, doch war es munder bis den andern tag mittag um 2 h. Darnach zeigte sich das Innerlich gefreisch. Auf den abent wurde es ausbrüchig und starb zu nachts um 7 h auch als an heilig Charfreitag und wurden ersten heilig Ostertag alle drey auf einmahl begraben und in ein Grab gelegt .... Ihres Alters war das Döchterlein 8 Jahr, das Söhnlein 5 1/2 Jahr, das kleine 3 Jahr." Bei dieser Darstellung des Krankheitsverlaufes ist auch die Personifikation der Krankheit bemerkenswert, gleich als ob man sich darunter einen bösen Geist, einen Dämon, dem Menschen Unheil schaffend, ge-

[1]) Der Friesel ist ein Hautausschlag unter Bildung kleinster, mit klarer Flüssigkeit gefüllter Bläschen, die nach einigen Tagen von selbst eintrocknen und abfallen. Meist Begleiterscheinung entzündlicher Krankheiten.

dacht hätte. Dem Gedächtnisse seiner Kinder setzte der Vater ein liebevolles Andenken in einem Gedichte, das er in dem ihm so trauten Hausbuche niederschrieb:

„Ruht wohl ihr lieben Kinderlein
In eurem Grabe zu.
Mit vielen Tränen hab' ich euch
Bekleittet auch dazu.
Deß tröst ich mich in meinen leit
Daß ihr seyt alle drey
Gewießlich in der Seligkeit
Das bringt mir wieder freud.
Daß macht, daß ich die dottes bahn
Deß freudiger bedret.
Weil ich, was mir mit Schmerz verlohren
Dort wieder finden wert."

Ebenso ausführlich wie die Krankheit werden die Leichenfeierlichkeiten und die Trauer um die lieben Toten geschildert. Beim Begräbnis wurde vom Pfarrer, wie das heutzutage in vielen Gegenden noch der Fall ist, eine Leichenrede gehalten nach einer der Predigt zu grunde gelegten Stelle aus der Bibel. Dann wurde ein Lied gesungen. Manchmal hat sich der Verstorbene noch zu seinen Lebzeiten den Text der Leichenpredigt selbst gewählt oder sich selbst die Leichenpredigt gemacht, die seinem Wunsche gemäß an seinem Grabe abgelesen werden sollte. Eine solche sei hier aufgeführt:

„Ob ich gleich lange Har
Ist doch daß grab mein hauß.
Man legt mich auf die Parr,
Trägt mich zum Dorf hinaus.
Die Würmer und die Maden,
Die werden warden (warten) mein,
Daß sind die Cameraden,
Die so lang bei mir sein
Bis sie gezehrt mich auf,
Dann müssen sie vergehen,
Hir ist so der Gebrauch.
So würds auch allen gehen.
Aber das best bey dieser noth,
Ist, daß mans nicht weiß, weil man dodt.
Wer will das Himmelreich erwerben,
Der muß zuvor des Todes sterben.
Es kan nicht anders sein,
Drum gib dich nur darein.
Es kommt gewiß die Stundt,
Da der Sohn Gottes spricht:
Ihr Todten stehet auf jezund
Und kommet vor gericht.
Wer glaubt an ihn,
Der kommet nicht
So spricht der Sohn Gottes
Ins Gericht.
Dies sag ich euch im Voraus.
Nehmts mit euch, geht nach hauß,
Denckt wie's gegangen dir,
So wirds auch gehen mir.
Dies hab ich zum Abschied gemacht.
Ich wünsche euch allen ein gude nacht
Nun Erde nim mich ein jezund
Bis Joh: am 5ten kommt die Stund,
Da der Sohn Gottes spricht.
Die würd ausbleiben nicht.
Steht auf ihr Todten, macht euch bereit,
Geht ein zur Lames Hochzeitfreud.
Nun Madenstall geh' aus der Erden
Anjezo würd es besser werden.
Du bekomst jezt ein verklärten leib,
Wie sanct Paulus an Corinther schreibt.
Nun Träger laßt mich ab zur Ruh
Und Todengräber scharre zu,
Daran hab ich gar offt gedacht.
Adiä, o Welt, nun ists vollbracht."

Von den Sarginschriften seien besonders erwähnt: Eine, die einem Erwachsenen gesetzt wurde und zwei andere, die Kinder gelten:

„Drey Reumen, welche meinen Schwager zu Obernbreit auf seinen Sarg niedergeschrieben worden:

1. Deure Eldern, hömet eure Drähnen,
   Meine Seele thut sich nach Jesu sehnen.

2. O liebster Ehegath mein, stell ein dein Weinen.
   Der Höchst vom Himmelsthron verlässet nicht die seinen.

3. Mein Hertz ist abgemat, die lebensgeister stehen.
Mein Jesus heißet mich zur Himmelsfreud eingehen."

Auf dem Sarge eines dreijährigen Kindes standen folgende Reime:

„Kurtz und vergänlich war mein gar kurtzes Leben.
Drum liebste Eldern (das folgende Wort ist unleserlich)
[muß man sich Gott ergeben
Mein Herz allein soll Jesu seyn
Muß ich schon von euch scheiden, Liebste Eldern, gute Nacht,
Ich geh' ins Himels Freuden, welt, ate, es ist vollbracht."

Das Särglein eines anderen Kindes trug folgende Aufschrift:

1. Liebe Eltern, gute Nacht, geendet ist mein Lauf.
Weinet nicht, es ist vollbracht, ich gehe himelauf.

2. Mus gleich mein junces Hertz in diesen Sarg vergehen,
Werd' ich an einen Dag verkläret auferstehen."

(Schluß folgt).

Des Kaisers Kriegsfreiwillige.[1]

Von E. Will, Posen.

Macht Platz, ihr Kameraden,
Ihr habt schon Ehre genug;
Des Kaisers Kriegsfreiwillige
Laßt nun voran dem Zug!

Gleich euch, ihr Kameraden,
Stehn wir nun unsern Mann
Und brennen vor Verlangen:
Rasch an den Feind heran!

Gottlob, es geht nun endlich
Zum Siege oder Tod!
Es wird uns nicht verlassen
Der alte treue Gott.

Und kehren wir nicht wieder
Aus hartem Männerstrauß,
Nun denn: wir schützen sterbend
Noch Herd und Vaterhaus.

Macht Platz, ihr Kameraden,
Des Ruhms und Siegs gewohnt!
Des Kaisers jüngste Garde
Marschiert nun an die Front!

[1]) „Aus dem Posener Land", Verlag Oskar Eulitz, Lissa i. P. Vierteljährlich Mk. 2.—.

Lied eines Eingerückten.

Von Heinrich Weigl.

Sankt Michael und Sankt Georg
Beschützt mein Weib vor Leid und Sorg,
Beschützt auch mich im Kampfgewühl,
Gebt meiner Kugel rechtes Ziel,
Beschützt mein Weib, die kleine Schar, mein Heimathaus
Vorm tück'schen Feind — Ich muß ins Feld, ins Feld hinaus,
Fürs Vaterland ins Feld hinaus,
Hurra! Hurra! Hurra!

Sankt Michael und Sankt Georg
Feindsvolk bricht auf! Sturmklang! Horch! Horch!
Sie stürmen ungestüm heran,
Wir stehen trutzig Mann für Mann,
Wir fliegen sieghaft in den Feind hinein, hurra!
Trotz Tod und Teufel helft uns Sieger sein, hurra!
Helft Sieger sein, helft Sieger sein,
Hurra! Hurra! Hurra!

Sankt Michael und Sankt Georg
Beschützt mein Heim vor Not und Sorg!
Gebt Kraft uns, Kraft von euerer Kraft,
Auf daß die Arbeit bald geschafft! —
Sankt Michael und Sankt Georg, ihr Schützer mein,
Mit Trostesschild und Glaubensschwert bricht Sonnschein
Ins Land herein, ins Land herein,
Hurra! Hurra! Hurra!

Lied eines Untauglichen.

Von Heinrich Weigl.

Es war ein Stern so sonnenlicht.
Ein Stern so leuchtend heilig-hehr,
Ein Stern, deß Glanz im Stahl sich bricht
Des Herzens und der blanken Wehr.

Es war ein Morgenrot so rot
Und tief wie tiefte Feuer glühn,
Drin klang ein Lied, ein Lied vom Tod,
Von Heldentod und Funkensprühn.

Der Stern erlosch . . . Das Lied starb hin,
Das Lied von Kraft und Heldentum.
Nun weiß ich, daß ich nicht mehr bin
Und ohne mich doch Glanz und Ruhm,
Und ohne mich doch Sieg und Kampf und wieder Sieg! —
Nur meine Sehnsucht zieht mit dir, du stolzer Krieg! —
Du heilig-deutscher Heldensieg.
Du ewig-schöner Krieg!

Die dunkle Herkunft der Wasserschöpfräder in der Rednitz.[1]

Von
Dr. ing. **Hans Gießberger**, Erlangen.

Zu den sonderbarsten Erscheinungen unserer Heimat in hydrotechnischer Hinsicht gehören unstreitig die das Landschaftsbild des Rednitztales reizvoll belebenden Wasserhebevorrichtungen, die Schöpfräder. Sie finden sich vereinzelt zwar schon in der Nähe von Schwabach, bei Katzwang und Reichelsdorf, hauptsächlich aber zwischen den Städten Fürth und Forchheim, wo allein rund 140 solcher Maschinen, vom April bis zum Oktober jedes Jahres etwa, in fast ununterbrochener Arbeit das segenspendende Naß auf die an sich trockenen und sandigen Wiesengründe heben.

Diese wirtschaftlich so hervorragend nützliche Einrichtung kann sicherlich auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken, obwohl bis jetzt urkundlich nicht nachgewiesen werden konnte, wann und wo die erste Radstätte errichtet wurde. Aber trotz aller bisher vergeblich aufgewendeten Mühe sollten die darauf abzielenden Forschungen im Interesse unserer Heimatgeschichte immer wieder in Angriff genommen werden, damit, falls eine Klarstellung überhaupt noch möglich ist, an die Stelle des Dämmerdunkels der Vermutung endlich das Licht des Wissens trete.

Auch über die Herkunft der Schöpfräder sind wir nichts weniger als gut unterrichtet. Daß sie bodenständig sind, also ohne fremdes Zutun von den Anwohnern der Rednitzufer erfunden wurden, ist wohl nicht anzunehmen, da ihre Verbreitung sonst nicht auf einen so engen Raum beschränkt geblieben wäre, wie dies tatsächlich der Fall ist. Freilich finden sich heute auch Wasserräder in anderen Flüssen Bayerns, so im Sittenbach bei Altensittenbach (B.-A. Hersbruck), in der Waldnaab bei der Blockhütte nahe Premenreuth (B.-A. Kemnat), in der Fichtelnaab zwischen Reuth und Windischeschenbach (B.-A. Neustadt a. Wn.), in der Wiesent auf dem Wege von Muggendorf nach Gößweinstein, dann östlich und westlich von Ebermannstadt usf.; aber das sind höchstwahrscheinlich

[1]) Daß der Name Rednitz auch für den Unterlauf des betr. Flusses der allein richtige und die Bezeichnung Regnitz ein geographischer Unsinn ist, hat J. H. A. Ebrard im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" XI, 1864, S. 317–325, 353–361, 393–399, 433–441 schlagend nachgewiesen. – Vgl. in diesem Zusammenhange auch M. und A. Geistbeck, Geographie für höhere Lehranstalten, I. Teil. München u. Berlin 1914, S. 70, Fußnote.

Schöpfungen aus einer jüngeren Zeit und vielleicht nicht immer ganz geglückte Nachahmungen unserer Rednitzräder. Die Verbreitung an der Rednitz ist einigermaßen auffallend; denn die fraglichen Hebewerke finden sich in dichtester Scharung besonders auf ehemals markgräflichem Gebiet. Daraus könnte man schließen, daß irgend einer der hohenzollerischen Markgrafen durch eine amtliche Verfügung den Anlaß zur Einführung gegeben habe. Ein Beweis für diese Annahme ist allerdings noch nicht erbracht worden. Doch scheint im brandenburgischen Hause immerhin ein lebhafteres Interesse für die nützliche Einrichtung vorhanden gewesen zu sein, sonst hätte sich Friedrich der Große wohl kaum einige nach unseren Wasserrädern gebaute kleine Modelle sozusagen als Ansichtssendung nach Berlin erbeten.[1]) Auch der Umstand, daß die Burggrafen von Nürnberg an der Rednitz Besitzungen hatten — im Jahre 1280 z. B. wurde der Burggraf Friedrich III. vom Kaiser Rudolf von Habsburg mit Bruck belehnt[2]) — sollte im Zusammenhange mit der Einführung der Wasserräder im Rednitztale, mehr als dies bisher geschehen, gewürdigt werden. Aber selbst wenn wir annehmen, ein hohenzollerischer Fürst habe die Schöpfräder in unserer Gegend eingeführt, so ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Idee zuerst von außen her gekommen. Und sobald wir diese Idee nur ein klein wenig weiter verfolgen, begeben wir uns mitunter auf recht hypothetischen Boden.

„Die Sage, daß ein Nürnberger Patrizier sie aus einem Kreuzzug mitgebracht, ist nicht genau zu kontrollieren", schreibt Seidl[3]). Bronner[4]) fragt, ob diese Einrichtung nicht aus Spanien stamme, mit dem Nürnberg im Mittelalter lebhafte Handelsbeziehungen unterhielt. Auch Fick[5]) macht die Bewohner der alten Noris für die Einführung verantwortlich. Ebenso G. Flamberg (A. Ebrard)[6]), Chr. Lohbauer[7]) und andere. Über die Art und Weise, wie die genannten Autoren zu ihrer Meinung kamen, verlieren sie kein Wort. Am ausführlichsten ist (am angegebenen Ort) die Behauptung Seidls und Ficks, allerdings auch ohne nähere Begründung.

Die Annahme, daß Nürnberg bei der Verpflanzung der Wasserräder in unsere Landschaft die Hand im Spiele gehabt habe, erscheint auf den ersten Blick wenig glaubhaft. Denn gerade der Umstand, daß im Nürnberger Gebiet heute die Wasserräder an der Pegnitz fehlen, spricht dagegen. Doch sieht sich die Sache gleich anders an, wenn man erfährt, daß Nürnberg ehemals im Westen der Stadt viele Schöpfräder besessen hat. Mehrere Archivalien beweisen dies klipp

[1]) Vgl. G. W. A. Fikenscher, Gesch. d. Kgl. Preuß. Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen. Coburg 1795, S. 21.

[2]) Geschichte des Marktes Bruck, S. 85. Handschrift im Eigentum des Kunstmühlbesitzers J. Foerster in Bruck bei Erlangen.

[3]) A. Seidl, Das Regnitztal. Erlangen 1901. S. 127.

[4]) F. J. Bronner, Bayerisch' Land und Volk. München (ohne Jahr), S. 496.

[5]) J. Chr. Fick, Histor.-topograph.-statist. Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend. Erlangen 1812, S. 141.

[6]) In seiner histor. Erzählung „Kurt Werner", Calw 1902, S. 44.

[7]) In seiner „Landchronik", Fürth 1892, S. 102.

und klar. So liefert ein Aktenstück ein „Verzeichnis der Wasserräder von der Caßerne bis nach Schniegling, Anno 1774“ [1]). Es werden darin zehn Räder und deren Besitzer aufgeführt. Eine handgemalte Flußkarte vom Jahre 1624, betitelt „Der Pegniz Fluß von Hallerthürlein biß nach Fürth und von da bis zur Stelle, wo die Pegniz und die Redniz sich miteinander vereinigen“ [2]), gibt für die im Titel erwähnte kurze Flußstrecke nicht weniger als siebzehn Wasserschöpfräder mit ihren Grundbäumen an. Endlich enthält eine solche vom Jahre 1497 [3]) ein „VerZaichnis der dreyer Wasserräder in der Pegniz“ und gibt dazu an „wie brait bey einem Rad der Fluß gewesen“. Die Nürnberger Schöpfräder könnten also recht wohl den Anlaß zur Einführung der eigenartigen Bewässerungsvorrichtung in unserer Gegend gegeben haben. Dann müßten sie aber zweifellos älter sein als die Rednitzräder. Das ist aber nach den bisher aufgefundenen Belegen nicht der Fall. Die ältesten Beweise für „wesserreder“ in der Rednitz gehen, soweit ich eben die Sache zu verfolgen in der Lage war, bis zum Jahre 1429 zurück [4]), während sich ein Pegnitz-Schöpfrad „zwischen der Weydenmülen vnd der Stat Nuremberg“ erst in einer Urkunde vom Jahre 1438 nachweisen läßt [5]). Trotz alledem ist es nicht ausgeschlossen, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß unsere Schöpfräder doch auf dem Wege über Nürnberg zu uns gekommen sind. Und woher sie Nürnberg bezog, darüber gehen ja die Meinungen nicht allzusehr auseinander. Die einen sagen aus Spanien. Zwar unterhielten Nürnberger Kaufleute, namentlich die Imhoff [6]), Handelsbeziehungen mit diesem Lande, aber besonders lebhaft scheinen sie nicht gewesen zu sein, wenigstens nicht in der Zeit, die für unsere Frage in Betracht kommt [7]). Es ist daher auch wenig wahrscheinlich, daß die Räder spanischer Herkunft sind. Der Anschauung, daß sie überhaupt nicht aus Spanien stammen können, die Kupfer in seinem verdienstlichen Aufsatze [8]) — vielleicht ungewollt — durchblicken läßt, ist jedoch ebensowenig ohne weiteres zuzustimmen, da auf der pyrenäischen Halbinsel in einigen der dem Leveche [9]) ausgesetzten Mittelmeerprovinzen der Trockenheit des Bodens durch künstliche Bewässerung u. a. auch mittels der Wasserschöpfräder, die dort Norias [10]) heißen, entgegengearbeitet werden muß.

[1]) Bauamts-Akten LXXIIIb 14, Stadtarchiv Nürnberg.

[2]) In „Sehr rare und seltene Norica, bestehend in fein colorierten Handzeichnungen und Holzschnitten“. Gesammelt von G. P. Amberger. Blatt 14. Sign. Nor. K 104, Stadtbibliothek Nürnberg.

[3]) Repert. 87, Nr. 727, Stadtarchiv Nürnberg.

[4]) F. Lammers, Geschichte der Stadt Erlangen. Erlangen 1834, S. 201, Beil. Nr. 22: Urkunde von 1429 „aus dem ältesten brandenburgischen Gemeinbuche, S. 31“.

[5]) Repert. 87, Nr. 721, Stadtarchiv Nürnberg.

[6]) E. Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg 1896, S. 98.

[7]) Vgl. J. F. Roth, Geschichte des Nürnbergischen Handels I, Leipzig 1800.

[8]) Vgl. K. Kupfer, die Wasserschöpfräder in der Regnitz, „Das Bayerland“ XXV, 1914, S. 468.

[9]) Ein gegen die spanische Küste aus der Sahara wehender „Glutwind“.

[10]) Vgl. A. W. Grube, Geographische Charakterbilder. herausgeg. v. H. Stübler, Leipzig 1907, S. 482 und die dort zitierte Literatur.

Doch weit mehr für sich hat die Vermutung der anderen, die glauben, das Heimatland der Schöpfräder sei das Land der Kreuzzüge, der Orient. Das ist auch die Ansicht fast all derer, die bis jetzt in irgendwelchem Zusammenhange über die Rednitzräder geschrieben haben, womit ich aber nicht den Anschein erwecken will, als ob sich schon viele eingehender mit der Schöpfräderfrage beschäftigt hätten. Im Gegenteil. Die meisten Autoren, — und ich könnte mit Leichtigkeit rund ein paar Dutzend Namen nennen — die über das Rednitzland längere oder kürzere Abhandlungen verfaßt haben, erwähnen die Schöpfräder nur mit wenigen Zeilen oder mit keiner Silbe. Sogar solche, bei denen die Beschreibung des Rednitzflusses Selbstzweck ist, gehen oft mit völligem Schweigen über die merkwürdige Erscheinung hinweg [1]).

Dieses Gebahren darf jedoch keinesfalls zu strenge beurteilt werden. Man wußte eben nichts darüber. Wenn nun neuere Autoren der Vermutung Raum gegeben haben, aus der vorderasiatisch-ägyptischen Kulturwelt seien die Schöpfräder zu uns gekommen, so dürften sie damit nicht weit am Ziele vorbeigeschossen haben. Auch im Volke an der Rednitz hat dieser Glaube seit langem Wurzel gefaßt. Außerdem spricht dafür die innere Wahrscheinlichkeit. Denn zu den Hauptgebieten, in denen künstliche Bewässerung durch Schöpfräder heimisch ist, zu den sog. Trockenländern der Erde, gehören gerade jene orientalischen Landräume, die durch die Kreuzzugsbewegung stark beeinflußt worden sind und die dann ihrerseits wieder befruchtend auf die Kreuzfahrer oder die Jerusalempilger und in der Folge auf das Abendland gewirkt haben. Deshalb wäre auch der Gedanke, daß neben einem Nürnberger Patrizier [2]) ein fränkischer Ritter [3]), dessen Grund und Boden von den Wellen der Rednitz bespült wurde, die Idee aus dem fernen Osten mitgebracht und in seinem Herrschaftsgebiet verwirklicht habe, an und für sich nicht absurd zu nennen. Doch die Beweise fehlen.

Ich will mich heute nicht weiter auf dem unsicheren Boden der Hypothese bewegen. Es kam mir nur darauf an zu zeigen, auf welch schwachen Füßen unser Wissen von der Herkunft der in unseren Tagen mehr und mehr verschwindenden Wasserräder steht. Darum sei zum Schlusse eine Bitte gestattet. Möchten alle Heimatfreunde, die dazu in der Lage sind, zur Sammlung des nur noch spärlich vorhandenen und vielfach zerstreuten Materials über diesen Gegenstand beitragen und es wenn möglich an den Schreiber dieser Zeilen, der mit einer monographischen Bearbeitung des Gegenstandes beschäftigt ist, einsenden! In zweihundert oder gar schon in hundert Jahren dreht sich vielleicht kein einziges Schöpfrad mehr in den Wellen der Rednitz und unsere anmutige Flußlandschaft ist dann zum mindesten um ein Stück Poesie ärmer geworden.

[1]) So z. B. J. G. Meusel, Von der Rednitz und von den Flüssen und Bächen, die sich in dieselbe ergiessen. Ein Beytrag zur Hydrographie des Fränkischen Kreises. „Journal v. u. f. Franken" IV, Nürnberg 1792, S. 393–422.

[2]) Vgl. J. Kamman, Die Pilgerfahrten Nürnberger Bürger nach Jerusalem im 15. Jahrh. erschienen in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg". Nürnberg 1880

[3]) Vgl. J. v. Rotenhan, Die staatliche und soziale Gestaltung Frankens. Bayreuth 1863, S. 96.

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck u. Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

M. Ott, Würzburg

Telefonruf 343 — **Langgasse 2** — Telefonruf 343

Durch Peter Josef Wickenmayer gegründet am 13. Oktober 1799.

Erstklassige Bezugsquelle

für qualitativ unübertroffene Kern-, Schmier-, und Toiletteseifen, Bleichsoda und Seifenpulver = Mittel zur Toilette-, Haar-, Haut-, Mund- und Zahnpflege Feine Parfüms = Haushalt-, Luxus-, Kirchenkerzen

Besonders beachtenswert: **Moenania Waschbleichpulver** selbsttätig bleichendes Waschmittel enorm billig.

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

KONRAD TRILTSCH

VORNEHME FREMDENVERKEHRS-REKLAME UND BÄDERSCHRIFTEN ILLUSTR. KATALOGE, PREISLISTEN, ZEITSCHRIFTEN, WIRKUNGSVOLLE PROSPEKTE, ZIRKULARE UND AVISE

DETTELBACH · A · M ·

Verlag „Frankenland" Dettelbach a. Main

Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch (Telefon 25).

Soeben erschien:

Sulzfeld a. M.

Tausend Jahre in Wort und Bild

Von Heinr. Lippert, k. Bezirksamtmann a. D. Würzburg.

Sepia-Mattkunstdruck 100 S. 8°. Mit 31 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.20.

Früher erschien:

Dettelbach a. M.

Ein Schatzkästlein unter den altfränk. Kleinstädten

Von Hauptlehrer M. Göbel, Dettelbach.

Sepia-Mattkunstdruck 84 S. 8°. Mit 41 Bildern im Text und farbigem Titelbild.

Mk. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Diese beiden Werkchen sind in gleichem Format und Ausstattung wie die vom Stadtmagistrat Iphofen verlegte Schrift „Iphofen, Ein altfränk. Städtebild" ausgestattet, sodaß nunmehr in dieser Serie 3 Bändchen erschienen sind.

Für unsere Truppen im Felde

Schokoladen, Kakao, Feldpostbriefe, Liebesgaben, Konserven usw.

In Qualität unübertroffen und immer frisch!

Unsere Fabrikate eignen sich in ganz besonderer Weise für den Versand an unsere Truppen im Felde, für deren Verpflegung, für Liebesgaben, sowie für Lazarette und Erholungsheime und sind im bisherigen Verlaufe des Krieges als ganz besonders praktisch und vorteilhaft bestens ausprobiert.

Frankonia A.-G., Würzburg

Kaiserstraße 16 — **vorm. W. F. Wucherer & Co.** — **Telefon Nr. 855**

Altmeister Menzel lobesam
Des Öftern in die Kette kam,

Schubert's

Auch Goethe war dem Vinum hold
Pries Frankenreben flüssig Gold.

Wein-Restaurant „Zur Kette"

Stadtsteinach — **Würzburg** — **München**

Oberfranken. — Nächster Nähe der Kgl. Residenz, Luitpoldmuseum. — Jetztattstraße.

Ausschank: Königlich bayerische Hofkellerweine in Boxbeuteln (Original-Füllung). Fürstlich Löwenstein'sche Weine, Kreuzwertheim.

Feine Küche. Künstlerisch ausgestattete Lokale.

Weinversand in Boxbeuteln. == Man verlange Preisliste.

Gasthof Zum Adler
Dettelbach a. Main

Besitzer: Ph. Wirsching
Telefon: 16 Amt Dettelbach

Hübsch eingerichtete Fremdenzimmer

Erstes Haus am Platze = Lagerbier vom Sternbräu Dettelbach = Reine Weine = Pikante Küche.

WAFFEN aller Art

Gebrauchte nehmen in Zahlung
Automat. Repetierpistole Mk. 20
FRANKONIA. EICHFELD Bayern

WAFFEN aller Art

sehr vorteilhaft.
Gebrauchte nehmen in Zahlung
FRANKONIA. EICHFELD Bayern

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. — Druck und Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

. Jahrgang Heft 12, 1914

Illustrierte Monatsschrift
für alle Franken und Frankenfreunde

uck und Verlag: Buch- und Kunstdruckerei K. Triltsch, Dettelbach a. M.

Inhalt des 12. Heftes:

Aus einer Familienchronik. Von Dr. Leo Wilz, Würzburg. (Schluß.)
Zur Geschichte der mittelfränkischen Dekanate. Von Pfarrer H. Clauß, Schwabach.
Das Wertheimer Gesangbuch. Von Pfarrer Dr. Gmelin, Großgartach.
Gruß aus dem Felde. Gedicht von Karl Albrecht Seifert.
Standesbewußtsein der Jugend in Schelten und Versen. Von August Gebhardt, Erlangen.
Altes und Neues über Weihnachtsgebräuche und die 12 Nächte. Von A. Neykreiselmeyer, München.
Von den Regenbogenschüsselchen. Von Professor Dr. Goeßler, Stuttgart.
Eine Stunde beim Antiquitätenhändler. Von Julia Windmüller, Hamburg.
Aus dem Frankenland. — Erinnerungsblätter. — Büchertisch.

An die Freunde unserer Zeitschrift!

Als wir vor nunmehr einem Jahre dem Frankenland ein Organ schufen, das der Heimatforschung und der Heimatschutzbewegung im weitesten Sinne dienen sollte, wurde unser Unternehmen freudig begrüßt. Bald durften wir die besten Namen auf allen Gebieten fränkischer Forschung als Freunde und Berater nennen.

Es war uns Ehrensache schon unter den naturgemäß schwierigen Verhältnissen des Beginnens einige besonders wertvolle Hefte herauszubringen; wir dürfen mit Genugtuung auf auf die Mai- und Juninummer hinweisen.

Da kam der Krieg, der Weltkrieg. Im Waffengetümmel schienen die Musen zum Schweigen verurteilt; rings um uns stellten bedeutende literatische Unternehmungen ihr Erscheinen ein. Uns schien es deutsche **Pflicht** trotz allem auch hier **durchzuhalten** und gerade in der Arbeit an der gewaltigen historischen Überlieferung nicht zu versagen.

Es wurde uns schwer, zumal da der Herausgeber und viele Mitarbeiter zu den Fahnen eilten. Die Treue unserer Freunde half uns glücklich fort und heute sind wir fest entschlossen, **auch im neuen Jahr** unsere Aufgabe zu erfüllen.

Eine große Zahl wertvoller Beiträge liegt bereits vor und sichert auf Jahresfrist das Erscheinen unserer Zeitschrift. Auch werden wir wieder einige besonders gut ausgestattete Hefte im alten Umfange herausbringen.

Dringend bitten müssen wir natürlich, daß unsere Abonnenten uns auch jetzt treu zur Seite stehen und uns helfen den großen Ausfall, den der Krieg naturgemäß mit sich bringt, nach Möglichkeit zu beschränken. Es ist für jeden selbst in dieser schweren Zeit ein nur **kleines Opfer, bringt es unserer guten, vaterländischen Sache.**

Herausgeber und Verleger der Zeitschrift „Frankenland".

1914 1. Jahrg. Dezember Heft 12

Frankenland

Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken
Organ des Historischen Vereins Alt-Wertheim.

Redaktion: Dr. Hans Walter, fürstlicher Archivar, Kreuzwertheim a. M.
Druck und Verlag: K. Triltsch, Buch- und Kunstdruckerei, Dettelbach a. M.

Bezugs-Bedingungen: Bei Post und Buchhandel Mk. 6.80 jährlich, Mk. 1.70 vierteljährlich. Direkt vom Verlag unter Kreuzband Mk. 8.— jährlich. — Einzel-Nummern 75 Pfg. nur gegen Voreinsendung nebst 10 Pfg. für Porto.
Nachdruck unserer sämtlichen Originalartikel, auch auszugsweise, nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion gestattet.

Aus einer Familienchronik.

Von
Dr. Leo Wilz, Würzburg. (Schluß).

Wie Trauer und Leid die weitgehendste Schilderung erfahren, so auch die reine Freude, die durch keine Verstimmung getrübt ist. Diese kommt zum Ausdruck in den breit angelegten Einladungen zur Hochzeit und in den Reden bei dieser Feier, sowie in den Hochzeitsgedichten, die, von einem Teilnehmer verfaßt, auf Glückwünsche für Braut und Bräutigam auslaufen, mit denen aber auch Ermahnungen und allgemein menschliche Betrachtungen verknüpft sind.

Einer Vorstellung des Brautpaares den gesamten Hochzeitsgästen kommt gleich die Rede, die überschrieben ist mit:

„Ehrn Hafte Großgünstige Hern und Freund."

„Es sind uns allhie erschinen der Ersame Junge geseel deß Ersamen und achtbaren N. B. Ehleichliger Sohn. Der gestalt daß er als ein Eheligeß Kint von seinen Eltern ist Ehlich und kristlich erzeuget worden, welche Ihn von seiner Juchend auf zu allen guten angewissen und er Ihnen auch willig uud gern gefolget und sich also wol vehalten daß Ihn niemand Etwas unrechts weter hir noch in der nachbernschaft kan mit der warheid nachreten.

Weilen er aber durch die Gnade Gottes seine Manlichge Jahr ereichget und gesonen ihn Namen des Hern ihn den hl. Ehstand zutreden als hat er Ihn die gegenwertige N. B. zu seinem Ehgemahl auserseben und erwehlet und nun sein Lieb und Hertz zu ihr tregd, wovern eß anters stad (?) bey ihr finden werdet, wie er sie auch allezeit wolzuversorgen versprochen hat, auch ihn Lieb und Leit Ihn guten und bösen Tagen bey Ihr zu leben, wofern . . . . . (?) (abgerissen) wie es einen getreuen Ehgaten Zustehed zu Ihm halten und setzen und wann demnach die gegenwärtige N. B. neben ihren hochgehrten freunden dissen gegenwertigen Jungen Gesellen neben seinen freunden für einen Erligen Menschen

erkenen könen Sie uns eine Resulution mit theilen oder ihren willen uns offenbahren. Wir aber hoffen sie werden die Zeit ihres Lebens gute Freund mit einanter verbleiben."

Seinen Dank dafür, daß die Eingeladenen sich so zahlreich zur Hochzeit eingefunden haben, drückt der Sprecher mit folgenden Worten aus: „Ehrn Haffte Großgünstige Herrn und Freunde oder Ehrsame Großgünstige Freunde'"

„Die wort so der gegenwertige hochgehrte freunt hat vorgebracht, haben wir alles gantz verstanden wie daß der gegenwertige N. V. des Ersamen N. V. Ehlig erzeugter Son sey und von hochgeachten Eltern Ehrlich und Christlich erzeuget worten und von ihnen zu allen guten angewiesen und er Ihnen gern gefolget und sich also aufgefürt, daß Ihn niemand Etwas unrechts köne Nachreten. . . . . (abgerissen) und Einladung dises Hochzeitligen Ehrendags habt so freuntlich angestelt und eingefunden und den christlichen kirchgank auf daß allerbeste geschmückt und geziret und im andechtig gebet bey gott helffen verichten. Als ist nun des Breutigams bitten Ihr wollet mit den Traktamenten vorlieb nemen und wo dieselbigen weren köstlig genuch aufgesetzt gewesen und einen jeten sein völliges Genügen geschehen, so het er seine hertzliche freuthe und kröstes wollgefallen daran, wo sich aber ihn einen oder in antern ein mangel erfunden oder durch die aufwerter übersehen worden, so soll es morgen N. V. reichlich witerum ersetzed werden.

Zum driten: So ist auch deß Breutigams Bitten daß sich ein yeter und Jete morgen N. V. (?) witerum in dieses Hochzeid Haus sich einstelle und waß gott der allmechthige durch seinen Seegen in Küchen und Kellern würt gefunden und auch den Antern Ehrligen eingelatenen Hochzeitgesten Ihn aller Kristligen frölikeit helffen verzehren und diese nunmero angestelte Hochzeitlige Ehren freude helffen volzihen.

Zum virten: So einer auf den Dantzbotten einen abent Dantz zuthun und sich ein Stücklein oder zwey sich erlustigen, so sol es einen yeten frey heimgestelt und wol vergünt sein und nach dieser Erlustigung sich witter Ihn sein ort und . . . . (?) einfinden und sich frölich und lustig erzeigen, so lank es einem yeten selbst belieblich ist.

Zum fünften und letzten: so erbeut sich der Ehrsame Breutig mit seiner thugendsamen Braut gegen Euch allen Insgesampt das wo er solches gegen Euch oder gegen die Eurigen verschulten kan und Ihnen witerum einen solchen Ehrendinst dhun oder Euch erweisen kan, würd er sich alle Zeit dienstwillig und bereit erfinden lassen. Er wünscht Euch aber allen dafür Glück und Heil und alle wolfart und nach dieser Kurzen bilchramßschafft daß ewige Leben welches uns Gott aus gnaden geben wölle um Jesu Christi seines lieben Sohnes unseres Erlösers und Seeligmachers willen amen."

Darauf spricht als Entgegnung einer der Gäste:

„Ehrsamer Breudigam wie auch Ehrsamer N. V. Vatter und der andere gute freunde."

„Dieweil Ihr Euch so freundlich bedankt habet wegen unserer Erscheinung allhie als solt ihr himit wissen daß solches Insgesampt von uns wie auch

nicht weniger von dugentsamen frauen, Juncen gesellen und Juncfrauen so gerne und willig geschen, daß es also Keines bedanckens bedürfftig hete. Ja sie bedancken sich noch alle gegen Euch das ihr uns so gut geacht und uns zu euren Hochzeitligen Ehrendag eingeladen und eingebeten habt. Ja wir erbiden uns alle noch weiter daß wen wir Euch witerum einen solchen Christlichen Ehrendienst thun und erweisen wollen wir uns alle Zeit dienstwillig und bereit erfinden lassen; daß aber der gegenwertige breut sorge dregt es möchte etwas ... (unleserlich) worden seyn in Essen und Trincken, was aber daß Essen und Trincken anbelankt, ist Jhn geringsten khein mangel sondern alles wollbereit köstlich, ja noch im überfluß deßseelbigen gewesen, darfür wir Gott den allerhöchsten, den Erhalter aller Creaturen, zu danken haben. Was aber die Witereinstellung auf morgen N. B. betrifft, verhoffe ich, wird sich ein yeter gegenwertiger gahst zu rechter Zeit einfinden. Was der abentantz anbelankt, wird sich ein yeter unter uns, nachdem es die Zeit und gelegenheit gibt, zu volzihen dieser Hochzeitligen Ernfreute auch nichts erwinten lassen. Nun wolle Gott behüte(n) uns vor allen übel. Amen."

Von Hochzeitswünschen liegen zwei vor, eigentlich vier, aber zwei davon sind nichts anderes als spätere wiederholte Abschreibungen mit nur ganz geringen Abweichungen von den ersten, den älteren. Der eine lautet:

„Einen Glückwunsch, den ich gemacht, da Ursula Barbara Rabenstein auf Abschwin (Abtswind) geheiratet hat, da sie ausgezogen ist, wie folgt:

1. Wilt Du mit diesen manne ziehn? ia, ia.
   Ich will mit ihn auf Abschwin, will ich mit ihm, ihm und mich mit ihm verbint.
2. Es wird vorwahr ein etles Pfandt der Freundschaft weggedragen, es woll nur
   Gottes Gnaden Hand, dasselbich wohl bewahren.
3. Ich wünsche, Gott woll Dir geben auch ein frommes Ehgemahl, das mit Dir leb
   nach guten brauch, das uns erfreuet all'.
4. Hingegen mus Dein Hertz anbey auch so beschaffen sein, das er sich dürf
   verlassen wohl, auf Dich und Deine Treu.
5. Fang dis Dein Werck mit Jesum an, so ist Dein thun gewis und mehr
   Dich redlich in den land, würd Dich der Seegen Küß.
6. Ein solch gebet vermag gar viel, wenn es ernstlich geschicht, ein
   Hand zum Helffen hat kein Ziel, wen man in dreuen anspricht.
7. Es ist nichts besseres in der Eh als Freud und Einigkeit, wen Gott ein
   Hertz beschert ohn gall und Bitterkeit.
8. Ich wünsch, Gott woll euch geben seine lieben Engelein, daß sie in eurem
   Leben stets um euch mögen sein.
9. Daß sie allzeit bewahren stets eure Lieb und Treu künftig in vielen
   Jahren, bis endlich kommt die Zeit, daß eure Seel' will scheiden hinauf ins
   Gottesreich, leben in ewigen Freuden, sambt allen Engeln gleich.

Johann Caspar Brügel hat diese Hochzeitswünsch selbsten gemacht, da Ursula Barbara Rabenstein auf Abschwin geheiratet hat. Da war ich 21 Jahr alt. Anno 1751."

Der andere stammt aus dem gleichen Jahre: „Einen Hochzeit-Wunsch, welcher auf Reumen kann gesungen werden.

---

[1]) Das Eingeklammerte bezeichnete die von der älteren abweichende neue Fassung.

1. Vifat, es lebe Braut und Bräutigam, in großen Seegen, das steht wohl an, wens Gott ihnen (diß[1]) gönnen thut, führen sie einen muth, Vifat in Seegen, einen frischen muth.
2. Vifat, den Seegen, den woll Gott machen wahr, den wir beylegen heut dem braut barr, gott las seine Lieb und dreu, ihnen sein alle Morgen neu, Vifat in Seegen, all morgen neu!
3. Gott woll ihnen geben seine lieben Engelein, daß sie im Leben stets um sie sein, daß des Aßmodi Feind, den Raphael geknickt, ihnen nicht schade, noch um sie sey.
4. So würd bewahret stets (der beyde)n ihr lieb und treu, Künfftig viel Jahre, bis kombt die Zeit (herbey), daß sich ihr leben end, ihr seel zu Gott sich went, (so würd) wird (wohl) bewahret stets ihre dreu (ihr lieb und dreu).
5. Gott laß sie (hier) wohnen unter seiner gnad(en) und dreu, thu sie verschonen in Unglück frey, sie werden (werdens) allezeit solches mit Dankbarkeit vor Got erkennen in Ewigkeit.
6. Zuletzt las Gott am End sie tragen ihre seel ins Himmelreich, wo die vorfahrer der Frommen seynd, da werden sie mit Freud halten rechte Hochzeit mit dem lamm Gottes Gott stetig loben in Ewiger Freud.
7. Vifat, es leben auch alle Hochzeitgäst in großen seegen aufs allerbest. Der Dractament gibts viel, wie mans nur haben will, Vifat den seegen, wie man nur will.
8. Lustig wir leben auf dieser Hochzeit Freud, doch in den seegen und mit bescheit, beim Kläßlein guten Wein, das Herz kan Frölich sein, Vifat in seegen, kan Frölich sein.
9. Der Hochzeitwunsch, der ist gemacht worden und auf Reumen erdacht in diesen Jahr, wie man jetzt zehlen thut siebenzehn hundert und Einundfünfzig."

Auch das ist verzeichnet, „was man bei einer Hochzeit braucht vor die ausgaben nebenrum:

Erstlich vor den Koch: 3 Pfd. Rind und 4 Pfd. Schwein;

Vor den Herrn Pfarrer: (von der rippen) 4 Pfd. Schwein; 2 bar bradwürst uud 6 Pfd. Rindfleisch;

Vor die leutbuben: Vor am haltz 5 oder 4 Pfd. Rindfieich.

Daß die Schreiber der Chronik dem Scherze nicht abgeneigt sind, habe ich des öfteren schon erwähnt. Das kommt besonders zum Ausdruck in einer langen Abhandlung über das Weib, in der Scherz und Ironie ein lustiges Spiel treiben. Es mutet den Leser wie eine Vierzeitung an, wenn er die Frau nach sechs verschiedenen Seiten ihrer Schwäche verspottet sieht, wobei der Verfasser, um dem Ganzen den Anstrich einer wirkungsvollen Predigt zu geben, seine Behauptungen durch Beweise aus der Erfahrung und der Geschichte und durch Ausprüche des „Sittenlehrers" Sirach und Königs Salomon zu bekräftigen sucht. Nur schade, daß der Vortrag, — mit einem solchen haben wir es der Überschrift nach zu zu tun — der wohl bei einer lustigen Gelegenheit, vielleicht bei einer Hochzeit „gestiegen" ist, nicht vollständig ist. Er bricht plötzlich ab, da die folgenden Blätter herausgerissen sind.

Führen wir ihn der Kuriosität halber an!

„Vom Weibe."

„Liebe Brüder und Camerathen. Es spricht der weise Sittenlehrer Sirach in seinen Büchlein am 25. Wie man den Wasser nicht Raum geben soll, also soll man dem Weibe seinen Willen nicht lassen.

Hette diese Adam bedacht und unserer ersten Mutter nicht Raum gegeben zu essen von den verbottenen Baum als sie die Schlange daß ist der Teufel darzu berethete, so wehre kein solches Jamer und unheil in der Welt entstanden.

Wan Sirach nach der ursach fragt, warum wir all deß Todes sterben müssen so findet er keine antere als die Sünde, wenn er aber nachsinnt, wo die herühre und wo die Sünde ihren Anfang genommen, so spricht er: Die Sünde kommt her von einem Weibe und um ihrentwillen müssen wir alle sterben nach seinem 25. Cap. Wir wollen aber davon nichts schreiben, worein sih uns gebracht haben, sondern nur so vil daraus bemerken nach den alten Sprichwort: ein geprentzt Kint förchted daß Feuer und uns dasselbe eine Warnung sein lassen, in deme uns ja noch vill Jamer und Hertzenleit durch ein böses Weib bevorsteht, denn Sirach spricht: Es ist kein Weh so groß als Hertzenleit. Nun wissen wir, daß bey manchgen man deß Jamerß und Hertzenleits kein Ente werden will. Nun müssen wir nachforschen, waß daß solche verursache. Der weise Sirach spricht: ein böß Weib macht ein betrübt Hertz und traurig angeschigt und daß Hertzenleit nach seinem 25. Cap. Wenn disses eine letige Mannsperson bedenckt, so solten ihm die Hare geberg stehen und zwar nun destomehr die weil das Sprichwort ist: es sei in Jeckligen flecken nur eine und wo man in ein hauß kome, so sitze dieselbige. Nun von solchen Creutz, Jammer und Hertzenleit werden wir nach anleitung unseres Textes eine mehreß zu vernehmen haben. Denselbigeu beschreibet der weis König Salomon in seinen Sprichwörtern am 30. und lautet derselbe geteutzter (?) Weise also:

Ein Land wirt durch Treierlei unruhig: ein Knecht, wenn er König wirt, ein Narr, wen er zu satt wirt und eine feindselige, wen sih gehligt wird. So vil sint der Worte unseres Texteß zu dessen erklehrung ich um Gnate und Gunst bitte. Amen.

Lieben Brüter und Camerathen.

Daß eine letige manß person so ausgehet ein Weib zu nehmen, daß Leben und den Todt vor sich habe, bezeigt die Erfahrung. Hernach, wen du aber auf dissen gefehrlichen Weg begriffen, ein Weib zu nehmen und du höreſt daß sih feindselig ist, so solche deinen eigenen Kopff nicht, dich ihr zu vertrauen, sih mag so schön und reich sein als sih imer will, sontern höre die alten klugen Mener, waß sih sagen. Lasse dich immer düncken, der klug Sirach rufe dir zu mit diesen Worten: Mein Kint, vertraue der feintseligen nicht. Nach seinen Büchlein am 7. Den die feintselige ist eben die Jenge, so alles Jamer und Hertzenleit macht. Wir werden solches aber unseren vorgenomenen Deckworten mit mehreren zu vernehmen haben. Wir wollen uns ohne fernere Eingangs Rete zu denselbigen wenten und daraus betrachten und vorstellen die kröste Unruhe eines Fleckens oder gantzen Landes: Dieselbige ist das feindselige Weib. Wir stellen aber dieselbige vor in 6 Stücken: als zum 1. nach ihrer Schönheit. zum zweiten nach ihrem Reichthum. zum 3. nach ihrer Waschhaftigkeit. zum 4. nach ihrer Druncken-heit. zum 5. nach ihrer Faulheit. zum 6. und letzten nach ihren krossen Zorn. Zuvor aber sagen wir also:

Lieber in den Walt ich eile
Und da wone wie ein Strauß
Den bey einem bösen Weibe
Stetß zu sein in einem hauß.

Den sih könen heftig döben
Erger als die beren, Löben
Da gipst Eh wih Hunt und Katzen
Tie deglich einanter kratzen. amen.

So betrachten wir demnach lieben Brüter und Camerathen aus unseren Deckworten die kröste Unruhe eines gantzen Landes, daß ist nur das feindselige, böße Weib. Wir nemen dieselbige vor uns zum 1. nach ihrer Schönheit:

Es ist bekannt daß ville nach Schönheit heiraten. Ja manger meinet ein schönes Weib sei halber brot. Solcher Schar war auch Jener Jüngling, der immer waß schöneß haben wolte. Den als er auf einen markt zu den schaublatz kam hate ein Engel schöne Creutz feill. Als er nun einen croßen Zugang hatte, lieff er hinzu und nahm das schönste, aber ergste Creutz und wischte mit davon, vermeint, waß schönes erhascht zu haben. Aber hinten auf seinem Creutz stunt ein böses Weib abgemalt. Disses hat er balt hernach erfahren, in deme sih in die Hossen früzeitig gerecht gemacht. Nicht besser ging es einem alten Mann, als sein Weib sich zu Todt starb. dat er ein gelüpte und sprach: Die Jenge, so ihm begegne, wen er das erste mal in die kirchen gehe, wolle er heiraten. Da begegnet ihm ein schönes Bettelmechlein. Als sih nun sein weib wart, dat sih wilt und unbentig und schlug eine dür auf, die antere zu, daß es donerte, alß er disses sahe, sprach er: ich wollte, daß ich diessen Bettelsack die Zeit meines Lebens nicht hete gesehen. Sehet, so ist es unseren Brüdern ergangen. Darum lasset uns ihre Schönheit nicht alzuser angaffen sontern den Worten Sirach solchen, wen er spricht: Sihe sih nicht an, daß sih so schöne ist und begere ihrer nicht darum. Nach seinem 25. Capitel.

Zum 2. betrachten wir die feintselige nach ihrem Reichthum, den ville nach demselben heirahten, so gar, daß manger sprach: Dein Mutter ein Hur, dein Vatter ein Dieb, hast du vill gelt, so habe ich dich lieb. Aber höre wie dich der weiße Sirach anretet: Mein kint, wen das weib den Mann reich macht, so ist eitel Hatter (Hader) im Haus. Nach seinen 25. Cap. Dieses hat erfahren jener Kerrll, der eine feintselige, aber reiche nam und vermeinte wohl zu leben und gute Tage zu haben. Als er nun allen volauf hatte, ruckte sih es ihm zu bette und dische immer vor, das Gutt komme von ihr heer und liß ihm nicht mit Ruhe essen. Da getachte er an die Worte des weisen König Salomon: Es ist ein Trockener Bissen, daran man sich genügen lasset, ja besser, den ein Haus voll geschlachtes mit Hater nach seinen Sprüchwörtern am 17. Cap. Er nam derentwegen ein Stück Brod und ging von ihr ins Wirtshaus vor ihr Ruhe zu haben. Als er nun einstens seine nassen woll gegossen und nach Hause kam, fürte ihn das feindselige böse Weib in den Schweinstall. Als er zu Mitternacht erwachte, meinte er, er lege in seinem Bett bey seinem freundlichen Weib. Da griff er nach seiner alten gewonheit nach seinem Weibe und erhaschte die Schweinsmutter, welche dazumal sieben Junge hatte, mit einem Schopffen Har bei der Stirne. Da vermeinte er, sih hette die schlaffhauben verlohren und sprach: Appaule, Appaule, hast du dein Schlafhaubele verlohren.

Nicht besser erging es jenem Balwirer zu oltzbach. Denn als er ein feindselig reiches Weib nahm, hub sih allemal, wenn er essen wolte, über den disch an zu zanken. Da getachte er, es ist ein Gericht Kraut mit Liebe ja besser denn ein gemester ochs mit Hatter nach den Sprüchwörtern Salomoniß am 15. Capitel. Er war da und ging von ihr ins wirtzhaus durch etlich maß Wein sein Hertz zu erfreuen. Als er nun etlich mal betruncken nach Hause kam, zerstieß sie ihm mit dem Kochlöffel sein Gesicht dergestalt, daß er den antern Dag Todt krank darniter lag, er wußte nicht, wie ihm geschen. Das böse Weib sagte, er hete sich so zerfallen. Man gab ihm den Rat sich einmal so anzustellen, als wehre er truncken. Dieses geschah. Da kam sih witter mit einem Kochlöffel und zerstieß ihm sein Gesicht. Ich vergesse hier nicht der Worte Sirach am 25: Alle Bösheit ist gering gegen der Weiber Bosheit. Es geschehe ihr, was den Gottlosen geschigt. Denn der Balwirer war da und nahm das fünfinger Kraut in sein Hand und gab ihr aber kein Brod. Auch mußte sih vor ihm kniehen und sagen: Erbarme dich mein, o Herr Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit. Er salbte sih also von oben an bis unten aus. Also bleibt es bei der Lateiner Sprichwort Ihn tollerabeliß nihilquam venia tristiß. Ein reiches Weib ein unleitliches Übel, wers nicht klaupt, browirß.

Wir betrachten sih zum 3. nach ihrer Waschhaftigkeit. Denn es hat mange ein herliges muntstück. Er ist öfterß glatter denn Butter und hat krieh in sich, ihre Worte sind gelinter den oll und sint doch scharffe Schwerter nach den 55. Psalm. Wer eine soche bekompt, der hat die Warnung Micha in acht zu nehmen, wenn er spricht: Bewahr die Dür deines Mundes auch vor derer, die in deinen Arm schleft nach seinem 7. Cap. Denn wenn du ihr deine Heimlichkeit sagest, und hernach mit ihr in Zwitracht geretzt, wird sie kein Bedenken tragen, dich zu verachten und um Leib und Leben zu bringen. Dieses hat erfahren jener Mann, der sein Weib browirte und sagte, er hete einen Mann erschlagen und in den Keller gegraben. Als er aber mit ihr uneinig wart, gab sih ihn zentlich an, aber es wart falsch. Es hat aber noch manger solche, die allerorten ein feines Stenterlein zu binden weiß. Was er in seinem Haus thut, mus auf Gassen und Strassen ausgebatscht sein. Daß disses einen Mann eine krosse beschwernus sei, gipt Sirach zu verstehen, wenn er spricht: ein waschhaftes Weib ist einem stillen man wie ein sandigher Weg hinaufzugehen einen alten man nach seinem 25. Cap.

Wir betrachten sie zum 4. nach ihrer Truncfenheit. Sirach spricht: ein Truncken Weib ist eine große Plage nach seinem 26. Cap. Den sie hilfft den Mann von Bett aufs Stro und was er verdient, Jaget sie durch die Trossel; das ist ein solches Weib, da der Mann keine Freude an hat und macht ihn vertrossen zu allen Dingen nach den Sirach am 25. Disses hat erfahren Jener man, der ein versoffen Weib hate; da trode er ihr, sie lewentig einzuscharren, wo sie nicht nachliesse. er stellte den Sarg in die kammer dardurch abzuschrecken. Als sie aber ihrer gossen wieder ein guß zu gerichte, legte er sie im Sarg in einem finstern Ort. als sih erwachte, schreite sie: o ihr kinter in jener welt, hapt

ihr nicht zu trinken? Disses war ein rechter versoffener naßkittel, weil sie meinte, man müsse in jener Welt in den kruch gucken.

Wir nemen sie vor uns zum 5. nach ihrer Faulheit. Den es bekompt manger eine faule Trampel und thut offen fleißig belegern (?), sollte sih auch daß iar 2 oder 3 Röcke durchsitzen. Wen der Man spricht: Du mußt auch mit arweiten, so spricht sie: Es heißt ja, Man schaffe, Frau friß. Ich sage aber, dies Sprichwort hat der Teuffel ertacht. Ich will dir ein anderß sagen von ungebranter Aschen.

Ein stellenter Dieb und ein lauffenter Büttel
Ein faulesß Weib, ein eigener Knüttel.
Ein faul Weib, Esel und ein nus
Will nicht bariren ohne brügelewus (?)

Aber bei den meisten ist es vergebens. Darum spricht der weise König Salomon in seinen Sprüchwörtern am 32: Eine unfleißige ist dem Mann ein eitter in seinen Gebein.

Wir nemen sih vor uns zum 6. und letzten nach ihrem großen Zorn. Davon schreibt Sirach, wenn er sagt: Kein Zorn ist so bitter als der eines Weibes. Lieber bei Löben und Trachen wonen, den bey einem bösen Weib. Wen sih zornig wirt, verstelt sih ihre geberten, wirt scheußlich wie ein sack. Ihr man mus sich ihrer schemen und wen manß ihm vorwirfft, so thuts ihm in Hertzen weh nach seinen 25. Cap. Sie verstelt ihre geberten, wie ein ocks auf den antern loßgehet, glotzet sih, sie wird scheußlich, speiht Feuer aus wie eine katz, so der hunt anpacken will; wen einer ein solch böß Weib hat, so ist eben als wen ein ungleich bar ockßen neben einanter ziehen soll. Ja Sirach spricht: Wer sih kriget, der bekompt einen Skorbion nach seinen 26. Cap. Wo man sih anfest, so stickt (sticht) sih. Den ein Zenkiß weib und ein stetiges Triffen (Tröpfeln?), wenß ser regnet werten wol mit einanter verglichen. Wer sih aufhelt, der helt den Wind auf, spricht der weise König Sala(mon) in seinen Sprichwörtern am 27. Cap. Disses hat erfahren Socrateß der weise Heit zu Rom, der vor seinem Weibe wolte Ruhe haben. Man erinnert sich an die Worte Salomon in seinen Sprüchwörtern: Es ist besser in wingkel wonen als mit einem bösen Weibe unter einem Dache, den bey einem zengischen Weibe in hauße beysammen. Er wart da und machte es also, daß eins um den antern solte 4 Wochen im Hauße die Herschafft haben und ließ disses die Herschafft bekrefftigen. (?) Wan er rehgirte, blieb das Weib im Haus, wan sih regirte mußte er naus. Als sih einstens daß Comanto hate, kam er abenß von velt in sein haus ein brot zu schneiden. Da donert und blitzte sih hefftig. Er lief von hauß, setzte sich unter das Dach, sein Brot zu essen. Da ging das böße Weib auf den botten mit einer gelten Wasser und brach das Dach auf, schüttete es Sokratus auf den kopff. Da sprach er: Ich solts mir wol eingebilt haben, daß auf ein solch hefftig Doner wetter ein krosser blatzregen folgen würte. Aber solte man hier nicht mit Salomon sagen: . . . ." (Hier bricht der Vortrag ab).

Zum Schlusse sei noch eine lustige Episode aus der Zeit erwähnt, da die

erste Eisenbahn zwischen Würzburg und Nürnberg ging. Sie ist in Gedichtform erzählt und betitelt sich: Die zwölfstündig Eisenbahnfahrt:[1])

1. „Drei Bauern sen neuli ins Mistbreten gange,
Zunächst was zu forn, auf der Eisenbahn zu fange. (?)
Von Würzburg nach Nürnberg, der Wahrheit zu treu,
Gleig ober Iphofen solls gewesen halt sei.

2. „Da sieg i an Zug", schreit der Michel herschleigent. (?)
„Wie wär's wenn wir in an Wagen einsteigen?
Der Zug, der fährt grod bei meiner Wisen dorto,
Dersparn wir das laufen, dort steigen wir g'schwind ro".

3. „Hast racht", sagt der Ödel, „so themers halt machen.
Und kosten thuts a nichs, des is mir zum lachen.
Es iß mir scho lang so a Glengheit nit worn,
So sen mir doch a mol auf der Eisenbahn gforn".

4. „Und kosten thuts a nichs, des thut mi erst freua,
Du Simpel, des west nit, des is ja a neua.
Da sen ja die ersten Züg jedesmal frei".
Und so steing sie halt all drei in an Ochsenwang nei (neu.)

5. Da tuna halt kaum drei Minuten verstreign
So gibt schon der Wärter zum Abfohrn a Zeigen.
Zuerst gehts ganz langsam, dann saußts aber g'scheit,
Da ham die drei Bauern a höllische Freud.

6. „Schaut, Leut", mant der Frieder, „die Leut wärn etz g'scheider"
Wie sünstens, die Menschheit bringts immer noch weiter.
Die Alten wenns wüßten wie so was sieht aus
Mei Frälla gieng wärli zum Grob no mal raus".

7. „Na, Na", schreit etz Ener, „wo sen unsre Wiesen",
Den fährt gleich der Schrecken bis unten zu Füßen.
"Erbarm dich, o Himmel, wir sind scho vorbei"
Da schreins „halt oha, halt oha", all drei.

8. Des Lokomotif aber saust immer weiter.
Des hört und versteht nichs, mei Ochsen san g'scheider.
Da schreins „halt oha, halt oha, halt auf,
Sunst nimmt uns der Kerl bis nach Nürnberg mit nauf".

9. Doch entlich bei Neustadt, drei Stunden derhinter
Da fährt halt der Zug auf amal was glinder,
Emskirchen is gewesen, zwölf Stund von zu Hauß,
Da steing die drei Bauern mit der Mistgabel raus.

10. „Da wärn mir", so mant halt der Frieder, „ka Wunder
Wie kumma mer ober, so gschwind wieder nunter?
Und wie wirds unsern Weibern, daheim sein so lang?
Und meini frägt sou gleich, wo bleibst denn so lang?

[1]) Da das Gedicht nicht vollständig ist, so ließ ich in Mönchsondheim nachforschen, ob vielleicht alte Leute noch davon wüßten. Ich hatte Glück, denn das Gedicht wurde mir vollständig aufgezeichnet. Es betitelt sich hier: Probefahrt auf der Eisenbahn von Würzburg nach Nürnberg 1864.

11. Und meini wird ſchenten, ih nim kein Dukaten,
Und mir hat mei Margaret a Würſchtle gebraten,
Sagts numal wie ich fort bin: Gelt kum fei heut bald!
Ih fahr halt bald wieder, dös merk ih mir halt.

12. Doch dürfen wir etz unſern Schöpfer nur danken.
Morng nimmt uns der Zug wieder mit nunter ins Franken;
Doch ſeit nur verſchwiegen, wenn ſo was kumt raus,
Na lacht uns das Kind auf der Gaſſen recht aus!"

So bildet die durch Jahrhunderte geführte Haus- und Familienchronik das lebendigſte Beiſpiel von der Blüte des Geſchlechtes Prügel. Sie iſt der Spiegel der Familie, in dem ſich ihre einzelnen Mitglieder wieder erkennen, da ihre Geſichtszüge unverloren feſtgehalten ſind. Die Nachfahren können daraus Selbſtbewußtſein und Beſtimmtheit in ihrer Lebensführung ſchöpfen. Sie iſt aber auch ein „Geſamtdokument von der zur Sitte des Hauſes gewordenen Familienhaftigkeit", als Nachhall jenes altgermaniſchen Zuſammengehörigkeitsgefühls der Geſchlechter wie es in mancher Familie noch rege iſt. Sie iſt eine Art Kulturgeſchichte eines Hauſes, einer Familie, die aber über den engen Kreis des Hauſes hinausgreift und ſich ſo zur Kulturgeſchichte einer ganzen Zeit erweitert. Spüren wir unermüdlich nach ſolchen wertvollen Hausbüchern! Bringen wir ſie wieder zur Einführung und ermuntern andere dazu! Das iſt nicht ſchwer, denn es braucht immer nur wieder jeder bei ſich ſelbſt anzufangen. „Es käme", wie Riehl ſagt, „ein anderes Fundament in unſere ganze Kulturgeſchichte, wenn Chroniken der Art allmählich wieder Sitte des Hauſes würden."

Zur Geschichte der mittelfränkischen Dekanate.

Von
Pfarrer H. Clauß, Schwabach.

Durch den Landtagsabschied von 1528 hatte Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach die Einführung der evangelischen Reformation in seinem Gebiet endgiltig verfügt und in der bekannten Kirchenordnung von 1533, welche zugleich für das Nürnbergische Gebiet Geltung hatte und das Vorbild für so viele andere deutsche Kirchenordnungen geworden ist, war der erste Schritt zum Ausbau des neugeschaffenen Kirchenwesens getan worden. Doch beschränkte sich dieses Statut zunächst auf das Gebiet der Lehre und der gottesdienstlichen Riten; die mehr äußerlichen Fragen der kirchlichen Verfassung, wie Einrichtung von Diözesen, Visitationen, Synoden 2c. blieben vorläufig noch unerledigt, was wohl teils mit der kirchenpolitischen Haltung Markgraf Georgs zusammenhing, teils aus den wechselvollen Ereignissen der nächstfolgenden Jahrzehnte sich erklärt. Erst als nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges wieder ruhigere Zeiten eintraten und durch den Augsburger Frieden der dauernde Bestand des konfessionellen Charakters der Markgrafschaft gesichert war, ging Georgs Nachfolger und Sohn Georg Friedrich daran, das bisher Unterbliebene nachzuholen. Er setzte 1556 die Einteilung in zehn Dekanate: Cadolzburg, Crailsheim, Feuchtwangen, Gunzenhausen, Kitzingen, Leutershausen, Schwabach, Uffenheim, Wassertrüdingen und Wülzburg fest, wobei jedoch zu vermuten ist, daß die Abgrenzung dieser kirchlichen Bezirke und die Auswahl ihre Hauptorte nicht durchaus neu geschaffen, sondern in der Hauptsache damit nur eine schon früher im Eichstätter Bistum bestehende Einrichtung übernommen worden ist. Aus den sogenannten Synodalkonstitutionen des Bischofs Albrecht II. vom Jahre 1434[1]) geht klar hervor, daß es hier schon im Mittelalter die Einrichtung von Dekanaten mit vom Bischof ernannten Vorständen, welche die Ruralgeistlichkeit zu überwachen und zu visitieren hatten, gegeben hatte. Mit dem Eintritt der Reformation nahm der weltliche Landesherr das Recht, die Pfarrer und Dekane zu ernennen, für sich in Anspruch; die Gliederung der ihnen unterstellten Parochien und Gemeindeverbände wird im großen Ganzen beibehalten worden sein. Ebenso hat man gewiß bei der Aufstellung der zur künftigen Organisation der Landeskirche nötigen Ordnungen sich vielfach an bereits

[1]) Ihr lateinischer Text ist abgedruckt in einer Konzilgeschichte des Eichstätter Bistums. Eichst. Pastoralblätter 1854.

bestehende Einrichtungen angelehnt und sie nur den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt. Dies läßt sich mit Sicherheit nachweisen von den über das kirchliche Synodal- und Visitationswesen getroffenen Bestimmungen, den Verfügungen über die in jedem Dekanat dem Kapitelsvorstand zur Seite stehenden Dignitare, über Parochialrechte, Stolarien, Lebenswandel und Tracht der Geistlichen u. a. mehr.

Im Besitz der Schwabacher Kirchenbibliothek befindet sich noch das handschriftliche Original einer aus den ersten Zeiten nach der Durchführung der Reformation im Ansbacher Gebiet stammenden Kapitelsordnung, welche uns einen erwünschten näheren Einblick in die Art und Weise, wie in den einzelnen Dekanaten der ganze Stand und Gang des kirchlichen Wesens geordnet war, gewährt. Sie trägt den Titel: „Reformation vnd Ordnung des Christlichen Capitels zu Schwobach Anno 1565" und führt zuerst die Dekanate der Markgrafschaft unter dem Gebirg mit Namen auf[1]), sodann die Kapitels-„verwandten", d. h. die geistlichen Mitglieder Schwabacher des Dekanats[2]); hierauf folgen in einer Reihe von Punkten die offenbar für alle Dekanate der Markgrafschaft geltenden organisatorischen Bestimmungen.

Jedes Kapitel, heißt es da, soll fortan nur einen Vorstand haben, der den Titel Dekan oder Superintendent führt. Derselbe wird vom Landesherrn ernannt. Ihm zur Seite stehen als weitere Dignitare zwei Senioren, des Dekans Beiräte und Gehilfen und Verweser des erledigten Dekanates, ferner ein Camerarius, der die Kassa des Kapitels verwaltet. Senioren und Kamerar werden von den Kapitularen selbst aus ihrer Mitte gewählt. In dieser vierköpfigen Vorstandschaft der evangelischen Dekanate wird unschwer das Priesterkollegium der Synodalordnungen Bischofs Albert wiederzuerkennen sein, das mit dem Decanus zusammen den jährlich zweimal stattfindenden Visitationen präsidierte[3]); auch der Name Camerarius ist schon im Mittelalter gebräuchlich gewesen, nur die Bezeichnung Senioren für die confratres jurati des Bischofs Albertus scheint erst mit der der Reformation aufgekommen zu sein.

Sehr eingehend sind die Bestimmungen der Kapitelsordnung über die Synoden. Von der jährlich zweimaligen Abhaltung dieser Zusammenkünfte, wie sie im Bistum Eichstätt früher obligatorisch war, ist man auf die einmalige

[1]) Im Ganzen zwölf. Zu den oben genannten zehn sind zwei weitere Bezirke: Neustadt a. A. und Beiersdorf, hinzugekommen; das Dekanat Cadolzburg heißt in diesem Verzeichnis: Langenzenn.

[2]) Im Ganzen 26 Geistliche: 1 Pfr., 3 Diaconi, 2 Vicarii in Schwabach; 1 Pfr., 2 Diaconi in Roth; 1 Pfr., 1 Diac. in Windsbach; je 1 Pfr. in Kl. Heilsbronn, Wendelstein, Katzwang, Kornburg, Rohr, Petersaurach, Weißenbronn, Schwand, Leerstetten, Oberferrieden, Schönberg, Eckhardtsmühlen, Büchenbach, Rittersbach und Petersgmünd. Die heute zum Schwabacher Dekanat gehörigen Pfarren Eibach, Gustenfelden und Regelsbach sind als Nürnbergische Orte nicht mitangeführt.

[3]) Es heißt darüber in den Syn.-Konst., Art IV: Mandamus, ut assumptis sibi juratis confratribus decanatus illius [decanus et camerarius] singulis annis duabus vicibus .... omnes confratres suos in unum locum convocent causa visitationis habendae. Die visitatio der Albertinischen Konstitutionen entspricht also mehr der nachreformatorischen Synode, als der damaligen und heutigen Kirchenvisitation.

im Jahr zurückgegangen. In jedem Dekanat soll alljährlich ein „Synodus und Capitell" stattfinden, zu dem alle Pfarrer und Capläne verpflichtet sind, sich einzufinden. Triftige Gründe für das Ausbleiben sind nur „Leibesnot" oder „Herrengebot" (d. h. ausdrücklicher Befehl des Landesfürsten) oder „sonst ein ehehaffte Ursach." Amtliche Geschäfte sollen, auch in Städten, nicht als Entschuldigung gelten, da alle Amtshandlungen entweder verschoben oder durch einen Pfarrer eines auswärtigen Dekanates vorgenommen werden können. Um das Letztere zu ermöglichen, wurde bestimmt, daß zwei benachbarte Dekanate nicht am gleichen Tag Synoden halten sollten. Übrigens war die Wahl des Synodaltermins den Dekanen nicht freigegeben, sondern es wurde ein für allemal bestimmt, (was sich aber gewiß sehr bald als undurchführbar erwiesen haben wird), daß sechs Dekanate alljährlich am Dienstag nach Trinitatis, die anderen sechs am darauffolgenden Dienstag ihre Tagung zu halten hätten. Da die Verhandlungen zu sehr früher Morgenstunde begannen und einen vollen Tag dauerten, wurde, um größere Gemeinden nicht gar zu sehr von Geistlichen zu entblößen, verfügt, daß wo mehrere Pfarrer an einem Ort stationiert waren, wenigstens einer noch am Synodaltag, vor Nacht, oder spätestens am andern Tag früh wieder daheim zu sein habe. Deshalb ließ man auch die Synoden in „Summerlengen", in der Zeit der längsten Sommertage, abhalten, wogegen die Visitationen, die der Dekan gleichfalls in jeder Pfarrei alle Jahre zu halten verpflichtet war, um Michaelis, nach vollbrachter Erntearbeit, anzuberaumen waren. Der Winter und Frühling sollte den Pfarrern zur ungestörten Unterweisung der Jugend, vor allem der Catechumeni, vorbehalten bleiben.

Der Synodaltag selbst begann mit einer Predigt, die zeitig in der Frühe, spätestens um 7 Uhr, anzusetzen war. Eine weitere Stunde vorher bereits hatten die Kapitularen, — bei Vermeidung einer Strafe von $^1/_4$ fl., — sich im Dekanatsgebäude einzufinden, so daß weiter entfernt wohnende Pfarrer meist genötigt waren, schon am Tage vorher die Reise zum Synodalort zu unternehmen. An den Gottesdienst schloß sich ein Abendmahlsgang, bei dem auch Gemeindeglieder sich beteiligen konnten. Unter den Synodalen befanden sich keine Laien, sondern ausschließlich der Pfarrklerus; Der Gedanke, zu den Synodalverhandlungen auch weltliche Gemeindevertreter beizuziehen, ist erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Bayerns zur Tat gemacht worden. Nach beendeter kirchlicher Feier versammelte sich das Kapitel in Dekanatshause oder an sonst geeignetem Ort, um „von der christlichen Lehre zu handeln". Dabei hatte der Dekan seine Pfarrer durch Fragen über ihre Vertrautheit mit dem Katechismus, der Augustana und Apologie, der Repetitio confessionis, den Schmalkaldischen Artikeln, den Loci Melanchthons, der Ansbachischen Kirchenordnung und später auch dem Konkordienbuch zu examinieren, „alles der heiligen Schrift gemäß, und sollen die Pfarrrr mit ganzem Fleiß dahin arbeiten, daß ihnnen ermelte Bücher durch tägliche Lektion und Betrachtung wohl bekannt und und sie darin läufig werden". Daß diese Verhandlungen aber — wenigstens nach der Intention der Regierung — des seelsorgerlichen Momentes nicht ent-

behrten, zeigt der Zusatz: „es sollen auch zugleich diejenigen, so in einem oder mehr Artikeln christlicher Lehr zweifelig und Gewissens halben Unterricht begehren werden, gutwillig gehört und mit sanftmütigem Geist der Wahrheit berichtet werden."

Mittags 12 Uhr nach gehaltener Mahlzeit nehmen die Beratungen ihren Fortgang. Der Kapitelsvorstand überzeugt sich davon, ob allenthalben die Zeremonien, die Actus ecclesiastici richtig gehalten werden und die Kirchenordnung beobachtet wird; ob die Kinderlehre, die Wochenpredigt Mittwochs oder Freitags, die Samstagsvesper, das Beichtexamen, die Zurückstellung Unwürdiger, der Katechumenenunterricht usw. ordnungsgemäß gehalten werden, ob keine unchristlichen Paten bei Taufen zugelassen, ob die Kranken besucht, die Toten kirchlich bestattet, die Proklamationen rechtzeitig vorgenommen werden, überhaupt ob den Bestimmungen der Eheordnung gemäß verfahren wird, 2c.

Darnach sollen die versammelten Kirchendiener „einander rügen", indem einer nach dem andern, wenn nötig, abtritt und die übrigen nach ihrem Gewissen vor der Versammlung aussagen, was ihnen etwa über den Amtsbruder Nachteiliges oder Ärgerliches zu Ohren gekommen ist; wie er sich in Amt und Haus hält; ob er mit einem Irrtum behaftet oder unfleißig im Amt sei; ob er Weib und Kind übel gehalten oder sonst in seinem Wandel Tadel verdiene. Die erhobenen Anklagen sollen dem Betreffenden vorgehalten und er darüber gehört werden. Bestreitet er sie, dann soll der Dekan bei anderer Gelegenheit (etwa bei der nächsten Visitation) der Sache weiter nachforschen. Wird eine Schuld nachgewiesen oder eingestanden, dann muß der Pfarrer mit einem verschlossen mitgegebenen schriftlichen Bericht des Dekans und der Senioren an den Hof nach Ansbach ziehen „und das Botenlohn, weil er doch ohne das erfordert werden müßte, selbst verdienen." Dort entscheidet dann der Landesherr als summus episcopus persönlich über seine Bestrafung oder Begnadigung.

> „Und dieweil aus jetzt erzeletten Handlungen clar, daß die Synodi und Capitell nicht als Gastereien oder Kirchweihen umb leiblicher Freud und Kurtzweill, viel weniger aber umb Vigilien, Seelenmessen, Jahrtag . . . . . ., sondern umb notwendiger Geschefft willen, Erbawung der christlichen Kirchen, zur Ehr Gottes und vieler Menschen Heill betreffend, gehalten werden, — soll derwegen auch mit der Zerung gute Ordnung und Maß gehalten und mehr nicht über das Mahl, dan sonst mit frembden durchreisenden Personen gebräuchlich, und nämlich nit über zehen Kreuzer gegeben, noch Jemand zu Gast gebeten, sondern ohn alles Gepräng, allein zur Notdurft bescheidenlich und züchtig gezehret und die Mahlzeit in einer Stund schleunig geendet werden."

Das Mahl wird aus der Kapitelskassa bezahlt; was der Einzelne unterwegs zum Synodalort zehrt, hat er aus seiner Tasche zu bestreiten. Da das eine Mahl zu Mittag in Anbetracht der langen Beratungsdauer als zu wenig erscheinen mochte, um den leiblichen Bedürfnissen zu genügen, beschließt dann später das Kapitel, noch ein bescheidenes Frühstück, morgens nach der Predigt

um der Schwachen willen eine Suppe und ein Viertel Wein, und Abends nach Schluß der Verhandlungen einen Durfttrunk zu einem Käse und Brot zuzulassen, „und damit ihren Abschied unverlengt von einander zu nehmen. Allein daß kein Zech daraus werde und vieren nur 1 Maß Weins und nit drüber gebürt."

Damit die Kapitel im Stand wären, die Kosten für die Synoden zu bestreiten, wurde dafür gesorgt, daß sie, soweit sie nicht schon von alten Zeiten her bestimmte Einkünfte besaßen, solche zugewiesen erhielten. Crailsheim, das bisher 18 fl. in die Schulpflege zu leisten hatte, erhält diese Summa künftig für Kapitelszwecke; das Einkommen der Uffenheimer Kapitelskassa aus der dortigen Bruderschaft wird auf 20 fl. vermehrt; die Kapitelskassen Gunzenhausen und Wülzburg erhalten 5 und 12 fl. Zulage vom Stift Wülzburg, Feuchtwangen und Kitzingen je 12 fl. vom Kloster Kitzingen, Leutershausen 20 fl. vom Kloster Sulz, Neustadt ebensoviel vom Kl. Münchsteinach, Beiersdorf 8 fl. vom Kl. Frauenaurach.

Jeder Pfarrer, der zum erstenmal dem Kapitel als Mitglied beiwohnt, wird vom Dekan durch Handschlag zu Treue und Gehorsam verpflichtet. Er zahlt im ersten Jahr seiner Zugehörigkeit 1% seines Einkommens in die Kapitelskassa. Auch ist es Kapitelsordnung, daß während des Witwensitzes, dessen Dauer der Landesherr je nach den Verhältnissen auf $^1/_4$ Jahr oder länger festsetzt, die benachbarten Pfarrer den Dienst des Verstorbenen umsonst mitversehen. Ebenso soll in Krankheits- und anderen Notfällen jeder Amtsnachbar dem andern auszuhelfen um Gottes Willen das Beste tun.

Mit der Kleidung soll sich jeder Kirchendiener von der Fußsohle an bis auf den Scheitel priesterlich halten und sich in derselben keine Leichtfertigkeit, weder daheim, noch draußen, erlauben, „also daß er auch an fremden Orten sein' Rock nicht schlecht an Hals hängen und gleich den Weltlichen darin herfladern, sondern denselben anziehen und zu sich halten soll." Wirtshäuser soll der Geistliche wenn irgend möglich, ganz meiden. „Kein Kirchendiener soll, wenn es übrig sein kann, in Wirtshäusern zehren und zechen[1]). Kein Priester soll zum Andern

[1]) Zu diesen Bestimmungen über Kleidung und Wirtshausbesuch der Pfarrer vergleiche man wieder die entsprechenden Verordnungen in den Konstitutionen des Bischofs Albertus, die kultur- und sittengeschichtlich besonders interessant sind. Dort heißt es: Die Priester sollen eine Kleidung tragen, durch die sie auch äußerlich von Angehörigen des Laienstandes sich unterscheiden: bunte Farben an Gewand und Schuhen sind verboten; ein Talar mit lang herabhängenden Ärmeln ist ihnen vorgeschrieben; das Obergewand sei lang, aber nicht gegürtet, vor allem nicht, wenn sie öffentlich in der Kirche oder auf der Straße erscheinen. Helmkappen oder Dolche, lange Sporen, Schwerter oder Speere, überhaupt Waffen sollen sie nicht tragen, wenn sie sich nicht auf Reisen oder sonst in Liebsegefahr befinden. Geschnäbelte oder nach der abergläubischen Sitte der Weltleute ausgeschnittene Schuhe dürfen nicht von Priestern getragen werden. Ebenso ist verboten, Haar und Bart nach der Weise der Welt zu brennen oder zu flechten. Kleriker, die ihre Tonsur und Haartracht nicht nach Vorschrift und dem Decorum entsprechend halten, sollen von den Dekanen eigenhändig tonsuriert und skalpiert werden!

Wirtshausbesuch und Würfelspiel sind gleichfalls untersagt. Spieler sind mit den Summen an Geld zu bestrafen, die sie im Spiel gewonnen oder auch verloren haben. Wer nach dreimaliger Mahnung durch den Dekan das Wirtshausgehen nicht unterläßt, wird aus der Bruderschaft und

auf die Kirchweih oder Nachkirchweih gehen, damit keine Versuchung zur Teilnahme an schwelgerischen Gasterien gegeben werde. Auch soll kein Pfarrer „ohne besondere Verwandtnis" zu einer Kindschenk oder Hochzeit gehen, „denn es gerät selten wohl, wenn die Kirchendiener allzu gesellisch sein und sich des Zechens und weltlicher Kurzweil, sonderlich unter den Bauren und vollen Brüdern, befleißen." Wenn es Sitte ist, daß bei Amtshandlungen dem Pfarrer ein Mahl gereicht wird, so soll das in Form einer Geldgabe geschehen.

In diesen Punkten der Disziplin und des Wandels seiner Pfarrer hat der Dekan, was er Nachteiliges erfährt, dem Konsistorium und dem Markgrafen zu berichten. Wer den Dekan oder die Senioren deswegen der Verräterei beschuldigt, soll als ein Verleumder und Lästerer wie jeder Ehrabschneider zu schwerer Strafe verurteilt werden.

Kleinere Bestimmungen, die im Zusammenhang mit den Synoden stehen, sind noch, daß die Pfarrer dem Kapitel in ihrer ehrlichen Kleidung, die sie in der Kirche zu tragen pflegen, beiwohnen sollen, doch keiner außer den beim Gottesdienst fungierenden einen Chorrock oder sonstigen Ornat anlegen soll; ferner, daß unentschuldigte oder ungenügend entschuldigte Versäumnisse der Zusammenkunft zur Bestrafung in Ansbach angezeigt werden sollen. Zur Wahrung des Standesansehens der Geistlichen wird verfügt, daß kein Geistlicher wegen irgend einer Sache vor ein gewöhnliches weltliches Gericht, es sei Stadt- oder Bauerngericht, gezogen oder von demselben gefangen gesetzt werden dürfe — es sei denn, daß er sich ein Malefizverbrechen habe zu schulden kommen lassen. Alle ihn betreffenden Justizsachen sind an den fürstlichen Hof oder an das Landeskonsistorium zu Ansbach zu verweisen. Der Pfarrerstand beansprucht und genießt das Vorrecht, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit entzogen zu sein. Auch in diesem Punkt macht sich ein Fortwirken des mittelalterlichen Rechtsgrundsatzes geltend, der in den Albertinischen Konstitutionen für das Bistum Eichstätt scharf ausgesprochen ist, daß kein weltlicher Richter den Priester vor sein Forum ziehen darf. Dort ist die Strafe der Exkommunikation auf jeden gesetzt, der einen Kleriker gefangen hält.

Die Frage, ob man im Markgrafentum neben den jährlichen Dekanatssynoden auch schon in der Reformationszeit allgemeine Landessynoden eingeführt hat, ist aus unserem Aktenstück nicht mit Sicherheit zu beantworten, dürfte aber zu verneinen sein. Zwar findet sich die Nachricht, daß zweimal, in den den Jahren 1570 und 1588, das einemal zur Beilegung einer unter den Geistlichen der Markgrafschaft entstandenen theologischen Kontroverse (Rechtfertigungsstreit

der Diözese ausgeschlossen. Niemand darf das Amt eines Kneipwirts übernehmen bei Strafe der Ausstoßung aus dem Priesterstand. Ebenso wird vom Amt suspendiert, wer sich zum öffentlichen Spaßmacher, Schauspieler oder Musikanten hergibt und so die Standeswürde entehrt.

Diese Verbote lassen einen Blick in die klägliche soziale Lage vieler niedrigen Kleriker des ausgehenden Mittelalters tun, die als Vikare einer reichen Pfarrpfründe nicht selten eine so kärgliche Bezahlung erhielten, daß sie gezwungan waren allerlei Nebenerwerb neben dem geistlichen Amt, das seinen Träger nicht ernährte, zu suchen.

zwischen Karg-Ansbach und Ketzmann-Feuchtwangen) und das andere mal zur Einführung des Konkordienbuches, größere Theologenconvente nach Ansbach berufen worden sind, die gleichfalls mit dem Namen „Synoden" bezeichnet werden und bei denen sämtliche Dekane und etwa 30—35 andere Pfarrer des Fürstentums anwesend waren. Aber daraus geht noch nicht hervor, daß die Abhaltung regelmäßiger Landessynoden schon eine stehende Einrichtung war, vielmehr hat man diese Versammlungen, wie es scheint, nur bei besonderen Anlässen und ad hoc zusammenberufen. Hier ist man also dem Beispiel des Mittelalters nicht gefolgt, das neben den dekanatlichen auch Bistumssynoden hatte, welche, wie aus den Albertinischen Konstitutionen hervorgeht, im Eichstättischen jährlich einmal am Samstag nach der Domkirchweih am Bischofssitz zusammentraten und bei denen sämtliche Kleriker des Bistums anwesend sein mußten.

Eine weitere wichtige Obliegenheit des Dekans, die zur Beaufsichtigung des kirchlichen Lebens in seinem Sprengel dient, ist die Abhaltung der Kirchenvisitationen. Hierüber bestimmt die Schwabacher Kapitelsordnung Folgendes. Der Dekan hält dieselben unter regelmäßiger Beiziehung eines der Senioren ab, hat aber außerdem noch das Recht, nach Bedarf einen weltlichen Beamten, in dessen Bezirk der Visitationsort gelegen ist, sei es Amtmann, Richter, Kastner oder Vogt, zur Assistenz hinzuzunehmen. Alle Visitationen finden am Werktag statt; auf die Verhältnisse der ländlichen Gemeinden wird nur insoweit Rücksicht genommen, daß die Visitationen in die Jahreszeit nach beendeter Ernte verlegt werden. Sonntag nachmittags sollen die Visitatoren sich auf den Weg machen und ihre Tätigkeit so einrichten, daß der Dekan zum andern Sonntag wieder daheim sein und sein Pfarramt dort selbst versehen kann. Das nötige Fuhrwerk haben entweder die Gemeinden zu stellen oder es geht auf Kosten der örtlichen Kirchenkassa. In Gasthäusern sollen die Visitierenden nicht absteigen, sondern zur Vermeidung von Kosten die Gastfreundschaft des Pfarrers genießen, „da sie denn ihre Mahlzeit abends und morgens zur Notdurft nnd so gut als das Haus vermag, nehmen und haben." Dem Pfarrer werden seine Ausgaben aus der Kirchenstiftung, oder, wenn diese unvermögend ist, aus der Kapitelskassa ersetzt; er darf aber für das Mahl nicht über 10 Kreuzer verrechnen.

Treffen die Visitatoren am Abend beim Ziel ihrer Reise ein, so haben sie noch am gleichen Tag die Verhandlungen mit dem Pfarrer und den Kaplänen, die über Lehre und Zeremonien examiniert werden, ferner mit den Lehrern und Meßnern vorzunehmen. Hat der Pfarrer sich bei der Synode in diesen Punkten als tüchtig beschlagen gezeigt, so kann ihm das abermalige Lehrexamen erlassen werden. In jedem Falle aber hat er seine Bücher, den Katechismus, die Augustana, die Loci communes, die schmalkaldischen Artikel, Bibel, Kirchenordnung vorzulegen, ob alles vorhanden ist und gebraucht wird. Auch sollen des Pfarrers und der Kirchendiener Klagen und Beschwerden zu Protokoll genommen und etwa vorhandene besondere Anstände über Kirchspiel, Gottesdienst, Baufachen, sonstige Lasten, über Kirchen- und Abendmahlsversäumnisse, Gotteslästerung, Zauberei, Wucher und dgl. festgestellt und besprochen werden. Am

eigentlichen Visitationstag morgens erscheinen die Gemeindevertreter und werden in ähnlicher Weise über Klagen und Wünsche vernommen. Mittags nach dem Essen, in der Regel um 12 Uhr, versammelt sich dann die Gemeinde im Gotteshaus. Der Dekan verhört die Jugend und das Pfarrvolk aus dem Katechismus, wobei er den Text und auch das Verständnis erforscht, auch andere wichtige Glaubensartikel abfragt und die Gemeinde schließlich zu fernerem Eifer im Hören und Lernen des Wortes anspornt. Das Examen soll nicht über eine Stunde dauern. Besondere Schwierigkeiten für die Ausrichtung des Visitationsgeschäftes verursachen auch in der Ansbacher Markgrafschaft wie in vielen anderen Gebieten die Orte, wo Untertanen mehrerer Grundherren wohnen. Wo die fremdherrlichen Untertanen in der Minderzahl sind, zieht man sie zur Visitation bei, wenn sie freiwillig kommen, aber Zwangsmittel ihnen gegenüber gibt es nicht. In Orten, wo die „Ausherrischen" in der Mehrzahl sind, unterbleiben überhaupt die Visitationen, weil das Pfarrvolk hier nicht zusammenzubringen ist.

Zuletzt wird auch das Pfarrhaus einer Besichtigung über seinen baulichen Stand unterzogen, die entstandenen Zehrungskosten werden von den Visitatoren selbst festgestellt; darnach haben sie ohne weiteren Verzug die Reise zum nächsten Ort fortzusetzen. Über jede Visitationsrunde sollen die Kommissäre alljährlich genauen und wahrheitsgetreuen Bericht unter Angabe aller vorgefundenen Mängel nach Ansbach erstatten.

Der letzte Punkt, über den die Kapitelsordnung genauere Anweisungen erläßt, sind die Pfarrinstallationen. Sie sind vom Dekan in Anwesenheit eines weltlichen Beamten und zweier benachbarter Pfarrer zu vollziehen, und zwar an einem Sonntag oder einem geeigneten Werktag. Nach dem Gesang und den üblichen Lektionen predigt der Dekan über das geistliche Amt und ermahnt das Volk zu fleißigem Kirchenbesuch. Hierauf, nach dem Gesang des Liedes: „Nun bitten wir den hl. Geist" tritt er an den Altar, stellt der Gemeinde ihren neuen Pfarrer vor und fordert sie auf, ihn dafür zu erkennen und zu ehren. Dann folgt die Einsegnung des Installierten unter Handauflegung durch den Installator und die Assistenten, das Kirchengebet mit V. U., Gesang, Schlußgebet und Segen. Eine Antrittspredigt des Installanden ist also in jener Zeit noch nicht kirchlicher Brauch. Nach Beendigung der kirchlichen Feier hält auch der weltliche Beamte eine Ansprache an die Gemeinde, der Pfarrer wird in die temporalia seiner Stelle eingeführt und verpflichtet. Ein großes und kostspieliges Mahl ist nicht im Sinne der Kapitelsordnung. Sie trägt dem Dekan besonders auf, darüber zu wachen, daß in der Zehrung kein Übermaß geschehe und der neue Pfarrer nicht wider Billigkeit beschwert werde. „Sintemal es kein heidnische Kirchweih noch Gefreß, sondern ein notwendiger Gottesdienst ist und bleiben soll, sollen die Personen, denen die Sach zu verrichten befohlen, ... nicht einen ganzen Tag schlemmen und dempfen, sondern bald nach gehaltener Mahlzeit mit guter Vernunft aufstehen und sich wieder heimwärts auf den Weg machen". Wenn die Kirchenstiftung vermöglich ist, sollen die Zehrungskosten ganz oder teilweise von ihr bestritten werden.

Eine in dem gleichen Aktenband enthaltene zweite, „retexirte" Kapitelsordnung von 1578 enthält mit wenig Änderungen die gleichen Bestimmungen. Wir heben aus ihr nur hervor, daß sich hier zum erstenmal die Anordnung findet, daß alle Pfarrer und Kapläne des Dekanates jährlich in bestimmter Reihenfolge vor dem Dekan zu predigen haben, offenbar um diesem noch mehr Gelegenheit zu geben, seine Untergebenen hinsichtlich ihrer dogmatischen Korrektheit und ihres Fleißes ständig zu beaufsichtigen. Unfleißigen Pfarrern konnte die Auflage der Predigt coram Decano sogar wiederholt im Jahre gemacht werden. Diese Einrichtung der Zirkularpredigten hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unverändert fortbestanden und ist erst, als die markgräfliche in die bayerische Landeskirche überging, für Pfarrer aufgehoben worden, während sie für Kandidaten noch heute fortbesteht. Ferner wird in der Ordnung von 1578 zum erstenmal die „Sechswochenkinderlehre" erwähnt. Der Dekan hat bei der Synode auch darnach zu forschen, „ob die Katechumenen zwischen Ostern und Pfingsten im Katechismus recht unterrichtet, und hernach in der Beicht fleißig gehört und examiniert werden". Dieser sechswöchentliche Unterricht war das Analogon zum heutigen Konfirmandenunterricht, und der seit der Reformationszeit übliche Tag der Erstkommunion für die heranwachsende Jugend war der erste Pfingstfeiertag. Eine eigentliche Konfirmation hat es ja in der markgräflichen Landeskirche niemals allgemein gegeben. Sie ist erst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zur offiziellen Einführung gekommen. Wo ihr Vorhandensein in früherer Zeit nachweisbar ist — und es gibt solche Orte auch im Gebiet des Ansbacher Fürstentums — da waren sie eine private Einführung einzelner Pfarrer während der pietistischen Periode, die sich dann teilweise später forterhielt, teilweise aber in der nachfolgenden Epoche des Rationalismus wieder einschlief, um hernach beim Erwachen des kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert von neuem in Aufnahme zu kommen.

Das Wertheimer Gesangbuch.

Von
Pfarrer Dr. **Gmelin**, Großgartach.

In der Übersicht, die ich in Nr. 2—5 dieser Zeitschrift über Gesangbücher und Gesangbuchdichter in Württembergisch-Franken gegeben habe, ist auch das Wertheimer Gesangbuch gestreift worden, da dies durch seine Beziehungen zu dem späteren Limpurger Gesangbuch, d. h. demjenigen der Sontheimer Hälfte, auch auf die Gesangbuchs-Entwicklung in unserem Lande, Württemberg in den Grenzen des heutigen Königreichs, eingewirkt hat. Mit dem Folgenden gebe ich, einer Aufforderung von wertgeschätzter Seite nachkommend, in eigenem Aufsatz die Beobachtungen wieder, die sich mir für das Wertheimer Gesangbuch

ergeben hatten, soweit diese für eine größere Öffentlichkeit von Wert sein können. Dabei habe ich für einen solchen Aufsatz auf der einen Seite ebenso besondere Erleichterungen als auf der andern Erschwerungen zu konstatieren. Erleichtert wird dieser vor allem durch die Vorrede, die eins dieser Gesangbücher, das von 1739, durch den Herausgeber, den Superintendenten Firnhaber, mitbekommen hat, in welcher in deutlicherer Weise, als dies bei dem Durchschnitt der sonstigen Gesangbücher der Fall ist, die bis dahin vor sich gegangene Entwicklung des Wertheimer Gesangbuches übersichtlich vorgeführt wird. Die Erschwerung für mich liegt dagegen in meiner relativen Entferntheit vom Hauptplatz dieser Geschichte zusammen mit dem Umstand, daß nun einmal Wertheim über den Rahmen unseres Königreichs Württemberg hinausliegt und damit die mancherlei Hilfsmittel, die für den Eingeborenen über die Bestandteile des heutigen Württemberg zu Gebote stehen, in der Hauptsache wegfallen, wenn mir auch das sonst notwendigste Material durch die Güte des Herrn Otto Langguth nicht erst seit Wochen, sondern Jahren zugegangen ist. Zu diesem gehören auch die sämtlichen späteren Gesangbücher, die von dem vorhin genannten Datum ab erschienen sind und die ich im folgenden als Wertheim II, III und IV behandeln werde.

Als Wertheim I, das hier fehlt, ist das Gesangbuch von 1701 ab bis zu dem genannten 1739er zu erkennen, das sich, in der Ausgabe von 1718, glücklicherweise unter den Schätzen der Stuttgarter Landesbibliothek findet. Nur daß wir auch darin immer noch nicht das älteste Wertheimer Gesangbuch vor uns haben, sondern als solches wie eben jene 1739er Vorrede meldet, die „Haupt-Kirche" des Superintendenten Philipp Jacob Förtsch[1]) anzusehen ist, die dieser im Jahre 1689[2]), im gleichen Jahre, in dem das älteste offizielle Haller Gesangbuch erschien, herausgegeben hat und die nach Firnhabers Vorrede 64 geistliche Lieder enthielt. Das ist eine so kleine Zahl, daß nicht daran zu denken ist, daß darin etwa der eigentliche ursprüngliche Liederschatz der Wertheimer Kirche enthalten gewesen wäre. Vielmehr werden wir darin, ähnlich wie es in vielen anderen Territorien, obenan Württemberg selbst, uns begegnet, eine Art Haus-Gesangbuch zu erkennen haben, mit welchem dem allmählich als gar zu dürftig erkannten kirchlichen Liedervorrat, der offiziell seit der Zeit der Reformation galt und der als allgemein bekannt auswendig gesungen zu werden

[1]) Er war, als Enkel eines aus Lichtenfels nach Wertheim eingewanderten und so offenbar aus Thüringen stammenden Jacob F. und Sohn eines Präzeptors der Lateinschule, ein gebürtiger Wertheimer und so selbst hier zuerst Konrektor, dann Rektor der Lateinschule und zugleich Vizediakonus 1671–76, im März d. J. als Stadtpfarrer und Hofprediger nach Löwenstein gekommen, um von da im Okt. 1684 als Superintendent nach Wertheim zurückzukehren, † als solcher 1692.

[2]) Auch dies könnte als ein verhältnismäßig spätes Datum erscheinen, wenn man daran denkt, daß bis dahin bereits über anderthalb Jahrhundert verflossen waren, seit dem Erscheinen der ersten reformatorischen Gesangbücher. Aber für eine größere literarische Rolle in jener ersten Reformationsepoche war Wertheim doch zu abgelegen. Nachher aber sorgten die bekannten Wirren, die mit dem Aussterben der alten Wertheimer Grafen entstanden, dafür, daß Wertheim im Vergleich mit anderen gräflichen Territorien nicht ins Vordertreffen gelangte. Immerhin mag hier daran erinnert werden, daß auch die Grafschaft Öttingen, die von größerem Umfang war, nicht früher zu einem eigenen Gesangbuch kam.

pflegte, aufgeholfen werden sollte und welche Liederzugabe tatsächlich sich dann auch bald gleiches Heimatrecht mit den älteren erkämpfte. Der ursprüngliche Liedervorrat ist vielfach aus den in den verschiedenen Territorien im Lauf des 17. Jahrhunderts erstellten Kirchenagenden und dem solchen meist angehängten Verzeichnis der für die verschiedenen Fest-, Sonn- und Feiertage giltigen Lieder zu erkennen, wie solche Verzeichnisse z. B. für Hohenlohe aus 1596, Hall 1664 noch vorliegen und auch für Wertheim vorhanden sein dürften, nur daß mir nichts derartiges in die Hand gelangt ist[1]). Immer wird der Vorrat der um 1689 in Wertheim üblichen Lieder auf um ca. 100 mehr als jene 64 der „Hauptkirche" von Förtsch zu taxieren sein, und so deren Verlust, bezw. bisherige Nichtwiederauffindung, um die ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, nicht allzu schmerzlich zu empfinden sein, schon weil die Zahl dieser Nummern allzu klein ist, als daß die nachherige Entwicklung in stärkerem Maße davon hätte beinflußt werden können.

Zählt doch das nächste Gesangbuch, eben das von 1701, das mir in der 4. Auflage von 1728[2]) vorliegt, gleich den später unverändert gebliebenen Auflagen nicht weniger als 564 Lieder und erweist sich damit als eine außergewöhnlich umfangreiche Sammlung, da die andern Gesangbücher dieser Zeit merklich dahinter zurückzubleiben pflegen[3]). Es sind also zu den 64 Nummern der „Hauptkirche" eben 500 neue hinzugekommen, bezw. wenn das Anhangslied Nr. 500 „Denket doch, ihr Menschenkinder" von Joh. Hübner erst der 4. Auflage von 1718 beigefügt worden ist[4]), 499. Der Hauptteil dieser 564 Nummern, drei Viertel derselben, stimmt mit meinem sonstigen aus Württemberg gewonnenen Liedermaterial zusammen, ein Viertel (genau 135 Nummern) ist als Wertheim

[1]) Zwar bietet eben das Gesangbuch von 1708 einen gewissen Ersatz mit dem 1. Register, das auf die Vorrede folgt und ein Register der Lieder auf die Sonn- und Festtage darstellt. Aber dies Register als maßgebend auch für die frühere Zeit zu betrachten, geht nicht an, schon weil darin auch spätere Lieder ziemlich reichlich begegnen. Wie viele es sind, näher zu untersuchen, hätte keinen Wert, schon weil für die Hauptfestzeiten die nähere Aufzählung fehlt und dafür allemal auf Pfingst-, Weihnachts-, bezw. Osterlieder verwiesen wird. Immerhin beweist doch schon die große Zahl der auch hier für die gewöhnlichen Sonn- und Feiertage genannten Lieder, ca. 200, daß dies Register jedenfalls noch nicht allzulange in Geltung war.

[2]) Die 2. Auflage war nach der 1739er Vorrede 1710, die 3. Auflage 1715 herausgekommen.

[3]) So hat von den älteren Gesangbüchern unseres fränkischen Württemberg das Heilbronner von 1673 285 Nummern, das Haller von 1714/19 376, das Rothenburger „Seelenharpff" von 1695/1706 407, das Ansbacher Händelsche von 1684 allerdings 506, dann aber das folgende von 1711 nur 397 usw.

[4]) Dafür spricht schon, daß das Lied, welches zum 23. Kapitel des 1. Buchs der erst 1727 im Druck erschienenen deutschen Übersetzung von Thanas in Kempis' Büchlein von der Nachfolge Christi, die Hübner sich geleistet hat und die er durch 114 Lieder entsprechend den ebenso vielen Kapitel illustriert hat, gehört, auf einem Leipziger Bibeldruck 1705 oder 1706 erstmals herausgekommen, erst seit 1715 in Kirchengesangbücher, so das Ehemnitzer dieses Jahres und dann eben im Jahre 1718 auch in das Dresdner übergegangen ist. Daß wir es auch hier in Wertheim so bald treffen, dürfte mit den Beziehungen, die Wertheim von Winkler her mit Hamburg, wo Hübner Rektor des Johanneums war, verbanden, zusammenhängen. Vgl. darüber weiter oben im Text.

eignes, besser Württemberg fremdes Sondergut, anzusehen. Woher dieses Sondergut in der Hauptsache genommen ist, kann ich nicht genau angeben[1]), sondern

[1]) Nachdem ich in der Zwischenzeit nicht nur Fischers Kirchenlexikon, sondern auch das v. Hardenbergsche Manuskriptwerk aus der Wernigeroder Bibliothek, das in 8 Bänden über 73000 Lieder nach Verfasser bezw. Fundort namhaft macht, in die Hand bekommen habe, bin ich in der Lage, doch wenigstens nachträglich diese 135 Eigen-Nummern näher zu bestimmen. Da ist das Bemerkenswerteste, daß neben den weiterhin im Text genannten Verfassern, von denen Rist noch mit nicht weniger als 11 weiteren Liedern, J. Heermann mit 5, Gerhardt mit 2 („Nun freut euch hier und überall" und „Nun ist der Regen hin, Wohlauf mein Herz und Sinn") vertreten sind, 4 andere Verfasser, bezw. Fundorte, ganz besonders herausstechen, zumal 3 von ihnen sonst nicht weiter bekannt sind. An deren Spitze steht Casp. Stieber mit einem Werk „vom Spaten" oder „der Spate", das in Nürnberg 1681 herauskam, bei Hardenberg allemal aufgeführt und zwar mit nicht weniger als 23 Produkten, von denen 14 nur hier in diesem Wertheim I, 9 andere auch in Wertheim II und III wiederkehren. Da dieser sonst obskure Sänger mit seinen schwulstig-blumenreichen Produkten, der sich schon damit als ein Ausläufer der pegnesischen Blumendichtung verrät, in Gemeinschaft mit Rist und dem nachher herausgehobenen praktischen Grundzug, mit dem diese Poesie wohl zusammengeht, unserem ganzen Buche seinen besonderen Stempel aufdrückt, so seien wenigstens die Anfänge dieser Lieder, die meist für das ganze bezeichnend sind, hier wiedergegeben. Zunächst die 9 in Wertheim I–III vorkommenden: „Ach wie süße bist doch du, Jesu, Zucker meiner Seelen"; „Jetzt hats um deine Seele Not, Jetzt gilt es, Leben oder Tod"; „Liebster Jesu, laß dich finden, Weil ich dich gesuchet hab"; „Nun wohlan, es ist geschlossen Einmal ein beständiger Bund"; „O Jesu, deine Pracht Mich gänzlich fröhlich macht"; „Pfingstverehrer Jesu, denke, Denk auch, Jesu, heut an mich"; „Quell tiefster Weisheit, Jesu Christ, Du Lehrer aller Lehrer" (Dreieinigkeitslied); „Wer bin ich, liebster Herr, O Heiland auserkoren" (Passionslied) und endlich „Wir singen dir, o Jesu, Dank Und Preis all unser Leben lang", ein Engelfest- oder Michaelilied. Bezeichnender noch lauten, wenigstens in der Mehrzahl die Anfänge der in den späteren Auflagen weggelassenen Lieder dieses „Spaten": „Das Fastnachtslamm sich letzet, Ein andres uns einsetzet"; „Gib Jesu, deiner Magd Ein gottgelassnes Herze" (Gebet- und Tugendlied) und „Hier komm ich, Jesu, deine Magd" (Beichtlied eines Weibes); „Himmelströster Jesu! Herzenslabsal Jesu! Liebste Liebe du", ein, wie schon dieser Anfang zeigt und noch deutlicher der Fortgang („Honig, Zucker, Zimmet! Mein Herz in dir glimmet, Meiner Seelen Ruh") ein in Süßigkeit fast zergehendes Lob-, Lieb- und Dank-, alias Jesus-Lied; in dieselbe Rubrik gehört „Ich bin verliebt und weiß worin, Deßwegen ich so fröhlich bin", ein seinen Grundton schon durch den Anfangs- und Endrefrain „Ich bin verliebt" verratendes Jesusliebeslied. Etwas nüchterner sind die beiden folgenden „Jesu, der du in Geduld Hast so viel für mich erlitten" und „Jesu, o du Gotteslamm, Meiner Seele Bräutigam". Daran schließt aber doch alsbald das auf Küsse vor Liebe hinsteuernde „Meid, meid den schnöden Erdenwust, Denk, denk nur an die Himmelslust", während die Tränenschleußen der Liebe das Passionslied öffnet „Quellt Augen, quellt ein Tränenmeer, Laßt euch die Zehren röthen", in Glückwünschen und Vorsätzen aber sich ergeht das Neujahrslied „Preiswürdigs Kind, zwiefacher Fürstensohn, Heut ist dein Namensblick". Das Übertreibungsregister wieder zieht auch das Passionslied „Schreit, schreit, ihr Feinde, immerhin, Gott sei mir nicht gewogen", wie dies ähnlich, in Heraushebung massivster Rechtgläubigkeit, auch geschieht durch das Dreieinigkeitslied „Ziel der Propheten, selbst Prophet, Der größte, der im Buche steht", als ein relativ wahres Bußlied aber sich ausweist das Gebet- und Tugendlied „Wie soll ich mich, o Jesu, recht bereiten, Damit ich dir bei diesen Gnadenzeiten" (gefallen kann usw). Den Rekord schwulstiger Jesusliebe erreicht dann aber das Passionslied „Purpurströme, Rosenquellen", in dessen 1. Vers es weiter heißt: „Flüsse, frischer als Rubin, Die wie Morgenroth erhellen, Breuner als Brasibia blühn, Die den Scharlach überblitzen Und gleich dem Zinnober glitzen, Der auf Gold gestrichen ist: Jesus-Wunden seid geküßt!" Von den weiteren 10 Versen gebe ich zur Kennzeichnung, wie hart neben den glänzendsten Attributen auch die übelriechendsten Dinge stehen, noch den 6.:

muß nur negativ konstatieren, daß es auch in den zwei sonst nächstgelegenen Fundgruben dieser Zeit, dem 728 Nummern enthaltenden Schleusinger-Marktbreiter Gesangbuch von 1694 wie in dem mit seinen 1160 Nummern umfangreichsten von allen, dem Nürnberg-Saubertschen Gesangbuch von 1676/77, nur zum kleineren Teil sich findet. Was aber als besonders kennzeichnend sich heraushebt, ist vor allem zweierlei: Einmal daß der „rüstige" Rist, der fruchtbarste

„Jesus-Wunden machen reine, Machen Schwärze himmelweiß:
Nichts geht über ihre Feine, Über meines Jesus Schweiß.
Wer in diesem Schmucke pranget, Hat die höchste Zier erlanget:
Alles sonst ist Koth und Mist. Jesus Wunden seyd geküßt!"

Ob man das wohl wirklich je gesungen hat?

Neben diesem Lieblingssänger von Wertheim I, über dessen Personalien, in denen etwa auch die Ursache dieser eigentümlichen Bevorzugung enthalten wäre, ich leider nichts Näheres beizubringen weiß, stechen noch zweierlei andere Quellen unter den Fundorten für die Lieder dieses Gesangbuches besonders heraus: Das eine ist ein weiteres Nürnberger Gesangbuch, als „Geistreiches" betitelt von 1701 (mir sonst nicht näher bekannt), aus dem 3 dieser unbekannten Nummern („Ach Gott, du Himmelsherr", „Freu dich, dein König Jesus Christ", „Nun bist du aus den Ketten, Mein Seelchen, wieder frei"), alle 3 auch später beibehalten, und sodann das Neue Eisenacher Gebetbuch von 1673 (Eisenach), aus dem ungleich mehr, nämlich 8 Nummern genommen sind, die aber nichts sonderlich Bezeichnendes an sich haben. Diesen zur Seite, auch wegen mancherlei Ähnlichkeit mit Caspar Stieber, tritt am meisten Ahasverus Fritsch, der mit 7 seiner weniger bekannten (1675 in Gera erschienenen) Produkte hier aufmarschiert, auch diese meist später beibehalten (so „Ach herzliebster Seelenfreund, Wie hast du mich geliebet", „Ach, wann werd ich schauen dich, Liebster Jesu?", „Freude, Jesus ist erstanden", „Jesu, liebster Seelenfreund! Komm Herr Jesu", „Meinen treuen Jesum liebet Mein Herz immer ganz allein"; später weggefallen so nur „Arme Menschheit, laß dein Klagen" und „Wann werd ich dein Abendmahl, liebster Jesu, Schmecken in des Himmelssaal, schönster Jesu!") und sämtlich schon durch ihren Anfang als grundpietistische Erzeugnisse kenntlich. Von den sonstigen Liederverfassern dieser Eigenheiten von Wertheim I kommen mehrfach, nämlich 3fach, nur Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig und 2fach noch der Nürnberger Sigm. v. Birken, Luc. Bacmeister u. A. H. Buchholz vor, während unter den 3 Dutzend nur 1fach vertretenen, von sonst weniger bekannten, herausstechen Anna Marg. Meisterin mit „Fleuch, mein Seelchen, auf zu Gott"; der um die österreichischen Exulanten so vielverdiente Scheidtberger, mit „Frage nicht, warum ich klage"; Greg. Ritzsch (Leipzig 1642) mit „O Jesu, was sind das für Wunden"; J. G. Beer (Nürnberg 1688) mit „Mein Herzensjesu, meine Wonne"; M. Mich. Fabrendorf mit „Ich bin betrübt und weiß fast nicht"; Andr. Tscherning mit „Ich bleib, o Jesu, ganz der Deine"; C. Kirchenbitter mit „Jesus meine Lust und Wonne"; C. Dietrich Holler mit „Jesu, mein Jesu, mein einziges Leben"; der mit H. B. C. G. gezeichnete H. Bergmann mit „O Gotteslamm, mein Bräutigam"; M. J. Sam. Adam mit „Welt, tobe wie du willst, und wüte"; nicht zu vergessen, schon wegen der Beziehung zu dem später in die Löwensteinsche Sphäre gelangten Limpurgischen, J. Heinr. Calisius mit (dem von J. C. Dietrich abgeänderten) „Mein Gott, ich danke herzlich dir". Einen eigenen Eindruck hinterläßt auch das in unserem Buche selbst Helmbold, in Hardenbergs Manuskript dagegen Joh. Eckard zugeschriebene „Ihr Alten pflegt zu sagen Von unsern Kindern klein: Diese werden uns versagen: Freilich wirds so sein :|: Alle großer Herren Wandeln bey einem Kinde, Das mit der Zeit sich finde Zu ihrem Stand und Ehren :|:, ein Lied zum Johannestag, das auf Einschärfung richtiger Kinderzucht bedacht ist. Immer doch also diese ganze Analyse, auch wenn ca. 2 Dutzend Lieder ihrem Verfasser nach nicht weiter zu bestimmen sind, ein Zeugnis für zweierlei: einmal welch reichliche Eigenheiten dieses erste Wertheimer Gesangbuch in sich schließt, dann aber in welch reichem Maß der auch im Text herausgehobene Pietismus daran beteiligt ist neben der durch allerlei Quellen als Hauptfundort sich verratenden Metropole Nürnberg.

Sänger der Zeit des 30jährigen Krieges, hier noch reichlicher als sonst zur Verwertung gelangt ist. So tragen 3 von diesen Sonderliedern seinen Namen, da unser Gesangbuch zum Glück zu denen gehört, welche allemal die Verfassernamen beisetzen, leider aber nur teilweise, bei nur 204 von den 564 Nummern = 36 Prozent, so daß eine statistische Zusammenstellung dieser Verfasser immer nur einen partikularen Wert besitzt. Doch dürfte es immerhin wenigstens einiges zur Kennzeichnung unseres Buches beitragen, wenn ich bemerke, daß Luther, dessen Lieder-Verfasserschaft freilich auch am besten bekannt war, unter den aufgeführten 33mal, Rist 26mal [1]) sich findet, nur daß tatsächlich letzterer doch eher vor, als hinter Luther rangieren dürfte. Sonst begegnen noch Gerhardt bei 20, J. Heermann bei 16, J. Franck bei 7, Nic. Herman, Mich. Weiß und Helmboldt bei je 6, Ringwaldt bei 5 Liedern, während 57 (unter 74, die überhaupt vertreten sind) Namen nur einmal figurieren [2]).

Vor allem aber erscheint bemerkenswert der relative, d. h. für diese Zeit, stark pietistische Zug, der durch das Buch hindurchgeht, schon daran kenntlich, daß nicht weniger als 57 von den 564 Nummern, also 10 Prozent, mit „Jesus" anfangen. Nur daß diese Lieder nicht, wie es bei Ansbach u. a. geschieht, dann in einer Rubrik „Jesus-Lieder" untergebracht sind, sondern vor allem unter der Überschrift „Lob-, Lieb- und Danklieder" uns begegnen. Daß dies als wirkliches Charakteristikum anzusehen ist, ergibt schon die Vergleichung mit der späteren Auflage von 1739 ab, also Wertheim II, wo unter 900 Liedern es solcher Jesus-Nummern nur mehr 49 sind, also wenig über 5 Prozent, und das in einer Zeit, wo diese Richtung sonst überall die tonangebende geworden war. Das Meistbezeichnende aber ist, daß unter den später weggefallenen gerade solche spezifisch pietistische Nummern wie das Jesuslied des Vaters dieser ganzen Richtung, Speners, „Jesu, o du Trost der Seelen" (Der du in den Liebes-

[1]) Nach der vorigen Anmerkung insgesamt 37mal vertreten, Gerhard nur 22mal, ebenso oft als Casp. Stieber „der Spate".

[2]) Der für uns interessanteste von diesen ist Joh. Witzstatt, der hier als Verfasser unter dem Lied „Kompt her zu mir, spricht Gottes Sohn" (All, die ihr seid beschweret nun usw.) steht. Diese Verfasserschaft wird nun freilich von Wackernagel in Zweifel gezogen und als wahrscheinlicher Verfasser Georg Grünwald, ein als Märtyrer seines Glaubens hingegangener Wiedertäufer bezeichnet, mit dem Witzstatt verwechselt worden sei, weil dessen Produkt „Nun höret zu, ihr Christenleut, Wie Leib und Seel genander streit" 1530 mit jenem zusammen auf einem Einzeldruck herausgekommen sei. Da die Sache aber nicht ganz geklärt ist, bleibt die Frage, ob nicht die bestimmte Nennung von Witzstatt, der ja selbst von Wertheim war, hier im Wertheimer Gesangbuch als ein Argument für dessen Vaterschaft an jenem Lied behandelt werden dürfte. Hauptsache hier ist, daß seine Eigenschaft als bekannter Wiedertäufer kein Hindernis gebildet hat, ihn in unserem Gesangbuch einen Platz zu verschaffen: doch wohl ein weiteres Moment für des Herausgebers Willius unbefangene und jedenfalls dem Orthodoxismus abgeneigte Sinnesart, wie sich solche gerne mit dem Pietismus verband. Freilich darf nicht vergessen werden, daß Johann Witzstatt, von dem wir nur wissen, daß er um 1550 eben als Wiedertäufer gelebt hat, als einziger geistlicher Sänger, der uns hier bekannt ist, auf die Aufnahme in einem Wertheimer Gesangbuch ein besonders moralisches Anrecht gehabt hat. Aber ein Recht, zu dessen Anerkennung eben ein nicht selbstverständliches Maß von Unbefangenheit gehörte.

höhlen Deiner Wunden hast zur Ruh Mich Geängsten lassen kommen usw.) sich finden[1]).

Kann so über den weitgehend pietistischen Charakter von Wertheim I, auch ohne daß wir noch weitere Proben aus dem Inhalt erbringen, kein Zweifel sein, so ist um so mehr die nächste Frage: woher dieser? Die Hauptantwort liegt in dem Namen des Herausgebers Joh. Jacob Willius[2]), der, seit 1693 Nachfolger des oben genannten Verfassers der „Hauptkirche" Phil. Jacob Förtsch, nachdem er schon von 1687 ab als Diaconus hier fungiert hatte, als echter Träger der Wertheimer Tradition anzusehen ist, da er von hier gebürtig war, wie denn schon sein Vater Mag. Chr. Willius seit 1661[3]) hier als Pfarrer begegnet.

Die pietistische Anregung mag er wohl dem vorhin in der Anmerkung unten genannten Pfarrer Johann Winkler verdanken, der von Mannheim 1679 hierher berufen, 1684 von hier nach Hamburg gegangen war und vor allem durch sein dortiges Wirken als eine Säule des Pietismus sich in der Kirchengeschichte sich einen Namen gemacht hat. Hauptsache ist, daß diese pietistische Gesinnung unseren Willius zu dem verdientesten Träger der Wertheimer Kirche gestempelt hat, wie denn noch in der Vorrede des 1739er Buchs gesagt ist, daß „dessen ruhmvolles Gedächtnis bei uns beständig in Segen verbleiben wird". Da er bis 1717 ob auch schließlich betagt und eines Substituts bedürftig, im

[1]) Als ein weiteres Argument für diesen pietistischen Grundcharakter läßt sich auch die weitgehende Übereinstimmung unseres Wertheim I mit des Haller Pietisten Joh. Balth. Beyschlags Privat-Gesangbuch („Gottgeheiligte Kirchen- und Haus-Andacht) von 1699 bezeichnen, die (mit ihren 256 Liedern) zu über drei Viertel in unserem Wertheimer ein Jahr darauf folgenden Produkt enthalten ist.

[2]) Ob er wohl mit dem Altdorfer Professor Georg Andreas Will, der von Michelbach im Nürnbergischen gebürtig und seit 1755 Professor in Altdorf war, bekannt einmal als Verfasser einer Geschichte der Universität Altdorf und sodann als Urheber der Willschen hauptsächlich Nürnberger Gesangbücher (über 100 Nummern!) umfassenden Bibliothek im Städt. Archiv Nürnberg, in irgend welchen Verwandschaftsbeziehungen stand? Aus den Wertheimer Kirchenbüchern läßt sich für ihn nur entnehmen, daß er vor seiner hiesigen Wirksamkeit unter den Edelleuten zu Sindelsheim Pfarer war, von wo er 1687 zum Diakonat in Wertheim gelangte, wie auch, daß er noch im Novbr. 1714 in eine zweite Ehe trat, mit Frau Lucretia Marg., Witwe des fürstl. ansbachischen Amtsvogt zu Weimersheim, einer geb. Neidenbaurin, und zwar „propter morbum pleuriticum" privatim kopuliert. Weitere Aufklärung als dieses Register gibt der Willius'sche Stammbaum, der, dem Herrn Otto Langguth gehörig, selbst der weiblichen Descendenz eines Bruders unseres Joh. Jacob Willius entstammt, vor allem zweierlei nachweist: 1. daß Joh. Jacob Willius, geb. 16. März 1654, 1678 Pfarrer in Sindelsheim und seit 1687 in Wertheim, hier am 13. Dez. 1717 ohne männliche Nachkommenschaft gestorben ist; 2. aber, daß die Familie selbst aus Schmalkalden in Thöringen abstammte, wo der Urgroßvater Joh. Jacobs, Caspar Willius, 55 Jahre lang Kantor war und Ausgangs des 16. Jahrhunderts verstarb. Dessen Enkel, Söhne eines Schmalkaldener Diakonus, waren der als Rektor, dann Diaconus zu Wertheim 1651 verstorbene M. Christian Willius, wie der in Schmalkalden 1628 geborene Joh. Friedrich Willius, der 1650 Rektor in Wertheim, bereits 1652 aber Pfarrer in Nassich und 2 Jahre darauf in Remlingen wurde, gest. als solcher 50jährig anno 1678. Eben dessen zweiter Sohn war neben neun anderen Geschwistern unser Joh. Jacob.

[3]) Nach Stocker, den aber Neu sehr wenig zuverlässig findet, schon 1659 – 58.

Amte war, so ist zu verstehen, daß das 1701 eingeführte Gesangbuch unter ihm keine weiteren Änderungen erfuhr, sondern allemal die neue Auflage von 1710 und 1715 eben einen unveränderten Abdruck des ersten bildete. Diejenige von 1718, die als 4. zum ersten male von dem Wertheimer neuen Buchdrucker Joh. Lorenz Kepner gedruckt und verlegt worden ist und auf dem ersten Blatt eine interessante Abbildung „der hochfürstlichen und hochgräflichen Residenz-Stadt Wertheim“ [1]) zeigt, trägt mit dem Datum vom 2. Dez. die Unterschrift von M. W. P.[2]), unter dem wir wohl einen Amtskollegen von Willius, etwa Diakonus und zweiter Pfarrer in Wertheim, zu erkennen haben. Sein Nachfolger in der Superintendentur war es nicht, denn dieser hieß nach der Vorrede von 1739 Joh. Casimir Rentzler[3]), unter dessen Kirchenleitung dann eben die 4. Auflage von 1718 wie die 5. von 1728 erstellt worden ist, ohne daß er dabei etwas Besonderes geleistet zu haben scheint.

Anders dessen weiterer Nachfolger, M. Friedrich Jacob Firnhaber, der Verfasser von Wertheim II, dem Gesangbuch von 1739 ab. Dieses liegt uns in einer ganzen Reihe von Auflagen, die sämtlich aus Wertheim stammen, vor, nämlich einmal eben der von 1739, der Vorrede nach datiert vom 24. Januar d. J., aber bereits schon als 2. Auflage bezeichnet. Wann die 1. herauskam, verrät ein Exemplar der 4. von 1752, die gleich der vorigen von Joh. Georg Nehr, gemeinschaftlichem Hofbuchdrucker gedruckt in der Vorrede das Datum vom 26. Juni 1736 trägt. Tatsächlich war ja auch Firnhaber schon seit Juli 1725 hier, erst als Diakonus, im Amte, dem Namen nach wohl ein Anverwandter des Phil. Friedrich Firnhaber, der 1677 als Diakon von Wertheim[4]) genannt

[1]) Diese hat darin, wieder in Übereinstimmung mit dem Beryschlag'schen Haller Gesangbuch von 1699, ihr Besonderes, daß sie im Unterschied von der Wertheimer Abbildung des späteren Buchs die Hauptpunkte des alten Wertheim durch Buchstaben heraushebt (a – r), sodaß hier namentlich die fürstliche Hofhaltung (der jüngeren katholischen Linie L-W-Rosenberg) von der älteren, der gräflichen Linie, die in dieser Zeit in die Ludwig-Alberts- und die Heinrich-Friedrich'sche Hofhaltung zerfällt, sich deutlich unterscheidet.

[2]) Leider erlaubte der Zustand der Wertheimer Kirchenbücher nicht, diese Frage gelegentlich eines kurzen Besuchs in Wertheim selber zu lösen, und Stocker läßt dafür völlig im Stich. Nach der folgenden Anmerkung dürfte auf einen Lehrer an der Lateinschule geschlossen werden.

[3]) Auch er war, wie das Löwensteiner Kirchenbuch ausweist, dort von 1684 – 92, als Nachfolger von Förtsch, Stadtpfarrer und Hofprediger gewesen, vorher Vikar in Lichtenstein bei Löwenstein und noch früher Informator bei Oberstleutnant von Eyb (in Dörzbach), gebürtig aber von Gochsheim bei Bruchsal, von wo die Familie wohl durch die Franzoseneinfälle von 1675 vertrieben worden war (1695 begegnet im Löwensteinschen Geburtsregister ein ‚Georg Melch. Rentzler als ärmlicher Bürger von Speyer, später Handelsmann in L.) 1693 wurde Rentzler zugleich mit Willius als Diakonus nach Wertheim berufen, später nach seinem Tod 2½ Jahr allein „assistentibus Herr Sacero Rectore und Herr Neidhardt Conrectore“.

[4]) Vgl. die Geschichte der evangelischen Kirche in der Grafschaft Wertheim von Heinr. Neu, Heidelberg 1903, die mir bei dieser Studie die besten Dienste geleistet hat (S. 103). Für Friedrich Jacob Firnhaber ergibt die Nachforschung in den Wertheimer Kirchenbüchern, daß er ein Sohn des Philipp Christof Firnhaber, Handelsmann und Innerer Rat in Wertheim, war, der selbst wohl Urenkel eines Hauptrecht Firnhaber war, der im Juni 1607 hierher heiratete und zwar von Öhringen aus, wohin sich die Familie von Hall her verpflanzt haben mochte. Für unseren Friedrich

wird, während weiter hinauf die Familie von Hall stammen dürfte, wo sie seit Mitte des 15. Jahrhunderts, von der Mitte des folgenden ab unter den Höchstbesteuerten, begegnen [1]). Während diese beiden Ausgaben denselben kleineren Druck haben und so beide 785 Seiten, ohne Register und Gebetsanhang, in Anspruch nahmen, hat Firnhaber im gleichen Jahre 1739 im Sommer mit dem Datum vom 22. Juni noch eine größere, d. h. dickere veranstaltet, die bei größerem Druck nicht weniger als 1275 Seiten [2]) in Anspruch nimmt und so zu einem etwas gar unhandlichen Buche geraten ist.

Hauptfrage ist die nach dem Inhalt und Charakter des Buches. Hierauf liegt die Antwort in der Hauptsache schon in dem vorhin zu Wertheim I Bemerkten, nämlich in dem auffälligen Unterschied von diesem, der in dem Zurücktreten des pietistischen Tons liegt und zwar in einer Zeit, wo dieser sonst auf einen Höhepunkt gelangte. Wer mit der Kirchengeschichte auf dem laufenden ist, dürfte leicht geneigt sein, diese Verneinung des Pietismus in Verbindung zu bringen mit der bekannten Wertheimer Bibel, die, durch den Informator der gräflichen Kinder [3]) Schmid veranstaltet durch jene Bibelerklärung, die eine Vorwegnahme des späteren Rationalismus bedeutet, um die Mitte der 1730er Jahre Wertheim auf einmal in den Geruch modernistischer Ketzerei, wie man das heutzutage heißen würde, brachte. Doch liegt ein Einfluß dieser Arbeit höchstens indirekt vor, indem, nachdem der zwischen Willius und Firnhaber an der Spitze gestandene Rentzler aus Gründen, die uns nicht näher bekannt sind, dem gräflichen Hauslehrer allzu konkurrenzlos die Arena überlassen hatte, Firnhaber offenbar darauf aus war, durch doppelt kirchliche Haltung seines Buches denen Eindruck möglichst zu verwischen. Demgemäß wurde, wie er selbst in der Vorrede erzählt, bei der Auswahl der Lieder vor allem auf Reinheit der Lehre, durch möglichst klare Textgemäßheit, neben der Erbaulichkeit, guten Poesie und bekannten Melodie gesehen, zu welchem Zweck neben den Werken der anerkannt kirchlichen Sänger, Nr. 1 dem unheimlich fruchtbaren Schmolck und Krüger als traditionellem Organ des kirchlichen Gesanges vor allem die maßgebenden Kirchen-Gesangbücher jener Zeit, obenan das Dresdner (wohl das von 1731), das Darmstädter (von Rambach 1733), das Stuttgarter (d. h. wohl das

---

Jacob Firnhaber selbst ist anläßlich seiner Berufung vom 17. Juli 1720 und Vorstellung an die Gemeinde bemerkt, daß er „schöne Studien hatte und den Dienst wohl meritirt, ob er zwar viel Mißgunst von Großen und Kleinen gehabt, aber kann doch durchdringen". Letzteres ist offenbar durchaus der Fall gewesen.

[1]) Vgl. meine hällische Geschichte, S. 630 u. 650.

[2]) Alle diese Ausgaben nunmehr in Klein-Oktav im Unterschied von dem in schmal Duodez herausgegebenen Wertheim I.

[3]) Es handelt sich in dieser Zeit um die Kinder des 1721 † Grafen Heinrich Friedrich, der, seit 1703 mit der Limpurg-Obersontheimer Erbin Amalie Sofie Friederike vermählt, abgesehen von Töchtern vier zu Jahren gekommene Söhne hinterließ, von denen Vollrath und Friedrich Karl die Stammväter der in unsere Tage herabgekommenen beiden Linien des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, seit 1861 nur mehr in der Karl'schen Linie sich fortsetzend, geworden sind.

Hiemer'sche Hof-Gesangbuch von 1725), ferner das Frankfurter (von 1720) das Schleusinger (wohl das neue von 1701, oder etwa das in Marktbreit gedruckte von 1694?) und das Hamburger (von 1724) herangezogen wurden. In welchem Maße, kann ich, da mir diese Bücher außer dem Stuttgarter nicht zur Hand sind, nicht näher sagen. Ich konstatiere nur, daß von den 900[1] Nummern nach meiner Zählung als Sondergut, d. h. als mir von Württemberg her nicht weiter bekannte, 208 anzusehen sind, darunter aber 80 von Wertheim her geläufige. Immerhin sind 55 Nummern von diesem hinausgeworfen worden neben allerhand allzu altertümlich-derben von Rist, die man jetzt nicht mehr so ungeniert verkraftete, vor allem pietistische, so daß im Vergleich mit dem früheren Wertheim II nicht weniger als 392 neue Nummern, gegen 45 Prozent seines Inhalts, aufweist, was eine sehr starke Veränderung bedeutet.

Näher diese neueren Lieder zu charakterisieren ist nicht leicht, da Wertheim II mit dem Grundsatz der Namenbeisetzung im Unterschied von I wieder gebrochen hat, doppelt peinlich, da, wie ich aus dem Hardenberg'schen Manuskript von Wernigerode weiß, viele Lieder nur eben hier figurieren. Das bedeutet hier vor allem wieder eine negative Tatsache, daß sie nämlich in der für andere Gesangbücher dieser Zeit zumeist maßgebenden Fundgrube von Freylinghausen (1704 und 1714), der klassischen Liedersammlung des älteren Pietismus, sich nicht finden, und damit zugleich die andere, daß, wie sich denken läßt, unser Buch eine Menge religiös minderwertigen, anderwärts nicht zur Anerkennung gelangten Stoffes enthält, nicht gerade zu seinem besonderen Gewinn, so daß hier das Wort „weniger wäre mehr" einem öfter in Erinnerung kommt. Nummern, die nur hier vorkommen und nachher wieder aufgegeben worden sind, haben wir dabei nur 6, diese sind auch in der Tat keine Perlen der Dichtung[2]). Im übrigen beschränke ich die nähere Analyse dieses Materials auf die 128 diesem Buch eigenen und erst hier, also noch nicht in Wertheim I, vorhandenen Nummern und gebe diese zugleich, wie bei den vorigen auf Grund des Wernigeroder Manuskripts in einer Anmerkung, die der nicht näher Interessierte sich ja schenken kann[3]).

[1]) Oder eigentlich 901, indem hier jedenfalls von 1739 ab eine wohl erst bei dieser Ausgabe hinzugesetzte No. 901 als Anhang figuriert, nämlich das Lied des Darmstädters Schlosser „Hab Acht auf mich in aller Not", das, 1701 verfaßt, 1720 im Frankfurter Gesangbuch Eingang in ein Kirchen-Gesangbuch gefunden hatte.

[2]) Es sind: „Ach lehre mich, o treuer Gott Durch deine Rechte und Gebot", ein Katechismuslied in 5 Versen entsprechend den 5 Hauptstücken; dann „Der frömmste Mensch ja Gottes Sohn Ist schon am Kreuz verschieden", ein holpriges Passionslied in 11 Versen; ferner ein mattes Ehestandslied „Gott, der du mit eigner Hand Im Paradies den edlen Stand Der Eh hast eingesetzet" mit 14 Versen; „Jesu sei von mir gepreiset Vor die große Güte dein", ein Jesu-Danklied nach der Reise in 14 Versen; das Krankheitslied „Mein Gott, du schickst mir Krankheit zu", in 6 Versen und endlich das Michaelis-Lied „Send uns, Herr Christ, die Engel dein" mit 4 Versen.

[3]) Obenan unter den deutlich erkennbaren Verfassern steht da der im Text herausgehobene Schmolck mit 12 Nummern neben dem aber auch der Hamburger Erdm. Neumeister mit 7, J. Fr. Starck mit 5 (teils aus seinem Andachts- teils aus seinem Communionbuch gesammelt) und die beiden Schwarzburger Gräfinnen mit je 4 besonders sich herausheben. Mit je 3 Liedern präsentieren sich dann noch der Darmstädter Ludwig Heinrich Schlosser, wie aber auch der

Übersichtlicher den Geist dieses Buches charakterisiert die systematische Ordnung, die uns hier, nachdem Wertheim I die gewöhnliche Ordnung der älteren Bücher (erst Festgesänge der Reihe des Kirchenjahres nach, dann Katechismus-, Glaubens-, Vaterunser-, Tauf-, Beicht- und Buß-, Rechtfertigungs-, Abendmahls-, Lob-, Lieb- und Danklieder, ferner solche vom göttlichen Wort, Hausstand-, Morgen- und Abend-, Kriegs- und Friedens-, Seuch- und Pest-, Witterungs-, Gebet- und Tugend-, Kreuz- und Trost-, endlich Sterb- und Leidenslieder) eingehalten hatte, in ausführlich-planmäßiger Weise, die in der Übersicht sechs Seiten einnimmt, entgegentritt. Davon nimmt ein erster Teil Sonn- und Festtagsgesänge 264 Nummern auf 223 Seiten ein. Der zweite Teil, der umfangreichste, gibt unter dem Gesamttitel Katechismusgesänge auf 377 Seiten (bis Seite 600) 428 Lieder, also fast die Hälfte des Ganzen, worunter wieder fast die Hälfte, 206 Nummern, auf die 10 Gebote entfallen, in die alles Mögliche hineingepackt ist. Z. B. sind unter dem 1. Gebote die Lieder von der Erkenntnis Gottes und Christi oder vom Glauben, dann weiter von der Gottesfurcht, Liebe Gottes, vom Vertrauen auf Gott, der Hoffnung zu Gott, dem Gehorsam gegen Gott und der Gottesgelassenheit, von der christlichen Geduld und Demut, von der Treue und Beständigkeit gegen Gott, untergebracht. Ähnlich enthält das 5. Gebot Lieder von der Liebe des Nächsten, der Sanftmut, Versöhnlichkeit, Friedfertigkeit, Barmherzigkeit, das 6. von der Keuschheit, Mäßigkeit, Zucht und Schamhaftigkeit, von dem Ehestande, wie von dem Witwen- und Waisenstande, das 7. von der Gerechtigkeit, Genügsamkeit, wider den Geiz, den Neid und vom zeitlichen Beruf, das 9. und 10. von der Lust an Gott, Verleugnung sein selbst und der Welt, der christlichen Wachsamkeit, der Nachfolge Christi, endlich vom guten Gewissen. Das Ganze ist beschlossen mit dem Nutzen der Gebote in Erkenntnis der Sünde, Warnung vor Sünde und zur Regel des Lebens" [1]). Theoretisch schließlich nicht unrichtig, aber nicht sehr praktisch! Denn

Hauptliebling des früheren Gesangbuches Rist, so manche auch von seinen weiteren Nummern aufgegeben worden sind; mit je zwei aber Neuß, Scharff, Ringwald, Conrad Becker, Gottfried Hofmann, Geßnius-Desicke und Laureni. Daneben 45, wenn ich recht zähle, vereinzelte Verfasser, aus denen ich als minder bekannte heraushebe J. Fr. Niederer (Christlich leben selig sterben), Gregor Ritsch (Der Frömmste Mensch, ja Gottes Sohn Ist schon am Kreutz", im Christlichen Myrtenpüschel Leipzig 1642 erschienen), Sam. Schellwig („Die Angst ist groß, die uns betrifft"), Joh. Adam Arcularius („Gott, der du mit deiner Treue,"), daneben nicht zu vergessen den Haller Joh. Balth. Berynschlag mit „Mein liebster Heiland Jesu Christ Gib einen Blick mir Amen". Ganz unbekannt als weder nach Verfasser noch einem sonstigen Fundort zu eruiren bleiben nur 8, zu denen 18 andere sich gesellen, für die erst ein später, nach 1737 erschienener Fundort genannt ist. Sonst ergeben sich außer den in der Vorrede genannten Gesangbüchern als weitere Quellen auch noch das Gelnhauser Gesangbuch von 1728, das für zwei, und das Leipziger (schon für Wertheim I als Quelle dienend) Gesangbuch von 1697, das für 3 Lieder als Fundort sich offerirt. Im Ganzen verrät doch immer dieses Wertheim II im Vergleich mit Wertheim I einen weit weniger eigenartigen Charakter.

[1]) Dabei als güldenes ABC des christlchen Lebens Barthol. Ringwalds 23versiges – U und V als 1 Buchstabe gerechnet „Allein auf Gott setz dein Vertrauen". Dabei muß das Q herhalten mit dem Reim: „Qual von niemand gedenk noch sprech, Denn kein Mensch lebet ohne Gebrech"; das X mit dem hier prächtig zur Allerwelt-Aushilfe geeigneten „Xerxes: Xerxes verließ sich auf sein Heer, Darüber ward er gschlagen sehr".

was bleibt da schließlich noch übrig? Ähnlich sind nachher bei den Artikel des christlichen Glaubens, zu dem 123 Lieder gehören, unter den 3. Hauptartikel nicht weniger als 14 Untertitel gefaßt: nämlich von der Gnadenwahl, Gnadenberuf, der göttlichen Gnadenerleuchtung, der geistlichen Wiedergeburt, der Buße und Bekehrung, der Rechtfertigung, der Vereinigung der Gläubigen mit Gott, der Heiligung und Erneuerung des Lebens, der göttlichen Gnadenerhaltung der heiligen christlichen Kirche, der Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten, vom Himmel und ewigen Leben, endlich von der Hölle und ewigen Verdammnis. So bleiben für die sieben Bitten des Vaterunsers nur mehr 3 Lieder übrig, worauf die Taufe, Amt der Schlüssel, Abendmahl und endlich die Augsburgische Konfession mit dem 4versigen Lied „Gott macht, da wir voll Sünden sein", hier den Beschluß macht. Als 3. und kürzester Teil folgen sodann Kreuz- und Trostgesänge, die miteinander nur 43 Nummern umfassen und in das einfache Schema sich teilen: in allerlei Kreuz insgemein, in geistlichen Anfechtungen und in leiblichen Trübsalen. Bleiben für den 4. und letzten Teil immerhin noch 164 Nummern, die zerfallen einmal in Wochengesänge, zu Anfang und Ende der Woche, dann Morgen-, Tisch und Abendgesänge, die alle sich zusammenfassen in dem anschließenden Lied: „Für deinen Tron tret ich hiemit". Dann Reisegesänge und am Geburts- und Namenstag („Ach sollt ich mich nicht drüber freuen, Nachdem mein Nam im Himmel steht"). Weiter Wettergesänge um einen fruchtbaren Regen, um warmen Sonnenschein, bei großen Donnerwetter (5 Nummern), beschlossen mit Danksagung nach dem Gewitter, woran sich eine Danksagung für bescheerte Feldfrüchte anreiht. Dann kommen noch als eine Hauptrubrik an „Buß-, Bet- und Festtagen" 8 Lieder einschließlich der Litanei. Zum Beschluß in Kriegsläuften, Friedenszeiten, großer Teurung und Hungersnot, in Pestzeiten, Krankenlieder, Sterbelieder und Begräbnisgesänge. Was hier sonst sich anzuschließen pflegt vom ewigen Leben, Himmel und Hölle ist ja bereits im 3. Hauptartikel abgehandelt, in den aber auch noch ein guter Teil von den Rubriken dieses 4. Teils sich hätte unterbringen lassen. Das Ganze so richtig eine Glaubens- und Sittenlehre in Reimen, ohne eine Spur von der Ahnung, daß Dichtung, und auch geistliche, ihr eigenes Gesetz und auch Schema für sich beanspruchen kann. Bezeichnend übrigens auch, daß trotz aller 900 Lieder eins, daß man als wertheimisches Nationallied in Anspruch nehmen könnte, wie wir sonst hie und da solche Lieder treffen, fehlt. Ging die Begeisterung für die Obrigkeit nicht so weit, sich auch auf ein Lied, etwa ein Akrostichon, wie wir ein solches z. B. bei Crailsheim finden, zu verdichten?

Das 1736/39er Produkt blieb dann gleich dem ersten ein volles Menschenalter in unverändertem Gebrauch, bis es 1772, nachdem 1760 Firnhaber mit Tod abgegangen war, durch dessen Nachfolger J. Andr. Neidhardt[1]), angesichts

[1]) Er war gemäß seinem Hinweis in der Vorrede (vom 1. Juni 1772), daß er bereits mit 31 Jahren im hiesigen evangelischen Zion gewirkt, schon seit 1741 hier, am 27. Juni 1741 nach dem Wertheimer Kirchenbuch als erster 3. Geistlicher berufen (vgl. Neu S. 102)*. Außer der Neu-Ausgabe des Gesangbuches auch noch schriftstellerisch tätig durch Abfassung eines „Kinderlehr-

dessen völliger Vergriffenheit einer Neuherausgabe und dabei einer leisen Umänderung unterzogen wurde, durch Beigabe von etwas über 60[1]) neuerdings erschienene, bezw. in Kredit gekommenen Lieder, denen zu Liebe, damit der Umfang nicht zu übermäßig werde, etliche 40 ältere[1]) außer Kurs gekommene zu weichen hatten, dabei nach beiderlei Seiten von einem durchaus erfreulichen Geschmack geleitet[2]). Der Vorrede nach bestand die Absicht, diese neuen Lieder zu größerer Bequemlichkeit und Ersparnis der Kosten abgesondert in einem kleinen Büchlein auch für sich herauszugeben, sowie dies z. B. in Nördlingen geschehen ist. Ob diese Absicht zur Ausführung kam, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls ist mir leider kein derartiges Büchlein in die Hand gekommen. Leider, weil ich mir sonst die Mühe der eigenen Kontrolle hätte ersparen können. Doch hat auch die ihr Gutes, sie bringt zur gründlicheren Bekanntschaft. Damit lernen wir durch eine ganze Anzahl dieser Lieder[3]) Neidhardt als einen ausgesprochenen Freund des mystischen älteren wie des späteren eigentümlich innigen in den Köthnischen Liedern zum Ausdruck gekommenen Pietismus kennen, welche Lieder so zugleich das deutliche Charakteristikum gegenüber Wertheim II bilden, sodaß unser Wertheim III vielmehr wieder in engerer Verwandschaft mit Wertheim I erscheint. Dabei fehlt es wohl auch nicht an Erzeugnissen der allerneuesten Dichtkunst, an Liedern, wie sie durch Gellert aufgekommen sind. Aber eben die spärliche Art, wie seine Produkte berücksichtigt worden sind, nämlich mit dem einzigen „Nach einer Prüfung kurzer Tage", spricht als Ausnahme eher gegen als für des Verfassers Sympathie für die Aufklärung, wenn auch im Vorwort ausdrücklich das Recht, auch die neueren Sänger zu berücksichtigen; in Anspruch genommen ist. Was Neidhardt darunter verstanden hat, gehört offenbar mehr den Ausläufern des Pietismus, als den Anhängern des Rationalismus an, der ja um 1770 bereits deutliche Schritte, die auch auf unser württembergisches Material abfärbten, getan hatte.

Mit dieser Abgeneigtheit gegen den Rationalismus stimmt, daß so lange Neidhardt lebte (bis 1782), keinerlei rationalistisches Produkt hier herausgekommen ist. So hat die Aufklärung trotz ihrer verfrühten Ankündigung durch die Wertheimer Bibel hier erst im Jahre 1789[4]) ihren Einzug gehalten, mit dem letzten

Büchleins" 1775 wie eines Communionbüchleins, das mir von 1773 in 2. Auflage vorliegt. Als Sohn des Joh. Mich. Neidhardt (3. oder Hosch.-Pfarrers hier geboren, stammte er gleichfalls von einer Alt-Wertheimer Familie, die uns in den Registern (so von 1650 ab) vor allem als Huffschmid-Familie begegnet; † 25. Januar 1787.

[1]) Nach meiner Untersuchung sind es genau 62, so daß, da das Buch 923 Nummern zählt, das alte 901, an älteren eben 40 herausgekommen sind, (nicht „etliche 40", wie die Vorrede sagt).

[2]) Vgl. dafür Anm. 2 zu Seite 540.

[3]) Vgl. so „Auf, Christenmesser, auf auf zum Streit", „Auf, ihr Christen, Christi Glieder", „Der du bist A und O, Anfang und Ende", „Ich eile meiner Heimat zu", letzteres dem Kotheischen Liedern entnommen; weiter „Dir, die Jehova, will ich singen", „Du unbegreiflich höchstes Gut", das Schröder'sche „Eins ist Not", das Richter'sche „Es kostet viel, ein Christ zu sein", das Rotter'sche „Ruhe ist das beste Gut".

[4]) Wie weit auf alle diese Veränderungen der Regierungswechsel Einfluß gehabt hat, der im folgenden Jahr 1790 statt hatte, indem da auf den Grafen Vollrath, den Sohn jener Limpurger

nachher auch für die Limpurger Dependenz völlig maßgebend gewordenen Gesangbuch (Wertheim IV), überschrieben „Evangelisches Gesangbuch für die sämtlichen Löwenstein-Wertheimischen Lande" Wertheim, druckts und verlegts (wieder) Heinr. Val. Nehr 1789[1]). Dieses letzte Wertheimer Produkt, das leider des Vorwortes entbehrt, für dessen Verfasserschaft sich aber naturgemäß der Nachfolger Neidhardt's, nämlich dessen Bruder Joh. Michael Neidhardt[2]), nahe legt, gehört mit seinen 420 Nummern zu den ausgesprochensten Aufklärungs-Erzeugnissen, das denn auch seine Hauptaufgabe in möglichst gründlicher Ausmerzung der bisherigen Gesänge sah, von denen nur 58, darunter 11 von den neuen der 1772er Ausgabe, vor dem neuen Herausgeber Gnade gefunden haben. Nicht zum Vorteil seines Machwerks. Denn was dafür hereingekommen ist: in erster Linie die Produkte des Diterich'schen Berliner Umdichtungs-Gesangbuchs (1765), bezw. der in seinen Fußtapfen wandelnde „Mylius" (das neue preußische Gesangbüch von 1780), konnte nicht nur bei aller redlichen Aufklärungsabsicht mit den alten Kernliedern des Glaubens sich nur schwer messen, sondern beleidigte zudem durch die ärmliche Verwässerung der früheren kernigen Bilder und plastischen Ausdrücke. Und wenn auch Münster, Cramer, Lavater, Sturm, Neander, die neben Gellert, dem Vater der neueren Dichtweise hier vor allem zu Worte kommen, mit nicht wenig wirklich ansprechenden bald einer edlen Toleranz und sittlichen Erziehung das Wort redenden bald pathetisch-schwungvollen Gesängen der platten Nüchternheit eines Diterich und Schlegel das Gegengewicht gehalten haben; die alten Kernlieder eines Luther und Gerhardt, um von den pietistischen zu schweigen, konnten sie doch niemals ersetzen. Am meisten aber ist von rechtswegen zu verübeln, daß nun selbst das Kernlied der Reformation „Ein feste Burg ist unser Gott" daran mußte und zwar nicht etwa, wie das in Biberach geschehen ist, durch Beisetzung einer historisch-referierenden Umrahmung, oder, wie in zahllosen anderen Rationalismus-Büchern durch Umdichtung, sondern durch gänzliches Herauswerfen. Wie weit dabei etwa die Rücksicht auf die katholische Linie, die ja die erste Violine in Wertheim selbst zu spielen hatte, wenn nicht gar ein Machtwort von dieser Seite, mitgespielt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Sicher aber ist, daß einem aufrichtigen Protestanten dadurch das ganze Buch verleidet wird. Unter diesen Umständen verzichten wir auf eingehendere Beschäftigung mit demselben und können das um so mehr, als es ja nur anderthalb Jahrzehnt in offiziellen Gebrauch gewesen ist, bis zur Media-

Teilerbin, der mit einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal vermählte Graf Johann Karl Ludwig folgte († 1816) vermögen wir nicht weiter zu sagen. Auf der katholischen Rosenberger Seite war schon seit 1780 Dominicus Constantin an der Regierung, der 1814 starb und der Urgroßvater des letzten Fürsten Karl gewesen ist.

[1]) 394 T. Im folgenden Jahr 1790 in einer stattlichen Ausgabe, d. h. Format gleich, nur dicker, mit 926 S. herausgekommen, beide male mit nur ganz kurzem Gebetsanhang (4 S.)

[2]) (Nach Stocker) 1787–1803. Nach dem Wertheimer Gesangbuch war er vorher 30 Jahre Pfarrer in Velbrunn im Berlingischen, wie ich die schwer leserliche Handschrift entzifferte, ohne aber weiteres über diesen Ort angeben zu können, tätig gewesen und seine Vocation schon unter dem 1. Februar 1787 ohne seinen eigenen Willen ausgefertigt worden.

tisierung der Wertheimer Grafschaft durch Baden und die zwischen 1805—13 an der Stelle der heutigen bayerrschen Provinz Unterfranken gestandenen Großherzogtümer Würzburg und Frankfurt. Es genüge zur Charakterisierung, daß das Ganze sich in die drei Hauptteile zerlegt: Lehren des Christentums, Pflichten des Christentums und Gesänge auf bestimmte Zeiten und Veranstaltungen, die erste Hauptabteilung selbst wieder in 21, die „zwote", wie es hier heißt, und dritte je in 8 Hauptkapitel zerfallend. Unter letzterem figuriert hier nun auch die früher nicht bemerkbare Konfirmation, für die das Lied berechnet ist „Herr, unser Gott, erbarme dich In Christo aller Sünder". Von einem uns unbekannten Verfasser scheint dies dem Karlsruher Gesangbuch von 1778 entnommen und damit unwillkürlich angedeutet, in welcher Richtung künftig die Hauptbeziehung von Wertheim liegen sollte.

Gruß aus dem Felde.

Von Karl Albrecht Seifert, Kriegsfreiwilliger im 19. b. Inf.-Reg.[1])

In Frankreich denk ich dein, o Franken,
Wo Nam' und Art zusammenklingt,
Wo Treugelübde niemals wanken,
Ein ernst Gebet zum Himmel dringt;
Wo nicht mit finsterfalschem Blicke
Heuchlerisch Volk den Boden baut,
Wo man verachtet Trug und Tücke,
Sich frisch und frei ins Auge schaut.

Wohl seh' ich hängend Weingelände,
Seh' fallen herbstlich buntes Laub,
Doch was ich sonst noch ähnlich fände —
Es bleibe alles welscher Raub!
Ein schönes Land, ich muß es hassen,
Denn meinem gleicht's von außen nur;
Von Dir mein Herz will nimmer lassen,
Du liebe, ferne Heimatflur!

Ich bin kein Franzmann, bin ein Franke,
Hab' deutsch Geblüt und deutsch Gemüt;
Dafür ich Gott im Himmel danke,
Solang' mir noch mein Leben blüht!
Und färbt aus schwarzer Todeswunde
Sich rot mein altes Burschenband,
Schlägt eines treuen Deutschen Stunde,
Treu — denn er stammt vom Frankenland.

[1]) Seifert ist am 16. Dezember vor Apremont gefallen.

Standesbewußtsein der Jugend in Schelten und Versen.

Von
August Gebhardt, Erlangen.

Es wäre ein gewaltiger Irrtum, anzunehmen, daß der Klassenhaß dem erwachsenen Alter allein angehöre. Vielmehr zeigt er sich, wenn auch nicht mit derselben Zielbewußtheit wie bei Männern, die im politischen Leben stehen, sondern mehr als eine Übergangsform vom Standesbewußtsein zum Klassenhaß, schon recht deutlich gerade in den Schuljahren der Jugend.

Wenn in meiner Jugendzeit in Nürnberg wir Schüler der unteren Klassen des Gymnasiums als Glatzpatzen (Einzahl Glatzpatz) bezeichnet wurden, was übrigens von einigen auch als Klatzpatz gesprochen wurde, so möchte ich tatsächlich in dem ersten Wortbestandteil eine Entstellung der Wörter Klasse sowohl wie klassisch sehen, die veranlaßt war einerseits durch den Gedanken an die Glatze, die fast jeder ehemalige Schüler des Gymnasiums dereinst kriegt, und andererseits durch den Gleichlaut mit dem zweiten Bestandteil des Wortes, Patz. In der Umgangssprache unserer Gegend ist Patzen = Klumpen, patzig wird ein unfreundlicher, wortkarger Mensch genannt.

Schlimmer aber ist die Bezeichnung, mit der nun die Glatzpatzen diese Benennung ihren Urhebern, den Volksschülern, erwiderten, nämlich Volkstropf. Sicherlich ist die Wahl des zweiten Bestandteiles mit dadurch beeinflußt, daß wir es, wie dort in beiden Silben mit a, hier in beiden mit dem gleichen Selbstlaut o zu tun haben. Aber daß man gerade Tropf wählte, zeigt doch auch deutlich, wie man eben in dem Schüler der Volksschule, der aus einfacherer Familie war, bis zum Beweis des Gegenteils auch einen Menschen von niederer Gesinnung vermutete, auf den also das Schimpfwort Tropf anwendbar war.

Die Katze läßt das Mausen nicht, und so darf ich vielleicht als Sprachhistoriker auch gleich eine sprachliche Bemerkung einflechten: während als Bezeichnung von leblosen Gegenständen beide Wörter, Patzen wie Tropfen,

mittelhochdeutsch patze und tropfe, auch in der Nominativform jetzt die Endung der übrigen Biegungsfälle angenommen haben, entbehrt bei der Anwendung als Schelte die ganze Einzahl dieses en. Warum? Weil sie besonders häufig, weitaus in den meisten Fällen, im Vokativ angewendet werden, und dieser ja im deutschen stets dem Nominativ gleich ist. Nächst häufig war dann der eigentliche Nominativ, z. B. in Urteilen wie „der Tropf, der elende".

Ähnliche Beispiele für ein an den Klassenhaß haarscharf angrenzendes Standesbewußtsein bieten zwei Verschen, die unter der Erlanger Schuljugend umlaufen. Es liegt an den Bevölkerungsverhältnissen der Stadt, daß unter den sogenannten besseren Ständen neben einigen Offizieren, wenigen Beamten und noch weniger Großkaufleuten und -Industriellen die Universitätsangehörigen die größte Zahl ausmachen. Bedenken wir ferner, daß für die Bürgerschaft auch die Privatdozenten, sowie die Bibliothekare mit zu den Professoren zählen, und rechnet man hierzu noch die Professoren an den zwei Mittelschulen, so begreift sich, daß eben die Professoren als die Vertreter der besseren Klasse gelten, als die Vertreter derjenigen Klasse, die in der Kleidung mit der Zeit geht, und die vor allem ihre Kinder auch kindlich kleidet, nicht schon als Schulkinder im Kleide der Erwachsenen gehen läßt. So konnte unter den Schulmädchen der Volksschule das Verschen entstehen:

Professers Gsteckla
Mit dein korzn Röckla
Mit dein korzn Unterrock
Bist a rechter Gaaßbock.

Daß Gesteck als Schelte, besonders für Mädchen, auch anderwärts häufig ist, sehen wir aus dem Deutschen Wörterbuch IV, I, II, 4208, wo aber die genaue, für Nürnberg, Erlangen und Umgebung geltende Bedeutung nicht angegeben ist. So bezeichnen besonders die Schulmädchen, aber auch Erwachsene, eine Altersgenossin, die wegen wirklicher oder vermeintlicher Unverträglichkeit, Angeberei, Empfindlichkeit oder Zurückhaltung unbeliebt ist. Wenn man nun bedenkt, daß gerade magere Personen häufiger als andere im Rufe dieser Eigenschaften stehen, so ist es leicht zu begreifen, wie sich hierfür eine Schelte einbürgern konnte, die sicher etymologisch mit dem Worte Stecken verwandt ist. Stecken wird mit weitem, Gesteck mit engem e gesprochen, das heißt hier mit dem seltenen Umlaut von altem e. Die beiden e von Gesteck und Stecken verhalten sich also zu einander wie in sechs und sechzehn, wo ja auch, wenigstens im Süden, genau zwischen weitem, offenem e hier und geschlossenem dort geschieden wird.

An den Vergleich mit dem Geißbock — ei in der Mundart als langes a gesprochen — können wir wiederum eine volkspsychologische Beobachtung anschließen: das Volk ist in seinen Vergleichen durchaus nicht genau. Wer erinnert sich nicht an das drollige Bildchen, das vor einigen Jahren die Fliegenden Blätter brachten zu der Redensart „Kinder, ihr eßt schon wieder mit den Fingern wie die Schweine", und auf dem zu sehen war, wie eine Schweinefamilie fein säuberlich mit den Fingern, d. h. mit den Klauen aß? So auch hier. Wer

kurzen Rock trägt, der zeigt lange Beine, und beim Sehen langer Beine denkt man unwillkürlich an sogenannte Bocksprünge. Und so kommt man beim Geißbock an, der im Grunde genommen weder langbeinig ist, noch unter seinem zottigen Fell gerade viel von seinen Beinen sehen läßt.

Weit wichtiger aber ist eine andere Beobachtung, die sich an dem Verschen bei geschichtlicher Betrachtung zeigt. So neuzeitlich es auch seinem Inhalte nach ist, so sicher fällt es doch nach den allerdings unregelmäßigen beiden ersten Zeilen (mit zwei Hebungen in der ersten, dreien in der zweiten), wenigstens in der zweiten Hälfte in den uralten Rhythmus des Alliterationsverses zurück: vier Hebungen — oder meinetwegen vier betonte Silben — in jeder Zeile, selbst wenn, wie in letzterem Worte, die Hebungen unmittelbar aufeinanderfolgen, ohne durch eine dazwischenliegende tonlose Silbe getrennt zu sein. Die beiden letzten Zeilen mit ihrem Schema (' = betont, ⏑ = unbetont):

' ⏑ ' ⏑ ' ⏑ '
' ⏑ ' ⏑ ' ' '

zeigen genau ebenso die uralten vier Hebungen des germanischen Stabreimverses wie etwa das bekannte

Ringel Ringel Reihe
' ⏑ ' ⏑ ' '

Auch diesem Verschen steht nun ein anderes gegenüber, das nach meinem Empfinden weit gehässiger ist. Es soll besonders unter den Schülern des Gymnasiums gesprochen werden:

Die Erlanger Maadli die tenna so dick
Und genga doch bloß in die Börschtnfabrik.

„Dick tun" läßt sich wohl am besten so erklären: mit Worten und Geberden, in Kleidung und in unserem Falle besonders in der Haartracht seinen Wohlstand unangenehm zur Schau tragen. Unter der „Börschtnfabrik" ist die Bürstenfabrik Erlangen Aktiengesellschaft vormals Emil Kränzlein gemeint, die wirklich der Großindustrie angehört und eine große Zahl von Arbeitern und sorgfältig frisierten Arbeiterinnen beschäftigt. Die Haartracht ist nämlich derjenige Punkt, in dem hierzulande die Arbeiterinnen am meisten auf ihr Äußeres geben, trotzdem sie oft schon ungemein früh am Morgen antreten müssen.

Auch dieses Verschen, so überneuzeitlich es uns seinem Äußeren nach ebenfalls erscheint, zeigt doch auch wieder das uralt germanische Versmaß, und zwar ohne die Störungen, die wir bei dem anderen feststellen konnten, ein Beweis, wie zähe doch die altererbte Überlieferung auch in denjenigen Schichten der Bevölkerung haftet, die sich vor lauter Gelehrtheit, vor lauter Pflege des klassischen Altertums am wenigsten ihres Deutschtums bewußt sind[1]).

Nachträglich sei noch bemerkt, daß ich nach der Zusammenstellung der vor-

[1]) Der Aufsatz war längst geschrieben, als die Begeisterung der gesamten deutschen Jugend beim Ausbrnch des Weltkrieges den Beweis erbrachte, daß auch unter der Decke der fremden, römisch-griechischen Bildung ein treudeutsches Herz schlagen kann.

anstehenden Zeilen erfuhr, daß beide Verschen mit geringen Abweichungen auch anderwärts umlaufen, so das erste in Bayreuth in der Gestalt:

Oo duu Gsteckla
mit dein kurzn Röckla usw.,

das zweite in den nodörstlichen Stadtteilen von Nürnberg mit dem Wortlaut:

Die Nörnberger Maadla
Die tenna su dick,
Und genga zun Scheiblein
In di Drautfawerik.

Hat dieses durch den vom Versmaß geforderten Ausfall des Wortes „bloß" den Eindruck des Klassenhasses bedeutend abgemildert, so fehlt jenem der eben für das ganze Erlanger Leben so bezeichnende Zuschnitt auf das Verhältnis der Bürgerschaft zur Universität.

Altes und Neues über Weihnachtsgebräuche und die zwölf Nächte.

Ein Beitrag zur Volkskunde im protestantischen Mittelfranken.

Von
A. Rey-Kreiselmeyer in München.

Die Weihnachtszeit beginnt mit dem Nikolaustag und schließt mit Epiphanien. St. Nikolaustag ist ein Kindertag. Der „Pelzmörtel" wird lange mit Sehnsucht und Furcht erwartet. Er schlägt mit großer rasselnder Kette[1]) an Läden und Türen, trägt Hasel und Birkenruten, einen Sack mit Äpfeln, Nüssen und „Zucker" (Lebkuchen, Marzipan, auch sog. „Lichtenauer Zucker" ist dabei). Der älteste Hut der Bodenkammer deckt ein geschwärztes oder rot bemaltes Gesicht[2]), das ein riesiger Flachsbart fast ganz verhüllt. Als Mantel trägt er einen umgekehrten „Bornes" (alter blauer Bauerntuchmantel), mit langen Kanonenstiefeln stapft er in die Stube, wo die Kinder halb weinend hinter dem Tisch Schutz suchend, ihre Gebetchen dem alten wüsten Pelzmörtel stotternd vortragen, der hier ohne Knecht Rupprecht reist. Durch seine Ruten und sein Aussehen hat er sich und dem Christkind für alle Zeiten den nötigen Respekt verschafft. Denn wer mit seiner Rute und nicht mit seinen Gaben Bekanntschaft macht, kriegt auch vom Christkindle nichts, denn „der Pelzemörtel seggt's 'n Christkindle, wue braevi und wue bäesi Kinner san".

Überhaupt ist's in der Adventszeit „nit richti", d. h. den bösen Geistern ist mehr Macht gelassen ihr Unwesen zu treiben und die armen Menschen zu schädigen und ängstigen. Was weiß man da nicht in „den Vorsitzen" (Spinn-

[1]) Meist wird eine Hemmkette dazu verwendet.
[2]) Was mit Zichorienpapier geschieht.

stuben) alles zu erzählen davon, was dem „Heerle und 'n Frâle" [1]) einmal passiert ist. Fürchterliche Dinge haben sich da schon ereignet — „no ja — und dös is ganz gwiß, daß ban Gricht (ehemalige Richtstätte mit Galgen und Rad zwischen Steinach a. E. und Burgbernheim) die Gäul emôel nemmi hinerschi und förschi gäehne und daß dôe die Leit nachts immer wos häere, wenns verbei gäehne." Und die Erzählungen sind so grausig, daß die Mädchen sich gar nicht mehr um 10 Uhr heimtrauen — und manches Mädel hat in den Adventnächten einen Schatz bekommen.

Der Bursche aber, der zu seinem Mädel über einen Kreuzweg gehen muß, täte besser, er bliebe zuhause, denn unbedingt führt ihn ein schwarzer Bock oder ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen irr oder ein feuriger Mann lockt ihn in feuchte Wiesen.

In diese Zeit der Vorsitzen fällt die in Habelsee heute noch erzählte Geschichte „der drei Wasserfräli". Dort kamen drei wunderschöne fremde Fräulein mit ihren Rocken in die Vorsitz und spannen fleißig bis 11 Uhr den silberweißen Flachs. Auch sie wollten Burschen fortbegleiten, stets aber wußten die drei Mädchen dies zu verhindern, bis es einmal durch Zurückstellen der Uhr gelang, die Mädchen zurückzuhalten. Die verspätete Heimkehr mußten sie mit dem Leben büßen. In dem Augenblick, als die Mädchen in der Quelle verschwanden, hörten die nacheilenden Burschen aus der Tiefe einen gellenden Schrei. Der sprudelnde Quell war am andern Morgen noch blutgefärbt [2]).

Die gespensterhafte Adventszeit geht in die geheimnisvolle Weihnachtszeit mit dem Thomastag über. Namentlich Pferde erhalten an diesem Salz und Brot um vor der Trud sicher zu sein.

Der zuletzt Aufgestandene heißt im Haus der „Domesesel" (Thomasesel).

Eine am Thomastag angeknüpfte Bekanntschaft bringt Glück, führt oft zur Heirat.

Am Thomastag gehen die Burschen alle ins Wirtshaus, am Christabend aber nie. Der Christabend ist ohne Christbaum auch in Mittelfranken nicht zu denken, schon in früheren Jahrhunderten war er dort überall eingeführt.

In Stadt und Land bescheerte man den Kindern Christbäume, auf deren Zweigen glitzernde Lichter brannten, dessen übriger Schmuck Zuckerstückchen in allen Farben und Größen ist. In der Stadt Nürnberg benötigte man an Weihnachten so viele Christbäume, daß der Rat der Stadt befürchtete, die Wälder der Umgegend möchten durch den Abhieb des Holznachwuchses geschädigt werden. Aus dem 1768 erlassenen und 1803 wiederholten Verbot ist ersichtlich, daß damals zu Christbäumen nicht nur Nadelbäume, sondern auch junge Pappeln und Laubholz anderer Art Verwendung fanden. Unter dem 23. November 1803 wurde drei Bürgern von Nürnberg, Taglöhner Adam R. Haas, Bleistiftmacher Rost und Tünchner Leohard Jäger, nur deshalb ausnahmsweise der Verkauf von Christbäumen innerhalb der Stadt gestattet, weil sie nachwiesen, daß sie die

[1]) Großvater und Großmutter.

[2]) Bez. dieses Ortes siehe Bannerherrschaft Seite 52.

Bäume schon vor Erlaß des Verbotes angekauft hatten. — Neben der Sitte Christbäume anzuzünden, herrschte in manchen Teilen des westlichen Mittelfrankens noch ab und zu der Brauch, Tannenreiskränze mit Lichtern, Zuckerstückchen und Bändern geschmückt, an der Decke hängend, den Kindern zu bescheeren. Geschenke gibt man nach altem Brauch am Christabend heute noch nicht, wohl aber werden Süßigkeiten (Marzipan und Lebkuchen) in geringem Maße beschert. Das Lebkuchenbacken an Weihnachten ist uralt. Schon im Jahre 1280, so sagt die Chronik, mußte der „buticularius" den von den Zeidlern gesammelten Honig an die Stadt abliefern, welcher den Stoff zu den süßen berühmten Nürnberger Honigkuchen lieferte. Ein Rezept um 1508, aus einem Kloster stammend, besagt über die Zusammensetzung; Man brauchte zur Beimischung 40 Maß Honig, 51 Lot Ingwer, 51 Lot Pfeffer und noch 18 Lot Gewürze zum Bestecken, welches dem scharfen Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, hiezu verwendet wurde. Zitronate kannte man noch nicht

Zu den Weihnachtsgebräuchen gehört im westlichen Mittelfranken, daß man bei dem Zubettegehen mit dem linken Fuß drei Kreuze macht als wirksamen Schutz gegen Truden und Hexen, die man in der Christnacht an ihrer Unruhe erkennt. Die sog. Christmette wird in protestantischen Gegenden nicht mehr gehalten; die Leute halten sich Mitternacht furchtsam in den Häusern, weil der wilde Jäger („die wilde Jagd", „Frau Holle", „Frau Berchta„), wie auch in der Sylvesternacht, mit lautem „Hussa" durch die Lüfte braust und saust. Bei Weiltingen wird dies besonders erzählt. Dort wurde terra sigilata bei der Neumühle gefunden, es befand sich ebendaselbst zur Zeit der Römerherrschaft ein Übergang über die Wörnitz. (Volksmund). (Limes).

In der Neumühle müssen in der Weihnachts- und Silvesternacht die Tore geöffnet werden, damit die „wilde Jagd" ungehindert durchsausen kann; geschieht dies nicht, brennt das Anwesen ab.

Im alten Landgehege Rothenburg o. T. stellen die Mädchen Teller wit Wasser vor das Fenster, damit sie aus dem Eisgebilde den Beruf des Zukünftigen ersehen. Am „Löhle" [1]) bei Ohrenbach kann kein Pferd vorüber kommen, eine „hohlohe" Flamme stellt sich in den Weg, sodaß die Pferde vor Angst nicht vom Fleck gehen.

Am Christabend werden alle Tiere besonders gut gefüttert, um sie zu befriedigen, denn in der Christnacht können sie, den Menschen verständlich, mit einander sprechen. Meist sind ihre Worte prophetischen Inhalts, Todes- oder Unglücksfälle betreffend, die das kommende Jahr ihrer Herrschaft bringt oder auch klagen sie über schlechte Behandlung und das bringt auch kein Glück. — Wer in der Christnacht keinen Schatten an die Wand wirft, muß im kommenden Jahr sterben. Damit in den Kindern schon der Zauber der geheimnisvollen Christnacht geweckt wird, wird in vielen Häusern der Christbaum erst in der Christnacht geschmückt und den erwartungsvollen Kindern bei ihrem Erwachen beschert, als großes, übernacht vom Christkind gebrachtes Geschenk. Welche

[1]) Kleiner Wald.

Freude strahlt aus den überraschten, oft schlaftrunken von den vielen glitzernden Lichtchen geblendeten Kinderaugen.

Nach dem Christtag kommen die „zwölf Nächte", welche im bäuerlichen Volksleben von altersher bis heute eine bedeutsame Rolle spielen. Während derselben findet höchst selten eine Hochzeit statt, man würde glauben, daß diese Ehe unglücklich wird. In den Fassionen der Lehrer findet sich heute noch einer kleiner Betrag ca. 2 Gulden „Weihnachtssinggeld", weil früher der Lehrer mit den Kindern von Haus zu Haus ging, Weihnachtslieder sang und dafür freiwillige Gaben erhielt, die im Lauf der Zeit als Leistung fixiert an die Kirchenkasse überging.

Der zweite Weihnachtstag (Stefanitag) ist den Burschen willkommen, sich vor ihren Mädchen als flotte Reiter zu zeigen. Einem alten Brauch zufolge müssen die Pferde an diesem Tag geritten werden, um vor Krankheiten im kommenden Jahr bewahrt zu bleiben.

Gar vieles „darf man in den zwölf Nächten nicht": Man darf sich nicht auf den Tisch setzen, man bekommt sonst Geschwüre da, wo sie einem besonders schmerzhaft sind. Man darf in den zwölf Nächten nicht waschen, noch Wäsche aufhängen, „man hängt Häute damit auf", das heißt, man bringt dadurch den den Tod ins Haus. Man darf nicht Hülsenfrüchte in dieser Zeit kochen und essen, erstens nimmt man diesen das „Geraten" fürs kommende Jahr, zweitens kommt man damit aufs „Armeleuteessen". Man darf in den zwölf Nächten, ausgenommen Sylvester, nicht spinnen, „sunst verwirrt die Trud, en alti Frâ, die die Stuwwestür aufmecht, die Rocken". Man muß in den 12 Nächten alle Kreuzwege meiden, Ohrfeigen fliegen einem dort an den Kopf, „daß ganz gräuseli is". Außerdem kann man sich dort, so man will, „mit 'n Bäese" liiren und auch die Kunst lernen, den Menschen Böses auf übernatürlichem Wege zuzufügen. Vieles, von dem „was man nicht darf", wird wohl nie zur Kenntnis Fremder gelangen, die Mutter tuts und das Kind lernts, aber gesprochen darf nie darüber werden. Die 12 Nächte sind auch von Vorbedeutung. Niest man in dieser Zeit, lebt man noch ein Jahr. Trägt man einem Mädchen eine Mistel ins Haus, wird sie im kommenden Jahr Braut. Was man träumt wird wahr. Auch die kleinsten Vorkommnisse sind von Wert.

Sehr bedeutungsvoll für das Volksleben ist Sylvester. Die „Altjôârs-" oder „Neujôârsnôcht". Die Mädchen sehen mit brennenden Licht in den Spiegel oder einen Kübel Wasser oder ein stehendes Gewässer, das Gesicht des Zukünftigen zu erspähen, wie sie auch hoffen, von ihm zü träumen. Trinkt er aus einem Becher Wasser, ist er arm, trinkt er aus dem Becher Wein, ist er reich. Aus Holzstößen ziehen sie Scheiter, ein gerades Scheit bedeutet einen Mann. Den Anfangsbuchstaben des Namens des erhofften Bräutigams suchen sie auch dadurch zu erfahren, daß sie die ganze Schale eines Apfels von elf bis zwölf Uhr, das Gesicht zur Türe gewendet, hinter sich ins Zimmer werfen; die Lage der Schale ergibt den Buchstaben. Auch werfen sie den Pantoffel hinter sich ins Zimmer zurück; liegt er auswärts, schreitet die das Schicksal befragende Maid im kommenden Jahr als Braut aus dem Zimmer.

Zuweilen machen sich die Mädchen „einer Vorsitz den Gschpaß", einen Gänserich in ihren Reigen zu stellen; diejenige wird Braut, auf die der Herr des Gänseharems zuwatschelt. Drei Lichter im Haus bedeuten eine Braut. Burschen und Mädchen sind in der Sylvesternacht stets „in Vorsitz" und bekommen Kaffee und Schneckennudeln, was sonst nur Ehrengästen vorgesetzt wird. Um 12 Uhr gehen alle Leute vor die Häuser, beten drei Vaterunser, vor den Wirtshäusern singen die Gäste meist: „Nun danket alle Gott!" Bis vor kurzer Zeit wünschte der Gemeindehirte auf den freien Dorfplätzen der Gemeinde in einem langen Spruche ein „glückseli's neues Jôèr".

Geht in der Sylvesternacht ein Licht aus oder bleibt eine Uhr stehen, bedeutet dies einen Todesfall in der Familie. Setzen sich Raben auf das Dach, bringen sie Unglück für die Bewohner, dasselbe bedeutet das Singen der Öfen oder Kochtöpfe.

Schlägt man in der Sylvesternacht Gesangbuch und Bibel auf, erfährt man auch das eigene Schicksal im kommenden Jahre. Um das Wetter zu erfahren, das des Bauern Wohl und Wehe bedeutet, werden 12 ausgehöhlte halbierte Zwiebeln, auch Nußschalen, als Näpfchen auf den Tisch gestellt und etwas Salz hineingestreut. Wer am andern Morgen nüchtern nachsieht, sieht aus der entstandenen Feuchtigkeit, Trockenheit oder Nässe der einzelnen Monate.

Der sich in der Sylvesternacht bildende Fensterschweiß ist das einzige Mittel gegen Flechten, der nüchtern unbeschrien aufgestrichen werden muß.

Drei Lichter im Haus und drei gekreuzte Besen an den Türen in der Sylvesternacht wehren Truden und Hexen den Eingang.

Die Zukunft suchen namentlich die jungen Leute auch aus den Wachsgebilden zu erkennen, die sie gießen. Wer den Mut hat, in der „Neujôèrsnacht" über einen Kreuzweg auf einen Kirchenweg zu gehen, sieht dort die Toten des kommenden Jahres und auch dessen Ereignisse vorüberziehen.

„Wer wos kann", d. h. wer sich auf Sympathiemittel versteht, oder „brauchen" kann, stelle sich um 12 Uhr nachts auf einen Kreuzweg mit einem Spiegel — darin tun ihm seine Helfershelfer und der Teufel alles Wünschenswerte und Wissenswerte kund, dabei kam schon vor, daß die Kobolde zwei Spiegel zerschlugen und erst im dritten Spiegel das Zukunftsbild sich zeigte.

Von zwölf bis ein Uhr der Sylvesternacht wünschen die Bauern ihrem Vieh, den Obstbäumen, mitunter auch dem Felde ein gutes neues Jahr, was sie mitunter am Neujahrmorgen wiederholen, zuweilen binden sie auch Strohbänder um die Bäume.

In manchen Gemeinden geht der Bauer am Neujahrsmorgen über seine Felder zum Glückwünschen, dabei darf er aber über keinen Kreuzweg gehen, denn dort ist jeder die Beute des wilden Heeres und wird jämmerlich zerbläut.

Der erste Gratulant am Neujahrmorgen soll stets ein Mann oder Knabe sein. Wehe der Magd, die unvorsichtig dem Bauern als Erste ein „guets neus Jôèr git" (d. h. wünscht). An Neujahr erhalten die Dienstboten „Lebkuêche", Neujahrszucker, Nüsse, Äpfel, auch 1 oder 2 Mark als Geschenk; wenn dies gut

ausfiel, war es „'e gscheid'ts Neujôèr". Die Taufpaten bringen ihren Paten die sog. „Doutebündel" (Patenbündel), der Marzipanreiter für Buben, Marzipandocken für Mädchen enthält, neben sonstigem „Neujôèrzucker". Konfirmanden erhalten mit diesem Bündel auch gleich ihr Konfirmationsgeschenk (Uhr, Hemden, Gesangbücher). Kleinere Kinder bekommen vom Bäcker gebackene Kränze oder Bretzen, neben sogenannten Schlacken von den Eltern.

Arme erhalten an Neujahr mehr als sonst. Der Gemeindehirte Geschenke in Naturalien. Die Gänsehirtin wünschte in den Häusern ihrer Pflegebefohlenen auch ein gutes neues Jahr, natürlich auch mit offener Hand.

Die Hühnernester werden am Neujahrtag mit frischem Stroh gefüllt, soll gegen Marder und „Wiesele" helfen.

Der auf Neujahr folgende nächste Festtag ist der Tag der heiligen drei Könige mit dem die „zwölf Nächte" schließen.

In der Rothenburger Gegend herrscht zum Teil jetzt noch der Brauch, daß vermummte Knaben mit einem Stern an einer Stange von Haus zu Haus ziehend, Erbsen an die Fenster werfen und mit Ruten gegen Fenster und Türe schlagen mit dem Rufe:

„Klopf ôù, klopf ôù,
d' Frâ hat an schäene Mou
an schäene und an reiche
die ananner gleiche."

Für die Schmeichelei erhalten sie Äpfel, Nüsse, „Golopf" [1]). Die kleinen Schelme lassen die Ruten leicht um die Füße der Geber gleiten. Der „Klöpferlestoog" heißt er in der Landwehr bei den Kindern.

An Dreikönig wird Haus und Stall mit Wachholder ausgeräuchert, dem Vieh Salz und Brot gereicht, zum Schutz gegen Seuchen und Truden. In Gattenhofen bei Rothenburg ist vor Zeiten, so erzählt die Sage, „eine reiche Gräfin spazieren gefahren, ihr Wagen habe zu Rädern Küchlein gehabt. Der Wagen aber wäre mit Insassin verschwunden". Ob dies Frau Perchta war?

Der Dreikönigtag heißt in der Landwehr nur der Obersttag, an dem vielfach Märkte sind, wo Heiratslustige sich treffen.

Das Abendessen bilden meist Eier an diesem Tag. Gerne rührt die Bäuerin ihre Mehl- und Hutzeltruhen um, um die Fülle hinein zu bannen. Allgemein herrscht noch der Brauch, daß der „Bauer„ C. × M. × B. × mit Kreide an Tür „malt", insbesondere an Stalltüren, „daß nix Bäes nei konn".

Bekanntlich rühmt sich Köln, die Gebeine der heiligen drei Könige zu besitzen. Von Köln kam am Niederrhein der Gebrauch der sog. Dreikönigszettel auf, wovon sogar welche bis nach Mittelfranken verbreitet wurden. D. B. besitzt solche Zettel samt einem vertrockneten, unkenntlich gewordenen Kraut, welche im Dachfirstbalken des ältesten, über den 30jährigen Krieg hinausreichenden Gebäudes, des Dorfes Steinach bei Rothenburg o. T. gefunden wurden. Auf diesen Zetteln sind die Anfangsbuchstaben der Namen der Heiligen drei Könige

[1]) Gugelhopf.

mit drei Kreuzen verzeichnet, nebst andern unkenntlichen Schriftzeichen. Die Zettel sind in bestimmten Mustern mit kleinen und größeren Nadeln durchlocht. Ein „Cölnisch säckchen" aus buntkarriertem (rot, blau und weiß) Bettzeug umhüllt die Zettel.

Mit dem Dreikönigsfest schließt die Weihnachtszeit, die geheimnisvolle, und beginnt die frohe Fastenzeit, von deren Gebräuchen ich vielleicht ein andermal berichten darf.

Von den Regenbogenschüsselchen.

Von
Professor Dr. **Goeßler**, Stuttgart.

Die den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt angehörenden hohlen Goldmünzen der Kelten, in unserer Gegend vor allem der Helvetier und Vojer, sind als besonders in die Augen fallende Fundstücke von jeher Gegenstände des Volksaberglaubens gewesen. Der Volksmund nennt sie „Regenbogenschüsselchen"; denn man findet sie da, wo der Regenbogen die Erde berührt, und es ist „Gold vom Regenbogen abgetropft", wie denn auch eine Abart, das kugelförmige „Globule", ganz das Aussehen eines Goldtropfens hat. Mit dem Regenbogen stehen sie auch insofern in Beziehung, als sie der Regen bloßwäscht. Gold bringt Glück; daher ruht auf diesen Münzen ein Segen, den der Himmel schenkt. Eine Flur auf Markung Dettingen im württembergischen Oberamt Urach, wo schon eine Reihe Regenbogenschüsselchen gefunden worden sind, heißt „Goldland". Es handelt sich dabei offenbar um einen alten Versteckfund, der langsam herausgeackert wird. Der Ort liegt ganz in der Nähe eines Fußpasses, der den Heidengraben, die bekannte gallische Stadt hinter dem Neuffen, mit dem Ermstal verbindet. Aber diese harmlosere Auffassung vom „glückbringenden Himmelsboten" geht weiter hinein ins Gebiet des richtigen Aberglaubens, und zwar des zähesten, der dem Gold heilende Kraft zuteilt. R. Forrer macht in seiner „keltischen Numismatik der Donau- und Rheinlande" auf das alte Buch eines Arztes Valentini aufmerksam, der in seinem „Musei Museorum" mitteilt, daß die „scutellae iridis", Regenbogenschüsselchen, gegen das Fieber und bei Geburten heilsam wirkten. Damit stimmt die Beobachtung, daß eine Reihe derselben bis zum heutigen Tag angeschabt werden, um den Staub ins Getränk zu mischen. Dem Spürsinn des unermüdlichen Erforschers des fränkischen Volkslebens, des Oberpostkassiers Fleck-Mergentheim, verdanke ich neuestens die Kenntnis zweier stark angeschabter Stücke. Im Privatbesitz in Standorf, O.-A. Mergentheim, ist ein Regenbogenschüsselchen, gefunden vermutlich „auf der Heide", der Höhe zwischen zwei der Tauber süd-westlich zulaufenden Tälern. Der jetzige Besitzer hat es am Hochzeitstag vom Vater erhalten; es ist Familienbesitz seit drei Gene-

rationen und wird in der gleichen Schublade in einem alten Holzbüchschen verwahrt; selbstverständlich unveräußerlich, da es das Glück des Hauses bedeutet. Genauer ist es ein Viertelstater, 1,51 gr schwer. Die konvexe Seite, der Avers, zeigt Reste eines gebogenen Reifens (Kranzes), der hohle Revers ist glatt. Ein im Aussehen damit verwandtes, aber da sehr abgenützt und noch stärker außen und innen abgefeilt und 1,25 gr schwer, im Privatbesitz in Wermutshausen, O.-A. Mergentheim, ist auf der Markung des bayrischen Auernhofen gefunden. Kindern träufelt man, so erzählte man H. Fleck beim Vorzeigen des Stückes, bei Gicher, Fieber u. a. soviel Wasser auf die Zunge, als das „Gottesschüssele" fasse. Und als es kürzlich in Hollenbach, O.-A. Künzelsau brannte, da war die erste Sorge des Hausbesitzers, sein Regenbogenschüsselchen zu retten.

Regenbogenschüsselchen sind im Hohenlohisch-fränkischen noch sehr zahlreich im Privatbesitz. Das ist auch den Altertumshändlern nicht unbekannt, und sie haben bereits recht hohe Preise für die von ihnen weiter verkauften Stücke festgesetzt. Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß ein solcher Verkauf an Händler für die Eigentümer ein unlukrativer ist, als wenn ein Verkaufslustiger sich gleich an eine öffentliche Sammlung, in Württemberg an das k. Münzkabinett Stuttgart, in Bayern an die Wertheimer, Würzburger oder Münchner Altertumssammlungen wendet. Dazu ist immer von großer Wichtigkeit die möglichst genaue Kenntnis der Fundstelle. Dem vom Unterzeichneten verwalteten Stuttgarter Münzkabinett wurden von einem Händler in den letzten Jahren des öfteren Regenbogenschüsselchen aus dem Hohenlohischen zum Kauf angeboten. Wir haben sie, wenn auch zu hohem Preis, erworben, da sie längst bekannten Fundplätzen entstammten. Eines Tages bot derselbe silberne Keltenmünzen an. Sie stellten einen bei uns völlig fremden Typus dar, wie er nie im Boden gefunden wird, waren aber echt und hatten — auf Wunsch! — genaue Angabe eines Fundortes. Eingehende Nachforschungen ergaben, daß von allen an Ort und Stelle gar nichts bekannt war. Der Händler hat, wenn er es auch nicht eingestanden hat — widersprochen hat er aber auch nicht — keltische Münzen im großen Handel erworben und bei uns als Landesfund mit gut bezeugtem Fundort, wofür immer wesentlich mehr, als für Stücke ohne Fundort, bezahlt wird, anzubringen versucht. Abgesehen von allem andern liegt hier ein gefährlicher Versuch vor, die Wissenschaft zu fälschen.

Eine Stunde beim Antiquitätenhändler.

Von

Julia Alice Windmüller, Hamburg.

Schon zehn Minuten wartete ich von Ungeduld gepeinigt, auf Lissi meine kleine Braut, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ein ganz altes Zimmer zusammenzukaufen. Müde und in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich schließlich in einen alten, bequemen Stuhl, welcher der verstorbenen Königin gehört haben sollte und von dieser einem alten Diener geschenkt wurde. So kam er in die Hände des Antiquitätenhändlers.

Man hat ja nicht nötig, alles zu glauben, was geschrieben steht, Papier ist bekanntlich geduldig.

Eine alte Uhr tickte; eine Fliege, die nach vergeblichen Anstrengungen, auf meiner Nase Platz zu nehmen, durch die Stube summte, machte mich schläfrig.

Ich setzte mich bequemer zurecht und dachte über die Vergangenheit des Stuhles nach, ob er wohl wirklich in dem Besitz unserer vielgeliebten Königin gewesen und – – –

„Es ist doch merkwürdig", hörte ich da plötzlich mit Staunen eine leise klingende Stimme sprechen, daß so unbedeutende Geschöpfe wie du sich immerfort bemerkbar machen müssen!" Die Stimme kam offenbar aus der Richtung eines messingnen Leuchters. Und gleich darauf eine knarrende Stimme, die aus der Uhr kam: „Du alter, verbeulter, mit Grünspann besetzter Knappe paßt wirklich nur in eine Rumpelkammer. Wozu bist du zu gebrauchen? Haha! Tick tack, alter grünlicher Patron, du bist antik, und weiter nichts. Ich „gehe" noch, trotz meines hohen Alters, zeige die Stunden, die Daten, die Monate an und bin viel mehr wert als du!"

„Seid still und zankt euch nicht", sagte der Stuhl, auf dem ich saß, mit Würde, „und ratet mir lieber, wie ich die Lüge, die seit meinem Hiersein an mir klebt, abwälzen kann."

„Welche Lüge denn?" tickte die Uhr.

„Die Lüge, die auf dem weißen Zettel steht. Ich bin nie in einem Palaste gewesen, ich bin in Ehren alt geworden bei guten Bürgersleuten und verachte alles, was nicht echt und wahr ist!"

„Du bist aber viel mehr wert, wenn du dir den Anschein gibst, als kämest du aus einem Palaste", warf der Leuchter ein. „Ich selbst bin künstlich antik gemacht worden; man sieht es gar nicht und die Uhr kann es nicht hören, daß ich es dir anvertraue. Man hat mich hin- und hergeworfen, damt ich Beulen bekomme; jetzt habe ich dadurch den zehnfachen Wert".

„Was habt ihr da zu tuscheln", ließ sich ein alter Perserteppich vernehmen. „Mit meinen vielen Mottenlöchern, die so fein aus gebessert sind, daß man sie nicht bemerkt, bin ich das wertvollste Stück hier im Laden."

„Ich bin viel schöner und kostbarer als du", bemerkte eine Spitze, „ich bin die beste Imitation der berühmten „Isabella", die gestohlen wurde; jetzt gelte ich für sie und bin so kostbar wie sie."

„Ruhe", rief der alte Stuhl, „ich bin alt und gebrechlich und werde wohl bald ausgedient haben. Vorher aber will ich euch eine Geschichte erzählen!"

„Ja, erzähle, erzähle", riefen alle, wo kommst du her?"

Der Stuhl begann: „Ich stand mit vielen andern Gebrauchsgegenständen in einem Möbellager. Eines Tages wurde ich in das Schaufenster gestellt und sah von nun an viele Leute an mir vorübergehen. Ich muß wohl vielen gefallen haben, denn ich wurde mehrmals im Laden gezeigt und wieder ins Schaufenster gestellt. „Der Preis ist zu hoch", sagten die Leute. Einmal

blieb ein junges Paar vor dem Schaufenster stehen; es schien mir, als ob ich der Gegenstand seiner Unterhaltung sei. Sie kamen in den Laden, ich wurde hergeholt und dann in Papier eingepackt, in den Kellerraum gestellt. Das war langweilig; ich sah immer dasselbe und mußte lange Zeit dort zubringen. Doch endlich kam die Erlösung. Meine Hülle wurde wieder abgenommen, und ich befand mich in einem mit Blumen geschmückten Erker. Da trat dasselbe Paar in die Stube, das ich schon im Laden sah. Der Mann hatte seinen Arm um die Schultern der Frau gelegt und führte sie zu mir.

„Dort, in diesem Stuhle sollst du sitzen und mich erwarten, wenn ich vom Geschäft nach Hause komme". Sie weinte und dankte ihm mit Küssen für das Geschenk, für seine Liebe. Ich verstand das alles erst später.

Abends in der Dämmerstunde saßen sie oft in dem Erker. Er setzte sich dann in meine weichen Polster, und sie saß auf seinem Schoß wie ein Kind. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Sie küßten sich und sprachen von Liebe, und dann flüsterten sie oft so leise, daß ich nichts verstehen konnte. Ihr liebes Gesichtchen erglühte wie eine Rose, und ihre Augen glänzten vor Glückseligkeit. Träumend saß sie oft am Fenster oder arbeitete kleine, zierliche Sächelchen, wie ich sie nie gesehen. Wenn er heimkam, legte sie diese Stücke in seine großen, kräftigen Hände, die vorsichtig die winzigen Kunstwerke anfaßten, als könnten sie ihm entfallen. Dann sahen sich die beiden lange in die Augen, er küßte ihre Hände und ihren Mund, aber sprechen taten sie nicht. Wollte er reden, legte sie ihm ihre kleine, weiße Hand auf den Mund unn flüsterte: „Nicht sprechen! Schau mir in die Augen, Liebster, darin steht alles geschrieben, was du mir und ich dir sagen möchte".

Lange Zeit kam die Frau nicht mehr zu mir. Ich wußte nicht weshalb. Da führte er sie eines Jages, behutsam wie ein Kleinod, an ihren Lieblingsplatz. Sie sah blaß und zart aus; ich hatte sie nie so schön gesehen. Als sie im Stuhl saß, brachte eine Frau ein kleines, weißes Bündel herein und legte es der Frau vorsichtig in die Arme.

Kleine Hände und ein winziges Gesicht schauten daraus hervor und die junge Frau sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Glück auf ihren Gatten und das Bübchen, das sie an ihr Herz drückte.

„So sieht also ein kleiner Mensch aus", dachte ich bei mir, „wie merkwürdig!" Im Laufe der Jahre wurde ihr noch manches kleine Menschlein in die Arme gelegt; drei Buben und zwei Mädchen. Die größeren Kinder kletterten gern auf mir herum, und manches Märchen belauschte ich, das die Mutter ihren Kindern erzählte. Ich wollte, ich könnte euch diese traulichen Stunden schildern. Doch ich bin ein einfacher Stuhl und vermag nicht das liebliche Kosen und Plaudern einer Mutter wiederzugeben.

Die Jahre zogen vorüber, ich verlebte Freud' und Leid mit der Familie. Aus den Kindern wurden große Menschen; die Söhne zogen hinaus in die Fremde, die Töchter verheirateten sich.

Die Frau verbreitete wie in ihrer Jugend eine stille Glückseligkeit; in dem Erker saß sie oft auf ihrem Lieblingsplatze, strich dem Mann die Sorgenfalten von der Stirn mit ihren schönen, ruhigen Händen. Die Söhne kamen und beichteten hier, was sie erlebten, die Töchter ihre ersten Liebesträume.

Hier wurde der Großmutter der erste Enkel in den Schoß gelegt, und wie bei ihrem Erstgeborenen legte sie segnend mit einem stillen Gebet die Hände auf des Kindes Haupt.

Hier brach sie zusammen, als sie die Kunde erhielt, daß ihr liebster Gefährte sie auf ewig verlassen, daß ihr Glück vom kalten Sensenmann zertrümmert sei.

Sie blieb ihren Kindern die gütige Mutter und bekämpfte wacker ihren Schmerz; aber ihr schönes Blondhaar, das ihn so oft entzückt hatte, wurde weiß und um den Mund gruben sich tiefe Falten.

Sie lebte sehr zurückgezogen, nur für ihre Kinder. Eines Tages fand man sie entseelt; der Kopf ruhte an meiner Lehne, und die fleißigen Hände lagen kalt und bleich in ihrem Schoß.

* * *

„Liebster, schämst du dich nicht, am hellen Vormittag zu schlafen wie ein Dachs?"

Erschrocken fahre ich in die Höhe. Vor mir steht Lissi, blühend wie ein sonniger Frühlings-

tag und fällt mir lachend mit tausend Entschuldigungen für ihr Zuspätkommen um den Hals. Sie gibt mich endlich frei und sieht auf den Stuhl, in dessen Polstern ich eben so wunderbar geträumt.

„Liebster, solchen Stuhl hatte die Großmutter, schau nur her, es könnte fast derselbe sein."

Nachdenklich ruhte ihr Blick auf dem verblichenen Überzug, bis er überrascht auf einer Stelle haften bleibt. Dort waren fünf kleine Fingerabdrücke. „Kurt, es ist der alte Stuhl! Sieh nur die Fingerchen, die stammen von mir, und trotz aller Mühe konnte Großmütterchen sie nicht wieder entfernen."

Zwei Seelen und ein Gedanke. Ich kaufte den Stuhl und erzählte meiner Lissi später in einer traulichen Stunde in der ersten Zeit unserer Ehe, was ich in dem alten Stuhl träumte.

Gebe Gott, daß wir ebenso glücklich werden, wie ich es im Traum gesehen!

Aus dem Frankenland.

Umfrage.

In der Nähe welcher Orte befinden sich in fränkischen (bezw. bayerischen) Flüssen oder Bächen, abgesehen von der Rednitz, Wasserschöpfräder zum Bewässern der Wiesen?

Gütige Mitteilungen an Dr. Hans Gießberger, Erlangen.

Erinnerungsblätter.

Der Übergang des Amtes Steinfeld an Bayern. Am 30. Oktober 1819 geschah in dem Orte Karbach der feierliche Akt der Besitznahme des Amtes Steinfeld durch den bayerischen Kommissär Regierungsdirektor Stumpf, nachdem die Pflichtentlassung von dem großherzogl. badischen Kommissär, dem dirigierenden Kreisrat von Berg erfolgt war. Der neuerworbene Distrikt wurde sonach dem Herrschaftsrichter zu Rothenfels zugeteilt. Die beiden Kommissäre wurden dann bei ihrer Abfahrt nach Rothenfels ebenso feierlich wie bei ihrer Ankunft zu Karbach begrüßt. Mehrere Ortseinwohner begleiteten die Wagen zu Pferde. Auf dem Schlosse zu Rothenfels war gleichfalls ein feierlicher Empfang vorbereitet. Die angesehensten Beamten des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, die Vorstände der Regierungs- und Domänenkanzlei und geheimen Räte waren daselbst anwesend und die Feierlichkeit schloß mit einer reichbesetzten Tafel.

Die Bevölkerung des neuen Erwerbs beträgt 5397 Seelen. Nach 17 Jahren ist dieser Distrikt, welcher im Jahre 1802 vom Fürstentum Würzburg getrennt wurde, nun wieder mit dem Kreise vereinigt, dessen Hauptbestandteil jenes Fürstentum ausmacht. Der Distrikt besteht aus den Orten Steinfeld, Karbach, Greußenheim, Birkenfeld, Ansbach, Waldzell, Zimmern, Roden, Sendelbach, Pflochsbach, Erlach und Mariabuchen. Mitgeteilt von Eichelsbacher.

Büchertisch.

1. Besprechungen.

Kahm, Philipp: Praktischer Ratgeber für heimatliche Bauweise auf dem Lande. Mit 260 Abb. Wiesbaden, Westd. Verlag. Geb. Mk. 4.—.

In jüngster Zeit mehren sich erfreulicherweise immer mehr die Bestrebungen, das Haus und das Dorf des vorigen Jahrhunderts wieder zur Ehre gelangen zu lassen. Diese neue Strömung in der Baukunst sucht auch Herr Architekt Ph. Kahm in Eltville durch sein Buch „Praktischer

Ratgeber für heimatliche Bauweise auf dem Lande" zu unterstützen. Neben mustergültigen Abbildungen von Häusern und Straßenbildern aus der guten alten Zeit, enthält das Werkchen auch Entwürfe von ländlichen Bauten im modernen Stil, jedoch angepaßt an die altbewährte Bauweise unserer Vorfahren. Aber nicht nur den architektonisch-künstlerischen, sondern auch den konstruktiven und hygienischen Anforderungen wird die Arbeit des Verfassers gerecht. Sie wird deshalb für jeden Architekten ein willkommenes Hilfsbuch sein. Baumeister Hauck, Wertheim.

Heimat und Welt. 4. Jahrgang 1914 Heft 1–9. Weimar.

Die Monatsschrift erscheint unter Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Sie hat sich die Pflege unserer ererbten Volks- und Kulturgüter und den Schutz und die Erhaltung deutscher Sitte und Art unter den Auslandsdeutschen zur Aufgabe gesetzt. So ist die Zeitschrift auch eine rege Vermittlerin zwischen uns und den Brüdern in der Fremde. Vielen Tausenden wird erst in diesen Monaten Sinn und Verständnis für diese Ziele erwachsen sein, das wird einst auch dem Deutschtum im Auslande zugute kommen. H. W.

Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 12. bis 14. Heft. Leipzig 1914.

Für fränkische Familiengeschichte ist die Veröffentlichung aus dem Kontraktenbuch der Stadt Tauberbischofsheim 1556 bis 1586 durch Amtmann Strack lebhaft zu begrüßen. Aus dem weiteren Inhalt sei erwähnt: Alfred Hönger, „Die Entwicklung der literarischen Darstellungsform der Genealogie im deutschen Mittelalter, von der Karolingerzeit bis zu Otto von Freising". Bräuning-Oktavio, „Jahresbericht über die Erscheinungen in der genealogischen Literatur".

2. Zeitschriften-Schau.

Das Bayerland. 25. Jahrgang. München 1914. Heft 38. Steinberger: Der Johannisfriedhof zu Nürnberg. (Unsere Bemerkung in Heft 7 Seite 383 ist als irrtümlich zu streichen.) Heft 39. Spiegel: Die künstliche Höhle in Veitenstein bei Baunach. Sehr wertvolle und eingehende Untersuchungen für die Beziehungen St. Veits und der Veitsheiligtümer zur Volkssage. – Höfer: Kirchdorf Schönwald und Schloß Sophienreuth (Oberfranken). Heft 40. Spiegel: Die künstliche Höhle im Veitenstein bei Baunach (Fortsetzung). Heft 41. Spiegel: Die künstliche Höhle in Veitenstein bei Baunach (Schluß). Heft 42. Hans Eber: Zum Stammsitze des altfränkischen Gaugrafengeschlechtes Giech. – Urff: Nordfränkische Bilder Mellrichstadt. – Büttner: Das „Zwerglein" in Bayreuth. Grabmal des Kammerzwergs Laubenberg des Markgrafen Georg Wilhelm. 1714. Heft 43. Georg Rauch: Frickenhausen a. Main. Heft 44. P. Gloning: Vierzehnheiligen. – Urff: Nordfränkische Bilder: Königshofen im Grabfeld. – N. Die Feier der 100jährigen Zugehörigkeit Unterfrankens zu Bayern. Heft 45. Urff: Nordfränkische Bilder: Die Salzburg. Heft 46. Messerschmidt: Burg Lisberg im Steigerwald. Heft 47/48. (Die Zeitschrift erscheint wegen des Krieges nur alle 14 Tage in verringertem Umfange.) Xaver Schmidt: Alte Steinkreuze aus Ansbach's Umgebung in Sage und Geschichte. Heft 49/50. Urff: Nordfränkische Bilder: Münnerstadt. Heft 51/52. Apfelbacher: Die Franzosen in Franken. (Volkslied auf die Schlacht bei Würzburg am 4. September 1796.)

Frankfurter Blätter für Familiengeschichte. Herausgegeben von Kiefer, 1914. Frankfurt a. M. Heft 2–7. G. Merk: Das Ravensburger Bürgerbuch. Alphabetisch geordnete Veröffentlichung der Erwerber des Ravensburger Bürgerrechts im 16. Jahrhundert.

Die Persönlichkeit. Frankfurt a. M. 1914. Heft 8. Stümcke: Herzog von Sachsen-Meiningen und das Theater. (Die Monatsschrift hat ihr Erscheinen für die Dauer des Krieges eingestellt.)

Der Bayerwald. 12. Jahrgang. Straubing 1914. Heft 4/5. Schneller: Zwei niederbayerische Wallburgen. (Die vorgeschichtlichen Schanzwerke bei Kehlheim und Weltenburg.)

Herausgeber: Dr. Hans Walter, fürstl. Archivar, Kreuzwertheim a. M. – Druck u. Verlag: K. Trilitsch, Dettelbach a. M.

BINDING SECT. JUL 27 1971

DC
1
F66
Jg.1

Frankenland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

50